

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN 1942

WALTER DE GRUYTER & CO.

300394

Die Zeitschrift ist das offizielle Organ der
Deutsch-Ungarischen Gesellschaft, Berlin.
Die Mitglieder erhalten die „Ungarischen
Jahrbücher“ unentgeltlich.



Inhalt des zweiundzwanzigsten Bandes

I. Aufsätze

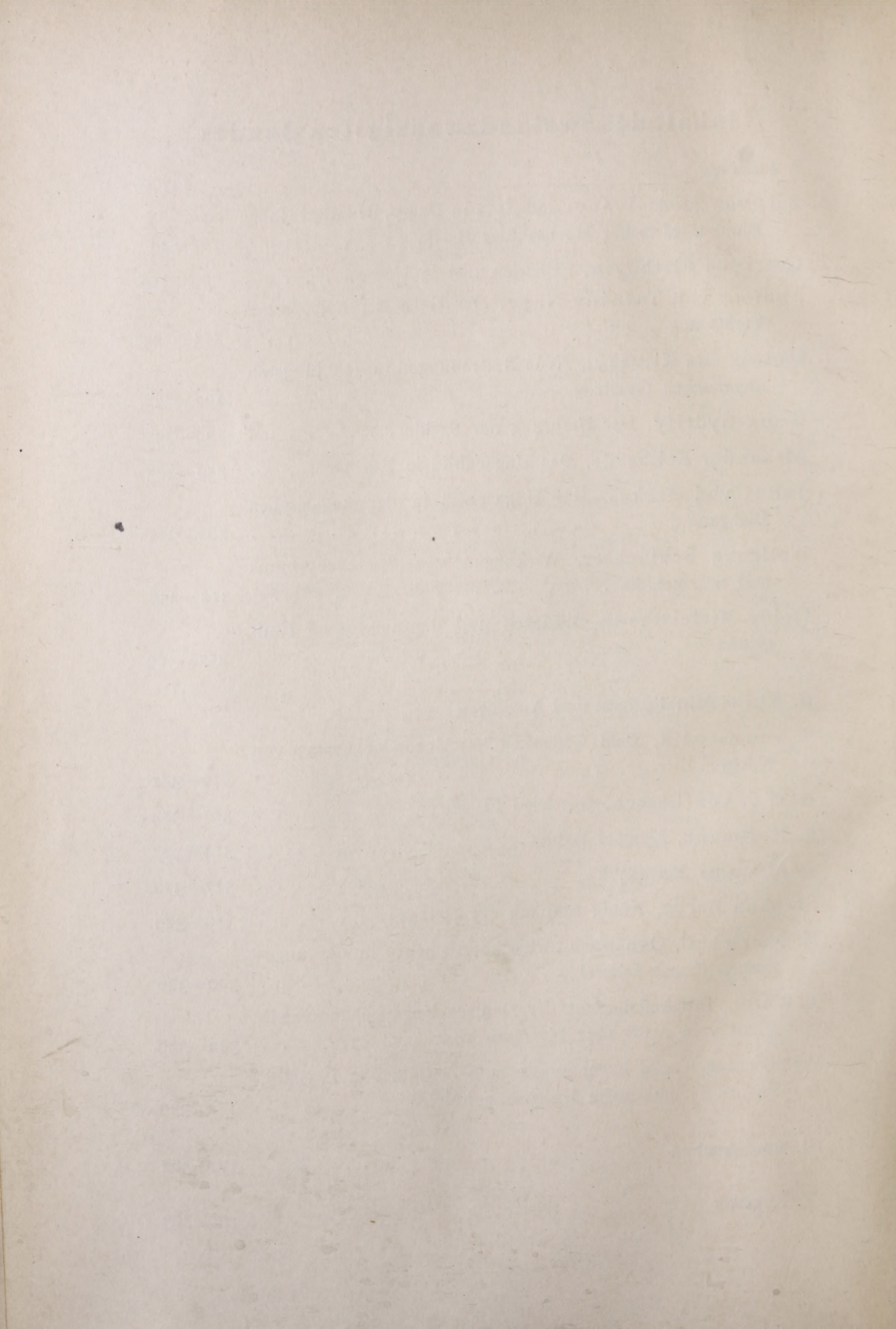
	Seite
Béla von Szent-Iványi und Zoltán Papp, Hundert Jahre Bund ungarischer Hochschüler Berlin	I—28
Gottfried Fittbogen, Friedrich List in Ungarn	29—110
Andreas von Tasnády-Nagy, Der Geist der ungarischen Verfassung	111—121
Ludwig von Klivényi, Neue Bestrebungen in den jüngsten ungarischen Gesetzen	122—128
Georg Györffy, Der Ursprung der Székler.	129—151
Alexander Eckhardt, Das Ungarnbild in Europa	152—185
Julius von Farkas, Das Ungarnbild in der ungarischen Dichtung	186—211
Wolfgang Schlachter, Wirkungen von Sprachrhythmus und Satzmelodie	212—256
Isolde Mittelstaedt, Bismarck und die ungarische Emigration	257—309

II. Kleine Mitteilungen und Anzeigen

A. von Gabain, Dem Gedenken an Alexander Csoma von Körös	310—311
Karl C. von Loesch, Gottfried Fittbogen	311—314
L. Hoffmann, Michael Babits	314—317
— Alexander Reményik	317—318
Stephan Barta, König Stephan der Heilige	319—320
M. Oberschall, Osmanisch-türkische Elemente in der ungarischen Kunststickerei	320—326
A. Weitz, Tätigkeitsbericht der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft vom April 1941 bis April 1942	326—329
Verbesserungen und Ergänzungen zum Aufsatz von L. Gáldi, Ungarisch-rumänische Kulturbeziehungen	329

III. Bücherschau	330—362
----------------------------	---------

IV. Register	363
------------------------	-----



Hundert Jahre Bund Ungarischer Hochschüler Berlin.

Von

Zoltán von Papp und Béla von Szent-Iványi (Berlin).

Die Besucher der ausländischen Universitäten spielten zu allen Zeiten eine wichtige Rolle auf dem Gebiete der geistigen Beziehungen der Völker. Auch das Ungartum schickte seine Vertreter schon früh an westliche Universitäten, die Quellen aller wichtigen Strömungen der europäischen Kultur. Sogar in den schweren Jahren der türkischen Besetzungszeit finden wir Ungarn an den westlichen Hochschulen. Nachdem sich das Ungartum seit der Annahme des Christentums völlig der westlichen Kultur angeschlossen hatte, und da seine Universitäten und Hochschulen immer in enger Verbindung mit der wissenschaftlichen Welt des Westens standen, waren seine Studenten nicht bloße Bewunderer einer fremden Kultur, sondern Lernende, die tiefer eindringen wollten in die Ergebnisse der Wissenschaft.

Der hundertjährige Bund der Berliner ungarischen Studierenden stellt ein schönes Dokument der Ungestörtheit und Beständigkeit der deutsch-ungarischen Beziehungen dar. Obwohl er im modernen Sinne der erste ungarische Verein im Auslande ist, handelt es sich doch nicht um die erste ungarische ausländische Studentenverbindung, denn als solche sind schon die gemäß der Organisation der mittelalterlichen Universitäten gebildeten ungarischen „Nationen“ zu bezeichnen. Die Wittenberger ungarischen Studenten, die sich dank der Raumbewinnung der Reformation ständig vermehrten, bildeten schon im Jahre 1555 eine Gesellschaft und wählten einen Senior. Diese ungarische „Bursa“ gab viele Dissertationen heraus; sie hielt ungarische Gottesdienste ab, zu welchen die Mitglieder in ungarischer Tracht erschienen. 1636 schlossen zehn ungarische Theologen in London ein Bündnis mit dem Ziel der Verbreitung des Puritanismus in ihrem Vaterlande. Die ungarischen pietistischen Theologen trafen sich in dem Hallenser Waisenhaus und errichteten hier schon im Jahre 1724 eine ungarische Stiftung für vierzehn ungarische Studenten. Die ungarischen Studenten in Wittenberg versammelten sich zu dieser Zeit in dem Haus des aus Ungarn stammenden Dekans der Universität, Georg Michaelis CASSAI, der ihnen nach seinem Tode seine reiche Bibliothek vermachte,



um deren Erweiterung die ungarischen Studenten ständig bemüht geblieben sind.

Die Gründer des Bundes der ungarischen Hochschüler in Berlin haben gleichzeitig mit ihrer Vereinigung auch eine ungarische Bibliothek errichtet, und diese Bibliothek bildete den Grundstock des 1917 ins Leben gerufenen Ungarischen Instituts an der Universität Berlin. Es ist daher, was die Verwaltung gewisser kultureller Belange betrifft, als Rechtsnachfolger des alten Bundes zu bezeichnen.

Es ist nicht möglich, die 100jährige Geschichte von der Gründung des Bundes bis zum heutigen Tage gleichmäßig ins Einzelne gehend zu untersuchen, da man zur geistesgeschichtlichen Beurteilung der neueren Zeit noch nicht den nötigen Abstand besitzt; deshalb sollen hier nur Daten dem Leser übermittelt werden. Am Anfang der Periode, die zur Untersuchung steht, herrscht auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften der deutsche Idealismus, der aber langsam dem Positivismus weichen muß; auf der politischen Ebene wechselt die Welt des Ständestaates mit der bürgerlich-liberalen Auffassung und in der Literatur drängt der Realismus die Romantik zurück. Am Ende des Zeitalters breitet sich auf Grund der naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse die Technik überall ungemein schnell aus, und der Glaube an die geistigen Werte verblaßt mehr und mehr. In dieser Zeit zeigt die Geschichte des Bundes zwar lehrreich die Rolle der erwähnten Zeitideen in den deutsch-ungarischen geistigen Beziehungen, bietet aber kein volles Bild dieser Verhältnisse. Im 19. Jahrhundert verloren nämlich die ausländischen Studien sowie die persönlichen Beziehungen der geistigen Elite allgemein viel von ihrer bisherigen wichtigen Bedeutung; das Buch und die Presse wurden schnellere Vermittler.

Wenn nun auch das im Laufe dieser Untersuchung entstehende Bild der geistigen Beziehungen kein vollständiges sein kann, so werden doch die charakteristischsten Züge — angesichts der ständig wachsenden Wichtigkeit Berlins und des steten Interesses des Ungartums dieser Stadt gegenüber — nicht fehlen.

Die neuzeitlichen deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen zerfallen in zwei Gruppen. Die vielseitige und ergebnisreiche Verbindung des katholischen Deutschtums und Ungartums war infolge der Politik des Hauses Habsburg, die oftmals die ungarische Verfassung gefährdete, nicht immer ungestört. Dem protestantischen Deutschland jedoch war nicht nur der verfolgte Glaubensgenosse, sondern jeder Vertreter des selbstbewußten Ungartums immer mit aufrichtiger Freundschaft zugetan. Die politische Freundschaft des Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel BETHLEN, und des Freiheitshelden FRANZ RÁKÓCZI II. mit den protestantischen deutschen Fürsten, in erster Linie mit dem preußischen Hof, führte in grader Linie zu dem preußisch-ungarischen Geheimbündnis am Ende des 18. Jahr-

hundreds gegen die gesetzwidrige Herrschaft Josephs II. und Leopolds I., und zu der aufflammenden Sympathie für Ungarn im preußisch-österreichischen Krieg 1866. Im Anschluß an diese politischen Beziehungen gestaltete sich auch das kulturelle Bündnis zwischen dem deutschen und ungarischen Protestantismus immer inniger. Die Siebenbürger Fürsten und Magnaten förderten die ständige Wirkung des deutschen Protestantismus auch durch Stiftungen an deutschen Universitäten und durch Einladungen deutscher Gelehrter an ihre Hochschulen. Mit dem Aufhören der Selbständigkeit Siebenbürgens im 18. Jahrhundert zwang das kaiserliche Haus das Ungartum, alle seine ausländischen Verbindungen über Wien zu leiten. Zur Zeit der Heiligen Allianz hielt die Regierung Metternichs Ungarn in vollständiger Isolierung. Streng verbot man den Besuch aller europäischer Universitäten und versuchte den Plan Maria Theresias, innerhalb der Monarchie — diesmal in Wien — eine protestantische theologische Fakultät zu errichten, in die Wirklichkeit umzusetzen. Hierdurch hoffte die Regierung die ungarische Jugend von dem Besuch deutscher Universitäten zurückzuhalten.

Zum erstenmal wurde diese kulturelle Isolierung im Jahre 1835 durchbrochen, als die Wiener Regierung endlich den Besuch der neuen im Jahre 1810 gegründeten Berliner Universität erlaubte. Man hoffte nämlich, daß diese unter der strengen Kontrolle der Preußischen Regierung wirkende Hochschule von allen revolutionären Lehren verschont und unberührt bleiben würde. Es ist zu verstehen, daß die ungarische Intelligenz und besonders deren protestantischer Teil, nach der Jahrzehnte dauernden Abgeschlossenheit, freudig an die preußische Universität eilte, welcher zu Anfang des Jahrhunderts Gelehrte wie Wilhelm und Alexander von Humboldt, Schleiermacher, Fichte, Hegel, Savigny, Ranke, Wilhelm und Jakob Grimm schnell Ruhm errangen.

In der Verbotszeit, und zwar 1829, wurde Berlin von Franz TOLDY, dem Gründer der modernen ungarischen Literaturgeschichte, besucht. Auf dieser anderthalbjährigen Auslandsreise durch Deutschland, England und Frankreich, trug er sein zweibändiges Werk „*Handbuch der ungarischen Poesie*“ sowie einen Auszug davon, „*Blumenlese ungarischer Dichter*“, eine für Ausländer angefertigte Übersetzung, stets mit sich. Hiermit schien er dem Verfasser der ersten ungarischen Literaturgeschichte zu folgen, der mit seinem Werk seinen ausländischen Professoren das Vorhandensein einer ungarischen Kultur beweisen wollte¹⁾. Nach 100 Jahren meldete sich nun wieder ein Vertreter des von der Kulturwelt abgeriegelten und schon beinahe vergessenen Ungartums an den Toren deutscher Univer-

¹⁾ Julius von FARKAS: *A magyar irodalom Németországban* (Die ungarische Literatur in Deutschland), Egyetemes Philológiai Közlöny, 1936, S. 163.

sitäten mit den dichterischen Veröffentlichungen eines frischen nationalen Lebens. Der spätere große Kritiker der ungarischen Romantik besuchte die Berliner Universität unter dem Rektorat Hegels. Hier traf er mit den hervorragendsten Vertretern des Berliner geistigen Lebens zusammen und hielt auch vor ihnen einen Vortrag über die ungarische Literatur. Trotzdem noch HERDER das Aussterben der ungarischen Sprache prophezeit hatte, wandten sich die Zeitgenossen Toldys, die deutschen Romantiker, schon mit Interesse der ungarischen Sprache und Dichtung zu und dieses Interesse wuchs noch bei den Dichtern der Reformbewegungen zu einer Sympathie, die verschiedentlich ihren dichterischen Niederschlag fand.

Die junge Berliner Universität erlangte zur Zeit der Tätigkeit HEGELS 1818—31 ihren Weltruhm. Es ist kein Wunder, daß die unter so schwierigen Umständen nach Berlin gelangten Ungarn als begeisterte Hegelanhänger in ihr Vaterland zurückkehrten, und daß nun auch hier die in deutschen philosophischen Kreisen tobenden Hegeldebatten entflammten. Die Vermittler, Professoren an namhaften protestantischen Hochschulen Ungarns, Ludwig TARCYZ, Johann WARGA, Gabriel SZEREMLEI und Karl TAUBNER, besuchten in den Jahren 1832—37 die Berliner Universität und machten nach ihrer Rückkehr in den Jahren 1836—40 das ungarische Lesepublikum mit der Philosophie Hegels bekannt. Den entbrennenden heftigen Streit um das Hegelsche Gedankengut kann man als die erste geistesgeschichtliche Wirkung des Aufenthalts der ungarischen Studenten an der Universität Berlin betrachten. Die ungarische Fachliteratur hat sich hiermit bereits eingehend beschäftigt¹⁾.

Es mag ein Zufall sein, ist jedoch unter allen Umständen charakteristisch, daß in dem Jahre, in dem das Studium in Berlin gestattet wurde, ein ungarischer Kleinadliger aus Siebenbürgen, Johannes KRIZA, und ein lutheranischer Priester, Josef SZÉKÁCS, sich an der Friedrich-Wilhelm-Universität einschreiben ließen. Mit ihnen hätte auch ein Mitglied des siebenbürgischen protestantischen Hochadels, der Dichter und Politiker Michael SZENTIVÁNI, nach Berlin kommen sollen, doch wurde es ihm von Wien verboten. Es ist bekannt, daß dieser siebenbürgische Vorläufer PETŐFIS sehnsüchtig wünschte, mit seinem Freund KRIZA nach Berlin zu gehen. Die durch die Genannten vertretenen drei Bildungsschichten waren immer von einer traditionellen Zuneigung für die deutsche protestantische Wissenschaft erfüllt. Die ersten Hörer an der Berliner Universität nahmen nun diese alten kulturellen Verbindungen wieder auf; es folgten viele aus-

¹⁾ Béla PUKÁNSZKY: *A magyar Hegel-vita* (Die ungarische Hegel-Debatte), Minerva 1922, S. 316—341; Ders.: *Hegel és magyar közönsége* (H. und sein ung. Publikum), Minerva 1932, S. 2—21; Ders.: *Die Aufnahme deutscher Denker in Ungarn*, Ungarn 1941, S. 193—207; Eva DOSKAR: *Hegel magyar utóköra* (H.-s ung. Nachwelt), Minerva 1939, S. 32—84.

gezeichneten Vertreter der erwähnten drei Schichten ihrem Beispiel und ebneten den Weg dem Interesse der ganzen Nation.

Durch die Romantik kam das Sammeln von Volksliedern, -sagen und -märchen in ganz Europa in Mode. In Ungarn erlangte diese völkisch-literarische Bewegung besondere Bedeutung, denn aus ihr entwickelte sich dann auch die Dichtung der ungarischen Klassiker PETÖFI und ARANY. KRIZA lernte in Berlin Jakob GRIMMS Mythologie kennen, die im Jahre seiner Ankunft erschien, und dieses Werk veranlaßte ihn, mit dem Sammeln von Szekler Volksliedern und -sagen zu beginnen. 1837 kehrte er nach Hause zurück; nach zwei Jahren tritt er gemeinsam mit Michael SZENTIVÁNI in dem von ihm redigierten Taschenbuch „*Remény*“ (Hoffnung) als Bahnbrecher der siebenbürgischen Liederdichtung auf. Für seine Sammlung, die erst viel später, im Jahre 1863, unter dem Titel „*Vadrózsák*“ (Heckenrosen) erschien, ließ er schon im Jahre 1842 eine Aufforderung zum Abonnieren hinausgehen. Auch über KRIZAS Berliner Anregungen berichtet die ungarische Literaturgeschichte¹⁾.

Der mit KRIZA in Berlin studierende SZÉKÁCS zeigte ebenfalls ein großes Interesse für die völkische Dichtung und veröffentlichte 1836 seine Übersetzungen serbischer Volkslieder und Heldensagen.

Wie man sieht, hinterließen die Besucher Berlins schon vor der Gründung des Bundes ungarischer Hochschüler wichtige Spuren in dem ungarischen geistigen Leben; in der Philosophie verbreiteten sie das Gedanken-gut Hegels, in der Literatur bereichern sie durch wichtige Anregungen die völkische Richtung.

Die Zahl der in Berlin studierenden Ungarn wuchs von Jahr zu Jahr. Waren es im Jahre 1839/40 nur 4, so ließen sich im Jahre 1841/42 schon 25 Studenten immatrikulieren. 6 davon kamen von der berühmten siebenbürgischen ungarischen Hochschule Nagyenyed²⁾, und sie waren es, die als die jüngsten Träger der schon immer bestehenden Beziehungen der alten siebenbürgischen protestantischen Kulturinstitute zu Deutschland, verbunden durch eine in langen gemeinsamen Studienjahren sich entwickelnde Freundschaft, durch die gleiche geistige Einstellung und Lebensweise, den Kern des Bundes ungarischer Hochschüler bildeten. Ihr geistiger Leiter war Johannes GÁSPÁR, der spätere hervorragende Pädagoge und Gründer der ungarischen Jugendpresse. Sein Bild erinnert an Persönlichkeiten der ungarischen Geistesgeschichte, denen es gelang, die edlen Ideen der Menschheit mit den berechtigten Bestrebungen des ungarischen Nationalismus in vollen Einklang zu bringen. Das Leben der Nagyenyeder Hochschule war ein Spiegelbild des beweglichen Lebens des damaligen

1) Johannes HORVÁTH: *A magyar irodalmi népiesség Faludtól Petőfiig* (Die ung. völkische Literatur von Faludi bis Petőfi), Bp. 1927.

2) Jetzt Aiud in Rumänien.

Siebenbürgen und Ungarn. „Der Kampf um die Freiheit und die Verfassungsideen ging gegen den Stabilismus und Obskurantismus“ schreibt Gáspár. Die Jugend begleitete mit Begeisterung die politischen Kämpfe, die im Interesse der Reformen geführt wurden, und strebte danach, „sich selbst, das Vaterland, die Nation und die Welt kennen zu lernen“¹⁾. Bevor GÁSPÁR ins Ausland ging, machte er mit seinem Freund Franz MENTOVICH eine Rundreise durch die beiden ungarischen Länder und besuchte dabei die führenden Männer Siebenbürgens und Ungarns. Es ist für sie und den Idealismus der Zeit charakteristisch, daß sie nach KOSSUTH, der den Plan ihrer Berliner Studienreise sehr begrüßte, den Führer des damaligen literarischen Lebens in Ungarn, Franz TOLDY, aufsuchten. Ihm umrissen sie auch die Ziele ihres Berliner Studienaufenthaltes, die darauf hinausgingen, die neuesten Ergebnisse der modernen deutschen Pädagogie kennenzulernen. Aus seinem großen Bekanntenkreis erhielt Gáspár zur Erledigung in Berlin mehrere wichtige Aufträge. Auf Veranlassung des Politikers WESSELÉNYI sucht er einen Übersetzer für dessen politische Schrift „*Auf-ruf*“. Bei der beginnenden Shakespeare-Übersetzungstätigkeit ist er ebenfalls mit dabei und setzt sich in dieser Angelegenheit auch mit TIECK in Verbindung. Er studierte vom 22. I. 1842 bis zum 21. 5. 1844 an der Theologischen Fakultät der Berliner Universität. Außer seinen Kollegs besuchte er hauptsächlich pädagogische Anstalten. Einen großen Einfluß übte der ausgezeichnete Pädagoge DIESTERWEG auf ihn aus, mit dem er in freundschaftlicher Beziehung stand. Er verkehrte oft in seinem Haus, und als er zum zweiten Male nach Berlin kam, wurde er mit einem Empfehlungsbrief Diesterwegs auf den 1856 in Gotha tagenden Deutschen Lehrerkongreß gesandt.

Auch der Einfluß der Gebrüder GRIMM war für Gáspár von großer Bedeutung. Das Interesse für die Sprachwissenschaft und für die Volksdichtung wurde in ihm vertieft, und auch er begann, ebenso wie ein paar Jahre früher Kriza, unter dem Einfluß der Grimmschen Mythologie, Volkslieder zu sammeln, wozu er auch später seine Schüler erzog.

Am 18. Juli 1842 gründete Gáspár mit den erwähnten 24 jungen Kameraden den Bund ungarischer Hochschüler in Berlin. Die Tatsache der Gründung wird in ein Gedenkbuch eingezeichnet, das über die Ziele und die Organisation des Bundes sowie über die ersten Mitglieder berichtet. Dieses Gedenkbuch — jetzt im besitz des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin — gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil enthält die Gründungszeilen, die Berichte über die Versammlungen und organisations-technischen Anordnungen. Daran schließt sich ein Namensverzeichnis vieler Ungarn, die Berlin besucht haben. Der zweite Teil, „Anweisungen

¹⁾ Mária BERDE: *Gáspár János hagyatékából* (Aus J. G.s Vermächtnis), Budapesti Szemle 1917, S. 207.

und gute Ratschläge“, war ein beinahe unentbehrlicher Wegweiser für, ungarische Studenten. Er gab Auskunft in Studien- und Wohnungsangelegenheiten und enthielt eine Beschreibung der Stadt und näheren Umgebung. Der dritte Teil endlich beschäftigte sich mit der ungarischen Bibliothek. Das Entstehen einer ungarischen Bibliothek wird besonders betont, da die Wichtigkeit der ganzen Vereinigung hierin ihren Ausklang fand. Ihre Bestrebungen, eine Bibliothek aufzubauen, begründen sie folgendermaßen: „Wie schmerzlich ist es, die Früchte der jungen ungarischen Literatur 2—3 Jahre hindurch entbehren zu müssen, und bei der Wahrnehmung unserer Studien im Ausland ist es zweckmäßig und höchst wichtig, ab und zu die ungarische wissenschaftliche Fachliteratur in die Hand zu nehmen, in der dieselbe vom ungarischen Standpunkt aus betrachtet wird“. Die Bibliothek wuchs durch freiwillige, mit Widmungen versehene Spenden und Gratisexemplare der Verfasser. Vorstand und Administrator des Bundes war der Kustos, der in jedem halben Jahre mit Stimmenmehrheit gewählt wurde, und dem es oblag, jedem Ungarn, der nach Berlin kam, Auskunft zu geben und ihn in die Bundesarbeit einzuführen. Außerdem war er Bibliothekar und Bucheinkäufer; deshalb wurden alle Bücher und das Gedenkbuch in seiner Wohnung aufbewahrt. Über den Bestand der Bibliothek hatte er halbjährlich eine kleine Nachricht in der Pester Tageszeitung „*Pesti Hírlap*“ zu veröffentlichen. Tatsächlich erschienen sie öfters und bildeten so eine Verbindung zwischen dem Vaterland und den Berliner Studenten.

Die ersten Zeilen im Gedenkbuch, die über Zweck und Organisation des Bundes berichten, wurden von den 25 Gründern eigenhändig unterschrieben. Mehrere von ihnen spielten dann auch später in Ungarns kulturellem Leben eine bedeutende Rolle. Franz MENTOVICH, der später als Dichter und Schriftsteller zu dem Kreis der ungarischen Klassiker ARANY und PETÓFI gehörte, studierte ebenfalls an der Berliner Theologischen Fakultät. In kleinen Aufzeichnungen und Tagebuchblättern, die die Zeitschrift „*Nemzeti Társalkodó*“, Jahrg. 1844, veröffentlichte, berichtete er über seine Deutschlandreise. Er ist einer der ersten, der in Reisebriefen seine ausländischen Erfahrungen zusammenfaßt und mit diesen die Auslandsreisen propagiert. Wie schon das Beispiel Gáspár zeigte, überließ diese Jugend sich nicht dem Zufall, sondern betrat mit einem bereits gründlich ausgearbeitetem Studienprogramm den geistigen Mittelpunkt der westlichen Nationen. Schon auf der Reise wurde begonnen, die empfangenen Eindrücke im Interesse des Vaterlandes auszuwerten, und nach der Heimkehr werden alle gesammelten Erfahrungen und Erkenntnisse aufgeboten,

¹⁾ Die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge für die Auslandsreisen dieser Generation s. Julius von FARKAS: *A „Fiatál Magyarországi“ kora* (Das Zeitalter „Jung Ungarns“), Bp. 1932.

um die heimatlichen Verhältnisse zu verbessern¹⁾. Auch aus der Heimat werden mit einem Auge die jüngsten Strömungen des Auslandes beobachtet. So stellt z. B. Mentovich 1870 das deutsche philosophische System des damals zur Herrschaft kommenden Positivismus der ungarischen wissenschaftlichen Welt vor¹⁾.

Der Siebenbürger Samuel SÜKÖSD, der ebenfalls vom Nagyenyeder Collegium nach Berlin kam, veröffentlichte seine Berliner Erfahrungen nach seiner Rückkehr in wertvollen pädagogischen Briefen in protestantischen Schulblättern. Leider fiel er in dem Freiheitskampf des Jahres 1848. Der Klausenburger Johannes TAKÁCS gehörte später zu den Mitarbeitern der führenden ungarischen Revue „*Budapesti Szemle*“. Karl TERRAY war einer der aktivsten Teilnehmer an der erwähnten ungarischen Hegeldebatte. Er und Alexander GYÓRY spielten in diesem Kampfe als Anhänger des „Berlinismus“ — wie damals die Hegelsche Richtung in Ungarn genannt wurde — eine bedeutende Rolle. Ludwig HAAN, später Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, beendete seine theologischen Studien in Berlin. Während seines damaligen Aufenthaltes sammelte er wertvolles Material zur Geschichte der ungarländischen Studenten in Deutschland²⁾.

In den späteren Jahren tauchen in der Mitgliederliste des Bundes Namen auf, die heute jeder Ungar nur mit Andacht hört. Einige waren schon damals große Persönlichkeiten, andere jedoch entwickelten sich erst später zu den hervorragendsten Gestalten des ungarischen geistigen Lebens. 1843 schreibt sich der damals schon weltberühmte und seit 1841 in Berlin konzertierende und von den Berlinern bejubelte Franz LISZT in das Mitgliederbuch des Bundes ein. In demselben Jahr besuchen Nikolaus BARABÁS, der große Bahnbrecher der ungarischen Genre-Malerei, und Karl SZÁSZ, der Leiter der damaligen siebenbürgischen politischen Reformbewegung, Rechtsprofessor der Hochschule in Nagyenyed, der später während des Freiheitskrieges Staatssekretär des Kultusministeriums war, Berlin. Der große Polyhistor Samuel BRASSAI, der ehrwürdige Bewahrer der Ideale der älteren Generation, hielt sich im Jahre 1844 in Berlin auf. Die führenden Theoretiker der ungarischen nationalen Kultur der Zukunft, Johannes ERDÉLYI und August GREGUSS, befinden sich ebenfalls in diesem Jahr in Berlin. Sie waren diejenigen, die nach dem Ausklang des Kampfes um Hegel in ihren Werken die Hegelsche Philosophie zum wirklichen Nutzen der ungarischen Geisteswissenschaft ausgewertet haben. Erdélyi

¹⁾ Franz MENTOVICH: *Az új világnézet. A Moleschott-Vogt-Büchner féle materializmus tanairól* (Die neue Weltanschauung. Von der Lehre des Materialismus von M.-V.-B.). Bp. 1870.

²⁾ Ludwig HAAN: *Jena Hungarica sive memoria Hungarorum a tribus proximis saeculis Academiae Jenaensi adscriptorum*. Gyulae 1858.

berichtet ebenfalls in Reisebriefen in der führenden Zeitung „*Pesti Hirlap*“ über seine Berliner und Londoner Reiseeindrücke. Später stellt er sich an die Spitze der auch von den Berliner ungarischen Studenten so gern gepflegten Bewegung des Volksliedersammelns und gibt die erste auf hohem europäischen Niveau stehende kritische Zeitschrift „*Szépirodalmi Szemle*“ (Schönliterarische Rundschau) heraus. August Greguss, der spätere Universitätsprofessor und berühmte Ästhet, bereitet während seines Berliner Aufenthalts—der Zielsetzung der Berliner ungarischen Studenten, die ungarischen Kulturgüter im Ausland bekanntzumachen, folgend — die Herausgabe einer im Jahre 1846 in Leipzig erscheinenden Sammlung „*Ungarische Volkslieder*“ vor. 1845 besucht Johann HUNFALVY, der Bahnbrecher der modernen Geographie in Ungarn, Berlin. Zu dieser Zeit studierten hier auch der spätere Universitätsprofessor der Naturwissenschaft in Klausenburg, Aron BERDE, und Josef IRINYI, der Nationalökonom und außenpolitische Schriftleiter von Kossuths Zeitung „*Pesti Hirlap*“. Letzterer veröffentlichte in seiner Zeitung Aufsätze über seine Berliner Eindrücke. Petőfis Freund, der Dichter Friedrich KERÉNYI, weilte während seiner großen Auslandsreise im Sommer 1846 in Berlin. Anton REGULY, einer der Gründer der finnisch-ugrischen vergleichenden Sprachwissenschaft, kam 1847 nach seiner epochemachenden Studienreise zu den verschiedenen finnisch-ugrischen Völkern Rußlands, nach Berlin. In diesem Jahre besuchte auch Karl KERTBENY Berlin, der mit seinen allerdings ziemlich schwachen Übersetzungen dem deutschen Leserkreis Petőfis Gedichte noch zu dessen Lebzeiten übermittelte. Hier lernt er Bettina von Arnim kennen, die ihre Begeisterung für Petőfi später in ihren dichterischen Werken zum Ausdruck bringt.

Aus allen diesen Daten geht hervor, daß sich in Berlin ein bemerkenswerter Kreis ungarischer Schriftsteller und Gelehrter zu bilden begann, und daß Wien viel von seiner Bedeutung als Vermittler geistiger kultureller Güter an Berlin verloren hatte.

Das offizielle Leben des Vereins spielte sich in den „Berichterstattenden Versammlungen“ ab. Diese fanden gewöhnlich in der Wohnung des Kustos' der Bibliothek in Form freundschaftlicher Zusammenkünfte statt. In den Jahren 1842 und 1843 versuchte der Kustos Gáspár die kulturellen Ziele des Vereins kräftig zu propagieren. Er sandte Berichte an die ungarischen Zeitungen und ließ 500 Programmblätter drucken, um die „Unternehmung“ bekannt zu machen. Er machte auch den Vorschlag, die Bibliothek des Bundes, nachdem sich die Gründer nicht mehr in Berlin befänden, der Berliner Universitätsbibliothek anzugliedern. Diese übernahm die Bücher auch und behandelte sie als „Ungarische Bibliothek“ gesondert. 1845 nahm der Bund an den Feiern zu Ehren von Prof. Diesterweg teil. Die Mitglieder überreichten ihm einen Silberpokal mit der Aufschrift:

„Es gibt keine edlere Kunst als die des Menschenbildners. Zum 25. Jubelfest Herrn Dr. Diesterweg. Die Ungarn in Berlin. Den 3. Juli 1845“.

Die Studenten kümmerten sich aber nicht nur um die Organisation der Akademiker. Zwischen 1842 und 46 trugen 72 ungarische Gewerbetreibende, Wanderburschen, die sich meistens später in Berlin niederließen, ihre Namen in das Gedenkbuch des Bundes ein. Am 15. Juli 1846 bildete sich in Berlin der Ungarn-Verein, an den sich der Bund ungarischer Hochschüler nunmehr eng anschließt. Das gemeinsame Leben des Bundes beschränkt sich vorwiegend auf die Pflege der Bibliothek und die Erfüllung kultureller Zielsetzungen. Das Vereinsleben und die karitative Tätigkeit der Studenten spielt sich im Rahmen des Berliner Ungarnvereins ab. Die Geschichte des Bundes ist von dieser Zeit ab auch nicht zu trennen von der Geschichte des Berliner Ungarnvereins; so waren die Studenten, die als besondere Mitglieder geführt wurden, immer die geistige Stütze dieser Vereinigung von Gewerbetreibenden.

Am 2. April 1848 ist die erste Epoche der Geschichte des Bundes ungarischer Hochschüler in Berlin als beendet zu bezeichnen. Das Jahr der Revolution treibt auch die Berliner ungarischen Studenten nach Hause, die an diesem Tag den Kustos Stephan MORÓC aufforderten, das Gedenkbuch mit den inzwischen gesammelten Büchern der Universitätsbibliothek zur Aufbewahrung zu übergeben. In den Jahren des Freiheitskrieges 1848/49 und der darauf folgenden Zeit der blutigen Unterdrückung Ungarns besteht für die ungarische Jugend wenig Gelegenheit, das Ausland zu besuchen. 1850 erschienen in Berlin viele geflüchtete Freiheitskämpfer, die auch die Versammlung des Berliner Ungarnvereins besuchten. In diesem Jahr beginnt auch wieder langsam die Wanderung an die Berliner Universität. Unter den Studenten finden wir jetzt vorwiegend ungarische Aristokraten; der mittlere Adel und die bürgerliche Jugend, die sich in dem Freiheitskrieg kompromittiert hatten und auch finanziell zugrunde gegangen waren, kommen meistens als Erzieher und Begleiter der Magnaten-Jugend. Die Aristokratie nutzte so ihre verhältnismäßig größere Bewegungsmöglichkeit aus, und übernahm im Interesse der unterdrückten und wieder isolierten Nation durch ihre ausländischen Studien eine wichtige Kulturmission. Bis 1867, also bis zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Ungarns, besuchten elf Mitglieder der gräflichen Familie TELEKI, sieben Mitglieder der gräflichen Familie BÁNFFY, fünf Mitglieder der gräflichen Familie BETHLEN, sieben Mitglieder der gräflichen Familie TISZA, drei Mitglieder der gräflichen Familie VAY, je zwei Mitglieder der freiherrlichen Familien WESSELÉNYI und JESZENÁK sowie viele andere Söhne vornehmer ungarischer Familien die Berliner Universität. Die Erwähnten waren nicht nur Besitzer vornehmer Namen, sondern auch bedeutende Führer des politischen und geistigen Lebens Ungarns, zwei darunter auch Ministerpräsidenten.

Werfen wir nun einen Blick auf die während des Absolutismus Berlin besuchenden Ungarn! Nach dem Freiheitskrieg dehnte sich der Kreis der Studenten langsam auf alle Gesellschaftsschichten aus. Den Anfang machten diejenigen, deren Verhalten im Freiheitskriege es ratsam erscheinen ließ, nach dem Zusammenbruch das Land zu verlassen. Als erste erschienen die Söhne des konservativen kaiserlichen Administrators Ludwig TISZA, die im Gegensatz zu ihrem Vater Anhänger des Freiheitskampfes gewesen waren, und zwar Ladislaus, der auf dem Schlachtfeld von Mór schwer verwundet worden war, Kálmán, der spätere Ministerpräsident, der kaum 17jährig schon Ministerialbeamter der Regierung Kossuths war, und der jüngste Sohn Ludwig. Die Zahl der Berlin Aufsuchenden vermehrte sich von Jahr zu Jahr, und als das geistige Haupt der Gründer des Bundes, Johann Gáspár, als Erzieher Josef ZEYKS wieder nach Berlin kam, konnte er aus den Jahren 1850—54 26 Namen nachträglich in das Gedenkbuch, das von 1847—55 vergessen in der Universitätsbibliothek lag, einschreiben. Gáspár führt wieder regelmäßige Vereinsversammlungen ein und wird auch wieder zum Kustos gewählt.

Ähnlich wie Gáspár kommt Paul GYULAI, der Führer des ungarischen literarischen Lebens in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als Begleiter eines jungen Magnaten als 30jähriger nach Berlin. Die Versammlungen des Bundes wurden nun oft in seiner Wohnung abgehalten, und auch an dem Leben des Berliner Ungarnvereins nahm er mit großem Interesse teil. Den Ball des Vereins im Jahre 1855 erwähnt er zuerst in einem kurzen Bericht in der Zeitschrift „*Szépirodalmi Album*“ 1858 und später in einer Humoreske „*Glück-Szerencse úr*“, zu deren Helden er ein Mitglied des Ungarnvereins wählte und in dem er den Typus des ausgewanderten Ungarn verewigte.

Als Graf Leopold NÁDASDY seinen Sohn Thomas nach Berlin schicken wollte und Gyulai aufforderte, diesen als Mentor zu begleiten, begrüßten dies die Budapester Blätter sehr warm und wiesen auf den Nutzen hin, der Gyulai durch den Aufenthalt im Zentrum des deutschen wissenschaftlichen Lebens und durch den Verkehr mit den hervorragenden Vertretern der deutschen Wissenschaft erwachsen wird. Nach den Darstellungen seines Biographen¹⁾ nahm jedoch die sorgfältige und gewissenhafte Beaufsichtigung der Studien seines Zöglings viel Zeit in Anspruch. Gyulai ließ sich selbst — trotz seiner anderweitigen Interessen und Neigungen — gemeinsam mit seinem Zögling in die juristische Fakultät einschreiben. Die von ihm gehörten Professoren RUDORFF und KELLER beeindruckten ihn weniger durch den Stoff ihrer Vorlesungen, als viel mehr durch ihre wissenschaftliche Methode. Ihre reale Forschungsmethode und ihre

¹⁾ Franz PAPP, *Gyulai Pál* (P. Gy.), Bp. 1935.

ins einzelne gehende Kritik entsprachen durchaus seiner nüchternen Persönlichkeit und wirkten sich auch später in seinen Universitätsvorlesungen und seinen literaturgeschichtlichen Werken aus. Die Rolle des Bundes ungarischer Hochschüler in Berlin wird von dem Biographen Gyulai gebührend gewürdigt: „Schon infolge seiner Freundschaft zu Gáspár nahm Gy. an dem Leben dieser Gesellschaft teil, . . . und in diesem freundschaftlichen Kreis konnte er viel von dem Leben eines jeden Faches der Universität hören, da man sich meistens über die Professoren und ihre Vorlesungen unterhielt. So prägte sich das Bild der Berliner Universität als ehrwürdige Werkstätte der deutschen Gelehrtenbildung immer tiefer und tiefer in die Seele Gyulais ein, und blieb dem späteren Professor der Budapester Universität immer ein nachahmenswertes Ideal.“¹⁾ Durch Vermittlung Gáspárs lernte Gyulai Theodor MUNDT, der eine führende Persönlichkeit Jung-Deutschlands war, und seine Gattin, die Dichterin Luise MÜHLBACH, kennen. Es ist verständlich, daß die Dichtung der Reaktion der 50er Jahre, die in der Berliner vornehmen Welt so großen Erfolg hatte, Gyulai nicht begeistern konnte. Desto wohler fühlte er sich in dem Kreise Mundts. Mit großer Aufmerksamkeit begleitete er die Erfolge der deutschen Literaturwissenschaft und ließ sich von einem Berliner Gymnasialdirektor eingehend in die deutsche Literaturgeschichte einführen. Seine in diese Richtung gehenden Studien machen es erklärlich, daß es ihm später gelang, in der Geschichte der ungarischen und deutschen Bühne so interessante Zusammenhänge aufzudecken. Das Berliner Theater interessierte ihn überhaupt noch intensiver als die Universität und das literarische Leben. Regelmäßig besuchte er die fünf Theater des damaligen Berlin, wobei ihn in erster Linie die musterhaften Shakespeare-Aufführungen entzückten. Gleichzeitig verfolgte er mit großer Aufmerksamkeit die Theaterkritiken in den deutschen Zeitungen. Dies bedeutete eine ausgezeichnete Schule für die Entwicklung seiner Kunstkritik.

Im August 1856 meldete Johannes Gáspár als Kustos den am Ende des Semesters als Letzte nach Hause fahrenden Ungarn Paul Gyulai, Josef Zeyk und Thomas Nádasdy, daß er die Bibliothek mit 128 Bücher vermehrt und mit einem genauen Verzeichnis versehen der Universitätsbibliothek übergeben habe. Diese nahm die ungarische Sammlung unter den alten Bedingungen wieder in ihre Obhut. Für die Nachfolger schrieb er in das Gedenkbuch ein, daß an der Berliner Universität zwei je 80 preussische Taler betragende Stipendien für ungarische Theologen aus Nagye nyed vorhanden seien. Weiter bemerkte er, daß er auch in Ungarn immer bereit wäre, Auskunft über die Berliner Angelegenheiten zu geben. Seine gründlichen Anweisungen für die Besucher der Berliner Universität gab

¹⁾ Franz PAPP: a. a. O. I. B., S. 395—396.

er im nächsten Jahr auch in einem Kalender „*Délibáb Képesnaptár*“ (Bilderkalender *Délibáb*) heraus.

Die Arbeit, die Gáspár während seiner beiden Berliner Aufenthalte im Interesse des Bundes der ungarischen Hochschüler leistete, war mehr als die bloße Organisation eines Vereins. Die Gründung der kleinen ungarischen Abteilung in der Universitätsbibliothek Berlin und die Sicherung der Weiterentwicklung dieser Sammlung machte ihn zu einem der ersten Bahnbrecher der modernen ungarischen Kulturpolitik. Durch das Gedenkbuch wurde eine bestimmte Tradition weitergegeben. Die Organisation der Bibliothek, das ständige Interesse für die ungarischen Stipendien und das Propagieren und Fördern der Auslandsstudien schließen schon den Keim in sich, aus dem sich später die Institute der deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen, das Ungarische Institut an der Universität Berlin und das ungarische Gelehrtenheim in Berlin, das Collegium Hungaricum, entwickelten.

In seinem Geiste haben seine Nachfolger den Bund und seine Bibliothek betreut. Diese: Ludwig JANCSÓ, Gerő SZÁZ, Moses SZAKÁCS, Ludwig PAP, Samuel KASSAI, Franz ZÖLD und Ludwig TAKÁCS waren bis 1868 ausschließlich Siebenbürger, meist Szekler, die ähnlich wie Gáspár, aus dem geistigen Kreis der Siebenbürger reformierten Hochschulen stammten. Der Geist dieser Schulen, der immer zu der Vertiefung der deutsch-ungarischen Beziehungen beitrug, hat den Bund nicht nur zustande gebracht, sondern hat ihn auch ein halbes Jahrhundert lang aufrecht erhalten. Die späteren Leiter des Bundes folgten auch darin Gáspárs Vorbild, daß sie in den am meisten gelesenen ungarischen Zeitungen jährlich über die Entwicklung der Bibliothek berichteten, teils um die nach Berlin kommenden Ungarn davon zu unterrichten, teils um die Verleger und Verfasser zu veranlassen, ihre Veröffentlichungen der Bibliothek zu überlassen. Gerő Szász führte in einem Bericht, der im Jahre 1858 in der vornehmen Rundschau „*Szépirodalmi Közlöny*“ erschien, den in der Entwicklung der ungarischen Kulturpolitik sehr bedeutenden Gedanken aus, daß die Berliner Bibliothek nicht nur den geistigen Bedarf der ungarischen Berliner Studenten zu befriedigen, sondern außerdem auch die Aufgabe habe, die ungarische Kultur zu propagieren. Er betonte weiter, daß nach Auffassung der Berliner Studenten dieses Ziel nur durch die Gründung eines Lehrstuhles für ungarische Sprache und Literatur an der Universität Berlin, „die ein so weites Licht wirft“, erreicht werden könne. Die Verwirklichung dieses Wunsches nach 60 Jahren bestätigt nur die nüchternen kulturpolitischen Überlegungen dieser ungarischen Studentengemeinschaft.

Unter den in Berlin Studierenden finden wir im Jahre 1862 Ungarns späteren Ministerpräsidenten, Graf Desider BÁNYFY, der in seiner Amtszeit durch die Einführung der Kirchenreformen die Macht des Staates nach

westlichem, in erster Linie preußischem Muster wesentlich verstärkte und dadurch die ungarische Verfassung zeitgemäßer gestaltete. Im Jahre 1864 fanden die berichterstattenden Versammlungen des Bundes in der Wohnung des später berühmt werdenden Afrikaforschers und Entdeckers der Rudolf- und Stefanie-Seen, Graf Samuel TELEKI, statt. Zu dieser Zeit finden wir zahlreiche später berühmt gewordene Ungarn in Berlin, unter ihnen Nikolaus KONKOLY-THEGE, den Gründer der Sternwarte von Ógyalla, Gustav SCHOLZ, den späteren Professor für Mathematik an der Universität Budapest, Graf Gustav BÉLDY, Oberpräfekt des Komitats Kolozs, Ludwig PAPP, den berühmten Honvédoberst des Freiheitskrieges, Dénes PÁZMÁNDY, den bedeutenden Publizisten und Reichstagsabgeordneten, Baron Béla WESSELÉNYI, den bekannten Verfasser vieler Jagd- und Sportschriften, Baron Nikolaus WESSELÉNYI, Wächter der Heiligen Krone, und unter den Teilnehmern der Versammlungen im Jahre 1865 den Zipser Alexander MÜNNICH, der später die Geschichte seiner engeren Heimat schrieb, den Kustos Lajos TAKÁCS, den späteren außerordentlichen Professor des Römischen Rechts an der Universität Budapest und Übersetzer des Werkes „Der Rechtsstaat“, dessen Verfasser der Berliner Professor Rudolf GNEIST war, Koloman CSIKY, den späteren ordentlichen Professor an der Technischen Hochschule in Budapest, Reichstagsabgeordneten und Berichterstatter des Pesti Napló und Pester Lloyd im deutsch-französischen Krieg. In der ersten Versammlung des Wintersemesters 1865 wurde Koloman SZILY, der spätere Professor der technischen Hochschule und Direktor der Bibliothek der wissenschaftlichen Akademie, zum Kustos gewählt, der aber dieses Amt infolge seiner Überlastung einem jüngeren Studenten überlassen mußte. Er nahm aber auch weiterhin am Leben des Bundes teil, unterstützte durch Geldgeschenke die Bibliothek und spielte auch in dem Ungarnverein eine Rolle. Ein schönes Symbol für die Tradition der Ideenwelt des Bundes ist die Tatsache, daß sein Sohn, der heutige Staatssekretär im ungarischen Kultusministerium, Professor Koloman SZILY, bei dem Zustandekommen des deutsch-ungarischen Kulturvertrages vom Jahre 1936 eine wichtige Rolle spielte und auch heute noch als Präsident des zur Regelung der deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen gebildeten Ausschusses wirkt.

Im darauf folgenden Studienjahr erschienen im Kreis des Bundes zum ersten Male Hörer an der technischen Hochschule in Charlottenburg, unter ihnen Aloys HAUSZMANN, der spätere Professor an der Technischen Hochschule Budapest und Ödön LECHNER, der berühmte ungarische Architekt.

Wie bereits gesagt, lebten die Berliner ungarischen Studenten ihr Vereinsleben im Rahmen des Berliner Ungarvereins. Unter den Mitgliedern des Vereins findet man im Jahre 1846 zwei, im Jahre 1847 schon sieben, in den Jahren 1849/50 keinen und 1851 wieder zwei Akademiker. Die in Berlin studierenden Brüder TISZA und die Grafen TELEKI und VAY zählten

zu den Gönnern des Vereins. Im Jahre 1852 zählt der Verein neben 15 Bürgern und 3 Wanderburschen schon 8, im Jahre 1853 neben 30 Mitgliedern 5 Studierende. Dieses Verhältnis gestaltet sich in den kommenden Jahren folgendermaßen: 1854 sind von 24 Mitgliedern 5 Studenten, 1855 kein Student, 1856 von 22 Mitgliedern 3 Studenten, jedoch spielten in diesem Jahre 6 weitere als Gönner des Vereins eine Rolle, 1857 kein Student, 1858 von 47 Mitgliedern 12 Studenten, 1859 von 86 Mitgliedern 9 Studenten, 1860 kein Student, 1861 von 41 Mitgliedern 6 Studenten, 1862 von 65 Mitgliedern 15 Studenten, 1863 von 73 Mitgliedern 23 Studenten, 1864 von 46 Mitgliedern 16 Studenten. Es ist sicher, daß diese Zahlen den tatsächlichen Anteil der Studenten an dem Vereinsleben nicht klar wiedergeben, da hier nur diejenigen Mitglieder aufgeführt sind, die regelmäßig ihre Mitgliedsbeiträge bezahlten.

Die Zusammenkünfte des Vereins wurden von vielen Studenten besucht. Die vornehmsten unter ihnen unterstützen ihn mit großen Summen, beschränkten sich jedoch nicht nur hierauf, sondern wirkten oft als tätige Mitglieder des jeweiligen Vorstandes. Mit Hilfe der Studenten wurden die Protokolle geführt, und sie sind es auch gewesen, die zuerst die Geschichte des Vereins zusammenstellten. Der Kustos der Studentenbibliothek Moses SZAKÁCS schrieb 1864 die 18jährige Geschichte des Vereins, die 1866 in Budapest herausgegeben wurde¹⁾. Er widmete dieses Werk den Mitgliedern des Vereins als patriotische Erinnerung. Im Jahre 1863 gründete der Verein mit Hilfe der Studenten seine Bibliothek, die laufend mit den entbehrlichen volkstümlichen und schönliterarischen Werken aus der Studentenbibliothek bereichert wurde. Demgegenüber bestimmte der Berliner Ungarnverein in seinen neuen, im Jahre 1864 herausgegebenen Statuten, daß im Falle seiner Auflösung die Bibliothek auf die ungarische Universitätsbibliothek überzugehen habe. Die Studenten haben so in diesem kleinbürgerlichen Verein durch die Gründung und fachmännische Pflege der Bibliothek und durch die Anregung zum Abonnieren ungarischer Zeitungen wesentlich zur Hebung der kulturellen Ansprüche beigetragen.

Der österreichisch-preußische Krieg 1866 ließ auch in den Reihen der Berliner Ungarn die Herzen höher schlagen, erwartete doch die ganze Nation von ihm eine Verbesserung ihres Schicksals. Wilhelm I., König von Preußen, gab seine Einwilligung zur Aufstellung einer ungarischen Legion. Ihre Organisation übernahmen die Honvedgeneräle Anton VETTER, Georg KLAPKA und Graf GREGOR BETHLEN. Einige Offiziere dieser Legion trugen ihren Namen in das Gedenkbuch der Berliner Ungarn ein. Man

¹⁾ Moses SZAKÁCS: *A Berlini Magyar Egylet tizennyolc esztendő's életének némi vázlatja* (Skizze der achtzehnjährigen Geschichte des Berliner Ungarnvereins), Pest 1866.

sah sie oft bei den Zusammenkünften des Vereins, der zu ihren Ehren auch ein Festmahl gab. An dem Abschiedsabend der Legionisten, die eine blaue mit roten Schnüren geschmückte Uniform trugen, war der Verein ebenfalls vertreten.

Die Hoffnung der ungarischen Nation verwirklichte sich im Jahre 1867, und auch unter den Berliner Ungarn war die Wirkung des sich nach dem Ausgleich mit der Dynastie wieder frei entwickelnden öffentlichen Lebens der Nation spürbar. Die Studenten zerbrachen den kleinbürgerlichen Stammtisch-Charakter des Ungarnvereins. Sie setzten 1869 die Wahl des wieder nach Berlin gekommenen Karl KERTBENY durch und stellten damit diesen beweglichen Mann an die Spitze des Vereins, der sich, zum Glück für die Berliner Ungarn, bereits in einer besonneneren Periode seines Lebens befand, und sich mit der Übersetzung zahlreicher Romane von Maurus JÓKAI beschäftigte. Die erste Tätigkeit Kertbenys und der sich um ihn gruppierenden Studenten war die Veranstaltung eines Festes zur Jahreswende des 15. März 1848. Weiter wurden sogenannte „Nationale Versammlungen“ abgehalten, in denen das Berliner Ungartum mit den Verhältnissen der Heimat in volkstümlicher Weise bekanntgemacht wurde. Am 20. 8. 1869 beging der Verein festlich den traditionellen Stefans-Tag und feierte auch das hundertjährige Jubiläum der Geburt Alexander von HUMBOLDTS — ein eindeutiges Zeichen für die geistige Führung der Studenten. Es wurde beschlossen, neue Statuten aufzustellen, die hauptsächlich „die lebhaftere Entfaltung des inneren Lebens, die unterstützende Zusammenarbeit bei Sammlung von Erfahrungen und die Hebung des Nationalbewußtseins“ forderten. Die Bibliothek wurde laufend vergrößert und zahlreiche ungarische Zeitungen abonniert. Die Reformen unter dem Vorsitz Kertbenys gaben dem Ungarnverein in dem sich allmählich zur Weltstadt entwickelnden Berlin die erforderliche Richtung, und wenn auch seine Pläne sich nicht in jedem Jahr verwirklichen ließen, so blieben sie doch immer ein nachahmenswertes Vorbild. An den Feiern der Nationalfeste hielt der Verein jedoch immer fest. Festlich begeht er auch im Jahre 1871 sein 25jähriges Jubiläum, und als im Jahre 1874 der große ungarische Schriftsteller Maurus JÓKAI nach Berlin kommt, wird er von den Mitgliedern des Ungarnvereins festlich empfangen. Ein Zeichen der gesellschaftlichen Hebung des Vereins ist es, daß der Berliner Botschafter der österreich-ungarischen Monarchie, Graf Aloys KÁROLYI, im Jahre 1875 das Ehrenpräsidium übernahm und im nächsten Jahr auf dem zugunsten des Budapester Deák-Denkmal veranstalteten Festes der Kaiserliche Hof unter Führung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm erschien. Die geistige Führung des Vereins liegt jetzt nicht mehr ausschließlich in den Händen der Studenten; sie gelangte vielmehr langsam unter den Einfluß der sich in Berlin niederlassenden gebildeten und reichen Ungarn.

Die jetzt in größerer Zahl nach Berlin kommenden ungarischen Studenten — vorwiegend Hörer der Technischen Hochschule — empfanden bald das Bedürfnis, sich zum Schutz ihrer speziellen Interessen in einer besonderen Vereinigung zusammenzuschließen. Am 20. November 1877 berichtet das Gedenkbuch, daß von nun ab der Bund ungarischer Hochschüler in Berlin mit einem modernen Vereinscharakter aufgezogen wird. Es gehört zu seinen Zielen, eine engere Verbindung der Hochschüler herzustellen, die Interessen der nationalen Bildung zu fördern und den minderbemittelten Studenten Hilfe zu leisten. Über die bisherigen Bestrebungen der Berliner ungarischen Studenten hinausgehend, befaßte er sich neben der Lösung kultureller Aufgaben auch mit karitativen bzw. sozialen Fragen. Auf Bitten des Bundes übernahm der Professor an der Technischen Hochschule in Budapest und Erbauer der bedeutendsten Gebäude des neuen Budapest, Aloys Hauszmann, ein früheres Mitglied des Bundes, die Schirmherrschaft. Zum Präsidenten wurde der Student Ignaz ALPÁR, gewählt, der später zu einem der bedeutendsten Architekten wurde. Trotzdem die Eintragungen in das Gedenkbuch von Dr. Gabriel BOROS, der von der Universität Nagyenyed kam, der Hochschule, die in der Geschichte des Bundes eine so vornehme Rolle spielte, gemacht wurden, findet man unter den Studenten dieser Periode das von ihm vertretene Ungartum aus der Provinz nur selten. Der Raumgewinn der städtischen Schichten und des Judentums läßt sich nicht nur in Ungarn, sondern auch in dem kleinen Kreis der ungarischen Studenten in Berlin klar erkennen. Die alte traditionelle führende Schicht des Landes ließ jedoch die Verbindung mit Berlin nicht abreißen. Der Sohn des 1850 in Berlin studierenden Koloman TISZA, Stephan TISZA, der spätere große ungarische Staatsmann, sowie die drei Grafen TELEKI, Julius, Josef und Ladislaus, ließen sich im Wintersemester 1877/78 an der juristischen Fakultät der Berliner Universität immatrikulieren. Leider nahm TISZA an dem Leben des Bundes nicht teil, weil er fürchtete, auch hier die Auswüchse der Burschenschaften vorzufinden. Er selbst schreibt darüber: „Da ich kein Freund der patriotischen Säufereien bin, mache ich nicht mit“¹⁾. Hätte er jedoch die Verbindung mit dem Bund aufgenommen, so hätte er sich bald von dem Irrtum seiner Annahme überzeugen können. Allein die Protokolle über die stattgefundenen Vorträge sind ein Beweis für die ernste Arbeit des Bundes. In ihrer Auswahl kann man deutlich das Gesicht des neuen positivistisch-realistischen Geistes und einer aktiven politischen Richtung erkennen. So sprach man u. a. über die Freimaurer, über Religion und Wissen, über den Stand der Juden in der Gegenwart und über die Güterverteilung. Neben der Pflege der alten ungarischen Universitätsbibliothek errichtete der Bund auch

¹⁾ Brief an Koloman GÉRESI vom 2. Dezember 1877. Hrsg. v. Béla SZENTPÉTERI KUN: *Tisza-Emlékkönyv*, Debrecen 1928, S. 53.

eine neue Vereinsbibliothek. Aus dem zitierten Brief Tizas geht auch hervor, wie sorgfältig er sich in Berlin auf seine spätere politische Laufbahn vorbereitete. „Eindringlich beschäftige ich mich — schreibt er — mit Nationalwirtschaft, Ökonomie und Politik. Meine Lehrer sind Gneist, Wagner, Treitschke und Meitzen“. Wie alle Tizas schätzte auch er, die letzte kraftvolle Persönlichkeit der zentralen Macht der Österreich-Ungarischen Monarchie, die organisierte Kraft des Preußentums außerordentlich. In ihr sah er die Ursache des Triumphes Preußens auf dem Wege von Jena bis Sedan, und wie sein Vater war auch er geneigt, in der Vorherrschaft des deutschen Protestantismus eine Gewähr für den kulturellen Fortschritt Europas zu erblicken. Die hohe Achtung, die er für Deutschland und deutsches Wesen hegte, kam in seiner ganzen Haltung während des Weltkrieges zum Ausdruck.

Die Absonderung der Studenten von dem Berliner Ungarverein wurde nicht lange aufrechterhalten und auch schon während ihrer Dauer verkehrten viele Studenten im Kreise des Vereins. Stephan Tisza war z. B. während der Dauer seines Studienaufenthaltes in Berlin Vorstandsmitglied desselben. Im Jahre 1880 schlossen sich die Studenten wieder mit dem Berliner Ungarverein zusammen, und wählten zu seinem Vorsitzenden den bisherigen Vorsitzenden des Bundes ungarischer Hochschüler, Ignaz Alpár, der inzwischen das Diplom eines Architekten an der Berliner Technischen Hochschule erworben hatte. Ihr Vermögen von 333 Mark übergaben die Studenten dem Bund mit der Bedingung, hiervon notleidende ungarische Studenten zu unterstützen. Der Verein hingegen verpflichtete sich, 20% seines jährlichen Überschusses diesem Fonds zu überweisen. Die Frage der Unterstützung minderbemittelter Ungarn wurde aber in diesem Jahre organisatorisch durch die anlässlich der Verlobung des österreich-ungarischen Kronprinzen Rudolf erfolgte Gründung des österreich-ungarischen Hilfsvereins „Kronprinz Rudolf“ gelöst. Die Schirmherrschaft übernahm der Kronprinz selbst, und in der Leitung dieses Hilfsvereins befand sich auch der Berliner Ungarverein. Der Hilfsverein begann seine Tätigkeit 1881 mit einem Grundkapital von 50000 Mark und löste sich erst nach dem Weltkrieg auf.

Im Jahre 1886 feierte der Berliner Ungarverein sein 40jähriges Jubiläum. Bei der Veranstaltung dieser Festlichkeit wirkten die Studenten Koloman TISZA, Koloman RÉVÉSZ und Dr. Dénes KOVÁCS mit. Letzterer schrieb anlässlich dieses Jubiläums die 40jährige Geschichte des Vereins¹⁾.

Im Laufe des Jahres 1882 hören die Aufzeichnungen in dem Gedenkbuch auf. Die Endzeilen stammen von Dr. Franz LAKITS, dessen Auf-

¹⁾ Dénes Kovács: *A Berlini Magyar Egyesület negyvenéves története* (Die vierzigjährige Geschichte des Berliner Ungarvereins), Berlin 1886.

zeichnungen ein typischer Ausdruck des kosmopolitisch-liberalen Geistes der Jahrhundertwende darstellen. In seinen Ausführungen bezweifelt er den praktischen Wert eines Zusammenschlusses auf nationaler Grundlage der für kurze Zeit und mit verschiedenen Interessen ins Ausland kommenden ungarischen Studenten. Das Gedenkbuch hält er für ein reines Museumstück und fügt es der fast vergessenen ungarischen Bibliothek zu, die der Universität Berlin anvertraut war. Es ist auch zu verstehen, daß sich die Bindung zwischen der ungarischen Jugend und der alten ungarischen Universitätsbibliothek löste. Wie wir wissen, errichtete der Bund schon im Jahre 1877 eine neue Bücherei, ein Beweis, daß die von 1842 ab gesammelten Bücher für die Studenten ihren praktischen Wert verloren hatten. In Anbetracht der großen kulturellen Entwicklung um die Jahrhundertwende und der Steigerung der Bücherproduktion konnte die Berliner ungarische Jugend überhaupt nicht daran denken, über die heimatischen Verhältnisse, die wissenschaftliche, politische und literarische Lage eine gründliche Bibliothek aufrecht zu erhalten. Auch die völlige Spezialisierung der Fachwissenschaften machte ein solches Unternehmen unmöglich. Die Ungarn-Kunde war seit der Gründung des Bundes zu einem gewaltigen Material angewachsen, das nur durch eine fachmännisch geleitete und stets gepflegte Bibliothek zusammengehalten werden konnte. So konnte die Bibliotheca Hungarica in ihrer bestehenden Form für die ungarischen Studenten nur als ein wissenschaftliches Kuriosum von Interesse sein und mußte — in der Berliner Universitätsbibliothek sorgfältig aufbewahrt — lange Jahre auf ihre Wiederauferstehung warten.

Nachdem somit die ungarische Bibliothek und das Gedenkbuch ihre Aktivität verloren, hielt nur noch der Berliner Ungarnverein die Studenten zusammen. Außer Alpár stammen noch zwei Vorsitzende aus ihren Reihen, und zwar David ANGYAL, später Professor der Geschichte der Universität Budapest, und Baron Ludwig LÁNG, der spätere Professor der Statistik an der Budapester Universität und Handelsminister. Interessant sind seine „Berliner Feuilletons“¹⁾, in denen er in leichter, unterhaltender Form von dem Berliner Leben berichtet.

Wie schon gesagt, waren die Leiter des Vereins um die Jahrhundertwende vermögende und angesehene, in Berlin ansässige Ungarn, denen die Unterstützung der in Berlin studierenden ungarischen Jugend stets eine Herzenssache war. Viele gewesene Mitglieder des Bundes wählten sie zu ihren Ehrenmitgliedern, so z. B. Franz Liszt, Koloman Tisza, Paul Gyulai u. a. Der Verein bekam 1895 von einem seiner Damenmitglieder die Fahne, die jetzt die Mitglieder mit Pietät aufbewahren. Zum 100. Geburtstag Kaiser Wilhelms I. im Jahre 1896 nahmen die Leiter des Vereins in ungarischer Galauniform an dem Festzug Unter den Linden teil.

¹⁾ Fővárosi Lapok 1869 und 1874.

Außer den bereits erwähnten in Berlin studierenden großen Ungarn, zeigt auch die Gestalt Friedrich RIEDLS, des späteren Professors der ungarischen Literatur an der Universität Budapest, daß Berlin nicht nur auf dem Gebiet der technischen Wissenschaften eine wichtige Lehrstätte der Ungarn war, sondern seine Rolle auch in den Geisteswissenschaften behielt. Aber die naturwissenschaftliche Denkweise beherrschte in Form des Positivismus auch die Geisteswissenschaften, und diese Strömung war damals in Berlin führend. Friedrich Riedl, der so tief in die irrationale Einheit der geistigen Erscheinungen Einblick genommen hatte, bevorzugte in seinen literaturgeschichtlichen Werken die Ausdrücke der naturwissenschaftlichen Vorstellungswelt. Diese Tatsache ist ein Beweis, wie sehr die in Berlin herrschende wissenschaftliche Auffassung auf ihn wirkte.

Die organisatorischen Bestrebungen der Berliner ungarischen Studenten hatten von Anfang an doppelte Zielsetzungen, und zwar die Befriedigung der eigenen geistigen Bedürfnisse, das Aufrechterhalten der geistigen Beziehung mit der Heimat, und das Bekanntmachen der ungarischen Kultur im Ausland. Die deutsch-ungarische Waffenbrüderschaft im Weltkriege schuf die Atmosphäre, in der jede dieser kulturellen Zielsetzungen in Berlin die ihr gemäße Institution finden konnte. 1916 wurde der ungarische Gelehrte Robert GRAGGER auf den Lehrstuhl für ungarische Literaturgeschichte und Sprachwissenschaft der Universität berufen. Neben diesem Lehrstuhl errichtete man das Ungarische Institut, das die alte Bibliothek der Berliner ungarischen Studenten mit ihren 728 Bänden übernahm, die so die Grundlage zu einer modernen und vollständigen Bibliothek der Hungarologie wurde. Unter Teilnahme hervorragender Persönlichkeiten des deutschen und ungarischen Lebens wird Die Gesellschaft der Freunde des ungarischen Instituts ins Leben gerufen, die 1939 in die Deutsch-Ungarische Gesellschaft überführt wird. Mit dem Ziel, die wissenschaftlichen Forschungen über Ungarn zu veröffentlichen, gibt das Ungarische Institut der Universität Berlin seit 1921 die Zeitschrift „Ungarische Jahrbücher“, sowie die Ausgabenreihe „Ungarische Bibliothek“ heraus, durch die die vorher für kurze oder längere Zeit wirkenden Unternehmungen ähnlicher Art eine ständige Form erhalten haben. Neben diesen deutschen Einrichtungen gründete die ungarische Regierung im Jahre 1924 das Berliner Collegium Hungaricum, in dem die ungarischen Staatsstipendiaten ihr Heim finden¹⁾.

In dem im Jahre 1917 wieder ans Licht gekommenen Gedenkbuch berichten die ungarischen Studenten begeistert über die organisatorische

¹⁾ Eingehende Beschreibung dieser Einrichtungen: Julius von FARKAS: *Das ungarische Institut und seine geschichtlichen Voraussetzungen*. Ungarische Jahrbücher 1937, H. 1—3. Festschrift zwanzig Jahre Ungarisches Institut der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.

Tätigkeit GRAGGERS. 1922 wird auch das Vereinsleben des Bundes ungarischer Hochschüler neugestaltet. Da man zu dieser Epoche noch nicht den nötigen Abstand hat, soll hier nicht deren Geschichte geschrieben, sondern nur die Entwicklung in ihren wichtigsten Zügen aufgezeichnet werden.

Nach dem Weltkrieg versuchte Ungarn als erster Staat in Europa die Juden aus ihrer seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eingenommenen geistigen und wirtschaftlichen Führerposition auszuschalten. Das ungarische Gesetz vom Jahre 1920, das die Zahl der jüdischen Studierenden an den ungarischen Universitäten beschränkte, bedeutete den ersten Bruch mit der einheitlichen liberalen demokratischen Ordnung Europas. Leider blieb Ungarn damals mit seiner Maßnahme allein, und so bewirkte dieses Gesetz nur, daß die ungarländische jüdische Jugend scharenweise die ausländischen Universitäten aufsuchte. Da Berlins damaliger Charakter sie besonders begünstigte, füllten sie auch bald die Reihen des von Gragger neu ins Leben gerufenen Bundes. Obwohl ihre Zahl sehr groß war, blieb die Leitung des Bundes doch in der Hand der Anhänger der ungarischen nationalen Ideale. Diese Tatsache können wir dem Umstand verdanken, daß neben dem jeweiligen Gesandten in Berlin nach dem Tode Graggers (1926) sein Nachfolger, Professor Julius von FARKAS, die Schirmherrschaft über den Bund übernahm, und daß in den Jahren 1928—1936 der damalige Universitätslektor Dr. Desider von KERESZTURY als Vorsitzender aufmerksam und gewissenhaft das Benehmen und die Unternehmungen des Bundes bewachte. Unter seiner Leitung gewann der Bund unter den Berliner ausländischen Studentenvereinen ein bedeutendes Ansehen. Mitglieder des Bundes spielten jahrelang in der 1928 gegründeten Hauptgemeinschaft ausländischer Studierender eine führende Rolle und redigierten die Zeitschrift dieser Spitzenorganisation. Ihr jährlich veranstalteter Ball war ein stets beliebtes Ereignis des Berliner gesellschaftlichen Lebens.

Die groß angelegte Kulturpolitik des Dritten Reiches begünstigte das Studium der ungarischen Studenten in Deutschland. Durch den im Jahre 1936 zwischen Deutschland und Ungarn abgeschlossenen Kulturvertrag wurde auch die Zahl der Stipendiaten wesentlich erhöht.

In den letzten Jahren trat der Bund wieder in engere Beziehungen zu der ungarischen Kolonie. Sein traditionelles Interesse für die kulturellen Angelegenheiten des Berliner Ungartums wurde noch durch die sich in ganz Europa durchsetzende nationalsozialistische Idee der Volksgemeinschaft verstärkt. Die Mitglieder des Bundes veranstalten in jedem Jahr in dem Kreis der ungarischen Kolonie volkstümliche Vortragsreihen über aktuelle Fragen. Mit der deutschen Jugend verkehren sie außer an ihren wissenschaftlichen Arbeitsstätten durch das Auslandsamt der Dozenten-

schaft und den Humboldtclub sowie durch ihre Kameradschaftsabende. Infolge der dauernden Erhöhung der Anzahl der Stipendien für Berlin bestehen die Mitglieder des Bundes meistens aus Stipendiaten. Seit 1936 waren ununterbrochen Mitglieder des Collegium Hungaricum Vorsitzende des Bundes, die jährlich wechselten, während die Bewahrung der Traditionen dem Direktor des Collegium Hungaricum sowie, als ständigem Vorsitzenden des Intersemester-Ausschusses, dem Lektor für Ungarisch an der Universität obliegt. In der alten Mitgliederliste des Bundes finden die heutigen ungarischen Studierenden in Berlin oft die Namen ihrer Großväter und Väter, und mit Recht sehen sie auch in diesem Zeichen ungestörter traditioneller Verbindung eine Vorbedingung weiterer fruchtbarer Zusammenarbeit der beiden Nationen im Interesse einer besseren Zukunft Europas.

**Urkunden zur Übergabe der Bibliothek der ungarischen Studenten in Berlin
an die Berliner Universitätsbibliothek.**

Hochgeehrtester Herr Geheimer-Regierungs-Rath und Director!

Die in Berlin Studierenden Ungarn haben vor anderthalb Jahren, laut des beigefügten Auszuges, eine kleine Sammlung von Ungarischen-Büchern angelegt. Da sich diese nun über alle Erwartung fortwährend vergrößert, da ferner das Wechseln der Aufseher viele Unannehmlichkeiten veranlaßt und vielleicht späterhin in unbedachtsame Hände übergehen könnte, so glauben die Bevollmächtigten-Letzten der Stifter im Geiste derselben zu handeln, ja das gesteckte Ziel noch leichter erreichbar zu machen: Wenn sie diese Sammlung auf immer in der Königlichen Universitäts-Bibliothek niederlegen ohne dadurch die dort gebräuchliche Benutzung im geringsten zu erschweren.

Die Bedingungen, welche wir in Übereinstimmung aller jetzt hier anwesenden Ungarn nach reiflicher Überlegung machen, sind nur durch Pietät gegen die Stifter veranlaßt und gegen die, welche zur Vergrößerung der Sammlung nur unter der Bedingung: daß in Berlin eine Ungarische Bibliothek sei ihre Beiträge geliefert haben und künftighin auch zu liefern gedenken. — Unseres Erachtens nach liegt dieses im hohen Interesse der Königl.-Universitäts-Bibliothek selbst: Weil dadurch den Vaterländischen-Literaten und anderen Patrioten viel mehr Reiz und Veranlassung gegeben wird mit ihren Geschenken auch fernerhin diese Ungarische Sammlung zu bereichern.

Diese Bedingungen sind:

1. Wir mögten für diese Bücher einen besonderen Schrank mit der Aufschrift: Ungarische Bibliothek und besondere Nummern der Bücher, deren Verzeichniß dem Kataloge der Universitäts-Bibliothek stets als Anhang beigefügt werden könne.

2. Mögte der Ursprung, Zweck und die Bedingungen unter welchen diese Büchersammlung gegeben wurde laut der beigefügten Urkunde im Katalog erwähnt werden.

3. Mögte nebst dem Universitäts-Stempel auch der bisherige Ungarische beibehalten werden.

4. Sollen die Conversations-Lexica, die Atlasse und Fremdenführer durch Berlin und der Umgebung nur Ungarischen-Studenten überlassen werden.

Endlich, um die Geschäftsführung zu erleichtern haben wir beschlossen, daß:

5. Stets hier ein Ungarischer-Student damit von uns beauftragt sei, die Bücher, welche schon unterwegs oder künftig zu erwarten sind, zu besorgen, der Universitäts-Bibliothek zu übergeben und bei Übersetzung der Titel ins Deutsche behülflich zu sein.

Wir hoffen die Bedingungen so billig gestellt zu haben, daß der hochgestellte Herr Geheime-Regierungs-Rath und Director geneigt sein wird mit dieser, zwar jetzt noch unbedeutenden (über 500 Bände) aber durch unsere Bemühungen sich allmählich mehrenden Ungarischen Büchersammlung die Königl. Universitäts-Bibliothek zu bereichern und dadurch an diesem Sitze der Deutschen-Bildung bei Studierenden aller Nationen auch die Kenntnisse der Ungarischen Literaten und Verhältnisse zu fördern und zu verbreiten.

In Erwartung einer baldigen günstigen Antwort verharret achtungsvoll

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Johann v. Gáspár.

Im Namen der sämtlichen hier anwesenden Ungarn.

Berlin, den 19. März 1844.

Auszug aus dem Gedenkbuche der Berliner Ungarn.

Es ist nicht unser Zweck eine große Ungarische-Bibliothek allhier zu gründen, dieses würden weder unsere Verhältnisse noch der Zweck, weshalb wir hier sind, erlauben. Denn wir wissen wohl, daß die Zeit der hiesigen Studierenden aus Ungarn zu kostbar ist, als daß sie sich systematisch der Ungarischen-Lecture widmen könnten. Andererseits wissen wir daß auch recht wohl aus eigener Erfahrung, wie schmerzhaft und nachtheilig es sei, die wichtigsten Produkte der schon im Blühen begriffenen Ungarischen-Literatur zwei bis vier Jahre hindurch gänzlich zu entbehren und wie gut und zugleich wie nothwendig es wäre, da wir uns in ausländischen Fortschritten der Wissenschaften bewegen mitunter auch einen Blick auf solche Ungarische-Werke werfen, welche sie aus Ungarischen Standpunkte und Bedürfnisse behandeln. Außerdem haben wir schon sehr oft Gelegenheit mit Ausländern zusammenzukommen, die sich für unsere Sprache, Literatur und im Allgemeinen für unser National. Leben interessieren und uns um dieses und jenes fragen. Jedoch vermögen wir aus dem Gedächtnisse die Wißbegierde der Fremden nicht hinlänglich zu befriedigen. Wie hilfreich müßte in solchen Fällen eine kleine Sammlung von ausgewählten Ungarischen-Büchern sein, woraus man im Stande wäre, die zuverlässigste Aufklärung zu geben und die über unsere Verhältnisse verbreiteten Vorurtheile und das Unkraut der falschen Gerüchte auch hierdurch allmählich zu vermindern.

Endlich kommen auch nicht selten solche Landsleute hierher, die mit der Deutschen-Literatur von Hause aus bekannt — unserer Sprache aber nicht so mächtig sind, als daß sie binnen zwei bis vier Jahren nicht davon viel verlernen sollten. Für solche ist — wir wissen es aus Erfahrung. — eine solche Sammlung zur weiteren Übung ein wahrer Segen.

Unter solchen Ansichten haben wir mit Freuden etwas Geld und einige Bücher zusammengebracht. Dieses hatten kaum einige unserer heimischen Schriftsteller ge-

hört, als sie auch schon bereit waren, mehrere von ihren Werken gratis zu schicken und selbst die Ungarische-Academie der Wissenschaften hat das hochherzige Versprechen gegeben, aus ihrem Verlage je ein Exemplar uns zuzusenden.

Was nun die mit Geld anzuschaffenden Bücher betrifft, so haben wir unserem obenerwähnten Zwecke gemäß, als Grundsatz aufgestellt: „Nur solche Ungarischen oder die Ungarn näher betreffenden fremden Werke anzuschaffen, welche in den verschiedenen Fächern der damaligen Zeit die besten sind und für unsere Zwecke als das nothwendigste und sicherste Repertorium dienen können“.

Wir nehmen uns die Freiheit auch diejenigen auf diesen Grundsatz hinzuweisen, welche uns mit ihren Geschenken beehren wollen. Und wir, die wir hier Studieren, haben zur Erinnerung an die in Berlin verlebten Zeiten und um unsere Pietät und unseren Dank für die hier erworbenen Kenntnisse an den Tag zu legen, beschlossen: „Daß jeder, der etwas durch die Presse veröffentlicht wird, von dem erschienenen Werke je ein Gratis-Exemplar unserer Bibliothek überschicke“.

Übrigens geben wir dem letzten der Stifter die Vollmacht, über die weitere Verwendung der Bibliothek unseren Grundsätzen gemäß zu verfügen.

Berlin, am 19. Juli 1842.

Antwortschreiben der Universitäts-Bibliothek.

Die von Ew. Hochwohlgeboren im Namen sämtlicher hier studierenden Ungarn unter dem 19. März ausgesprochene Anerbieten, die von Ihnen und Ihren Landsleuten gestiftete Ungarische-Bücher-Sammlung der hiesigen Königl.-Universitäts-Bibliothek zu übergeben, nehme ich für diese Anstalt mit lebhaftem Danke an, sofern Sie mit der nachstehenden Modification der von Ihnen gestellten Bedingungen einverstanden sind.

ad 1. Anstatt der bei der systematischen Einteilung der Universitäts-Bibliothek nicht zulässigen Abtrennung der zu der Ungarischen Bibliothek gehörenden Bücher, sowohl im Lokal als im Katalog der Universitäts-Bibliothek, möchte es genügen, diese Bücher durch eine denselben angeklebte Etiquette, etwa mit den Worten: *Ex bibliotheca ab Hungaris Universitatis Berolinensis civibus fundata*, auszuzeichnen, sowie auch in dem Katalog den Titeln derselben stets eine ähnliche, kürzere Bezeichnung beizufügen.

ad 4. Die Conversations-Lexica, Atlasse und Fremdenführer möchten, anstatt der Universitäts-Bibliothek einverleibt zu werden, besser in den Händen des mit der Übergabe der Ungarischen Bücher beauftragten Studierenden verbleiben, da die einmal der Universitäts-Bibliothek angehörenden Bücher den Statuten dieser Anstalt gemäß, den übrigen Studierenden und den Docenten der hiesigen Universität durchaus nicht vorenthalten werden können, wie denn überhaupt alle regelmäßigen Bedingungen über die Universitäts-Bibliothek sich auch auf die aus der Ungarischen Sammlung stammenden Bücher erstrecken werden.

Mit den Punkten 2, 3 und 5 bin ich vollkommen einverstanden und bemerke noch, daß durch eine Liste mit fortlaufenden Nummern, welche sich in den Händen des mit der kostenfreien-Überlieferung der künftig nachfolgenden Bücher beauftragten Ungarischen Studierenden befindet, die sub 1 erwähnte abgesonderte Verzeichnung und Nummerierung erreicht werden wird.

Indem ich nicht zweifle, daß Ew. Hochwohlgeboren sich mit einer solchen Ausführung der beabsichtigten Einrichtung einverstanden erklären werde, bemerke ich noch, daß die Aufnahme der Ungarischen-Bücher in die Königliche-Universitäts-Bibliothek nach vorheriger gefälliger Benachrichtigung an jedem Wochentage erfolgen kann.

Berlin, den 23. März 1844.

Der Königliche Geheime Regierungs-Rath
Direktor der Königl. Universitäts-Bibliothek.

Pertz.

CSONGOR és TÜNDE.

Szinjáték öt Felvonásban.

I r t a

Vörösmarty Mihál.

*Berlini Magyarok Könyvtárának
a "berlini"*

SZÉKES-FEHÉRVÁROTT,
nyomtattott Számmar Pál betűvel.
1851.

1808

A' berlini magyar Könyvtár.
rak.

Bajza

III. 37.

A berlini magyar Könyvtárának

Kossuth Lajos

1805

ERDÉLYI JÁNOS'

KÖLTEMÉNYEI.



*A 'berlini magyar könyv-
tárnak.
Erdélyi János'*

BUDÁN.

A' MAGY. KIR. EGYETEM' BETŰVEL.

—
MDCCCLIV.



1807

Friedrich List in Ungarn¹.

Von

Gottfried Fittbogen (Berlin).

Einleitung.

Aus der Biographie Lists von Ludwig HÄUSSER ist bekannt, daß List in den letzten Jahren seines Lebens starke Beziehungen zu Ungarn gehabt hat, und zwar nicht zu ungarländischen Deutschen, sondern zu Magyaren. Diese Beziehungen Lists zu Ungarn haben noch keine zusammenhängende Darstellung gefunden.

Bisher liegen nur einzelne Beiträge dazu vor.

Zuerst hat man begrifflicher Weise von ungarischer Seite aus Interesse für diese Frage gehabt. Béla FÖLDES hat sich ihr schon während des Weltkrieges zugewandt; am 10. Mai 1915 hat er in der ungarischen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über Friedrich Lists Beziehungen zu Ungarn gehalten²). Der Vortrag selbst war nur kurz und vorbereitender Natur. Aber Földes hat bereits die grundsätzliche Bedeutung der Frage erkannt und die Notwendigkeit ihrer umfassenden Bearbeitung. Unter dem Eindruck seines Vortrages hat die ungarische Akademie in der Festsetzung desselben Jahres beschlossen, eine Preisfrage über die Beziehungen Lists zu Ungarn auszuschreiben. Der Krieg hat die Ausführung dieser Absicht verhindert. Zwölf Jahre nach dem Weltkrieg hat dann Ladislaus GROSSMANN die Frage wieder aufgenommen, allerdings mit einigem Skep-

¹) Gottfried Fittbogen hat diese Arbeit kurz vor seinem Tode beendet und dem Ungarischen Institut, in dessen Auftrag sie geschrieben wurde, zur Drucklegung überreicht. Es war seine Hoffnung, daß die ungarische Forschung durch seine Ausführungen angeregt ihre Aufmerksamkeit dem Verhältnis Lists zu Ungarn zuwenden und auf Grund der ungarischsprachigen Quellen seine Forschungsergebnisse ergänzen werde. Wir würden es als eine schöne Ehrung seines Andenkens begrüßen, wenn seine Hoffnung eine Erfüllung und seine bahnbrechende Arbeit eine würdige Fortsetzung finden würde.
Der Herausgeber.

²) Abgedruckt in der Ungarischen Rundschau für historische und soziale Wissenschaften 1915 zusammen mit einer Arbeit von Rudolf SIEGHART unter dem gemeinsamen Titel *Ein unbekanntes Memorandum Friedrich Lists über das Verkehrswesen Ungarns*. S. 478—492 (Földes) und S. 745—777 (Sieghart).

tizismus; aber er hat doch immerhin aus der ungarischen Presse beachtenswerte Tatsachen zusammengestellt¹⁾.

Auf deutscher Seite nötigte die Arbeit an der großen Listausgabe die Herausgeber zwangsläufig zur Beschäftigung auch mit dieser Frage. Denn sie mußten ja auch die Veröffentlichungen und Briefe Lists, die sich auf Ungarn beziehen, herausgeben. Sie haben sich dabei nicht darauf beschränkt, die betreffenden Texte abzdrukken, in dem Kommentar dazu haben sie auch viel Material zu ihrem Verständnis, also Material über die Beziehungen Lists zu Ungarn aufgehäuft. Der Anlage der Ausgabe gemäß ist es auf mehrere Bände verteilt²⁾.

Es wird nun — hundert Jahre nach den Ereignissen — endlich Zeit, daß die Arbeit ernstlich in Angriff genommen wird.

Der Skeptizismus Großmanns ist unnötig. Die Wirkung, die List auf Ungarn ausgeübt hat, ist bedeutend, und es liegen auch genug Quellen vor, die sie bezeugen.

Nötig ist aber (und das ist noch nicht geschehen), daß man die einzelnen Nachrichten und Geschehnisse, die sich an den Namen List knüpfen, in den Zusammenhang der ungarischen Zeitgeschichte stellt; nur auf diese Weise ergibt sich aus den Einzelheiten ein Ganzes, aus den vielen Mosaiksteinen ein Bild. Macht sich ein Reichsdeutscher an die Arbeit, so muß er sich, wie List es einst tat, in die ungarischen Verhältnisse versenken. Macht sich ein ungarländischer Forscher an die Arbeit, so muß er sich entsprechend mit den Voraussetzungen, von denen List ausging und mit denen er als Nichtmagyar, speziell als „Deutschländer“, an die ungarischen Dinge herantrat, vertraut machen. Zwei verschiedene politische Welten berühren sich. Die Aufgabe ist, die Quellen, die aus diesen verschiedenen Welten stammen, zu einem einheitlichen Bilde zu verarbeiten.

Über die Quellen ein Wort zu sagen, ist nicht überflüssig. Wir stützen uns auf deutschsprachige Quellen; die stammen aber zum Teil auch von Magyaren, sei es, daß diese sich der deutschen Sprache bedient haben, sei es, daß ihre Äußerungen uns in deutscher Übersetzung vorliegen. Diese Quellen magyarischer Herkunft sind natürlich von besonderem Wert.

¹⁾ *Friedrich List in Ungarn*. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 1930. II, S. 118—124.

²⁾ *Friedrich Lists Schriften, Reden, Briefe*. Herausgegeben im Auftrag der Friedrich-List-Gesellschaft. 10 Bde. Berlin 1927—1935. Verlag Reimar Hobbing. — Wir verzeichnen hier nur die betreffenden Stellen im Kommentar: Bd. III, 2 (1936), S. 1009 bis 1023; zu den beiden Denkschriften über die nötigen Reformen in Ungarn, 1845; Bd. V (1928), S. 673—678; zu dem Auswanderungskapitel der Schrift „die Acker-
verfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“, 1842; Bd. VII S. 597—608; zu den Aufsätzen „Österreich und der deutsche Zollverein“ I, II, 184; Bd. VII S. 674f.; zu Lists Rede auf dem Wiener Festmahl, 23. Dezember 1844; Bd. VIII S. 933f., 938; zu den Briefen aus und über Ungarn 1844—1846.

Wir zweifeln nicht, daß sich aus ungarischen Quellen — gedruckten und ungedruckten — noch manches Material herbeischaffen läßt, ja wir hoffen gerade durch diese Arbeit sie ans Tageslicht zu locken. Wir beschränken uns aber absichtlich auf das bereits zugängliche Material; damit läßt sich eine feste Grundlage schaffen. Ist diese Grundlage einmal gegeben, so wird es ungarländischen Forschern magyarischer und deutscher Zunge nicht schwer fallen, weiteres ans Tageslicht zu ziehen und Ergänzungen zu liefern. Doch das ist cura posterior.

Zu der Frage, ob List früher schon einmal in Ungarn war, können wir kein neues Material beisteuern. Da aber List ausdrücklich sagt, daß er vor einem Vierteljahrhundert schon einmal an der Donau und in Ungarn gewesen sei, so müssen wir annehmen, daß List tatsächlich schon bei Gelegenheit seines ersten Aufenthaltes in Wien, im Jahre 1820, Ungarn besucht hat. Das braucht keinen längeren Aufenthalt in Ungarn zu bedeuten. Bei der Bedeutung, die Preßburg als Sitz des ungarischen Landtages hatte, wäre ein Ausflug nach dahin beinahe als selbstverständlich anzunehmen. Vielleicht hat sich sein Besuch Ungarns auf Preßburg beschränkt.

Für uns ist diese Frage ohne Bedeutung. Denn dieser erste Besuch Ungarns blieb ohne Folgen, Beziehungen zu Ungarn haben sich daraus nicht ergeben. Diese beginnen, so viel wir sehen, erst mit dem Jahre 1841, das heißt: mit dem Erscheinen seines Nationalen Systems der politischen Oekonomie.

Kapitel I.

Das Bekanntwerden Lists in Ungarn (1841—1844).

I.

Lists Werk „Das nationale System der politischen Ökonomie“ fand in Ungarn sofort Beachtung und Verbreitung.

Wir stellen zunächst die äußeren Daten zusammen. Noch im Jahre seines Erscheinens, am 6. Dezember 1841, hielt August TREFORT, der spätere ungarische Unterrichtsminister (1872—1888), damals dreiundzwanzigjährig, in der ungarischen Akademie der Wissenschaften eine Vorlesung über Lists Werk und erkannte seine epochemachende Bedeutung: „Dieses Werk wird in der Wissenschaft der Nationalökonomie eine neue Periode eröffnen und am meisten zur Ausrottung der Vorurteile und gefährlichen Irrtümer des Smith'schen Systems beitragen.“ Er stellte Lists System als selbständig neben den Merkantilismus, Physiokratismus und Smithianismus hin. In entsprechender Weise stellt das erste in ungarischer Sprache geschriebene Lehrbuch der Nationalökonomie, das Lehrbuch von August KARVASY

(1842), Lists Bedeutung dar und dokumentiert damit den Einfluß der List-schen Idee¹). Noch im selben Jahr (1842) erschien bereits eine ungarische Übersetzung des Werkes von Anton SÁRVÁRY in drei Bänden (Köszeg-Güns). Ungarn war damit sämtlichen Ländern weit voraus. Das Werk wurde in ungarischer und in deutscher Sprache viel gelesen.

Wie sehr es in Ungarn geschätzt wurde, trat auf dem ungarischen Landtag des Jahres 1843/44 überraschend zutage. Während der anderthalb Jahre, die er dauerte, hielten „die Säle unserer gesetzgebenden Körper“, also der Saal der Magnatentafel wie der Saal der Ständetafel, von Lists Namen wider, „so oft von Handel und Industrie, von Eisenbahnen oder von Zöllen die Rede“ war²).

Im Herbst 1844 wurde in der ungarischen Akademie der Wissenschaften der Antrag gestellt, List zum korrespondierenden Mitglied der Akademie zu ernennen³). Allerdings wurde dieser Antrag nicht angenommen; auch in Ungarn wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Aber der Antrag war doch gestellt.

Am wichtigsten ist Pulszkys Zeugnis, daß auf dem Landtag 1843/44 die Säle der gesetzgebenden Körperschaften von Lists Namen widerhallten, wenn nationalökonomische Fragen zur Verhandlung kamen. Dies Zeugnis Pulszkys ist vollwichtig. Pulszky war Ohren- und Augenzeuge der Debatten. Er war zwar nicht Mitglied des Landtages (sein Komitat hatte ihn nicht wieder zum Abgeordneten gewählt); aber er hat doch den größten Teil des Landtages in Preßburg selbst miterlebt. Erst im Sommer 1844 ging er auf vier Monate nach Italien, kam aber gerade zum Schluß des Landtages zurück⁴). Die anderthalb Jahre, von denen er spricht, stimmen beinahe auf die Minute: am 14. Mai 1843 wurde der Landtag eröffnet, am 13. November 1844 wurde er geschlossen; dazwischen liegen ein Jahr und sechs Monate. (Pulszky hatte List schon 1840 in Preßburg persönlich kennengelernt.)

An Pulszkys Zeugnis ist nicht zu zweifeln. Wie stellen wir aber im einzelnen fest, was damals im ungarischen Landtag über List gesagt wurde, welche seiner Gedanken damals von ungarischen Landtagsmitgliedern geglaubt und verbreitet wurden? Ist das überhaupt möglich?

¹) Béla FÖLDES, *Friedrich Lists Beziehungen zu Ungarn*. Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften. 1915, S. 489.

²) Franz PULSZKY, *Allgemeine Zeitung* 1844, Nr. 322 vom 17. November.

³) Ladislaus GROSSMANN, *Friedrich List in Ungarn*. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 1930, II, S. 188ff. Leider ist nicht bekannt, von wem der Antrag ausging. Wann wurde der Antrag gestellt: vor dem 31. Oktober 1844 oder unter dem Einfluß von Lists Besuch in Ungarn?

⁴) Franz PULSZKY, *Meine Zeit, mein Leben*. Preßburg und Leipzig, Bd. I (1880), S. 316.

Dazu ist es nötig, sich darüber zu orientieren, wie damals, auf dem Reichstag 1843/44, die Berichtserstattung über die Parlamentsverhandlungen in Ungarn gehandhabt wurde. Emrich HENSZLMANN, der Redakteur der „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn“ hat die deutschen Leser, für die sein Blatt bestimmt war, genau darüber unterrichtet¹⁾.

Zunächst: sollen wir dies ungarische Parlament Landtag oder Reichstag nennen? — Die Vierteljahrsschrift, die speziell ungarische Interessen vertritt, nennt es immer Landtag; ihrem Sprachgebrauch schließen wir uns an. Im selbständigen Ungarn, vorübergehend 1848/49, dauernd seit 1867 wurde der Name „Reichstag“ üblich. Rückwirkend hat dieser Name dann, scheint es, die Bezeichnung „Landtag“ auch für die Zeit vor 1848 verdrängt. Wir folgen für die Zeit vor 1848 dem Sprachgebrauch Henszlmanns und seiner Zeitschrift.

Über die Verhandlungen des ungarischen Landtages wurde 1843/44 in folgender Weise berichtet.

Es gab vier verschiedene Arten von Sitzungen. Die Ständetafel hielt Kreissitzungen und Reichssitzungen ab, die Magnatentafel nur Reichssitzungen. Ab und an tagten beide Häuser gemeinsam; diese Sitzungen hießen gemischte Reichssitzungen.

Wir beginnen mit der Ständetafel und ihren beiden Tagungsformen, den Kreis- und den Reichssitzungen.

Die Kreissitzungen haben ihren Namen daher, daß in früherer Zeit die Deputierten der Komitate zu Vorbesprechungen kreisweise zusammentreten pflegten. Ganz Ungarn nämlich gliederte sich landschaftlich (und gliedert sich auch heute noch) in vier „Kreise“; das sind die beiden „Kreise“ diesseits und jenseits der Donau, und die beiden „Kreise“ diesseits und jenseits der Theiss. In den Sitzungen der einzelnen „Kreise“ wurden die Gegenstände, über die in der offiziellen Sitzung (das ist: in der Reichssitzung) Beschluß gefaßt werden sollte, vorbereitend gesprochen. Als später die Deputierten der Komitate ihre Vorbesprechungen nicht mehr kreisweise, sondern gemeinsam abhielten, als dann auch die Deputierten der geistlichen Kapitel, der Distrikte und der Städte hinzutraten, paßte der Name nicht mehr, er war geradezu widersinnig geworden (es fanden ja keine „Kreis“-Sitzungen mehr statt, sondern nur noch Gesamt-Sitzungen), aber er wurde doch beibehalten als Bezeichnung für die inoffiziellen Sitzungen.

Denn diese Sitzungen waren nach wie vor nur vorbereitender Natur: in ihnen wurden die Beschlüsse der offiziellen Sitzungen (der Reichssitzungen) vorbereitet. Da aber die vorbereitenden Beschlüsse, die nachher zu offi-

¹⁾ *Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn*. Leipzig. Verlag Georg Wigand. 1843. III, 1, S. 3f., 15f., 26.

ziellen Beschlüssen erhoben werden sollten, in der Reichssitzung meist ohne oder mit nur geringen Änderungen angenommen wurden, so lag das geistige Schwergewicht bald in den Kreissitzungen. In ihren Debatten pulsierte das Leben der Ständetafel am unmittelbarsten und frischsten, hier sprach „die Nation“ nach Henszlmann ihren Willen am reinsten aus.

Bei alledem aber blieben die Kreissitzungen inoffiziell, sie waren in der Verfassung nicht vorgesehen. Daher gab es auch keine offizielle Berichterstattung über sie. Versuche, eine offizielle Berichterstattung zu erreichen, waren von der Ständetafel gemacht, aber sie hatten bisher nicht zum Ziel geführt. Jetzt, auf dem Landtag 1843/44, unternahm die Ständetafel einen neuen Vorstoß; bereits in der Kreissitzung vom 23. Mai beschließt sie: die Verhandlungen der Kreissitzungen sollen zwar nicht stenographisch aufgenommen werden; aber es soll doch ein Bericht verfaßt werden; er soll kürzer und bloß im Auszug gehalten werden; sechs Abgeordnete werden zu Redaktoren gewählt; sie haben das Tagebuch („Diarium“) der Kreissitzungen jede Woche abwechselnd zu führen, und zwar unentgeltlich. Das von ihnen geführte Tagebuch unterliegt außerdem der Zensur eines Kollegiums von 32 Abgeordneten; es soll auch im Druck erscheinen. Dieser letztere Beschluß allerdings ließ sich nicht durchführen. Die Drucklegung scheiterte daran, daß die Kreissitzungen keine offizielle Einrichtung waren. Die Drucklegung wurde zwar von der Regierung nicht verboten; aber es fand sich kein Drucker, der den Druck übernehmen wollte. Er hätte dadurch nämlich sein Privilegium, das er von der Regierung erhalten hatte, gefährdet. So blieb also das Tagebuch der Kreissitzungen des Landtages 1843/44 ungedruckt; handschriftlich aber wurde es von den sechs Redaktoren — unter der Kontrolle der 32 Zensoren — hergestellt; es ist von Henszlmann offenbar für die Berichte in seiner Zeitschrift benutzt worden und vielleicht heute noch vorhanden.

Einfacher steht es mit der Berichterstattung über die Reichssitzungen der Ständetafel; denn sie waren ja offizieller Natur. Im Mai 1843 übernahm der Stenograph Karl HAJNIK die Berichterstattung über sie (gegen ein Gehalt von 600 Gulden monatlich). Das Tagebuch der Reichssitzungen unterliegt gleichfalls der Kontrolle einer Zensurkommission aus Mitgliedern des Hauses; es erschien im Druck. Doch erfolgte der Druck ziemlich langsam, oft erst zwei bis drei Wochen nach den Debatten; er scheint auch wenig ins Publikum gedrungen zu sein.

Die Magnaten haben nur eine Form der Tagung. Etwas, was den Kreissitzungen der Ständetafel entsprochen hätte, kannten sie nicht; sie traten nur zu Reichssitzungen zusammen. Die Berichterstattung erfolgt in der Weise, daß — wie in den Reichssitzungen der Ständetafel — ein Stenograph die Verhandlungen nachschreibt. Das Tagebuch wird — unter

Prüfung durch eine Zensurkommission — gedruckt. Der Landtag 1843/44 war der erste, der das Tagebuch der Magnatentafel drucken ließ.

Demnach stehen also für den Landtag 1843/44 folgende amtliche Berichte zur Verfügung:

1. das handschriftliche Tagebuch der Kreissitzungen der Ständetafel (falls es noch heute vorhanden ist);
2. das gedruckte Tagebuch der Reichssitzungen der Ständetafel;
3. das gedruckte Tagebuch der Sitzungen der Magnatentafel.

Den beiden letztgenannten Tagebüchern liegt die vollständige Nachschrift des Stenographen zugrunde. Wie weit die Zensur, die aber in den Händen von Landtagsmitgliedern lag, Streichungen und Änderungen vorgenommen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls aber besteht die Möglichkeit, da viele Einzelheiten unverändert übernommen sind, daß hier auch Lists Name in den Debatten über Handel und Industrie, über Eisenbahnen und Zölle genannt wird, und zwar in den Tagebüchern beider Häuser.

Außer den angeführten Sitzungen gab es noch eine vierte Form der Sitzungen: die gemischten Reichssitzungen. Das sind die Sitzungen, in denen die Magnatentafel und die Ständetafel gemeinsam tagen. Die Sitzungen hatten aber nur zeremoniellen Charakter; Debatten fanden hier nicht statt. Sie kommen also für uns — auf der Suche nach Erwähnungen von Lists Namen — kaum in Betracht.

Außer über die amtlichen Berichte in den „Tagebüchern“ müssen wir uns aber noch über die Berichte in den Zeitungen orientieren. Wie wurde die Berichterstattung in der Presse damals gehandhabt? Auch darüber unterrichtet Henszlmann seine deutschen Leser¹⁾.

Es gibt zwei Arten von Zeitungen: Manuskript-Zeitungen und gewöhnliche, d. h. gedruckte Zeitungen.

Der Erfinder der Manuskript-Zeitung, wenigstens ihrer Benutzung für Parlamentsberichte, ist Kossuth. Während des langen Landtages 1832/36 gab er eine solche Zeitung heraus, um in ihr, unabhängig von der Zensur, über die Landtagsverhandlungen, und nur über sie, berichten zu können. Es geschah zweimal wöchentlich, ausführlicher oder kürzer, je nach dem Interesse, das die Debatten darboten. Eine solche Zeitung kann natürlich nur auszugsweise berichten; auch kommt ihr Preis, da jedes Exemplar eigens abgeschrieben und durch die Post expediert werden muß, so hoch zu stehen, daß nur wenige Privatleute imstande sind, sie zu halten. Auf dem Landtag 1843/44 (Kossuth war seit dem 1. Januar 1841 Redakteur einer Tageszeitung, des Pesti Hirlap) gab Aloys ZÁBORSKY eine solche Landtagszeitung heraus.

Außer der Manuskriptzeitung sind als eine spezifisch ungarländische Quelle auch die Berichte („Relationen“) zu beachten, die die Deputierten

¹⁾ A. a. O. S. 4.

ihren Kommittenten erstatteten. List selbst erwähnt diese „merkwürdigen Denkmale“ in den handschriftlichen Notizen, die er sich während seines Aufenthaltes in Ungarn gemacht hat (Reutlinger List-Archiv, Fasc. XXXIV 26). Auch in diesen „Relationen“ können sich Spuren von der Einwirkung Listscher Gedanken auf die Landtagsverhandlungen finden.

Die gedruckten Zeitungen unterlagen — im Unterschied von der Manuskript-Zeitung — der Zensur. Die Zensur legte ihnen manche Hemmung auf. Vor allem durften die öffentlichen Zeitungen in ihren Berichten aus dem Landtag die Namen der Redner nicht nennen, sie auch nicht durch die Erwähnung des Komitats, das sie vertraten, kenntlich machen. Dies Verfahren erschwerte natürlich das Verständnis der mitgeteilten Reden und Aussprüche außerordentlich. Dazu kam, daß die Zensur nach Belieben Streichungen vornahm; ihr fielen besonders die schärferen Ausdrücke und schrofferen Äußerungen zum Opfer.

Aber bei aller Unvollkommenheit — die Art der Berichterstattung war, verglichen mit den früheren Zuständen, doch ein bedeutender Fortschritt. Nach dem Reichstag 1839/40 nämlich hatte die Regierung die Fesseln der Zensur gelockert und den Zeitungen größere Bewegungsfreiheit gestattet. Sie hatte genehmigt, daß Kossuth die Redaktion des „Pesti Hirlap“ übernahm. Diese freiere Bewegung kam nun auch den Berichten, welche die Zeitungen über die Landtagsverhandlungen brachten, zugute¹⁾. Das „Pesti Hirlap“ (in Pest) und der „Hirnök“ (in Preßburg) konnten jetzt (1843/44) — trotz der Zensur — ausreichend detaillierte Berichte von den Verhandlungen bringen. Das war von großer Einwirkung auf die politische Erziehung des Volkes. Durch die Veröffentlichung der Landtagsdebatten nahm die ganze Nation, soweit sie wollte, teil an den öffentlichen Angelegenheiten, begleitete mit Aufmerksamkeit die Entwicklung derselben, berechnete, kontrollierte; „über die öffentlichen Angelegenheiten verbreitete sich ein immer größeres Licht“.

Es wäre also die Aufgabe, festzustellen, ob und wie weit die Landtagsberichte dieser Zeitungen bei den Verhandlungen über Handel und Industrie, über Eisenbahnen und Zölle den Namen Lists ausdrücklich nennen oder doch erkennen lassen, daß die Redner sich auf List stützen und sich Listscher Gedanken bedienen. Ebenso wichtig ist es zu verfolgen, wie weit die Auseinandersetzungen in den Zeitungen und Zeitschriften der Jahre 1842—1844 (bis zum Besuch Lists in Ungarn) über die einschlägigen Fragen der Nationalökonomie unter Berufung auf List geführt werden.

Endlich sind auch andere Quellen heranzuziehen. Die Spuren dieser Auseinandersetzungen im Zeichen Lists werden sich auch in Briefen und

¹⁾ Michael HORVÁTH, *Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns von 1823—1848*. Übersetzt von Joseph Novelli. Leipzig 1867. Bd. II, S. 174f.

anderen Aufzeichnungen von Landtagsmitgliedern und Schriftstellern niedergeschlagen haben.

Den Nachweis im einzelnen zu führen, welche Rolle Lists Name und seine Gedanken in den Debatten des Landtages 1843/44 und in den Auseinandersetzungen der Zeitungen und Zeitschriften der Jahre 1842/1844 gespielt haben, ist eine lohnende Aufgabe für ungarländische Forscher magyarischer und deutscher Zunge. Bis dieser Nachweis im einzelnen geführt ist, muß uns Pulszkys summarisches Zeugnis genügen. Jedenfalls, kein Nationalökonom besaß damals in Ungarn größeres Ansehen als Friedrich List.

Hier ist nun auch der Ort, ein kurzes Wort über die oben erwähnte Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn und ihre Stellung in der Zeitschriften-Literatur anzufügen.

3.

Die Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn ist selbst eine charakteristische Erscheinung der Zeit: in deutscher Sprache soll sie die Interessen Ungarns, genauer: des Magyarentums vertreten. Die Magyaren haben schon früh die Bedeutung der Propaganda erkannt. Wollten sie ihre Forderungen durchsetzen, so mußten sie sie der europäischen Öffentlichkeit bekannt und plausibel machen. Das geschah am besten in deutscher Sprache. Und so blühte denn eine magyarische Broschüren-Literatur in deutscher Sprache auf, die zum großen Teil in Leipzig, der Zentrale des deutschen Buchhandels erschien. Die Verlage von Otto Wigand und Georg Wigand sind besonders daran beteiligt. Es würde sich lohnen, diese Literatur einmal einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen.

In diesen Zusammenhang also gehört auch die Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn. Die eingehende Unterrichtung des Publikums über die Landtagsverhandlungen fand nur in magyarisch geschriebenen Zeitungen statt. Die deutsche Bevölkerung Ungarns hatte kein Blatt, das ähnliches tat; sie war daher nicht imstande, den Gang der Landtagsverhandlungen zu verfolgen. Hier sollte nun die neue Vierteljahrsschrift eingesetzt werden. Sie sollte allen Deutschen dienen: den ungarländischen Deutschen und den Deutschen in Deutschland, und beide für die Sache des Magyarentums gewinnen.

Das Geld für die Zeitschrift kam aus der Bewegungspartei, deren Gedanken sie vertrat, also aus der ungarischen Opposition. Einer der oppositionellen Magnaten könnte die Mittel für sie ausgeworfen haben, etwa Graf Kasimir BATHYÁNY, von dem es überliefert ist, daß er für solche

Zwecke eine offene Hand hatte¹.) Henszlmann war für eine solche Aufgabe besonders geeignet. Er war als Deutscher geboren, hieß ursprünglich Henselmann, hatte seine schriftstellerische Laufbahn als deutscher Dichter mit der historischen Tragödie Brutus und die Tarquinier (Pest 1837, Verlag Gustav Heckenast) begonnen; nun aber war er von der magyrischen Bewegung ergriffen und trat selbst — als Henszlmann — in sie ein.

Wenn seine Zeitschrift nur ein kurzes Leben hatte²) und sie nicht einmal das Ende des Reichstags (November 1844) erlebte, so liegt das offenbar daran, daß sie gleichzeitig sich an ungarländische und deutschländische Leser wandte und nicht erkannte, daß das in Wirklichkeit zwei ganz verschiedene Interessentenkreise sind. Die Vierteljahrsschrift erschien im Ausland, in Leipzig; sie dürfte also nicht viele ungarländische Leser gehabt haben. Sie berichtete mit Eifer und Hingebung von den Landtagsverhandlungen, namentlich von den Verhandlungen der Ständekammer; aber sie berichtete mit solcher Ausführlichkeit, als hätte sie nur Leser vor sich, die sich für ganz interne ungarische Einzelheiten begeisterten. Das mußte deutschländische Leser abschrecken. Sie dürfte nur wenig Abonnenten gewonnen haben. So ging sie bald wieder ein. Aber für uns ist sie eine wertvolle Informationsquelle geworden³).

Kapitel II.

Um das Verhältnis Ungarns zum Zollverein.

I.

List's Werk war speziell für deutsche Verhältnisse geschrieben. List wollte ja nicht zeigen, wie das gesamte menschliche Geschlecht zu Wohlstand gelangen könne, sondern er beschränkte sich bewußt (in der Beschränkung zeigt sich der Meister) auf die Aufgabe, zu zeigen: wie eine gegebene Nation unter den gegebenen Verhältnissen durch Ackerbau, Industrie und Handel zu Wohlstand, Zivilisation und Macht gelange (S. 183, 184).

Aber natürlich steht in dem Buch auch manches, was für Angehörige anderer Länder Bedeutung hat. Denn auch sie treiben Ackerbau, Industrie

¹) Meyers Konversations-Lexikon, 8. Auflage. Bd. II (1906), S. 449: „Freigebig unterstützte er alle nationalen Unternehmungen, besonders den Druck liberaler ungarischer Schriften im Ausland, und veröffentlichte selbst einige seiner Reden.“

²) Von ihr ist nur ein Jahrgang erschienen, dessen Erscheinen sich über zwei Jahre verzögerte. Vgl. J. v. FARKAS, *Deutsche Zeitschriften der Ungarnkunde*. Ung. Jb. Bd. XI.

³) Vgl. z. B. das Verzeichnis der Mitglieder der Ständetafel, 1843. III, 1, S. 9—12, aus dem wir die personelle Zusammensetzung dieser Tafel ersehen; die entsprechende Übersicht über die personelle Zusammensetzung des Magnatenhauses fehlt.

und Handel; oder, wenn ein gegebenes Land infolge der gegebenen Verhältnisse noch auf einem der drei Gebiete im Rückstand ist, sie können wenigstens damit beginnen. Denn für alle gilt der grundlegende Gedanke Lists: zur vollen wirtschaftlichen Entwicklung kommt ein Land erst dann, wenn es über den Ackerbau, und mag er noch so blühend sein, hinauskommt; die Erzeugung von Agrarprodukten allein genügt nicht, es ist auch eine Industrie nötig, die Manufakturwaren herstellt, und ein Handel, der die Agrar- und Manufakturwaren verkauft und andere Waren dafür einkauft. Erst der dreieinige Agrikultur-, Industrie- und Handelsstaat bringt den Wohlstand eines Landes zur Blüte.

Ungarn war bisher fast ausschließlich Agrarland gewesen. Nun kam List und verkündete die Lehre vom Agrar-, Industrie- und Handelsstaat. Sie schlug in Ungarn ein wie der Blitz. Fortan warf sich ganz Ungarn auf diesen Gedanken: ist für den Wohlstand eines Landes eigene Industrie, ist eigener Handel nötig, so müssen auch wir Ungarn eine ungarische Industrie und ungarischen Handel haben. Wie rufen wir sie am schnellsten ins Leben?

Ungarn stand damit vor derselben Frage, die List an Deutschland stellte: wie gelangt eine gegebene Nation (das heißt hier: die ungarische Nation) unter den gegebenen Verhältnissen durch Ackerbau, Industrie und Handel zu Wohlstand, Zivilisation und Macht? An dieser Listschen Fragestellung lernte Ungarn nationalökonomisches Denken¹⁾. Von List stammt der wirksame Impuls, sich mit der Schaffung einer ungarischen Industrie zu befassen.

Die „gegebenen“ Verhältnisse waren natürlich für Ungarn und Deutschland verschieden. Darum können auch die Wege, die beide Länder einschlagen, verschieden sein. Aber auch dann, wenn wirklich verschiedene Wege eingeschlagen werden, geht doch der entscheidende Anstoß von List aus.

Welche Stellung kommt nun der neu zu schaffenden ungarischen Industrie zu? Wie ist sie in die gegebenen Verhältnisse einzugliedern? Und wie beantwortet List, wie beantworten die Sachverständigen Ungarns diese Frage? Das ist mit aller Schärfe ins Auge zu fassen. Haben beide dieselbe Meinung oder fassen sie die „gegebenen“ Verhältnisse verschieden auf?

2.

Hier gesellt sich zu dem allgemeinen Gedanken vom Agrikultur-, Industrie- und Handelsstaat bei List noch ein zweiter Gedanke: der Ge-

¹⁾ Diese Fragestellung ist in Ungarn zuerst von Graf Stefan SZÉCHÉNYI aufgeworfen worden, der seit 1830 in zahlreichen Werken unermüdlich bestrebt war, sein Volk

danke vom Wirtschaftsraum. Die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes ist abhängig von seiner Lage, ist abhängig von dem Wirtschaftsraum, zu dem es geographisch gehört. Auf Deutschland angewendet, heißt das: auf dem europäischen Kontinent (das Inselreich England nimmt eine besondere Stellung für sich ein) gibt es drei Gebiete, die eine wirtschaftliche Einheit bilden oder doch bestimmt sind, je ein wirtschaftlich einheitliches Gebiet zu werden: Osteuropa, Westeuropa und zwischen beiden die Länder der europäischen Mitte. Diese drei Gebiete sind noch nicht klar von einander abgegrenzt. Ja, bei der politischen Schwäche der Mitte versucht sowohl der Osten wie der Westen, auf die Mitte überzugreifen. Diesen Übergriffen ist entgegenzuwirken. Das erste und wirksamste Mittel dazu ist die wirtschaftliche Einigung der Länder der Mitte; ihr wird die politische Erstarkeung folgen.

Mag über die Abgrenzung im Einzelnen noch manches zweifelhaft sein, zu welchem Wirtschaftsraum Deutschland gehört, ist keine Frage mehr; es gehört zur europäischen Mitte.

Aber zu welchem der Wirtschaftsgebiete gehört Ungarn? Was sagt List, was sagen die Nationalökonomten Ungarns darüber?

Für List besteht kein Zweifel: auch Ungarn gehört, wie die Verhältnisse gegeben sind, zur europäischen Mitte. Seine werdende Industrie hat sich also in die Gegebenheiten Mitteleuropas einzufügen.

Die europäische Mitte ist einstweilen noch unfertig; seine Länder bilden durchaus noch nicht ein einheitliches Wirtschaftsgebiet; aber was nicht ist, kann nicht bloß werden, es muß werden. Einstweilen gibt es in diesem Raum noch mehrere Wirtschaftskörper. Die beiden wichtigsten sind: der Deutsche Zollverein (unter Preußens Führung) und das Kaisertum Österreich. Von den kleineren Wirtschaftskörpern sind vor allem die deutschen Länder an der Nordsee wichtig (die Hansestädte Hamburg, Lübeck, Bremen, das Königreich Hannover, das Großherzogtum Oldenburg und das Herzogtum Holstein), wichtig eben als Anlieger der Nordsee, zu der der Zollverein ihretwegen noch keinen Zutritt hat. Sie müssen erkennen, daß sie mit den übrigen deutschen Ländern wirtschaftlich zusammengehören, und in dieser Erkenntnis werden sie in absehbarer Zeit, wie zu hoffen ist, ihre wirtschaftlichen Interessen gemeinsam regeln und sich dem Zollverein anschließen. Einstweilen ist es noch nicht soweit.

Am weitesten auf dem Wege zur wirtschaftlichen Einheit vorgeschritten sind die Länder des Zollvereins; unbeschadet ihrer politischen Grenzen bilden sie schon jetzt ein einheitliches Wirtschaftsgebiet. Das Kaisertum Österreich dagegen, das wir vorhin als den zweiten großen Wirtschaftskörper in

zu national-ökonomischem Denken zu erziehen. So ist auch der warme Empfang der Listschen Ideen zu verstehen. Die Schriftleitung.

Mitteleuropa bezeichneten, ist, wie sich bei näherem Zusehen ergibt, noch keine wirkliche wirtschaftliche Einheit; denn es wird durch eine innere Zollgrenze in zwei verschiedene Teile zerlegt: die österreichischen Erbländer auf der einen, Ungarn auf der andern Seite. Diese innere Zollgrenze ist von Übel, sie muß fallen, je schneller, je besser. Das ist der erste Schritt.

Sobald das Kaisertum ein einheitliches Wirtschaftsgebiet geworden ist, kann der zweite Schritt getan werden: die Annäherung der Zollgesetzgebung in den beiden wirtschaftlichen Großräumen (dem Zollverein und der Donaumonarchie). Schließlich kann dann auch der dritte und letzte Schritt geschehen: die Aufhebung der Zollgrenze zwischen dem Zollverein und dem Donaureich. Einstweilen ist das freilich noch Zukunftsmusik; aber man darf dies Ziel doch schon jetzt ins Auge fassen. Die wirtschaftliche Einigung von ganz Mitteleuropa im Zollverein ist sonst nicht zu erreichen. Sie ist nicht imperialistisch gedacht, sondern föderativ. Ein Bund von politisch selbständigen Staaten wird sich einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet zusammenschließen. Auf dem Boden dieses wirtschaftlichen Großraumes wird auch Ungarn eine ungeahnte wirtschaftliche Blüte erreichen.

Soweit List. Und die allgemeine Zeitung, selbst mitteleuropäisch gesinnt, gab seinen Gedanken weite Verbreitung.

3.

Und die Nationalökonomien Ungarns? Teilten sie Lists Meinung? Zu dieser wichtigen Frage ergriff Ludwig Kossuth, der journalistische Wortführer der ungarischen Opposition, das Wort. In seiner Zeitung, dem Pesti Hirlap (Pester Zeitung), die er vom 1. Januar 1841 bis zum 30. Juni 1844 redigierte und mit der er einen ungeheuren Einfluß auf die öffentliche Meinung Ungarns ausübte, erörterte er in einer Serie von acht Artikeln die Frage der Stellung Ungarns zum Zollverein. Die Frage beschäftigte die Gemüter so sehr, daß die Aufsätze sogleich ins Deutsche übersetzt und als selbständige Broschüre in deutscher Sprache herausgegeben wurden. So konnten sie auch in Deutschland, konnten insbesondere von List selbst gelesen werden. Die Broschüre (eine magyarische Ausgabe dieser Artikelserie ist nicht erschienen) erschien unter dem Titel: Ungarns Anschluß an den deutschen Zollverband. Votum von Ludwig von Kossuth. Aus dem Ungarischen des „Pesti Hirlap“ (Pester Zeitung) übertragen von G. St. Leipzig 1842: Wilhelm Einhorn. 58 Seiten¹⁾.

¹⁾ Hinter den Anfangsbuchstaben G. St. verbirgt sich offenbar Gustav STEINACKER, der auch sonst dem deutschen Publikum manches Magyarische vermittelt hat. Damals stand er der ungarischen Opposition näher als in späteren Jahren.

Kossuth war seinem Wesen nach nicht Nationalökonom, sondern Politiker. So ist denn auch sein Votum zu dieser Frage letzten Endes nicht wirtschaftlich, sondern politisch begründet.

Auch Kossuth akzeptiert Lists Gedanken vom Agrikultur-, Industrie- und Handelsstaat als allgemeingültig. „Die Wahrheit dessen wird niemand in Abrede stellen können, daß im Verhältnis zu der hohen Stellung eines gewerbetreibenden Volkes jedes Land in niedriger Unbedeutendheit verharrt, welches nur rohe Produkte verhandelt“ (Seite 5). Um aus dieser „niedrigen Unbedeutendheit“ sich zu erheben, muß also Ungarn sich eine Nationalindustrie anschaffen. Darin ist Kossuth mit List und seinen Anhängern ganz einig.

Aber welches ist für Ungarn der beste Weg, um zu einer Nationalindustrie zu gelangen? — Hier scheiden sich die Wege. Den Eintritt Ungarns in den Zollverein lehnt Kossuth kategorisch ab; aber er wünscht eine Ausgestaltung der Handelsbeziehungen mit dem Zollverein.

Und Kossuths Gründe? — Die relativ geringe Volkszahl der Magyaren. Die Bevölkerung des Zollvereins (des schon bestehenden wie des durch den Eintritt der Donauländer erweiterten) besteht ganz überwiegend aus Deutschen. Neben ihnen verschwindet die Zahl der Magyaren, der Hauptträger des ungarischen Staates. Der Zahl der Deutschen gegenüber „ergreift uns das Gefühl unserer eigenen Winzigkeit, das auf unserer schweren Laufbahn so oft die Feder in unserer Hand zittern macht, lebhafter als jemals“ (Seite 17). Die Gefahr, die von den Deutschen ausgeht, ist um so größer, als auch in Ungarn selbst ein deutsches Bevölkerungselement vorhanden ist, als gerade die Bürgerschaft der Städte, die bestimmt ist, Träger der ungarischen Industrie zu werden, zum erheblichen Teil damals noch deutsch ist. Zwar hat bei ihr der Magyarisierungsprozeß schon eingesetzt. Wenn sie aber jetzt mit den außerungarischen Deutschen, den Deutschen des Zollvereins, in Verbindung tritt, so besteht die Gefahr, dieser Prozeß könne ins Stocken geraten, das deutsche Bürgertum könne wieder erstarken. Dann aber könnte „kein Gott den Ungar vor der Gefahr, absorbiert zu werden, retten“ (Seite 24).

Aus dieser innersten Sorge seines Herzens heraus lehnt Kossuth den Anschluß Ungarns an den Zollverein a limine ab. Die wirtschaftlichen Erwägungen, die auch nicht ganz fehlen, haben daneben nur sekundären Wert. Sie besagen erstens: der Anschluß würde das Aufkommen einer bodenständig ungarischen Industrie nur erschweren, weil die Zollvereinsindustrie der erst im Entstehen begriffenen ungarischen Industrie zu sehr überlegen wäre. Und zweitens: der Anschluß wäre für den Absatz der ungarischen Agrarprodukte hinderlich; Ungarn würde sich dadurch von allen andern Märkten ausschließen, namentlich von England.

Dagegen ist, und hier stimmt Kossuth vollkommen mit List überein, eine engere Verbindung Ungarns mit den übrigen Ländern Österreichs wünschenswert. Sie bringt Ungarn den Vorteil der Zugehörigkeit zu einem größeren Wirtschaftsgebiet, ohne daß dadurch die nationale Existenz des magyarischen Volkes gefährdet würde. Denn „die österreichischen Staaten sind ein Aggregat der verschiedensten Nationalitäten. . . . Diese Verbindung wird keine nationale Grundlage haben wie die des deutschen Zollvereins“ (Seite 45). Auch in dieser Verbindung kann das magyarische Volk seine große Aufgabe erfüllen: die eigene Nationalität zu entwickeln, auszubreiten und zu befestigen, und den magyarischen Mittelstand, der einstweilen noch fehlt, als Träger der ungarischen Nationalindustrie zu schaffen — zu schaffen nämlich durch die Magyarisierung des deutschen Bürgertums der ungarländischen Städte (Seite 47. 48).

Dann würden in Mitteleuropa zwei große Wirtschaftskörper nebeneinander bestehen: der Zollverein und die Länder der österreichischen Monarchie mit Einschluß Ungarns. National gesichert und wirtschaftlich gefördert, könnte Ungarn dann unbedenklich an dem regeren Handelsverkehr mit dem befreundeten Zollverein sich beteiligen.

Kossuth bekennt sich hier also zu dem Gedanken der Zollunion zwischen Ungarn und den übrigen Ländern Österreichs. Er verlangt — ebenso wie List — die Aufhebung des Zwischenzolls. Und in dieser Forderung war er mit der gesamten ungarischen Opposition einig. Der Zwischenzoll, das war die allgemeine Überzeugung der Opposition, wirke nur zu Österreichs Gunsten; er hemme die Entstehung einer ungarischen Industrie; darum: fort mit ihm!

Es bestand also durchaus kein absoluter Gegensatz zu List. Kossuth teilt nicht nur dessen Lehre vom Agrar-, Industrie- und Handelsstaat, er ist mit ihm auch einig in der Ablehnung des Zwischenzolls und der Forderung, die Donaumonarchie zu einem einheitlichen Wirtschaftskörper zu machen. Der Unterschied ist nur der: Kossuth betrachtet das Nebeneinander der beiden Wirtschaftskörper (des Zollvereins und der Donaumonarchie) als ein Definitum, List wünscht für eine spätere Zeit auch deren wirtschaftliche Einigung, ist sich aber bewußt, daß die Zeit dafür noch nicht gekommen ist. So kann denn List Kossuths Broschüre achtungsvoll besprechen¹⁾; er begrüßt sie als die Äußerung „eines der ersten politischen Talente Ungarns“, und er hält sie für so wichtig, daß er ihr — zur „Entwicklung unserer entgegenstehenden Ansichten“ einen eigenen Aufsatz widmen will. Bei der Ausführung wurden dann sogar zwei Aufsätze daraus (Zollvereinsblatt 1843, Nr. 15, 16 und Nr. 18—20)²⁾. Beide Aufsätze tragen denselben Titel

¹⁾ Zollvereinsblatt 1843, S. 79. 80.

²⁾ Werke VII, 186—192. 192—205.

Österreich und der Zollverein (Ungarn ist ja ein Teil des Kaisertums Österreich), der zweite führt außerdem den Untertitel Über die Zollvereinigung der österreichischen Provinzen mit Ungarn. Er ist der wichtigste. In ihm setzt sich List ausführlich mit dem österreichischen Zwischenzoll auseinander. Er tut es auf echt Listsche Weise.

4.

Den Gedanken des Eintritts der Gesamtmonarchie in den Zollverein berührt List hier nur flüchtig; natürlich positiv. Durch ganz Deutschland sei die Meinung verbreitet, „daß nicht bloß der Anschluß der norddeutschen Staaten und Städte, sondern auch der von Österreich erfolgen müsse, wenn der Zollverein kein Stückwerk bleiben soll“ (Zollvereinsblatt 1843, S. 225). Im Augenblick freilich wäre eine Union verfrüht; Erörterungen darüber wären Zeitvergeudung. Aber man kann bereits die Zukunft vorbereiten durch Annäherung der beiden Handelssysteme. Die Voraussetzung dafür, wir wissen es schon, ist die wirtschaftliche Einigung der Donaumonarchie, also die Aufhebung des innerösterreichischen Zwischenzolls. Ihr ist der zweite Aufsatz gewidmet.

List ist mit Kossuth und der ungarischen Opposition darin einig: der Zwischenzoll muß beseitigt werden. Gleichwohl urteilt er über den Zwischenzoll ganz anders als Kossuth.

Kossuth und mit ihm die gesamte Opposition sieht in dem Zwischenzoll die Wurzel alles Übels. Man beseitige ihn, und die ungarische Industrie wird aufblühen.

List teilt den Glauben an dies oppositionelle Allheilmittel nicht. Er beurteilt die Sache entwicklungsgeschichtlich. Gewiß, der Zwischenzoll ist vom Übel; aber die Quelle des Übels ist er nicht, die liegt tiefer. Der Hauptgrund für die Schwäche der ungarischen Wirtschaft liegt nicht im Verhalten der Reichsregierung und in deren Zollpolitik, sie liegt vielmehr in Ungarn selbst, nämlich in der Unfertigkeit der dortigen Verhältnisse. „Die Hauptursachen des Nichtaufkommens der ungarischen Industrie liegen so wenig als die Hauptursachen des Nichtaufkommens der ungarischen Agrikultur in dem österreichischen Handelssystem oder in der Zwischen-Douane, sie liegen in den inneren politischen und sozialen Verhältnissen des Landes“ (Seite 294). Die Frage des Zwischenzolls ist nur eine Frage von untergeordneter Bedeutung. „Möge man die Zwischen-Douane bestehen lassen oder aufheben, geht man nicht an die Quelle des Übels, so wird in keinem Fall für den Wohlstand Ungarns gewonnen oder verloren sein.“

Das war allerdings ein völlig neuer Gedanke. — Wenn aber das von der Opposition empfohlene Heilmittel versagt, wie ist dann zu helfen?

Auch darauf weiß List zu antworten: das wirksamste Mittel zur Förderung des ungarischen Wohlstandes ist die Einwanderung; sie bringt

Arbeitskraft und Kapital ins Land. Nur mit ihrer Hilfe ist ein schneller Fortschritt zu erzielen; mit ihrer Hilfe kann er aber wirklich in kurzer Zeit erreicht werden. Was sonst Jahrhunderte brauchen würde, kann man mit ihrer Hilfe in ebenso viel Jahrzehnten erreichen. — Grundrente und Produktpreise würden schnell steigen. Dieser handgreifliche Beweis „würde auch den unwissendsten magyarischen Bauer-Edelmann bald tatsächlich von dem Wert der Einwanderung belehren, und statt Gefühle des Hasses, des Neides und Stammeshochmuts zu nähren, würden sie gleich den Nordamerikanern in Bestrebungen wetteifern, fremde Einwanderer in ihre Nähe zu ziehen“ (324). Durchgeführt werden kann eine solche Aktion nur, wenn die führenden heimischen Kreise sie in ihren Willen aufnehmen, vor allem die Gutsbesitzer, die ja dabei am meisten gewinnen. Aber gerade die magyarischen Gutsbesitzer wenden sich gefühlsmäßig gegen die Einwanderung: der starke Zustrom fremden Blutes, der vom magyarischen Volk aufgesogen werden müßte, würde die Reinheit seines Blutes schädigen. Ihr Ideal ist die „unvermischte, reine, große magyarische Nationalität“ (325).

Aber was ist damit gewonnen, wenn die magyarische Nationalität zwar rein und unvermischt bleibt, aber verkümmert? Der umgekehrte Weg ist der richtige: man führe dem ungarischen Volke fremde Elemente zu, die es stark und groß machen. Nur dieser Weg führt vorwärts. Es ist nun einmal so, „daß eine gemischte, aber starke Nationalität, in welcher das magyarische Element das vorherrschende ist und bleibt, . . . dem denkenden Magyaren ungleich wünschenswerter erscheinen muß als ein schwaches — mit den übrigen fremdartigen Elementen im ewigen unentschiedenen Kampfe liegendes und durch innere Schwäche und auswärtige Übermacht dem sichern Untergang entgegengehendes reines Magyarentum“ (S. 326f.).

Großzügige Einwanderung arbeitskräftiger Menschen — das ist ein wirksameres Mittel als die Aufhebung des Zwischenzolles. Ja, der Zwischenzoll ist nicht einmal so schlimm, wie er gemacht wird; er hat sogar bis zu einem gewissen Grad zugunsten Ungarns gewirkt. Denn „wie die Industrieverhältnisse gegenwärtig stehen, muß offenbar der Zwischenzoll zwischen Österreich und Ungarn, wie ungleich er sei, in manchen Artikeln, z. B. in Wollwaren, praktisch mehr als die völlige Freiheit des Zwischenverkehrs dahinwirken, eine ungarische Industrie ins Leben zu rufen, indem alles, was jetzt der österreichische Fabrikant bei der Einfuhr seiner Tücher nach Ungarn als Zoll zu bezahlen hat, wie wenig es auch sein mag, wie ein Schutzzoll zugunsten der ungarischen Industrie wirkt“ (S. 293).

In der Tat ein verblüffender Gedanke: der Zwischenzoll, die Wurzel alles Übels, kann sogar in einigen Fällen eine günstige Wirkung für Ungarn haben. Aber vor allem: wirkliche Förderung der ungarischen Wirtschaft

wird am sichersten durch Heranziehung von Menschen, die Arbeitskraft und Kapital ins Land bringen, erreicht.

Diese Gedanken über die Entwicklung Ungarns und des magyarischen Volkes waren nicht bloß flüchtig hingeworfen; sie waren in steter Beschäftigung langsam in List herangereift. Diese seine Gedanken über Ungarns Zukunft bedürfen einer genaueren Betrachtung.

Kapitel III.

Ungarns Zukunft.

Als List sein großes Werk schrieb, hatte er keinen Anlaß, speziell von Ungarn zu sprechen. Er dachte in großen Wirtschaftsräumen. Außerdem war Ungarn wirtschaftlich noch wenig entwickelt. Wie sollte er also dazu kommen, von Ungarn zu sprechen? Aber, wo er von Österreich spricht, ist Ungarn immer mit inbegriffen; Ungarn ist ja ein Teil des Kaisertums Österreich.

Am Schluß des Werkes gab er für Deutschland bereits die Parole aus: laßt eure Auswanderung nicht mehr nach Nordamerika gehen, lenkt sie vielmehr in den Südosten Europas; das wird ihr und euch bekömmlicher sein. Diese Parole fand, besonders im Süden Deutschlands, starke Beachtung. Doch dachte List dabei zunächst nicht an Ungarn, sondern an die Länder an der unteren Donau, d. h. an die Länder, welche sich anschickten, sich von der Herrschaft der Türken zu emanzipieren.

Nachdem aber sein Werk erschienen war, hatte er Anlaß, sein Südost-Programm genauer zu entwickeln. Schon 1840 hatte Kolb ihm in Augsburg einen Magyaren zugeführt, der Süddeutschland bereiste, um die führenden Männer des süddeutschen Liberalismus kennenzulernen: Pulszky. Jetzt, nachdem sein Werk erschienen war, wurde er selbst eine Autorität und mancher Ungar suchte ihn auf, um sich bei ihm Rat zu holen. Auf die lebendigste Weise wurde er so in die Probleme Ungarns eingeweiht, besser als das je durch Bücherstudium möglich gewesen wäre. Ihn fesselten diese Dinge; und er ergänzte das, was er mündlich, unmittelbar von den Lebenden erfuhr, dadurch, daß er die ihm erreichbaren Bücher zum Studium heranzog. So wurde er ein Kenner der ungarischen Dinge, noch ehe er ungarischen Boden betreten hatte.

List begnügte sich aber nicht damit, diese Dinge rezeptiv in sich aufzunehmen; seine schöpferische Phantasie gestaltete daraus ein neues Programm für die Zukunft Ungarns. Es war eine bedeutende Rolle, die er im neuen Europa dem Lande Ungarn, die er insbesondere dem magyarischen Volke zgedacht hatte. Er hat sie ausführlich dargelegt in seiner Broschüre

Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung vom Jahre 1842.

Diese Schrift hatte das Mißgeschick, nur unvollständig bekannt zu werden. Sie erschien zunächst als Aufsatz in der Deutschen Vierteljahrs-Schrift, einer Zeitschrift, die nicht nur vom Cottaschen Verlage herausgegeben wurde, sondern die die ganz persönliche Schöpfung des Inhabers des Verlages, des Freiherrn Georg von Cotta, war¹⁾. Hier erschien sie im letzten Heft des Jahres 1842. Um aber den Rahmen der Zeitschrift nicht zu sprengen, mußte sie — nach dem Willen Cotta — sich eine bedeutende Kürzung gefallen lassen. Unmittelbar danach erschien die Arbeit auch als selbständige Schrift. Die Zeitgenossen haben sie nur in der gekürzten Form gekannt. Der ursprüngliche Wortlaut wurde erst im Jahre 1928 gedruckt, in der großen Ausgabe von Lists Werken (Bd. V). Wir haben also beide Texte sorgfältig auseinanderzuhalten.

2.

1. Wir gehen von der gekürzten Fassung aus. — Im vorletzten Abschnitt der Schrift²⁾ entwickelt List seine Gedanken über die zweckmäßigste Art der Auswanderung; das heißt, da List nicht abstrakte Lehren für eine Allerwelts-Auswanderung gibt, sondern immer konkret, für einen bestimmten „gegebenen“ Fall spricht: wie wandern die Deutschen am besten aus? auf welche Weise? und in welches Land?

Die isolierte Auswanderung des Einzelnen, setzt List auseinander, ist immer vom Übel. Sie gibt das einzelne Individuum völlig dem Zufall preis. Vorzuziehen ist gemeinschaftliche Auswanderung; da wird der einzelne von einem größeren Ganzen getragen.

List geht dabei von den Verhältnissen in den Dörfern seiner engeren Heimat Württemberg aus. Dort ist die Lage vielfach so, daß der Grundbesitz in zu kleine Teile zersplittert ist. In dem Dorf leben mehr Menschen, als die Gemarkung ernähren kann; damit die Besitzverhältnisse gesunden können, muß eine größere Zahl von Einwohnern abwandern. Tun sie das nämlich, so können die Zurückbleibenden den Grundbesitz der Abziehenden erwerben; sie vergrößern auf diese Weise ihren Zwergbesitz zu einer Ackerwirtschaft von normaler Größe, die ihren Besitzer nährt.

1) Vgl. Herbert SCHILLER, *Georg von Cotta als Politiker*. Der Buchhändler im neuen Reiche. Mai 1940. Gottfried FITTBOGEN, *Georg von Cotta als nationalökonomischer Verleger*. Ebenda. Februar-März 1941.

2) Deutsche Vierteljahrs-Schrift 1842. IV. S. 159—178, Sonderausgabe. In der von Ludwig HÄUSSER herausgegebenen Ausgabe von Lists „Gesammelten Schriften“ Bd. II (1850), S. 202—221.

Wird die Auswanderung so zu einer Neugestaltung der Besitzverhältnisse benutzt, so haben gerade die Zurückbleibenden einen großen Gewinn von der Auswanderung. Sie werden daher gern den Abziehenden unter die Arme greifen. Sie werden sich tatkräftig an der Organisierung und Finanzierung der Auswanderung beteiligen. Das kann in verschiedener Form geschehen: die Auswanderung kann ganz auf Rechnung der Gemeinde übernommen werden, oder eine Aktienkompagnie (die der Staat zu beaufsichtigen hätte) übernimmt die Leitung der Auswanderung oder endlich, die Auswanderung findet auf Rechnung des Staates selbst statt. Jedenfalls ist eine Bildung von lebensfähigen Auswanderungsgesellschaften nur mit Hilfe der Heimat möglich. Die Auswandernden selbst treten die Reise gemeinschaftlich an. Schon die Vorbereitungen müssen sie gemeinsam treffen. Nur eine Gemeinschaft kann, was durchaus wünschenswert ist, Vertrauensmänner vorausschicken, die sich an Ort und Stelle begeben und sich über die dortigen Verhältnisse unterrichten.

Am einfachsten läßt sich eine derartige Auswanderung in Europa selbst betreiben, nämlich in den Südosten, längs der Donau. Denn (und damit kommen wir zu unserem Thema) die Auswanderung nach Nordamerika ist, obwohl sie jetzt die übliche ist, für Deutsche nicht ratsam. Dort gehen die Auswanderer ihrem Volke verloren, ohne ihm dafür einen Gegenwert zu schaffen. Für die Deutschen ist vielmehr Ungarn das natürliche Auswanderungsland, denn es ist bequem und billig zu erreichen, viel bequemer und billiger als das ferne Amerika jenseits des Ozeans.

Und nun entwickelt List das Projekt der Einwanderung nach Ungarn im einzelnen. „Die Uferländer der Donau links und rechts von Preßburg bis zu ihrer Mündung, die nördlichen Provinzen der Türkei und die westlichen Ufer des schwarzen Meeres¹⁾, bieten sie nicht dem deutschen Auswanderer eine Masse unbenützter, aber natürlich fruchtbarer Ländereien? . . . Welchen gewaltigen Strom von Macht läßt das südöstliche Deutschland nach dem Ozean fließen! In den Kanal der Donau geleitet, was könnte er wirken? Geringeres wahrhaftig nicht als die Begründung eines mächtigen germanisch-magyarischen östlichen Reiches, einerseits vom schwarzen, andererseits vom adriatischen Meer bespült und von deutschem und ungarischem Geist beseelt. Denn soll die Hohe Pforte fallen (und das wird sie, so gewiß als im Spätjahr die dürren Blätter), wem wird alsdann die Natur diesen Teil ihrer Erbschaft zuerkennen?“ Nicht den Italienern, nicht den Franzosen, auch nicht den Russen. „Wem sonst als den Ungarn im Verein mit den Deutschen?“

Und nun malt er die Vision des deutsch-magyarischen Reichs im Osten näher aus.

¹⁾ Sperrungen hier und im folgenden von uns.

Hatte List früher allgemein auf den Südosten hingewiesen und dabei an die unter der türkischen Herrschaft schmachtenden Länder gedacht, so liegt das Schwergewicht jetzt in Ungarn. Ungarn ist die Voraussetzung für alles Weitere. „Ungarn ist für Deutschland der Schlüssel zur Türkei und zur ganzen Levante, zum Orient und zugleich ein Bollwerk gegen nordische Übermacht. Ein freies, bevölkertes, reiches, aufgeklärtes und starkes Magyarenreich vermag nicht nur deutscher Kultur und deutschem Handel und der Überfülle der deutschen Bevölkerung die genannten Länder aufzuschließen; es ist auch durch die Natur gezwungen, für immer und ewig Brüderschaft mit uns zu machen.“ Dabei müssen die Auswanderer, die mit ihrer Arbeitskraft und ihrem Kapital den Magyaren zu Hilfe kommen, sich so vollständig an die Interessen der Magyaren hingeben, daß sie sich freiwillig magyarisieren.

Die Früchte dieses Zusammengehens der Deutschen mit den Magyaren, ihres Aufgehens im Magyarentum werden die schönsten sein: ein an Quantität wie Qualität gehobenes Magyarentum. „Nicht wohl kann es eine Verbindung geben, von welcher man sich eine schönere Harmonie, reicheren Ehesegen, mehr geistige und materielle Prosperität versprechen dürfte, wie die zwischen den Deutschen und Magyaren. . . . Die eine Partei bringt Fruchtbarkeit, produktive Kraft im Ackerbau, in Gewerben und Handel Kapital, Sinn für bürgerliche Ordnung und Einrichtungen, einen hohen Grad von Ausbildung in den Wissenschaften und Künsten und eine reiche Literatur bei; die andere ritterlichen Sinn, kriegerischen Geist, politisches und rhetorisches Talent, feurigen Patriotismus; in ihrer Grundlage ganz vortreffliche Institutionen . . . endlich große Massen von Naturfonds. Deutsches Phlegma wird durch ungarisches Feuer belebt, wie dieses durch jenes temperiert werden.“ Das magyarische Volk wird durch diese Blutmischung an Leistungsfähigkeit gewinnen.

Ebenso wird es an Zahl gewaltig zunehmen. „Deutschland wird jährlich an Ungarn eine halbe Million Menschen abgeben können und gleichwohl seine eigene Bevölkerung bedeutend vermehren. Ungarn mit Transsylvanien wird statt 11 bis 12 mit Leichtigkeit 25 bis 30 Millionen Menschen nähren können.“

Einem so gestärkten Volke werden sich auch die anderen Nationalitäten Ungarns anschließen. „Ist Ungarn im Innern gekräftigt und politisch geordnet, ist das magyarische Element mit dem deutschen Ein Herz und Eine Seele, stehen beide in Harmonie mit der königlichen Gewalt, so wird auch das ungarische Slawentum sich zu magyarisieren genötigt sein, und keine Gewalt der Erde wird dann hindern, daß Ungarn seine Macht bis an den Balkan, bis an die Ufer des schwarzen Meeres erstrecke und in die Reihe der ersten Nationen Europas eintrete.“

Gegenwärtig aber sind die materiellen Kräfte Ungarns noch unentwickelt. Die Ströme und Flüsse Ungarns sind ungebändigt. Reguliert würden sie die Fruchtbarkeit des Landes bedeutend steigern und zugleich dem Verkehr und Handel dienen. Ackerbau wie Industrie leisten erstaunlich wenig; die Arbeitskraft, welche durch die Freiheit erzeugt wird, schlummert noch.

Hier ist der Hebel anzusetzen: eine politische und eine wirtschaftliche Reform muß kommen. Allerdings fehlt es Ungarn an Menschen und Kapital; aber die kann es auch dem befreundeten Ausland, kann es aus Deutschland erhalten. Willigt Ungarn ein, so wird der Aufschwung sich in schnellem Tempo vollziehen, Ackerbau und Industrie Ungarns werden sich bald auf die Stufe der blühendsten Länder erheben.

Eine große Zukunft ist es, die List hier Ungarn in Aussicht stellt.

2. Das Gesamtbild bleibt dasselbe, aber einzelne Züge desselben werden noch schärfer herausgearbeitet in den Abschnitten der Arbeit, die damals gestrichen werden mußten und die erst jetzt (1928) bekannt geworden sind¹⁾.

Besonders drei Gedanken sind es, die List da mit Nachdruck entwickelt und die er speziell den Magyaren ans Herz legt.

Der erste Gedanke ist die Notwendigkeit des Wachstums für jedes Volk, das in der Geschichte etwas bedeuten will, und zwar eines starken Wachstums. Die großen Nationen müssen wachsen oder verkümmern. Russen, Engländer, Amerikaner wachsen beständig, insbesondere wächst Rußland in beängstigendem Tempo. Auch für das magyarische Volk ist es eine Lebensfrage, daß es wächst, und zwar schnell wächst. Seine geringe Zahl (für die damalige Zeit gibt die Statistik nur 4—5 Millionen Magyaren an; dabei sind die Magyaren Siebenbürgens, das ein eigenes Kronland war, schon mitgezählt), die sich noch dazu kaum merkbar vermehrt, ist eine wirkliche Gefahr für seinen Bestand; um so mehr, als auch im Lande selbst noch andere Nationalitäten neben den Magyaren wohnen, vor allem die Slawen. „Unter solchen Umständen mag das magyarische Element imstande sein, sich als herrschendes Volk noch eine Zeitlang zu behaupten; damit ist man aber noch nicht imstande, eine große Nationalität zu stiften, jedenfalls keine, die ihren zivilisierenden Arm noch über weite auswärtige Länder auszustrecken, und am allerwenigsten eine, die mit benachbarten Riesenmächten zu rivalisieren und sie in Schranken zu halten vermag.“Also

¹⁾ Werke Bd. V, S. 492—530. Die 1842 gestrichenen und 1928 wieder hergestellten Stellen sind im einzelnen: S. 495 Anmerkung 1; S. 495 Anmerkung 2. Stehen geblieben ist 1842 nur der Hinweis auf die Stelle, wo das Zitat aus Justus Möser gedruckt ist: Patriotische Phantasien I T, S. 349. S. 500 m — 502 m. S. 502 u — 504 o. S. 504 Anmerkung. S. 505 o — 514 u. S. 516 u — 519 m. Die letzten wiederhergestellten Stellen (S. 524 m — u, 525 o — 526 m, 529 m — 530 o) betreffen nicht mehr Ungarn.

schon um der ungarländischen Slawen willen, noch mehr um Rußlands willen muß das magyarische Volk schnell zunehmen. Seine Führer aber sind blind gegen diese Gefahr.

„Die Leiter der Magyaren trösten sich mit dem Gedanken, ihre Nation werde im Lauf der Zeit an Zahl zunehmen und auch sie werde nach und nach vom Geist der Produktion ergriffen werden.“ Aber das geht zu langsam; es wird viele hundert Jahre dauern, „bis sie durch sich selbst auf diesen Punkt zu kommen vermögen“, Rußland wird bis dahin zwei- und dreimal mächtiger geworden sein; das slawische Element in Ungarn selbst wird mindestens ebenso schnell zunehmen wie das magyarische, vielleicht noch schneller. Daher ist bei den zwischen den ungarländischen Slawen und „der fremden Übermacht“ bestehenden Sympathien der Untergang des magyarischen Elements zu befürchten.“ Was also ist in dieser gefährlichen Lage zu tun? — Man muß Einwanderer ins Land holen und auf diese Weise die Volkszahl mit der gebotenen Schnelligkeit vermehren.“

Diese Einwanderer aber (und das ist der zweite Gedanke, den List besonders betont) müssen sich vollkommen an die neuen Verhältnisse hingeben, sich dem herrschenden Volke einfügen, das heißt: sie müssen sich magyarisieren. „Ungarn muß ... Ungarn bleiben — die ungarische Nation eine magyarische, und wer sich unter den Magyaren niederlassen will, muß sich dem Magyarentum anschließen.“

Endlich berührt er noch einen heiklen Punkt, das ist die Eifersucht, die zwischen der ungarischen Nationalpartei und der (dem Deutschtum angehörenden) Reichsregierung besteht. Sie ist nicht zu leugnen; aber (und dies ist der dritte Gedanke, auf den er besonderen Wert legt) sie ist nicht nötig. Sie kann überwunden werden, denn zwischen Nationalpartei und Reichsregierung besteht kein grundsätzlicher Gegensatz. Beide Parteien müssen sich nur dessen bewußt werden; sie müssen Hand in Hand gehen und gemeinsam den Fortschritt des Landes betreiben. Wieder bewährt List hier seine Gabe, die scheinbar widerstrebenden Interessen zu versöhnen, Dissonanzen in Harmonien umzuwandeln und von höherer Warte aus die Dinge genetisch zu sehen. „Fortschritt“ ist das Wort, vor dem die Regierenden eine Gänsehaut bekommen; aber sie müssen sich das abgewöhnen. „Ungarn von dem Fortschritt abzuhalten, nachdem es in der Reform schon so weit vorgerückt ist, wäre vergebliches Bemühen.“ Auch die Regierung muß den Fortschritt wollen, den die ungarische Nationalpartei betreibt. Der ungarische Nationalgeist ist so wenig ein Übel, welches bekämpft werden muß, daß die Regierung selbst diesen Nationalgeist hervorrufen müßte, wenn er nicht schon da wäre. „Denn nur eine freie, in materiellem Wohlstand hoch aufstrebende ... Nation“ wird mächtig genug dazu, ihre Aufgabe zu erfüllen und hier speziell dem übermächtigen Rußland die Wage zu halten. Politische Freiheit, das heißt

für List konkret gesprochen: die verfassungsmäßige Monarchie ist die Voraussetzung dafür, daß eine Nation wirklich ihre Kräfte entfalten kann.

3.

List nimmt also der ungarischen Entwicklung gegenüber eine ganz besondere Stellung ein. Er identifiziert sich mit keiner der vorhandenen Richtungen, er geht seinen eigenen Weg.

Dabei hat er weitgehendes Verständnis für die verschiedenen einander widerstrebenden Kräfte, politisch bekennt er sich zur Freiheit; erst ein vom mittelalterlichen Feudalwesen befreites Volk, das in einem wirklichen Rechtsstaat lebt, kann seine wirtschaftlichen Kräfte entfalten. Von hier aus mußte er den Bestrebungen der ungarischen Opposition, Ungarn in einen modernen Rechts- und Verfassungsstaat umzuwandeln, Sympathie entgegenbringen. Ebenso mußte ihn das nationale Streben des magyarischen Volkes sympathisch berühren. Er hat nie versucht, die anderen Nationalitäten Ungarns gegen die Magyaren auszuspielen, wie das später, als die Regierung wirklich die Kolonisierung Ungarn ins Auge faßte, vor allem Gustav HÖFKEN, der Mitarbeiter des österreichischen Ministers Karl von Bruck, versuchte¹⁾. List hat immer die Hegemonie der Magyaren anerkannt, bis zu dem Grad, daß er nichts gegen die Magyarisierung der Nationalitäten, mit Einschluß der Deutschen, einzuwenden hatte.

Wirtschaftlich bekennt er sich zu der Notwendigkeit großer Wirtschaftsgebiete; das heißt zunächst: zur Herstellung eines wirtschaftlich wirklich einheitlichen Gesamt-Staatsgebietes der Donaumonarchie. Auch in diesem Punkt, mochte er auch für die Zukunft weitergehende Pläne haben, war er mit der ungarischen Opposition einig.

Im Ganzen aber entwarf er ein Bild von der großen, ja großartigen Zukunft Ungarns, das auf jeden Ungarn — unbeschadet seiner Parteistellung — nicht ohne Eindruck bleiben konnte: ein neumagyarisches Volk, durch Zustrom vor allem deutschen Blutes an Zahl und Leistungsfähigkeit gewaltig gesteigert, wird zu wirtschaftlicher Blüte und zu politischer Macht gelangen, wird gestützt auf Deutschland und als Teil Österreichs, seinen Einfluß auf die unteren Donauländer ausdehnen, und wird die Wacht an der Donau halten für Mitteleuropa gegen die drohenden Mächte des Ostens.

List war also schon tief in die Verhältnisse Ungarns eingedrungen, er kannte die Fragen, welche die ungarischen Patrioten beschäftigten, genauer als vielleicht irgend ein anderer seiner deutschen Zeitgenossen, ohne es noch

¹⁾ Vgl. die Broschüre von Gustav HÖFKEN, *Deutsche Auswanderung und Kolonisation mit Hinblick auf Ungarn*. Wien 1850. — Dazu Gottfried FITTBOGEN, *Stephan Ludwig Roths Kolonisationsversuch im zeitgeschichtlichen Zusammenhang*. Südost-deutsche Forschungen 1941.

selbst gesehen zu haben. Es war nur natürlich, daß er den Wunsch hatte, nun auch mit eigenen Augen zu sehen. Niemand war besser auf einen Besuch in Ungarn vorbereitet als List.

Dieser Besuch erfolgte im November 1844. Ihm wenden wir uns nun zu.

Kapitel IV.

Lists Besuch in Ungarn.

Zunächst handelt es sich nur um den äußeren Verlauf von Lists Besuch. Darüber, was List während seines Aufenthaltes in Ungarn getan hat, mit welchen Menschen er in Berührung gekommen ist — darüber sind wir nicht vollständig unterrichtet. Immerhin liegen so viele Nachrichten darüber vor, daß wir uns ein ungefähres Bild machen können. Das wichtigste Material liefert uns der Bericht, den Franz PULSZKY in der Allgemeinen Zeitung über Lists Aufenthalt in Preßburg veröffentlichte; dazu kommt für die ersten Tage der Geheimbericht an die Wiener Polizeihofstelle.

I.

Am 31. Oktober, einem Donnerstag, kam List mit dem Dampfschiff „Stephan“ in Preßburg an. Er stieg zunächst im Gasthof „Zu den drei grünen Bäumen“ ab, einem einfachen Einkehrwirthshaus. Erst nach seinem Umbau und der Umbenennung „Hotel zum grünen Baum“, die bereits 1846 erfolgte, wurde es zu dem weithin bekannten vornehm geleiteten Gasthof, den hauptsächlich der ungarische Hochadel frequentierte. Im Herbst 1848 (seit dem Oktober) wohnten hier die Männer des neuen Ungarn: der Hauptmann im ungarischen Generalstab, Karl Ritter von Martini, der die Schanz-Arbeiten zum Schutze von Preßburg zu leiten hatte¹⁾, wie der Politiker Franz Pulszky. Hier wohnte auch einige Tage der Führer der ungarischen Revolution, Kossuth (vom 30. Oktober an). Nach dem Weltkrieg mußte der grüne Baum dem „Hotel Carlton“ weichen; seine reizende, wertvolle Biedermeier-Einrichtung kam auf den Trödel.

Es war natürlich, daß List in dem Einkehrwirthshaus abstieg, das nahe am Ufer lag. Es war ebenso natürlich, daß er bald in einen anderen Gasthof zog, vermutlich in den Gasthof „Zur goldenen Sonne“, das damals beste Lokal, das längst nicht mehr besteht. In Betracht käme außerdem noch der bedeutend kleinere Gasthof „Zum roten Ochsen“, der heute noch be-

¹⁾ MARTINI, *Bilder aus dem Honvédleben* 1851. Neudruck: Deutschbanater Volksbücher Nr. 17 und 19. Bd. I, S. 85ff.; über Kossuth: I, 102ff. Die weiteren Angaben über den „Grünen Baum“ und die andern Gasthöfe Preßburgs verdanke ich der Freundlichkeit von Herrn Senior D. Carl Eugen SCHMIDT, Preßburg.

steht. Hier wohnte im Juli 1839 sogar der letzte französische Thronanwärter aus dem Hause Bourbon älterer Linie, der Herzog von Bordeaux, später Graf Chambord („Henri V“). Auch Grillparzer war im August 1843, auf seiner Reise nach Griechenland, im „Roten Ochsen“ abgestiegen.

Damals tagte gerade der ungarische Landtag — der Landtag von 1843/44 — in Preßburg; er ging seinem Ende entgegen. Eine Fülle von Männern des öffentlichen Lebens war also in Preßburg anwesend. Schon am Tage seiner Ankunft nahm er mit mehreren Fühlung. Am nächsten Tage besuchte er sogleich den Landtag; zuerst die Sitzung der Magnatentafel, dann die Sitzung der Ständetafel¹⁾.

In die Sitzung der Magnatentafel führte ihn LONYAI VON BEREZH ein, ein Mitglied der liberalen Opposition (seit 1843). Dort habe ihn, meldet der Polizeibericht, Graf Anton SZÉCHENYI übernommen und ihn der Damengalerie zugeführt.

Wer ist dieser Anton Széchenyi? In der Familie Széchenyi nämlich gab es damals keinen Grafen Anton. Das Register der List-Ausgabe identifiziert ihn mit dem Grafen Stephan Széchenyi. Dann wäre List gleich zu Beginn mit dem bedeutendsten Mann Ungarns bekannt geworden und dieser hätte es nicht verschmäht, ihm als Führer zu dienen. Wer immer den Polizeibericht verfaßt haben mag, im Jahre 1844 war Széchenyi in ganz Ungarn so bekannt, daß es völlig undenkbar ist, ein Polizeiaгент habe seinen Vornamen nicht gekannt.

Man darf sich einen solchen Vertrauensmann der Polizei durchaus nicht als ganz ungebildet vorstellen. Der „Präsident der KK. Polizei- und Zensur-Hofstelle“ (wir könnten ihn deutlicher Polizeiminister nennen, wenn er auch diesen Titel nicht führte) Graf Sedlnitzky, schickte immer, wenn der Landtag tagte, einen seiner Beamten nach Preßburg, der ihm über alles, was dort geschah, und auch über das, was sich erst vorbereitete, Bericht erstatten mußte. Sein besonderer Vertrauensmann war der Hofrat FERSTEL²⁾. Er nahm seine Wohnung im Postgebäude und hatte auch die Aufgabe, die verdächtigen Briefe zu öffnen und ihren Inhalt seinem Chef zu melden. Im „Hof- und Staatshandbuch des österreichischen Kaisertums“ für 1846 steht er mit seinem vollen Titel verzeichnet als der „K.K. wirkliche Hofrat“ Leopold Valentin Ferstl, Edler von Forstenu.

Außerdem besoldete Sedlnitzky noch „andere Organe, welche ihn von allen reichstäglischen Klatschereien in Kenntnis setzten“. Der Geheimbericht über List braucht also nicht von Ferstl selbst zu stammen (darüber

¹⁾ Schilderung des Gebäudes und der Räumlichkeiten bei Pulszky (Meine Zeit, mein Leben, Bd. I), bei Gelegenheit der Mitteilungen über seine Tätigkeit als Deputierter auf dem Landtag 1839/40.

²⁾ PULSZKY, *Meine Zeit, mein Leben*. Bd. I, S. 120f., 293.

könnte wohl nur die Handschrift Auskunft geben), jedenfalls aber hat ihn ein Mann verfaßt, der sich in Preßburger Dingen auskannte und der auch wußte, wer Graf Stephan Széchenyi war.

Mit dem Grafen Anton kann daher nicht ein Graf Stephan gemeint sein. Steckt also der Irrtum nicht im Vornamen, so muß er im Familiennamen stecken. Nun gibt es in der Tat einen Namen, der dem Namen Széchenyi ähnlich ist: den Namen Széchen, wie er im Deutschen, und noch ähnlicher: Szécheni, wie er im Magyarischen heißt.

Die Familien Széchenyi und Széchen-Szécheni haben nichts miteinander zu tun. Die Grafen Széchen stammen aus Kroatien.

Einen Grafen Anton Széchen gab es damals allerdings. Er war 1819 geboren¹⁾. Schon an dem ungarischen Landtag von 1839/40, also noch sehr jung, hatte er teilgenommen und zwar übte er die Funktion des „Staberlherrn“ im Magnatenhaus aus. „Vor der Eröffnung jeder Sitzung der Magnatentafel (berichtet Pulszky) traten zwei junge Magnaten ein und meldeten als Staberlherrn durch Aufstoßen ihrer Stöcke auf dem Fußboden das Erscheinen des greisen Palatins.“ Zu dieser zeremoniellen Funktion würde es sehr gut passen, wenn ein Staberlherr einen Gast auf die Damengalerie geleitet und ihn dort vorstellt. Doch wissen wir nicht, ob er auf dem Landtag 1843/44 noch Staberlherr war oder ob er diese Würde bereits an einen noch jüngeren Magnaten abgegeben hatte.

Als List ihn kennen lernte, wird er in der Hauptsache der Sohn seines Vaters gewesen sein. Dieser nämlich, Graf Nikolaus SZÉCHEN, hatte eins der höchsten Ämter des Landes Ungarn inne: er war Präsident der königlich ungarischen Hofkammer in Ofen und damit Chef des ungarischen Finanzwesens. Graf Anton gehörte der konservativen Partei an; später ist er als bedeutender Staatsmann hervorgetreten²⁾.

Von den Magnaten wurde List also sehr freundlich begrüßt. Noch am selben Tage besuchte List auch die Sitzung der Stände; und zwar wohnte er ihr auf der Magnatengalerie bei, wo sich Graf Joseph ESTERHÁZY um ihn bemühte. Mittags speiste er im Magnatenkasino. Schon am ersten Tage also bot sich List reichliche Gelegenheit, mit Männern beider Häuser bekannt zu werden.

Der zweite Tag nach Lists Ankunft, der zweite November, ist durch zwei Begebenheiten ausgezeichnet. Der Erzherzog Palatin JOSEPH, der schon ein halbes Jahrhundert lang diese Würde inne hatte und sich des

1) *Die Familien Ungarns*. Beigefügt sind ihre Sippen- und Ahnentafeln. Von Johann NAGY. Herausgegeben von Moritz Roth. Bd. X (1863), S. 537. Magyarisch. — Die Schreibung des Namens schwankt zwischen Szécsen und Széchen.

2) Im Jahre 1849 gehörte er zu den Altkonservativen; vgl. den Brief des Grafen Emil DESSEWFFY an ihn; Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften. 1915, S. 586.

besonderen Vertrauens der Ungarn erfreute, gewährte ihm eine Audienz; „aus der langen Dauer derselben“, berichtet Pulszky in der Allgemeinen Zeitung, „schließt man wohl nicht mit Unrecht, der deutsche Nationalökonom habe in dieser hohen Region einen besonders günstigen Eindruck gemacht.“ Für den Abend desselben Tages verzeichnet der Polizeibericht einen „staatswirtschaftlichen Vortrag“ Lists im Oppositionskasino. Sollte List wirklich mit einem Vortrag hervorgetreten sein? Er wird identisch sein mit der Tischrede, die List auf dem „glänzenden Gastmahl“ hielt, das ihm Graf Kasimir BATHYÁNY, der Präses des ungarischen Schutzvereins, gab, das List später als „nationalökonomisches Gastmahl“ bezeichnete. Auf diese Rede kommen wir später zurück; hier verzeichnen wir nur, daß List auf diesem Gastmahl mit den bedeutendsten Männern der Opposition bekannt wurde. Von den führenden Mitgliedern der Magnatenhaus-Opposition waren anwesend vor allem Graf Ludwig BATHYÁNY, der Vetter des Grafen Kasimir, der später der Ministerpräsident der ersten ungarischen Regierung wurde; von den Mitgliedern der Ständehaus-Opposition waren anwesend: Gabriel VON KLAUZAL, Deputierter des Komitates Csongrad. Da Deák auf diesem Landtag nicht anwesend war (sein Komitat, Zala, hatte ihn zwar zum Deputierten gewählt; aber er hatte die Wahl abgelehnt, um damit gegen die Mißbräuche, die dabei stattgefunden hatten, zu protestieren), so wurde Klauzal an seiner Stelle der Führer der Opposition im Ständehaus, soweit von einer einheitlichen Führung die Rede sein konnte. Da ihm die Autorität Deáks fehlte, kamen neben ihm noch andere führende Männer in Betracht: Eugen VON BEÖTHY, Deputierter des Komitats Bihar, Stephan VON BEZERÉDY, Deputierter des Komitats Tolna, Politiker und Philantrop, Moritz VON SZENT-KIRÁLYI, Deputierter des Komitats Pest, und Dionys VON PÁZMÁNDY, der Jüngere, Deputierter des Komitats Komorn, der spätere Präsident des ersten ungarischen Abgeordnetenhauses in Pest im Revolutionsjahr¹). Daß List die Gelegenheit benutzt hat, sich von ihnen über ihre Ansichten, insbesondere ihre Meinungen über die wirtschaftliche Zukunft Ungarns informieren zu lassen, ist selbstverständlich. Wie weit ihre persönlichen Beziehungen gediehen sind, wissen wir nicht. Bezerédy lud ihn fürs nächste Jahr auf sein Gut ein²).

An diesem „nationalökonomischen Gastmahl“ nahm auch Graf Széchenyi, der „Vater der ungarischen Reform“, teil. Wie weit List mit ihm in Fühlung kam und was sie miteinander gesprochen haben, wissen wir nicht. Er selbst hat auch an diesem Abend — nach List, Klauzal und Szent-Királyi — das Wort ergriffen.

¹) Das Verzeichnis der Deputierten der Ständetafel am Landtag 1843/44 siehe Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn. 1843. — Ein entsprechendes Verzeichnis der Mitglieder des Magnatenhauses fehlt.

²) Reutlinger List-Archiv, Fasc. XXXIV, 65.

Am 3. November war Sonntag; an diesem Vormittag machte List Visiten bei den „ausgezeichnetsten Mitgliedern“ des Landtages.

Am 4. November hätte List nach dem Polizeibericht mehrere Mitglieder des Landtages zu sich zur Tafel geladen. Ob diese Angabe zutrifft, wissen wir nicht. List wurde vielfältig eingeladen; er schreibt darüber an Kolb (10. November): „Ich bin jetzt 10 Tage hier und noch kein einziges Mal habe ich zu Hause gefrühstückt, diniert oder supiert.“

Die weiteren Tage können wir nicht so genau verfolgen wie die ersten. Später wird es vielleicht einmal möglich sein; heute sind wir noch nicht so weit.

Aber wenn uns auch die Einzelheiten fehlen, so wissen wir doch eine wichtige Hauptsache: wir kennen die Kreise, mit denen List in Fühlung stand.

Da sind zunächst die Regierungskreise. Zuerst nennen wir als Vertreter der Regierung des Gesamtstaats, die ihren Sitz in Wien hat, Graf Anton MAJLÁTH. Der Landtag, dessen Schluß bevorstand, hatte ihn nach Preßburg geführt; er ließ an List eine Einladung zum 7. November ergehen¹⁾.

Dann kommen die höchsten Landesbeamten, also die Beamten des Königreichs Ungarn, auch sie sind Vertreter der von der Krone ausgehenden Macht²⁾. An ihrer Spitze der Palatin Erzherzog JOSEPH. Die lange Audienz, die er List gewährte, erwähnten wir schon. Der kgl. ungarischen Statthalterei, der höchsten ungarischen Landesbehörde, deren Präsident er war, gehörte Georg von MAJLÁTH als Statthaltereirat und *judex curiae* an (nicht lange, so wurde auch Graf Széchenyi als Leiter des Kommunikationswesens als Statthaltereirat in diese Behörde berufen); auch er beehrte List mit einer Einladung. Dasselbe tat der Präsident der zweithöchsten ungarischen Landesbehörde, der Präsident der ungarischen Hofkammer: Graf Nikolaus SZÉCHEN. Wenn sein Sohn, Graf Anton SZÉCHEN, dem Gast aus Deutschland Führerdienste leistete, so wird er es im Sinne seines Vaters getan haben. Von der konservativen Partei bemühten sich die Grafen Felix ZICHY und Georg ANDRÁSSY um List. Der Koryphäen der Linken haben wir schon auf dem „ökonomischen Gastmahl“ gedacht, das Graf Kasimir Batthyány veranstaltete und dem auch Graf Széchenyi beiwohnte. Dazu kam der Verkehr in den Kasinos der beiden Parteien; von dieser Möglichkeit, mit den verschiedensten Politikern zu verkehren, wird List eifrig Gebrauch gemacht haben. Vielen von ihnen war sein Buch, sei es im Original, sei es in der Übersetzung, bekannt; alle aber kannten aus den Debatten des Landtages wenigstens seinen Namen. Kein Wunder, daß jeder den Mann kennen lernen wollte, „der in so klarer und eindringlicher Weise zu ganzen Nationen zu reden“ wußte.

1) Reutlinger List-Archiv, Fasc. XXXIV, 65.

2) Siehe nächste Seite unten.

Aber Lists Umgang beschränkte sich nicht nur auf die Mitglieder des Landtages und die hohen Landesbeamten. Er war ja in erster Linie nicht Politiker, sondern Volkswirt. Es war nur natürlich, daß er auch die Männer des wirtschaftlichen Lebens anzog. So wandten sich an ihn die angesehensten Bürger, Kaufleute und Industriellen der Stadt Preßburg, um ihn über ihre städtischen Interessen zu konsultieren; und Pulszky fügt aus eigener Kenntnis und Überzeugung die Versicherung hinzu, aller Wahrscheinlichkeit nach werde von Lists Besuch ein ungewöhnlicher Aufschwung der industriellen und kommerziellen Zustände Preßburgs ausgehen. Damit tritt ein neues Element in Lists Gesichtskreis: das städtische Bürgertum Ungarns. Dies Bürgertum war der hauptsächlichste Träger der künftigen ungarischen Industrie. Sollte Ungarn eine leistungsfähige Industrie erhalten, so mußten diese Bürger die Initiative dazu ergreifen. Aber eben diese Bürger waren politisch bedeutungslos. Die königlichen Freistädte entsandten zwar Abgeordnete in den Landtag, das einzige bürgerliche Element neben Magnaten und Adel; aber ihre Abgeordneten hatten zusammen nur eine einzige Stimme¹⁾. Die der Komitatsverwaltung unterstehenden Städte fielen ganz aus. Da tritt List gleich ein ungarisches Problem in Fleisch und Blut entgegen: wie sollen diese politisch rechtlosen Bürger selbstbewußte Träger der Industrie werden?

Pulszkys Äußerung, daß von Lists Besuch ein ungewöhnlicher Aufschwung der Industrie und des Handels von Preßburg ausgehen werde, deutet darauf hin, daß im Schoße der Preßburger Bürgerschaft schon bestimmte Erwägungen im Gange waren. Es handelte sich um die bessere Ausnutzung der Wasserkräfte der Weidritz bei Preßburg. Ein engeres und ein weiteres Projekt standen zur Debatte: die im Weidritztal vorhandenen Mühlen sollten in einer Hand vereinigt, ihr Betrieb vervollkommenet und dadurch ihr Ertrag gesteigert werden. Vielleicht würde es auch möglich sein, andere Unternehmungen (Fabriken) im Weidritztal ins Leben zu rufen.

Von diesen weitergehenden Plänen verlautet nichts weiter; aber das Mühlen-Unternehmen ist tatsächlich zustande gekommen, und zwar noch während Lists Anwesenheit in Ungarn: am 1. Dezember 1844 bei Lists zweitem Aufenthalt in Preßburg, unter seiner persönlichen Gegenwart, wurde die Preßburger Mühltal-Aktiengesellschaft gegründet. Sie bestand hauptsächlich aus Bürgern, an ihrer Spitze stand ein ungarischer Magnat:

¹⁾ Die Organisation der Reichs- und der obersten Landesbehörde ergibt sich aus dem „Hof- und Staats-Handbuch des österreichischen Kaisertums“. Uns stand nur der Jahrgang 1846 zur Verfügung. Die ungarischen Behörden siehe 1846, Bd. I, S. 410ff. Die Abgeordneten der königlichen Freistädte auf dem Landtag 1843/44 siehe: Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn. 1843. III, 1, S. 11.

Graf Franz Zichy¹⁾. Wie weit dieser Graf aktive Kraft, wie weit er repräsentative Figur war, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die „Vervollkommnung der Mühlgewerbe“ rechnet List ausdrücklich zu den Betrieben, die in Ungarn eine Zukunft hätten. Er warnte davor, Unternehmungen ins Blaue hinein ins Leben zu rufen, man solle sich zunächst nur an solche halten, die eine feste Grundlage im Lande haben. „Dahin gehört die Produktion von Tabak, Ölpflanzen, Hanf und Flachs, Wolle, Getreide aller Art, die Produktion und Veredlung der Weine, die Vervollkommnung der Mühlgewerbe, die Ausbeutung der reich mit Holz bestandenen Wälder und der Handel mit diesen rohen und veredelten Produkten, hauptsächlich aber die Ausbeutung der vorhandenen Mineralreichtümer, namentlich der Steinkohlenflötze und Eisenerzlager²⁾.“ Die Mühlthal-Gesellschaft hätte sich also auf List berufen können, auch wenn die gründenden Männer ihn nicht, wie es hier geschehen war, persönlich konsultiert hätten.

Freilich hat es die Gesellschaft zu größerer Bedeutung nicht gebracht. Ihr fehlte, wie es scheint, der große Zug, der zu solchen Unternehmen nötig gewesen wäre.

Aber noch zu einem dritten Menschenkreis kam List in Berührung. Er hatte ja der deutschen Einwanderung das Wort geredet im Sinne der magyarisch-deutschen Symbiose. Auch für diesen Plan zeigte sich Interesse: mehrere der begütertsten Magnaten, berichtet Franz von Pulszky, erklärten sich List gegenüber bereit zu kolonisieren.

2.

Mit der Übersiedlung nach Pest, die am 13. November stattfand, kam List in ein ganz anderes Milieu. Pest, damals schon das geistige Zentrum Ungarns, schickte sich an, es noch immer mehr zu werden. Zwar fanden hier keine Landtagsverhandlungen statt, nur Komitatsverhandlungen. Aber das Komitat Pest³⁾ war nach seinem Umfang, seiner Bevölkerungszahl und vor allem seiner geistigen Bedeutung nach mehr als ein gewöhnliches Komitat. In der Generalversammlung der Stände des Komitats (Bürger-

¹⁾ Nicht zu verwechseln mit dem Grafen Felix Zichy, dem Führer der konservativen Partei. — Das Register der List-Ausgabe wirft beide zusammen.

²⁾ Denkschrift über die national-ökonomische Reform des Königreichs Ungarn.

³⁾ Es sind zu scheiden die Stadt Pest und Pest-Land. Pest selbst war königliche Freistadt; seine Deputierten für den Landtag waren gewesen: Georg Jány (ehemals Tretter), der seinen Namen magyarisiert hatte, und Franz Koller. Auch in Pest also gab es zahlreiches deutsches Bürgertum, aber der Prozeß der Magyarisierung hatte schon begonnen. — Die Landtagsdeputierten des Komitats Pest (etwa des „Landkreises Pest“) waren beide Magyaren: Moritz von Szent-Királyi, den wir aus dem Umgang mit List bereits kennen, und Graf. Ged. von Ráday.

liche sind natürlich auch hier ausgeschlossen) „war die meiste Intelligenz des Landes konzentriert“. Der Adel dieses Komitates gehörte meist zur Opposition. Hier fand List den Pester Landtagsdeputierten Moritz von Szent-Királyi wieder und, wenn er ihn schon in Preßburg kennengelernt hatte (wo er nicht zum Landtag gehörte, aber vielleicht als Privatmann, als geschäftsführender Direktor des ungarischen Schutzvereins war), auch Ludwig von Kossuth.

Auch in Pest wurden List viele Ehrungen zuteil. Doch wissen wir im Einzelnen nichts von ihnen; nur von einer hat der Pester Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung berichtet, von der Ehrung durch Kossuth selbst. Sie fand ohne Vorbereitung, ganz aus dem Gefühl des Augenblicks heraus, statt. Am ersten Tage nämlich nach Lists Ankunft, am 14. November, hatten die Stände des Komitats ihre Generalversammlung. List besuchte sogleich die Sitzung und hörte den Verhandlungen auf der Galerie zu. In dieser Sitzung sprach auch Kossuth; er sprach über sein damaliges Lieblingsthema, den ungarischen Schutzverein. Im Verlauf seiner Rede bemerkte und erkannte Kossuth den Gast auf der Galerie; sogleich wandte er sich ihm persönlich zu und bezeichnete ihn als den „Mann, der die Nationen am besten über ihre wahren nationalökonomischen Interessen aufgeklärt habe“; die Versammlung aber, die aus mehreren hundert Edelleuten bestand, „darunter viele politische und wissenschaftliche Notabilitäten“, ging begeistert mit Kossuth mit und brachte auf List „ein enthusiastisches Eljen“ aus. Wenn später die Geschichtlichkeit dieser Szene in Zweifel gezogen ist¹⁾, so ist das mit Unrecht geschehen. Damit ist der erste Verkehrskreis gegeben, in dem sich List in Pest bewegte: der — meist oppositionell gerichtete — Adel des Komitats.

Es liegt in der Natur der Sache, wenn es auch nicht ausdrücklich berichtet ist, daß List auch mit dem mächtig aufstrebenden bürgerlichen Element in Berührung kam. Es war zu einem erheblichen Teil deutsch. Auf das deutsche Element in Ungarn kommen wir später zurück.

3.

Es waren ungewöhnlich reiche Eindrücke, die List aus Ungarn mitnahm. Zunächst blieb er noch längere Zeit in Wien. Erst im Frühsommer des nächsten Jahres (Mai 1845) kehrte List nach Augsburg zurück. In Wien sollte reifen, was er in Ungarn begonnen hatte.

Am 2. Dezember traf er wieder in Wien ein. Schon am nächsten Tage war er zur Audienz bei Metternich. Am 23. Dezember veranstaltete

¹⁾ Ladislaus GROSSMANN, *Friedrich List in Ungarn*. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 1930. II. Widerlegt von Gottfried FITTBÖGEN, *Friedrich List in Ungarn*. Ungarn (Budapest), Mai 1941.

das geistige Wien ihm zu Ehren ein Festmahl. Dann begann die Ausarbeitung der Denkschriften über Ungarn, die die Quintessenz seiner Erfahrungen zusammenfassen und die praktische Anweisung geben sollten, wie das wirtschaftliche Leben Ungarns auf kürzestem Wege, aber für die Dauer zur Blüte zu bringen sei. Dabei hatte ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen der (schon erwähnte) „erlauchtete“ Präsident der kaiserlichen allgemeinen Hofkammer, das ist: der Finanzkammer: Freiherr KÜBECK VON KÜBAU. Jetzt trat List auch mit ihm in persönliche Beziehung; er hoffte viel von ihm. Davon wird noch besonders die Rede sein.

4.

Zunächst stellen wir, zur besseren Übersicht, den Tagesverlauf von Lists Aufenthalt in Ungarn zusammen. Der Tages-Kalender ist noch recht lückenhaft; aber wir zweifeln nicht, daß sich noch manches über Lists Aufenthalt, namentlich aus magyarischen Quellen, feststellen läßt und manche Lücke sich mit der Zeit schließen wird.

Tages-Kalender¹⁾
für den Besuch Lists in Ungarn.

Datum	Wochentag	Inhalt des Tages
31. X.	Do.	nachmittags Ankunft in Preßburg, mit dem Dampfschiff „Stephan“. Logis im Gasthof „Zu den grünen Bäumen“.
1. XI.	Fr.	List besucht: 1. die Sitzung der Magnatentafel (Lónyai von Beregh, Graf Anton Szécheny), 2. die Sitzung der Ständetafel, und zwar auf der Galerie für die Magnaten (Graf Joseph Esterházy). Mittagessen: im Magnaten-Kasino.
2. XI.	Sobd.	Audienz beim Palatin Erzherzog Joseph. Abends: das „nationalökonomische Gastmahl“, veranstaltet vom Grafen Kasimir Batthyány, dem Präsidenten des ungarischen Schutzvereins. Rede Lists; nach ihm sprachen die Deputierten Gabriel von Klauzal, Moritz von Szent-Királyi und Graf Széchenyi.

¹⁾ Anmerkung des Hgb.-s.: Verf. hat es übersehen, daß Graf Stephan Széchenyi in seinen deutschgeschriebenen Tagebüchern (Gróf Széchenyi István naplói hrsg. von Dr. Gyula Vízota, Bp. 1939, VI. Bd. S. 124—195) alle seine Zusammenkünfte mit Franz genau aufgezeichnet hat. Der aus diesen Aufzeichnungen sich ergebende Tageskalender weicht von dem vom Verf. aufgestellten vielfach ab und gibt auch wichtige Aufschlüsse über das Verhältnis Széchenyis zu List.

Preßburg, 31. Okt. Széchenyi lernt List im Großen Kasino kennen.

1. Nov. Er ist mit ihm zusammen bei dem Grafen Félix Zichy zum Mittagessen eingeladen. Széchenyi zeichnet hier schlagwortartig auch die Themen ihrer Unter-

3. XI.	Sonntg.	Vormittags: Visiten bei den „ausgezeichnetsten Mitgliedern“ des Landtages. Übersiedlung in einen andern Gasthof.
4. XI.	Mo.	
5. XI.	Di.	
6. XI.	Mi.	
7. XI.	Do.	3 Uhr nachmittags: Einladung zum Mittagessen beim Hofkanzler Grafen Anton Majláth (im Magnaten-Kasino).
8. XI.	Fr.	
9. XI.	Sabd.	
10. XI.	Sonntg.	List am 10. XI.: „ich bin jetzt 10 Tage hier und noch kein einziges Mal habe ich zu Hause gefrühstückt, diniert oder soupiert“.
11. XI.	Mo.	11. und 12. XI.: Besuche von Deputierten aus entfernten königlichen Freistädten, um List einzuladen, sie zu besuchen.
12. XI.	Di.	„ich muß wieder zu einem Essen“. Gastgeber nicht bekannt.
13. XI.	Mi.	Schluß des Landtages (durch Erzherzog Karl). List fährt mit dem Schiff nach Pest.
14. XI.	Do.	List besucht, als Zuhörer auf der Galerie, die Generalversammlung der Städte des Pester Komitats. Kossuths Rede für den ungarischen Schutzverein. Dabei die spontane Huldigung Kossuths und des ganzen Hauses vor List als dem Meister der Nationalökonomie.
15. XI.	Fr.	
16. XI.	Sbd.	
17. XI.	Sonntg.	
18. XI.	Mo.	
19. XI.	Di.	
20. XI.	Mi.	
21. XI.	Do.	
22. XI.	Fr.	
23. XI.	Sbd.	
24. XI.	Sonntg.	
25. XI.	Mo.	
26. XI.	Di.	

27. XI.	Mi.	
28. XI.	Do.	Spätestens am 28. XI. Abreise aus Pest. Lukács am 28. XI.: „List hat nach einem 14tägigen Aufenthalt in Pest seine Rückreise nach Preßburg und Wien angetreten.“
29. XI.	Fr.	29. XI.—1. XII. zweiter Aufenthalt in Preßburg.
30. XI.	Sbd.	
1. XII.	Sonntg.	Gründung der Preßburger Mühlthal-Aktiengesellschaft (unter Vorsitz des Grafen Franz Zichy senior).
2. XII.	Mo.	Abfahrt aus Preßburg, Ankunft in Wien.
3. XII.	Di.	Audienz bei Metternich.
23. XII.	Mo.	Festmahl zu Ehren Lists.

Kapitel V.

List und der ungarische Schutzverein.

Wenn wir nun daran gehen, den sachlichen Ertrag von Lists Aufenthalt in Ungarn festzustellen, so sondern sich drei große Themen ab, die ihn und die Öffentlichkeit vor allem beschäftigten:

haltung auf: „Unterschied zwischen Stamm und Volks Nationalität. Fiume Spielerey. Ungarischer Zollverein schadet nicht, aber es wird nichts daraus . . . Will Indigen werden. In Wien sieht man es ungern — — schade, denn hier zu Lande ist er nicht gefährlich.“

4. Nov. Sz. nimmt an einem Essen teil, daß zu Ehren Lists vom Grafen Andrassy veranstaltet wurde. Er bemerkt, daß List mit einer Stunde Verspätung ankam.

5. Nov. Essen bei Kasimir Batthyányi. Sz. bemerkt lakonisch: „List Speech — Szent Királyi Antwort.“ Danach fand also „das nationalökonomische Gastmahl“ nicht am 2., sondern am 5. Nov. statt und Sz. hat nicht gesprochen, sonst hätte er es in seinem Tagebuch unbedingt erwähnt.

12. Nov. Essen im Großen Kasino. List hält eine Ansprache auf den Adel, „der sich reformiert“, und auf Széchenyi.

Pest, 16. Nov. Gemeinsames Essen im National-Casino.

19. Nov. Sz. besichtigt mit List die Altofener Werft. Nachmittags macht List bei ihm Besuch, „er schickt ihn aber weg“.

20. Nov. Sz. kommt mit List wieder im National-Casino zusammen. Sz. bemerkt dazu: „Finde ihn: nicht zu genießen.“

Es ist auffallend, daß Sz. in seinen rapsodischen Aufzeichnungen kein gutes Wort für List findet, einige seiner Bemerkungen scheinen eher darauf hinzuweisen, daß er L. keine besondere Anerkennung und kein Verständnis entgegengebracht hat, während List in allen seinen diesbezüglichen Schriften mit Hochachtung über ihn spricht. Es scheint, daß ihr persönliches Zusammentreffen andere, innigere Formen hatte, als es die Widerspiegelung in den Tagebüchern zeigt.

Sz. kam mit L. noch einmal zusammen, und zwar in Wien, am 13. April 1845, als er zum Geheimen Rat und Organisator des ungarischen Verkehrswesens ernannt wurde.

1. Die Schaffung einer ungarischen Industrie,
2. die Entwicklung des ungarischen Kommunikationswesens,
3. die beschleunigte Entwicklung des magyarischen Volkes und des ungarischen Wohlstandes durch deutsche Einwanderung.

Das vordringlichste Thema war die Schaffung der ungarischen Industrie. Es war unmittelbar akut.

I.

Wir haben gesehen, wie Lists Lehre vom Agrar-, Industrie- und Handelsstaat in Ungarn eingeschlagen hatte, wie die ungarische Öffentlichkeit den Gedanken aufgriff: der nächste Schritt muß sein, eine ungarische Industrie ins Leben zu rufen.

Mit Eifer ergriffen auch die Männer der Bewegungspartei, ergriff die ungarische Opposition diesen Gedanken. Aus ihren Reihen ging der ungarische Schutzverein hervor. Nur drei Wochen vor Lists Ankunft, am 6. Oktober 1844, war der Schutzverein in Preßburg gegründet worden. Graf Kasimir Batthyány war sein Präsident, Ludwig Kossuth sein geschäftsführender Direktor. Und Kossuth, der seit dem 1. Juli 1844 aus der Redaktion des „Pesti Hirlap“ ausgeschieden war, warf sich mit Energie auf dies neue Tätigkeitsfeld. Ein eigenes Blatt stand ihm damals nicht zur Verfügung. Das „Hetilap“, das Organ des Schutzvereins, trat erst 1845 ins Leben.

Die Gründung des Schutzvereins war eine Sensation. Bisher hatte die Opposition (und Kossuth hatte das ja in der Auseinandersetzung mit List noch kürzlich bestätigt) einmütig die Aufhebung des österreichischen Zwischenzolls gefordert; das sei der erste Schritt zur Schaffung einer ungarischen Industrie. Jetzt nahm die Opposition eine vollkommene Schwenkung vor: statt der Abschaffung forderte sie plötzlich das Gegenteil, die Beibehaltung des Zwischenzolls und seine Ausgestaltung zu einem Schutzzoll für die ungarische Industrie; nur unter seinem Schutz könne in Ungarn eine eigene Industrie — der überlegenen Industrie der österreichischen Erbländer gegenüber — auf die Beine kommen.

Wie erklärt sich dieser auffallende Umschwung?

Wir haben oben gesehen, daß List die radikale Verurteilung des Zwischenzolls, die die Opposition zum Dogma erhoben hatte, nicht teilte. Er sei nicht das Hauptübel, das Hauptübel liege vielmehr in der Unfertigkeit der ungarischen Verhältnisse; hier müsse man den Hebel ansetzen. Der Zwischenzoll sei nur von nebensächlicher Bedeutung; in einigen Fällen wirke er sogar „wie ein Schutzzoll zu Gunsten der ungarischen Industrie“.

Mit diesem beiläufigen Gedanken leitete List eine ungeahnte Umwertung der Werte ein. Offenbar hat Kossuth diesen Gedanken aufgenommen

und weitergebildet: wie wäre es, wenn wir aus dem Schutzzoll wider Willen einen Schutzzoll mit Willen, einen wirklichen Schutzzoll machten? Und mit derselben Verve, mit der er bisher gegen den Zwischenzoll gewettert hatte, trat er nun für den Zwischenzoll ein.

Dazu kam ein anderes. Vor aller Augen stand deutlich, welche außerordentliche Bedeutung die Einführung des Schutzzolles für die Länder des Deutschen Zollvereins gehabt hatte. Er hatte es ermöglicht, daß die Industrie der Zollvereinsländer sich trotz der Konkurrenz mit der überlegenen Wirtschaftskraft Englands entfaltet hatte. In seiner Broschüre konnte Kossuth den Erfolg des Zollvereins nicht genug rühmen. Der Wohlstand Deutschlands war seit seinem Entstehen ungeahnt gewachsen. Und mehr als das, seine Wirkung ging weit über das wirtschaftliche Gebiet hinaus. Der Deutsche Zollverein, rühmt er, ist „ein so großartiges und wohlthätiges politisches Ereignis, daß Jahrhunderte kein in seinen Folgen wichtigeres, in seiner Zukunft weitgreifenderes aufzuweisen haben“ (S. 16). Der Zollverein hat auch mächtig auf den Geist des deutschen Volkes gewirkt. „In jenen zwei Worten: nationales Selbstgefühl und Nationalkraft ist die wichtigste politische Seite der Wirkungen des Deutschen Zollvereins angedeutet. Die zerstückelte deutsche Nation wird vom Geist nationaler Einheit durchdrungen und in ihrer Brust macht sich das mächtige Selbstgefühl vereinter Kraft geltend“ (S. 14). Sollte es nicht möglich sein, für Ungarn etwas Ähnliches zu erreichen?

Die Parallele liegt auf der Hand. Der überlegene Konkurrent ist hier die Industrie der österreichischen Erbländer. Ein Schutzzoll gegen sie wird doppelte Wirkung haben: wirtschaftlich wird er das Entstehen einer Industrie auf ungarischem Boden ermöglichen, zugleich wird er den Nationalgeist Ungarns mächtig heben. Kein Zweifel, die Proklamierung des innerösterreichischen Zwischenzolls ist einfach die Kopie des Schutzzolls, den der Zollverein gegen England aufgerichtet hatte.

Und konnte sich Kossuth nicht auch auf List selbst berufen? „Jede Nation wie jedes Individuum ist sich selbst am nächsten“, stand bei ihm zu lesen (S. 151 der 3. Auflage). Galt das nicht auch für das magyarische Volk? Mußte also nicht die Stärkung des magyarischen Volkes mit seiner wirtschaftlichen Abkapselung beginnen?

Damit wir ganz sicher gehen, hören wir auch einen ungarischen Historiker über diese merkwürdige Schwenkung der Opposition. Michael HORVÁTH, 1849 Kultusminister des revolutionären Ungarn, mit den Vorgängen in seiner Partei aufs genaueste vertraut, spricht eingehend von diesem Umschwung. „Bezüglich der Zollverhältnisse mit Österreich“, sagt er¹⁾,

¹⁾ Michael HORVÁTH, *25 Jahre aus der Geschichte Ungarns 1823—1848*. Übersetzt von Joseph Novelli. Leipzig 1864. Bd. II, S. 226.

hatten sich bei uns die Ansichten . . . sehr verändert. Einige Jahre zuvor hatte die Nation kaum irgend etwas mit größerem Eifer gewünscht als eine solche Abänderung jenes die Industrie tötenden Zollsystems, daß die Zwischenzölle zwischen unserem Vaterlande und den österreichischen Erbländern gänzlich aufgehoben werden mögen. Die Nation wäre damals bereit gewesen, dies selbst mit Opfern zu erkaufen. Jetzt indessen, obgleich die Überzeugung von der schädlichen Wirkung des Zollsystems dieselbe blieb, war die öffentliche Meinung nicht nur der Ablösung, sondern auch der einfachen Abschaffung entgegen. Die aus der Geschichte des Zollvereins geschöpfte Lehre machte die Überzeugung zu einer allgemeinen, daß unsere Nationalität gegen den überwiegenden Einfluß der Deutschen, die Reste unserer Selbständigkeit und Unabhängigkeit in der Verwaltung gegen die Übergriffe und Nivellierungsversuche des österreichischen Absolutismus bisher nichts mit solchem Erfolg beschützt habe, als eben diese Zwischenzoll-Linie, durch welche Ungarn Österreich gegenüber gleichsam zum Ausland wurde. Es wurde für ein Werk der Vorsehung betrachtet, daß jene verkehrte Maßregel, durch welche die Wiener Regierung unser Vaterland zu unterdrücken beabsichtigte, sich auf die Weise rächte, daß sie eben dasjenige zu verteidigen half, wogegen Wien seit drei Jahrhunderten einen fortwährenden Angriffskrieg führte, unsere Nationalität und Unabhängigkeit in der Verwaltung.“

Der Schutzverein verlangte also nichts anderes als die Erhebung Ungarns zu einem eigenen Wirtschaftskörper. Hier lag die grundsätzliche Schwierigkeit. Michael Horváth (II. 345f.) räumt unumwunden ein, daß diese Forderung „in Anbetracht unserer Verhältnisse zur Monarchie durchaus unausführbar war“. Denn wie hätte man jemals vom König von Ungarn, der zugleich auch Kaiser von Österreich war, die Sanktion eines solchen Gesetzes erwarten können? Die Ausgestaltung Ungarns zu einem eigenen Wirtschaftsgebiet (durch Einführung des Schutzzolls) war, meint er, eine vollkommene Utopie. Praktisch diskutabel sei nur die Meinung des zentralistischen Flügels der Opposition, der sich seit dem 1. Juli 1844 im Besitz des „Pesti Hirlap“ befand, gewesen; er blieb der alten Forderung der Opposition nach Aufhebung des Zwischenzolls treu; nötig sei nicht eine Trennung, sondern vielmehr gerade eine vollkommene Verschmelzung der materiellen Interessen Ungarns und der übrigen Länder der Monarchie. Auch Kossuth habe sich später dieser Auffassung im „Hetilap“, dem Organ des Schutzvereins, angeschlossen. Diese Verschmelzung der materiellen Interessen sei durch einen Zollvertrag zwischen Ungarn und den österreichischen Erbländern zu erreichen, einen Vertrag, bei dem auch die ungarische Gesetzgebung ein Wort mitzureden habe. Auf diese Weise wurde schließlich der „Zollvertrag unter konstitutionellen Bedingungen“ zur öffentlichen Meinung im Schoße der Oppositionspartei (II 347). Aber dieser

Zustand trat erst nach Lists Rückkehr aus Ungarn ein; bei seiner Anwesenheit in Preßburg und Pest stand Kossuth noch auf der Forderung des Schutzzolls für Ungarn.

Kossuth hat also kurz hintereinander drei verschiedene Stellungen eingenommen:

1842: Aufhebung des Zwischenzolls (durch die Reichsregierung); die Gesamtmonarchie wird ein einheitliches Wirtschaftsgebiet.

1844: Ausgestaltung des Zwischenzolls zum Schutzzoll für die ungarische Industrie; Ungarn wird ein eigenes Wirtschaftsgebiet.

Zuletzt: Zollvertrag unter konstitutionellen Bedingungen; alle Länder der Monarchie werden zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet verschmolzen.

Dies mehrfache Wechseln des Standpunktes bei Kossuth erschwert natürlich das Verständnis der Entwicklung; es macht auch mißtrauisch gegen die Solidität von Kossuths wirtschaftlichen Argumenten. Kossuth war eben seinem Wesen nach nicht Nationalökonom, sondern Politiker. Daher war auch seine Tätigkeit für den Schutzverein politisch bestimmt. Und Horváth (II 329) bestätigt es: „Der Schutzverein war vom politischen Gesichtspunkt aus weit wichtiger als in materieller Beziehung.“

2.

Aber lenken wir zurück zum November 1844. Die ungarische Opposition begann ihre wirtschaftliche Aktion und Agitation (wir können das nur immer wiederholen) unter dem unmittelbaren Einfluß der Listschen Lehre vom Agrar-, Industrie- und Handelsstaat. Und war nicht auch der Gedanke, daß der Schutzzoll das Heilmittel für die ungarische Industrie werden sollte, von List übernommen? Bestand also hier volles Einvernehmen mit List? Noch in seinen Memoiren erklärt Pulszky¹⁾ kurz und bündig: „Das berühmte Werk Friedrich Lists bot uns die Waffen, mit welchen wir die Regierung bekämpften.“

Aber wie stand List selbst zum Schutzverein? Teilte er seine Meinung? Sah er in ihm sein geistiges Kind?

Diese Frage können wir beantworten; denn List selbst hat sich darüber eingehend geäußert. Und zwar vor den Ohren derer, die es am nächsten anging: vor den leitenden Männern des Schutzvereins. Auf dem Gastmahl das Graf Kasimir Batthyány ihm gab (Kossuth wird in dem Bericht zwar nicht genannt, wir dürfen aber wohl annehmen, daß er der Agitation für den Schutzverein wegen, die ihn Anfang Oktober nach Preßburg geführt hatte, noch in der Stadt und daher auch unter den Gästen war), hat List seine Auffassung ausführlich dargelegt. Seine Rede ist damals zwar nicht

¹⁾ Franz PULSZKY, *Meine Zeit, mein Leben*. Bd. I, S. 299.

nachgeschrieben oder veröffentlicht worden; aber er hat sie anderthalb Jahre später aus dem Gedächtnis reproduziert und in seinem Zollvereinsblatt abdrucken lassen (1846, Nr. 7 vom 17. Februar, S. 103—109). Sie kann im wesentlichen als authentisch gelten. An sie haben wir uns zu halten. Mag auch der Wortlaut im Einzelnen frei wiedergegeben sein, wichtiger als Einzelheiten ist die Grundhaltung dieser Rede, und diese konnte List unmöglich vergessen haben.

List teilt hier zum ersten Male etwas darüber mit, was er damals — bei seinem Besuch in Ungarn — getan und gesprochen hat; und zwar tut er es in besonderer Beziehung auf den „berühmten Schutzverein“. Die Aufgabe, die ihm als Tischredner bei dem „nationalökonomischen Gastmahl“, zu dem Graf Kasimir Batthyány auch die legislatorischen Häupter der Opposition vom Magnaten- und vom Adelsstand geladen hatte, gestellt war, war höchst eigentümlich.

Er wollte nicht nur einige freundliche Worte sagen, er wollte auf die Sache selbst eingehen. Aber wie das machen? Seine Worte sollten den Schutzverein in seinem Fundament berühren, aber sie sollten keine „Störung in der Verdauung der verschiedenen Parteihäupter oder in ihrem guten Humor“ veranlassen. Würde sich beides vereinigen lassen?

Er sprach als Gast vor Mitgliedern des Schutzvereins, seine Rede mußte in einem Toast auf den Schutzverein gipfeln. Liess sich damit eine ernsthafte Erörterung verbinden? Es mußte versucht werden, ernsthaft zu sprechen, und doch so zu sprechen, daß die Teilnehmer des Gastmahls sich nicht vor den Kopf gestoßen fühlten.

List nahm nicht Partei, weder die Partei des Schutzvereins noch die der Regierung; er sprach von höherer Warte. Er betrachtete die Dinge, die seinen Hörern am Herzen lagen, für die sie Partei ergriffen hatten, er betrachtete den Schutzverein entwicklungsgeschichtlich.

Einleitend, um sich den Weg zu seinem Thema zu bahnen, sprach er von dem Unterschied der Stamm-Nationalität von der politischen Nationalität — Worte, die die besondere Aufmerksamkeit des „großen Grafen“ erregten. Eine Stamm-Nationalität könne „durch Verstand, Mäßigung und Beharrlichkeit nach und nach zu einer politischen werden“; eine politische Nationalität aber müsse, wenn sie wirklich etwas bedeuten will, in unseren Tagen auch eine große Nationalität sein. Es sei, um den Gedanken auf Ungarn anzuwenden, zu hoffen, daß „unter dem Vorsitz des magyarischen Stammes eine ungarische Nationalität sich dermaleinst legitimiert und befähigt fühlen würde, in der Reihe der Weltnationen Sitz und Stimme zu nehmen.“

List deutet damit, ohne es hier weiter auszuführen, mit diesen Worten auf das große Zukunftsprogramm hin, daß er früher für Ungarn und das magyarische Volk (die magyarische „Stammnationalität“) entworfen hatte.

Ungarn und die magyarische Nationalität decken sich heute nicht. Neben den Magyaren, die für den Eintritt unter die Weltnationen zahlenmäßig viel zu schwach sind, gibt es noch andere Nationalitäten. Durch Zuzug von Auswanderern (und nur auf diesem Weg) können aber die Magyaren ihre Zahl schnell steigern; die verschiedenen Stammnationalitäten werden bald zu einer politischen Nationalität verschmelzen; das magyarische Blut ist in ihr zwar mit anderem Blut vermischt; aber dies Opfer ist nicht umsonst gebracht: der magyarische Stamm wird auch der größeren politischen Nationalität den Stempel aufdrücken und wird auf diese Weise Sitz und Stimme unter den Weltnationen erhalten.

Doch handle es sich bei diesem Gastmahl um nationalökonomische Fragen. Von politischen Dingen zu sprechen, sei daher hier nicht der Ort. Doch eine Bemerkung könne er auch hier nicht unterdrücken (und er führt sie in Anführungsstrichen an, ihrer Bedeutsamkeit wegen hat sich ihm diese Bemerkung eingepägt: „möge die Hand eines jeden Nationalökonom verdorren, der sich zu Intrigen gegen die wahre Freiheit oder zur Ausstreuung von Mißtrauen gegen eine wohlwollende Regierung gebrauchen lasse!“

In dieser knappen Bemerkung stecken in Wirklichkeit zwei Bemerkungen, die sich an zwei ganz verschiedene Adressen wenden. Die Bemerkung über die wahre Freiheit zeigt Lists tiefe Sympathie auf politischem Gebiet mit den Männern der ungarischen Opposition, die den Feudalstaat Ungarn in einen modernen Rechtsstaat umwandeln wollen; sie richtet sich gegen die Reichsregierung in Wien, die der freiheitlichen Entwicklung in Ungarn mißtrauisch und bloß negativ gegenüber steht. Die Bemerkung über die Schädlichkeit des Mißtrauens gegen eine wohlwollende Regierung richtet sich unmittelbar an seine Zuhörer; sie streuen (abgesehen etwa von dem „großen Grafen“) mit vollen Händen Mißtrauen gegen die Reichsregierung in Wien aus, obwohl diese neuerdings ihr aufrichtiges Wohlwollen zeige. Lists eigene Tendenz geht also dahin, die widerstreitenden Richtungen zu versöhnen, die Reichsregierung in Wien und die ungarische Opposition zu fruchtbarem Handeln zusammenzuführen.

Soweit die Einleitung der Tischrede. Nun wendet sich List seinem eigentlichen Thema, den nationalökonomischen Fragen, zu. Er spricht, die politische Nationalität verlassend, von der „politisch-ökonomischen Nationalität“. In Beziehung auf diese Art von Nationalität seien „Ungarn und Österreich noch für ein Jahrhundert (vielleicht für noch längere Zeit) durch die starke Kette des wechselseitigen Bedürfnisses wie durch die noch stärkere Kette des wechselseitigen Vorteils aufs festeste aneinander gekettet, und keine politische Demonstration werde darin auf die Dauer eine Änderung heranzubringen vermögen.“

Diese politische Demonstration aber ist nichts anderes als der Schutzverein, vor dessen leitenden Männern List diese Worte spricht — eine Demonstration schon an sich; denn seine Gründung besagt, daß die Mitglieder des Schutzvereins den Schutz der ungarischen Industrie, den die Reichsregierung verweigere, auf privatem Wege durchführen und den Schutzzoll vor die Schwelle ihres Hauses legen wollen. Demonstration noch mehr dadurch, daß die Ständetafel den Beschluß faßte, den Schutzverein unter den Schutz des Gesetzes zu stellen. Kam diesem Beschluß auch keine praktische Wirkung zu (dazu wäre die Zustimmung der Magnatentafel nötig gewesen), so war er doch nicht ohne Bedeutung: er war eine Demonstration und wurde als solche verstanden.

Von dieser „großen politischökonomischen Demonstration unserer Tage“ wolle er weder mit Lob noch mit Tadel sprechen. Er wolle nur ihre Folgen ins Auge fassen; diese werden positiv sein.

Allerdings nicht nur positiv. Soweit diese Demonstration das Unmögliche und Unnatürliche erstrebe, werde sie schon von selbst müde werden. „Es sei damit etwa, wie wenn einer zum Schaden des Andern, für sich selbst aber zu keinerlei Vorteil, den Vorsatz gefaßt hätte, einen hohen Berg abzugraben und damit die benachbarten Täler zu verschütten, weil sie seinem Gegner gehörten. Ein solcher möge mit noch so vielem Eifer an die Arbeit gehen; es werde doch nicht lange dauern, bis er Hacke und Schaufel von selbst niederlege. Torheit wäre es also, ihn, während er noch im ersten Enthusiasmus begriffen sei, an seinem Streben hindern zu wollen. Man würde ihn damit ohne Erfolg nur zum Zorne reizen.“ Das heißt also, ohne daß List natürlich diese Nutzanwendung ausgesprochen hätte: man soll die Männer des Schutzvereins nicht in ihrem ersten Enthusiasmus stören (das Kind war knapp vier Wochen alt), die Übertreibungen werden sich schon selbst legen.

Aber die Gründung des Schutzvereins wird auch gute Folgen haben und diese werden überwiegen; er wird „nur wenige Übel, aber sehr viel Gutes stiften“. Denn durch den Schutzverein und die Bewegung, die er veranlaßt, wird Ungarn aufmerksam gemacht auf das, was ihm noch fehlt, und auf die Ursache, warum es ihm fehlt. Es muß also nicht bloß daran denken, das Übel der Gegenwart zu überwinden, es muß auch daran denken, die Quelle des Übels zu ergründen; dies letztere wird besonders wichtig sein.

Dabei wird sich ergeben, daß es mit der Gründung des Schutzvereins und seiner Ortsgruppen im ganzen Lande nicht getan ist. Um die Quelle des Übels zu erkennen und zu beseitigen und wirkliche Besserung zu schaffen, ist eben das nötig, was er eingangs kurz berührte: fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Regierenden und Regierten.

Eine „weise Regierung“ wird eine gründliche Reform des Feudalstaates Ungarn für nötig halten. — Eine weise Regierung. Das heißt

für den, der hören kann: nicht die gegenwärtige Regierung in Wien fordert das; aber sie sollte es fordern, und sie wird es fordern, sobald sie ist, wie List sie haben möchte, sobald sie ihre wahrhafte Aufgabe (die Aufgabe jeder echten Regierung) erkennt, sich selbst an die Spitze der Reformbewegung zu stellen. Eine weise Regierung also würde zu den Ständen Ungarns sagen: „Ihr müßt Euren städtischen Gemeinheiten politische Rechte geben, Ihr müßt auf Eure Privilegien Verzicht leisten, Ihr müßt Eure Rechtsverfassung in der Art reformieren, daß Eigentum und Person gegen Willkür, Unsicherheit des Besitzes und Schikane geschützt sind. Ihr müßt Eure Komitatsverfassung in der Art reformieren, daß sie zwar der Freiheit ein festes Bollwerk, nicht aber die Mutter von Tumulten, von Wahlumtrieben, von Unordnung und Gesetzlosigkeit aller Art sei usw.“. Erst wenn der einzelne in seinem bürgerlichen Leben gesichert ist, erst wenn die Gesamtheit politische Rechte hat, wenn die Bevölkerung in verfassungsmäßigen Formen an der Regierung teilnehmen kann (das heißt im Sinne Lists: wenn der Ständestaat Ungarn in eine konstitutionelle Monarchie umgewandelt ist), dann können sich die bürgerlichen Kräfte in der Weise regen, wie das nötig ist, um das wirtschaftliche Leben des Landes zur Entfaltung zu bringen, das Land dem Wohlstand entgegenzuführen.

Die Regierung aber wird dem Aufkommen einer ungarischen Industrie nicht entgegenwirken (die Opposition behauptete ja immer, die Reichsregierung halte die ungarische Industrie absichtlich darnieder; sie wolle Ungarn zugunsten der andern österreichischen Länder wie eine Kolonie ausbeuten), sie werde sie vielmehr kräftig fördern. Zu diesem Zweck werde sie es sich auch angelegen sein lassen, ein vollständiges Transportsystem durch ganz Ungarn herzustellen, große Entwässerungs-Unternehmen einzuleiten und zu fördern, um nur das Wichtigste zu erwähnen.

Und wie werde sich der Schutzverein dazu verhalten?

Er könne nicht wenig zu dieser glücklichen Entwicklung beitragen. Daß sein stürmendes Drängen auf die Industrialisierung Ungarns im ersten Enthusiasmus übertrieben sei, wiederholt List nicht ausdrücklich noch einmal. Aber es liegt deutlich in seinen Worten, wenn er sagt, es sei nichts dagegen einzuwenden, daß er jetzt schon Samen ausstreue, der erst in 20, 30 oder 40 Jahren aufgehe.

Vor allen Dingen aber müsse der Schutzverein sein absolutes Mißtrauen gegen die Reichsregierung fallen lassen, als treibe sie bewußt eine antiungarische Wirtschaftspolitik. Die österreichischen Erbländer gewinnen nichts durch die nationalökonomische Verkrüppelung Ungarns; sie müssen vielmehr um ihrer selbst willen wünschen, daß Ungarn so reich und produktiv werde, wie es nur im Reich der Möglichkeit liege; denn sie können von ihren eigenen Fabrikwaren um so mehr nach Ungarn absetzen, je reicher dies Land sei.

Mit dem Versuch, ein Land des Reiches gegen das andere auszuspielen, sei es definitiv vorbei. Beide Teile stehen in einer politischen Verbrüderung, daher werden sie miteinander stehen oder fallen. Von dem Wachstum der Volkszahl Ungarns, von der Steigerung seiner Agrikultur- wie Manufaktur-Produktion werden die übrigen österreichischen Länder nur Vorteil haben. Diese „Bruderländer“ werden fünfmal mehr als jetzt von ihren Fabrik-erzeugnissen nach Ungarn absetzen, wenn Ungarn soweit gekommen ist, daß es zehnmal mehr Lebensmittel und Rohstoffe erzeuge und dabei Manufakturwaren im Wert von hundert Millionen fabriziere. Das Heil für zwei politisch zusammengehörige Länder bestehe darin, daß sie auch national-ökonomisch geeinigt werden: der ganz freie Verkehr, also ohne innere Zoll-schranken, ist das einzig wahre Mittel, beide in der möglichst kürzesten Zeit auf den höchsten Grad der nationalökonomischen Ausbildung zu führen, dessen sie nach Maßgabe ihrer Kulturstufe und ihrer politischen Zustände fähig sind. Tritt also Ungarn in die Zollunion mit den übrigen Ländern der Monarchie ein, so ist kein Zweifel, daß Ungarn (vorausgesetzt, daß es die oben berührten politischen Gebrechen geheilt hat) dermaleinst eine hohe Stufe der industriellen Entwicklung erreichen wird, eine höhere vielleicht als die verbrüdernten Länder.

Damit ist allerdings das Heilmittel des Schutzvereins, die Einführung des innerstaatlichen Schutzzolls, verworfen. Aber damit ist er selbst nicht verworfen; vielmehr bleibt anzuerkennen, daß er den wirksamen Anstoß zur Schaffung einer ungarischen Industrie gegeben hat; das bleibt sein unbestreitbares Verdienst. Die Reichsregierung in Wien (die bisher — bestimmter Erscheinungen wegen — nur ihr Mißfallen über den Schutz-verein ausgesprochen hat) kann nichts Besseres tun, als die Schutzvereins-bewegung als in ihrem Streben als berechtigt anzuerkennen und selbst an die Spitze dieser Bewegung zu treten.

Und damit ist List wieder bei seinem Lieblingsgedanken angelangt: es besteht zwischen der Regierung und der „Volkspartei“ keine wesentliche Verschiedenheit des Strebens in Beziehung auf die Zwecke, sondern nur Meinungs-Differenzen in Beziehung auf die Mittel und Wege, diesen Zweck zu erreichen; und auch diese beruhen zum größten Teil nur auf wechselseitigem Mißtrauen und beiderseitigem Irrtum.

Damit hat List sein Ziel erreicht; er hat in voller Unbefangenheit den Leitern des Schutzvereins auseinandergesetzt, was er am Schutzverein für bedenklich, was er für gut hält, und er hat gezeigt, in welcher Weise er sich die Entwicklung der Tätigkeit des Schutzvereins wünscht.

Nun ist es keine bloße Höflichkeitsphrase mehr, wenn er den Schutz-verein hoch leben läßt, dahinter steht sein ganzes Wirtschaftsprogramm für die Zukunft Ungarns. Jeder Hörer weiß nun, was gemeint ist, wenn er seine Rede auf dem nationalökonomischen Gastmahl mit dem Trinkspruch

schließt: „auf das Gedeihen des ungarischen Schutzvereins und die ewige Verbrüderung zwischen Ungarn und Deutschland“.

Wie nahmen nun die Zuhörer diese Rede auf?

Auch darüber teilt List einiges mit. „Die meisten der Anwesenden“, berichtet er, „zumal die Häupter, waren während dieser Anrede in tiefes Nachdenken versunken. Doch ward der Toast mit Enthusiasmus getrunken“, und in rascher Folge ergriffen dann noch drei der Anwesenden das Wort: Gabriel von Klauzal, Moritz von Szent-Király, zuletzt „der große Graf“. Den Inhalt ihrer Reden teilt er nicht mit; nach den Reden wurde „im besten Stil der gebildeten Welt“ sogleich „das Feld der Politik verlassen, das der allgemeinen Unterhaltung und Jovialität betreten und während der Tafel nicht wieder verlassen.“

Daß die Rede nicht ohne Eindruck geblieben war, zeigte sich aber später deutlich genug. Denn „als man, um den köstlich duftenden Nachtrank zu schlürfen, das reichverzierte Gesellschaftszimmer betreten hatte, da herrschte allgemeine Stille. Die Gäste saßen vereinzelt mit ihren halb oder ganz ausgetrunkenen Tassen in der Hand, in tiefes Nachdenken versunken. Der Geist der Jovialität war verschwunden und hatte einem ernsteren Platz gemacht. Man sah deutlich, die Gedanken der Gäste waren mit den früher gehaltenen Reden beschäftigt.“ List hatte seinen Wirten etwas zu denken gegeben; sie mußten das Gehörte erst innerlich verarbeiten. Er hatte ihnen von hoher Warte aus den Weg gezeigt, den sie gehen mußten. Würden sie sich weisen lassen?

Damit ist Lists Bericht über das denkwürdige nationalökonomische Gastmahl beendet. Er fügt aber noch ein Wort hinzu, aus dem hervorgeht, warum er jetzt von diesen Dingen spricht: er will sein Verhältnis zum ungarischen Schutzverein öffentlich klarstellen.

Dazu will er einem seiner Gegner, der ihn in der „Ulmer Schnellpost“ angegriffen hatte, den Unterschied zwischen dem ungarischen Schutzverein (nebst seinem Schutzsystem) und dem deutschen Schutzsystem begrifflich machen. Dieser hatte beide in Parallele gestellt und den Mißerfolg des ungarischen Schutzvereins (der inzwischen bereits sich ankündigte) gegen List ausgespielt.

In Deutschland sei in gewissen Kreisen der Plan erwogen worden, gegen den Nordosten (das heißt: gegen Preußen und den von ihm begründeten Zollverein) einen süddeutschen Privatverein zu stiften gegen die Konsumtion von nordöstlichen Manufakturwaren. Gegen diesen Plan habe List sich sofort kräftig ausgesprochen und habe sein Zustandekommen verhindert. Und er sollte den analogen Gedanken des ungarischen Schutzvereins, auch eines Privatvereins, gutgeheißen haben. Im Falle des süddeutschen Privat-Schutzvereins habe er den Trennungsgedanken verworfen, aber die Gelegenheit benutzt, dem Nordosten begrifflich zu machen, in welch

hohem Grad die Erbitterung des Südwestens gegen ihn gestiegen sei. Ebenso habe er (das ist die unausgesprochene Folgerung) im Fall des ungarischen Privat-Schutzvereins gehandelt: er habe gegen den Trennungs-Gedanken Einspruch erhoben; er habe aber die Gründung des Schutzvereins benutzt, um der Reichsregierung in Wien begreiflich zu machen, daß sie etwas tun müsse, um die in Ungarn gegen sie bestehende Mißstimmung aus dem Wege zu schaffen; er habe also bei beiden zum Guten geredet und ihnen empfohlen, sich zu gemeinschaftlichem Handeln zusammen zu tun. Die Parole sei nicht: wirtschaftliche Abkapselung Ungarns von den übrigen Ländern des Reichs, sondern vielmehr die wirtschaftliche Verschmelzung mit ihnen.

Gegen den Schutzverein und seine wirtschaftlichen Isolierungsgelüste aufzutreten, war nicht Lists Aufgabe. Seine Aufgabe war anders: er bezeichnete die Stellung, die der Schutzverein in der Entwicklung der ungarischen Wirtschaftsverhältnisse einnahm; er gab an, wie diese Entwicklung sich weiter vollziehen müsse. Er selbst redete der Verständigung das Wort. Insbesondere hat er den trennungslustigen Ungarn auf dem ökonomischen Gastmahl eine Rede gehalten, die dazu bestimmt war, sie nachdenklich zu stimmen. Ob sie seinem Rat folgen oder ob sie auf dem nun einmal eingeschlagenen Wege fortfahren wollten, mußte er ihnen freilich selbst überlassen.

Seine eigene Stellung konnte nur die sein: er mußte versuchen, die persönliche Föhlung mit den Leitern des Schutzvereins aufrechtzuerhalten. Die Meinungsverschiedenheiten waren als weniger wichtig in die zweite Linie zu stellen. In der Hauptsache war man einig: es muß etwas getan werden zur Förderung der Industrie. Auf dieser Basis konnte er hoffen, doch vielleicht einen gewissen Einfluß auf sie auszuüben.

3.

Das Verhältnis Lists zum ungarischen Schutzverein interessierte natürlich auch andere; es war in der Tat von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung Lists wie für die Beurteilung des Schutzvereins und der von ihm vertretenen wirtschaftlichen und auch politischen (denn beides hing bei ihm unlöslich zusammen) Bestrebungen. JOHANN MIKOLASCH, 1811 bis 1845, Sudetendeutscher aus dem Böhmerwald, Professor der politischen Wissenschaften an der Theresianischen Ritterakademie¹⁾, ein Schüler von Kudler, demselben Kudler, der die Hauptrede auf dem Wiener List-Bankett hielt, hat über diese Frage einen eigenen Aufsatz verfaßt; er wollte ihn in der „Wiener Zeitung“ veröffentlichen, hat dies dann aber auf Lists Wunsch unterlassen. Dieser Aufsatz wird hier zum erstenmal veröffentlicht (siehe Anhang); er ist etwas umständlich geschrieben, aber wertvoll als

¹⁾ Wurzbach XVIII.

eine zeitgemäße Stimme, welche die staatsrechtlichen Verhältnisse jener Zeit, ohne deren Kenntnis die ganze Frage unverständlich bleibt, klar auseinandersetzt. Staatsrechtliche Erörterungen waren das beliebte, viel gerittene Steckenpferd der ungarischen Politiker, insbesondere der oppositionellen. Ohne eine gewisse Umständlichkeit kann es daher auch bei Mikolasch, dem Gegner der ungarischen Opposition nicht abgehen. Der Inhalt seiner Darlegungen ist in Kürze dieser.

Die Kernfrage, die ihn (Mikolasch) beschäftigt, ist die Frage, ob eine dauernde Verbindung Lists und der nationalen ungarischen Partei wahrscheinlich ist. Auf den ersten Blick scheinen beide zusammenzugehören: beide wollen eine nationale Wirtschaftspolitik. List ist, wie schon der Titel seines Buches sagt, der Vorkämpfer des nationalen Systems der politischen Ökonomie (das ist: der Staats- oder Volkswirtschaft). Die nationale ungarische Partei will nun gerade eine national-ungarische Wirtschaftspolitik treiben; sie will zu diesem Zweck (wie List das ja für den deutschen Zollverein empfohlen hatte) den Schutzzoll einführen. Also stehen beide auf demselben Boden. Es scheint so — aber es scheint nur so. Bei näherem Zusehen ergibt sich, daß keine grundsätzliche Übereinstimmung besteht.

Sie besteht nur so lange, wie man nicht merkt, daß beide den Begriff „national“ in ganz verschiedenem Sinne gebrauchen. List will in seinem Werk die Bedeutung zeigen, die der Staat für die Wirtschaft hat. Träger der Wirtschaft ist nicht das einzelne Individuum, sondern die politische Gemeinschaft, der es angehört: der Staat oder, wo der zu klein ist, die Staatenföderation, also die staatliche Organisation. „National ist daher in Lists wirtschaftlichem Sprachgebrauch alles, was den Staat betrifft, was politisch ist.“ „Nation“ bedeutet also bei ihm die politische Nation, die Staatsnation. Die „Nation“ besteht aus der Gesamtheit des betreffenden Staatsgebildes.

Anders ist es bei der nationalen ungarischen Partei; sie versteht unter der Nation, für die sie eintritt, die ethnographische Nation. Und nun die Anwendung dieser Begriffe auf den vorliegenden Fall: „Österreich (das Kaisertum) bildet im wirtschaftlichen Sinne unbedingt eine Nation, ungeachtet es ethnographisch so verschiedene Nationen auf seinem Staatsgebiete vereinigt; Ungarn dagegen wird wirtschaftlich nur dann als Nation gelten können, wenn es ein Staat ist.“

Ist also Ungarn ein wirklicher Staat? — Das ist die entscheidende Frage.

Diese Hauptfrage zerlegt sich wieder in drei Unterfragen, die Mikolasch nun der Reihe nach erörtert. Sein Ergebnis aber ist dies:

Erstens, Ungarn ist kein selbständiger Staat, sondern der Teil eines Staates; es kann also auch keine selbständige Staatswirtschaft haben.

Zweitens, auch wenn man einmal diese Tatsache außer acht läßt und Ungarn für sich betrachtet, ergibt sich doch, daß es kein normaler, kein wirklicher Staat ist. Es erfüllt die Bedingungen nicht, die man an einen solchen stellen muß. Gebietsumfang und Bevölkerung sind nicht groß genug dazu. Die Lage des Landes ist ausgesprochen ungünstig; denn es ist fast ununterbrochen von anderen österreichischen Provinzen umgeben; die könnten im Konfliktfall sein Wirtschaftsleben durch ein feindseliges Zollsystem vernichten. Noch ungünstiger vielleicht ist, daß es weder entwicklungsfähige Meeresküsten noch auch nur die Mündung seines Hauptstroms besitzt. Endlich besitzt Ungarn keine einheitliche Sprache und Literatur. Die Sprachen und Literaturen der verschiedenen Nationalitäten stehen selbständig nebeneinander. Bei solchen Gebrechen ist Ungarn kein Staat, wie ihn das nationale System Lists voraussetzt, kein Staat, der zu eigener Staatswirtschaft berechtigt oder fähig wäre.

Endlich drittens, betrachten wir die inneren Zustände Ungarns, so ergibt sich auch hier dasselbe Resultat. Seine Landwirtschaft, die Bildung seiner Bewohner, seine sozialen Verhältnisse sind noch nicht fortgeschritten genug. Es ist also nicht in der Lage, eine eigene Wirtschaftspolitik zu treiben und ein eigener Agrikultur- und Manufakturstaat zu werden.

Damit ist die Antwort auf jene Anfangsfrage gefunden: der Schutzverein versteht unter „national“ etwas anderes als List, beide streben verschiedenen Zielen zu. „Man braucht wahrlich kein Prophet zu sein, um zu behaupten, daß List, so lange er der von ihm selbst aufgepflanzten Lehre treu bleibt, und der Schutzverein . . . wohl schwerlich lange Hand in Hand gehen werden, da der Gegensatz ihrer Strebungen und Mittel doch zu auffallend ist.“

Kein Zweifel, Mikolasch hat damit die Gedanken Lists wiedergegeben. Eben darum konnte List die Veröffentlichung dieses Aufsatzes im gegenwärtigen Augenblick (Januar 1845) nicht angenehm sein. Noch war alles im Fluß, noch war es vielleicht möglich, die Leiter des Schutzvereins von ihrer starren Haltung abzubringen und sie für ein gemeinsames Handeln mit der Regierung, insbesondere mit der finanziellen Intelligenz Kübecks zu gewinnen. Seine Aufgabe war ja nicht, grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten zu betonen und durch scharfe Aussprache ins Bewußtsein zu heben, seine Aufgabe war vielmehr, Harmonie zwischen den widerstrebenden Richtungen herzustellen und sie sich im praktischen Handeln zusammenfinden zu lassen. Eine Veröffentlichung dieses Aufsatzes hätte Lists freundschaftliche Beziehungen zu dem oppositionellen Ungarn stören können, deren Aufrechterhaltung ihm um seiner praktischen Zwecke willen am Herzen liegen mußte.

Die Führer des Schutzvereins haben immer wieder gegen den Vorwurf protestiert, daß sie separatistische Tendenzen verfolgten. Die Ausführungen

Mikolaschs zeigen, was davon zu halten ist: wenn der Teil eines politischen Ganzen ein eigenes Wirtschaftsgebiet werden will, so isoliert er sich eben. Und was ist der Unterschied zwischen Isolierung und Separierung? — Vielleicht waren sich die Leiter des Schutzvereins der vollen Konsequenz ihrer Forderung nicht bewußt, sicher dachten sie damals noch nicht daran, für ihr Land einen andern Herrscher zu fordern als den Kaiser von Österreich — aber ihre Forderung war, wie auch Horváth es nachträglich anerkannt hat (siehe S. 65f.), grundsätzlich separatistisch.

4.

Abschließend hat List sich über den Schutzverein ausgesprochen in seiner Denkschrift „über die national-ökonomische Reform des Königreichs Ungarn“. Da führt er aus: der Schutzverein ist ein Schritt vorwärts. Ungarn hat erkannt, daß seine wirtschaftliche Lage unbefriedigend ist, daß etwas ganz Neues geschehen müsse, damit es aus dieser Lage herauskomme. Der Schutzverein ist die „instinktartige Manifestation eines inneren Gefühls, das der ungarischen Nation sagt, daß sie ohne gewerbliche und kommerzielle Ausbildung in ihrem Ackerbau, also in ihrer national-ökonomischen Entwicklung unmöglich fortschreiten könne“. Als solche „instinktartige Manifestation“ ist der Schutzverein zugleich eine kräftige Mahnung an die Regierung, etwas zu tun. Verharre sie weiter im Nichtstun, in der bloßen Negation, so werde das Volk schließlich notgedrungen die Reform selbst in die Hand nehmen. Seinen Motiven nach ist also der Schutzverein eine gesunde Erscheinung: eine Reform, eine Neugestaltung der industriellen und kommerziellen Zustände Ungarns ist nötig, dringend nötig.

Allerdings ist der ungarische Schutzverein nun in Gefahr, in Einseitigkeit zu verfallen: er will Ungarn wirtschaftlich isolieren; das führt zu einer Fehlentwicklung. Aber die Gefahr, die von hier aus droht, wird nun gerade dadurch noch vergrößert, daß die Reichsregierung sich absolut ablehnend gegen ihn verhält; sie treibt ihn dadurch nur immer mehr in die Opposition, das ist verkehrt. Die Regierung trete selbst an die Spitze der Reformbewegung. Dann wird sie Einfluß auf die Bewegung gewinnen und sich mit den Männern des Schutzvereins in der praktischen Arbeit zusammenfinden.

Mit dieser Stellungnahme distanziert sich List ausdrücklich von gewissen Kritikern des Schutzvereins, die er als „oberflächliche und dienstwillige Parteigänger“ bezeichnet. Er nennt sie nicht mit Namen; aber es kann kaum ein Zweifel sein, daß er damit die landläufige österreichische Kritik meint, insbesondere auch die beiden gewichtigsten Stimmen: den anonymen Wiener Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung, der jedem Schriftsteller seiner Haltung nach als Metternich-Offiziosus und seinem

Namen nach als Freiherr von ZEDLITZ bekannt war¹⁾; und den weniger bekannten Dr. H. im „Journal des österreichischen Lloyd“, der, was ihm an Autorität fehlte, durch genaueste Sachkenntnis zu ersetzen suchte, wie denn dieser Karl Hock tatsächlich über ein hohes Maß von Fachkenntnis verfügte. Die Reihe seiner Aufsätze sammelte er nach ihrem Abschluß sogleich und gab sie als selbständige Broschüre heraus unter dem Titel: Gegen den österreichischen Schutzverein und seine Tendenzen²⁾. Er ließ sie in Leipzig erscheinen; alles, was über Österreich hinauswirken wollte, mußte in Leipzig erscheinen. Leipzig wurde der Mittelpunkt der Streitschriften über Ungarn. Hier suchte jede Richtung zu Wort zu kommen.

Zedlitz und Hock verwarfen den Schutzverein „und seine Tendenzen“ in Bausch und Bogen; sie schütten das Kind mit dem Bade aus. Aber was ist damit dem Kinde geholfen? Den Eindruck, den Zedlitz' ungarische Korrespondenzen auf ihn machten, hat List in einem Brief an Freund Kolb (aus Wien vom 19. Dezember 1844), also nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, also wiedergegeben: „Freund Zedlitz kommt mir hinsichtlich seiner Fehde mit den Ungarn vor wie eine alte zänkische Frau, die nicht aufhören kann — unter uns gesagt. Mit all diesem Gezänke und Gespötte wird in Ungarn nichts gutgemacht. Die Ungarn sind eine noble, ritterliche Nation, bei welcher ein gutes Wort eine gute Stätte findet.“ Und, die praktische Konsequenz aus dieser Auffassung ziehend, fügt er die Mahnung an Kolb hinzu: „Sie sind es sich selbst, der Allgemeinen Zeitung und der guten Sache schuldig, aus der ungarischen Korrespondenz alles auszumerzen, was die Magyaren verletzen oder auch nur aufregen kann. Versöhnung, Transaktion ist, was Ungarn betrifft, mein Lösungswort.“

Nach alledem kann kein Zweifel sein, daß Kossuth und Pulszky ehrlich glaubten, sich Listscher Argumente zu bedienen, wenn sie die Einführung des Schutzzolls zu Gunsten der ungarischen Industrie forderten und als Ersatz dafür die Privatinitiative der Bewohner Ungarns aufriefen, damit sie freiwillig an der Schwelle ihres Hauses der ungarischen Industrie diesen Schutz gewährten. Es kann aber ebensowenig Zweifel sein, daß sie sich hierin irrten.

Mit mehr Recht konnten sich die ungarischen Gegner des Schutzvereins auf List berufen. Der „Budapesti Hiradó“ (vom 8. Dezember 1844) führt in dem Abschiedswort, das er dem Gast aus Deutschland nach seiner Abreise aus Pest widmet, ein Wort Lists an über die Art, wie bei der Schaffung einer ungarischen Industrie zu verfahren sei: „Bei Beginn der Be-

¹⁾ Zedlitz zuerst gegen den Schutzverein in der Allgemeinen Zeitung Nr. 301 vom 27. Oktober 1844.

²⁾ Die Aufsätze erschienen im Journal des österreichischen Lloyd, und zwar in den Nummern 1844 Nr. 91, 1845 Nr. 1, 16f., 34, 75, 82.

wegungen für Fabrik-Industrie geschehen anfangs immer Mißgriffe, und Erfahrung wird nur mit eigenem Schaden erworben. Großartigere Anfänge bringen großen, kleinere Anfänge geringeren Schaden, weshalb die letzteren zweckmäßiger sind; denn nichts wirkt so erstarrend auf die erwachte Lust für die Industrie als verunglückte Unternehmungen, welche gleich einem auf den Baum gehängten Leichnam einen so üblen Geruch und Ekel um sich verbreiten, dem sich niemand auch nur von ferne nahen will.“ Wir zweifeln nicht, daß diese Äußerung Lists richtig wiedergegeben ist.

Der „Budapesti Hiradó“ beklagt es, daß Lists Werk „hier Landes so schlecht verstanden wurde und in der Anwendung der Lehren desselben auf dies Land so viel falsche Begriffe erzeugte“. Aber dies Übel sei ohne Lists Willen geschehen.

Tatsächlich haben sich in Ungarn Anhänger und Gegner des Schutzvereins auf List berufen. „Es entbehrt nicht einer gewissen Komik“, sagt Ladislaus GROSSMANN¹⁾, „wenn die beiden gegnerischen Blätter (Pesti Hirlap und Budapesti Hiradó) sich die Lehren Lists in gleicher Weise aneigneten. Berief sich z. B. Pesti Hirlap zur Erhärtung seiner Ausführungen auf List, so kehrte das konservative Blatt den Spieß um und wollte seinen Lesern klar machen, daß Lists Theorien falsch gedeutet würden, weil sie angeblich gerade das Gegenteil enthielten“. Aber diese Vorgänge sind nicht bloß komisch zu nehmen. Die Wissenschaft hat diese Erscheinung ernst zu nehmen und sie, wie es hier geschehen ist, auf ihre Wurzel zurückzuführen. Im einzelnen ist diese gegenseitige Bekämpfung der verschiedenen Richtungen in ungarischen Blättern noch nicht dargestellt; es ist eine Spezialaufgabe der ungarischen Forschung²⁾.

Am richtigsten hat vielleicht ein ungarischer Zeitgenosse über den Schutzverein und seine Bestrebungen geurteilt, Alexander PUSZTAY, wenn er in seiner Broschüre Ungarns Industrie und der Schutzverein (Leipzig 1845) auseinandersetzt: der Schutzverein hat seinen Grund „in dem erwachten Gefühl des Zurückbleibens und der Bedürfnisse“; er ist also ein „Zeichen der nun einmal lebendig gewordenen Strebsamkeit und des Dranges zum Vorschreiten“. Dies Streben ist gesund.

Aber der Verein begeht in der Wahl seiner Mittel einen Fehler; er setzt den Hebel an der falschen Stelle an. Die Grundbedingungen der Industrie fehlen in Ungarn noch; das ist der entscheidende Punkt; hier

1) Zeitschr. für die gesamte Staatswissenschaft 1930, Bd. II S. 122.

2) Dabei ist darauf zu achten, daß Kossuth nur bis 30. Juni 1844 Redakteur des Pesti Hirlap war. Die neue Redaktion war zwar auch oppositionell, aber sie ging in einigen Punkten andere Wege als Kossuth. Insbesondere wissen wir von Michael Horváth (vgl. a. a. O.), daß er die Schutzzollpolitik Kossuths und des Schutzvereins nicht mitmachte. Beim Pesti Hirlap ist also die Zeit vor und nach dem 1. Juli 1844 sorgfältig auseinander zu halten.

hat alle Reform einzusetzen; diese fehlenden Grundbedingungen zu schaffen, braucht Zeit. Wir aber „wollen alles in einem Atem erreichen, in der Hast aber liegt gewöhnlich Selbsttäuschung! Eine Industrie schießt nicht über Nacht hervor, und schießt sie doch hervor, so ist sie nur eine *pourriture avant maturité* (Fäulnis vor der Reife)“. Nach List könne die industrielle Bildung einer Nation nur allmählich vonstatten gehen; schon die Heranziehung der nötigen Facharbeiter erfordere lange Zeit.

Wenn nun, nach hundert Jahren, die Geschichte des Schutzvereins¹⁾ wirklich einmal geschrieben wird, dürfte das Urteil dieses Magyaren bestätigt werden.

Kapitel VI.

List und das ungarische Kommunikationswesen.

I.

Das zweite große Thema, das List beschäftigte, war das ungarische Kommunikationswesen.

Die Entscheidung über diese Dinge lag in Wien, bei der Reichsregierung, und so hat List ihnen während seines Wiener Aufenthalts viel Zeit gewidmet.

Drei Männer waren hier von der größten Bedeutung: der Kaiser, der Reichskanzler und der Finanzminister.

Der Kaiser selbst, Ferdinand I., war schwachsinzig; vom Kaiserhaus war an seiner Stelle Erzherzog Ludwig die maßgebende Person; er hatte

¹⁾ Zeitgenössische Literatur über den Schutzverein: *Der ungarische Schutzverein*. Leipzig 1845. „Dem Grafen Kasimir Batthyány, Präsidenten des ungarischen Schutzvereins“ gewidmet. Führt die gegnerischen Stimmen an und widerlegt sie Punkt für Punkt. — Alexander PUSZTAY, *Ungarns Industrie und der Schutzverein*. Leipzig 1845. Kritisch. — Dr. H[OCK], *Der ungarische Schutzverein und seine Tendenzen*. Leipzig 1845. Aktenstücke zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins. Herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von Franz PULSZKY. Leipzig 1847. Drei Ansprachen des Grafen Kasimir Batthyány, Hauptinhalt: Über die Zollfrage zwischen Österreich und Ungarn. Nach einer Rede von Ludwig KOSSUTH. — Literatur über die Zoll- und Handelspolitik: Rudolf SIEGHART, *Zolltrennung und Zolleinheit*. Die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zwischenzoll-Linie. Wien 1915. In dem Kapitel über die Aufhebung der Zwischenzoll-Linie (S. 171—196) findet sich eine merkwürdige Lücke: Bruck, auf dessen Initiative die Aufhebung zurückgeht, wird nicht erwähnt. Das liegt an den Quellen, auf denen das Werk beruht: es beruht nämlich auf den Akten des Finanzministeriums, das an der Frage natürlich auch beteiligt war; Bruck aber war Handelsminister. Die Akten des Handelsministeriums würden also manche Ergänzung liefern. Als das Buch erschien (1915), war Bruck vergessen; erst ein Jahr später wurde er wieder entdeckt von Richard CHARMETZ, *Minister Freiherr von Bruck. Der Vorkämpfer Mitteleuropas*. Leipzig 1916. — Adolf BEER, *Die österreichische Handelspolitik im 19. Jahrhundert*. Wien 1891. Darin besonders Kapitel 3 (S. 35—52): Die Zollpolitik in Ungarn.

List schon bei seinem ersten Aufenthalt in Wien freundlich empfangen. Von der Regierung war der Reichskanzler METTERNICH, nun schon ein Menschenalter lang am Ruder, der mächtigste Mann; ohne ihn konnte nichts geschehen. Wertvoll war es daher, daß er List gleich nach seiner Rückkehr aus Ungarn eine Audienz gewährte und ihn aufforderte, seine Vorschläge für ihn in einer Denkschrift niederzulegen.

Aber wichtiger fast noch als der Allmächtige war für List ein anderer Mann: der Leiter der Finanzen und der Eisenbahnen des österreichischen Kaisertums, der zuständige Fachmann. Das war der Freiherr Karl Friedrich KÜBECK VON KÜBAU. List hatte ihn bisher noch nicht kennengelernt, aber er war schon seit Jahren auf ihn aufmerksam geworden und hatte — par distance — eine hohe Vorstellung von ihm gewonnen.

Als Kübeck im Jahre 1840 Präsident der „allgemeinen Hofkammer“ und de facto damit Finanzminister des Kaisertums Österreich wurde (der Titel wurde erst 1848 eingeführt), das heißt also: Reichs-Finanzminister, nicht bloß Finanzminister der „österreichischen Erbländer“, kam ein frischer Zug in die Finanzverwaltung. Kübeck war durchdrungen von den politischen und volkswirtschaftlichen Nachteilen des Abschließungssystems gegen das Ausland, das bisher im Habsburger Reich geherrscht hatte¹⁾. Er wirkte in wiederholten Denkschriften für die Annäherung und den eventuellen Anschluß Österreichs an den Deutschen Zollverein, also für Gedanken, die auch List vertrat. Fanden diese Denkschriften in der Staatskanzlei, d. h. bei Metternich, auch nur laue Aufnahme, war ihnen kein praktischer Erfolg beschieden, blieben sie auch unveröffentlicht, so muß List doch über die Tendenz dieses Mannes unterrichtet gewesen sein.

Von noch größerer Bedeutung aber wurde Kübeck für List, als er (1842) auch Leiter des österreichischen Eisenbahnwesens wurde. Auf seine Initiative (1841) wurde die Generaldirektion der österreichischen Staatsbahnen ins Leben gerufen und seiner Leitung unterstellt²⁾, auf seine Initiative wurde der Bau von vier großen Eisenbahnlinien auf Staatskosten angeordnet, und sofort begann er mit der Ausführung. So wurde Kübeck der Schöpfer des österreichischen Eisenbahnsystems. Zwei Jahre später wurde er der Schöpfer des österreichischen Telegraphenwesens (1846). Das war ein Mann nach dem Herzen Lists.

¹⁾ Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 17, S. 279—283 (Sommaruga).

²⁾ Über die Kompetenzen der General-Direktion der österreichischen Staats-Eisenbahnen siehe Friedrich Wilhelm von REDEN, *Die Eisenbahnen Deutschlands*. II, 1: Die österreichischen Eisenbahnen. Berlin, Posen, Bromberg 1844, S. 16ff. — Als Finanzminister des Gesamtreiches war er auch die oberste Instanz für das ungarische Finanzwesen. Nicht ganz deutlich ist die geographische Ausdehnung des Geschäftsbereichs der Generaldirektion der Eisenbahnen. Bedeutet „Österreichisch“ hier den Gesamtstaat? Oder bedeutet es nur die österreichischen Erbländer? — Im ersteren Fall hätte ihr auch das ungarische Kommunikationswesen unterstanden, also auch

List hat nicht gezögert, seiner hohen Achtung für die Tätigkeit dieses Mannes Ausdruck zu geben. In einem seiner zahlreichen Aufsätze über die Entwicklung der deutschen Eisenbahnen spricht er auch über die österreichischen Eisenbahnen und zeigt, daß sie vorbildlich geleitet werden¹⁾. Österreich stellt den anderen Staaten ein Beispiel auf, insbesondere den Staaten von Mittel- und Süddeutschland, die — wie Österreich — in hügeligem und gebirgigem Gelände liegen, bei denen die Eisenbahnen also — anders als in der norddeutschen Tiefebene — technische Schwierigkeiten zu überwinden haben.

Und wem verdankt es Österreich, daß seine Eisenbahnen vorbildlich geworden sind?

Es verdankt es dem glücklichen Umstand, daß hier einmal geschehen ist, was so selten geschieht, daß nämlich der Lenker der Geschicke des Staates hier den rechten Mann an den rechten Ort gestellt hat; und zwar an den wichtigsten Ort des Staats: an die Spitze des Finanzwesens. „Jener scharfblickende Geist, der schon lange die Geschichte Österreichs leitet“, hat endlich den „rechten Mann gefunden für das wichtigste aller Departements in großen wie in kleinen Ländern, in Republiken wie in Monarchien, in konstitutionellen wie in absoluten“. Mit dem Amtsantritt Kübecks, dieses „großen Finanztalents“, beginnt die finanzielle Gesundung des Staatswesens.

„Ein neuer [Zoll-]Tarif soll bereits zur Publikation fertig liegen. Norddeutsche Blätter verkünden zum Voraus, es sei dies ein Übergang aus dem Prohibitiv- zum Freihandelssystem. Sie kennen den österreichischen Finanzreformer schlecht. Es ist offenbar ein Übergang aus dem entbehrlich gewordenen Prohibitivsystem in das unentbehrlich gewordene Schutzsystem, was beabsichtigt wird. Der österreichische Finanzminister ist einer jener Staatsmänner, deren Maßregeln Leute von Menschenkenntnis und politischen Einsichten vorherzusehen und vorherzusagen vermögen, ohne daß sie ihr besonderes Vertrauen besitzen oder ihre Akten gelesen haben — er ist nicht nur ein Talent ersten Ranges, er ist auch ein bedeutender Charakter.“ Und nach dieser allgemeinen Würdigung lenkt List zu dem Punkt zurück, von dem er ausgegangen war, und der ihm besonders am Herzen liegt: zu den Eisenbahnen; hier hat Kübeck seinen bedeutendsten „Vorschritt“ gemacht; er ließ dem Beschluß jenes Eisenbahnsystems — Knall und Fall — die Ausführung mit seltener Energie folgen.

Das war rein theoretisch gesagt, getragen von dem Respekt für die Leistung dieses Mannes. Nun aber trat dieser Mann auch in sein persönliches

1846 Graf Széchenyi, der neuernannte Leiter des ungarischen Kommunikationswesens. Der Handelsminister Bruck (1848—1851) war auch für das ungarische Eisenbahnwesen zuständig.

¹⁾ Allgemeine Zeitung 1843, jetzt Werke Bd. III.

Leben. List würde ihm bald Auge in Auge gegenüberreten. Müßte es nicht eine Freude sein, mit einem solchen Mann in Fühlung, vielleicht sogar in Zusammenarbeit zu kommen?

Natürlich, daß Lists Gedanken diesen Mann umkreisten. Er fühlte sich ihm innerlichst verbunden, ohne ihn noch zu kennen. Auf dem national-ökonomischen Gastmahl in Preßburg hatte er das offen ausgesprochen. Ungarn und die österreichischen Provinzen seien durch die politische Notwendigkeit aneinander gekettet; daran vermöge keine Demonstration, auch keine politisch-ökonomische Demonstration wie die Gründung des Schutzvereins etwas zu ändern. Über den Schutzverein habe er seine eigene Ansicht, und er glaube, daß sie „von einer ebenso eminenten als einflußreichen finanziellen Intelligenz dieser Monarchie geteilt werde“, und zwar glaube er dies, „ohne bisher dieser Intelligenz persönlich nahe gekommen oder mit ihr in irgend einer Weise in Rapport gestanden zu sein.“ Wenn er in diesem Kreise und in diesem Zusammenhang die Hoffnung ausspricht, die Gründung des Schutzvereins werde den doppelten Nutzen stiften nicht nur, daß sie die Bewegung zugunsten der ungarischen Industrie in Gang bringe, sondern besonders auch, daß sie die Reichsregierung veranlassen werde, die Bewegung positiv zu fördern, ja sich selbst an ihre Spitze zu stellen, so rechnet er dabei offensichtlich auf Kübecks Initiative.

Und nun war tatsächlich der Augenblick gekommen, wo List dieser „finanziellen Intelligenz“ näher treten konnte. Was sie im einzelnen miteinander besprochen haben, wissen wir nicht. Der Erfolg zeigt aber, daß jeder große „Vorschritt“, den List erhoffte, tatsächlich nicht erfolgt ist; die Regierung hat sich nicht an die Spitze der nationalökonomischen, speziell der industriellen Bewegung gestellt, um auf diese Weise auch mit den Opponenten in Fühlung zu kommen und sie so zur gemeinsamen Arbeit im Dienst des großen Ganzen mit fortzureißen.

Diese Entscheidung ging von Metternich aus. Es scheint aber, daß Kübeck mit List in engere Fühlung kam; denn an ihn ist das warnende Wort Metternichs gerichtet: „In jeder Beziehung erachte ich es als nötig, den Herrn List nicht die Stellung eines Projektanten überschreiten zu lassen.“ Das heißt zu deutsch: Laß dich nicht näher mit diesem Manne ein; verhandle nicht mit ihm auf gleicher Basis, wie man mit einem Sachverständigen verhandelt; halt' ihn dir vom Leibe; er ist ein bloßer Projektant!

An Kübeck speziell ist die erste der Ungarn-Denkschriften gerichtet, die Denkschrift „Über die Transportverbesserung in Ungarn“. Die Frage fiel ja in sein Ressort, er hatte die Entscheidung Metternichs fachmäßig vorzubereiten. Es ist ein Irrtum, wenn ihr erster Herausgeber, Rudolf Sieghart, meint, sie sei deshalb so nüchtern ausgefallen, weil sie an Metternich gerichtet sei; List habe es absichtlich vermieden, politische Gedanken

mit einzuflechten; Metternich könne das als Eingriff in sein Monopol der Staatenlenkung übel nehmen¹⁾. Kübeck ist auch der „Geist höheren Ranges“, dem er sich, dem Begleitschreiben (vom 3. Februar 1845) zufolge, willig unterordnet. Kübeck hat den größten Teil seines Lebens ein Tagebuch geführt²⁾. Aber gerade während der wichtigsten Zeit seiner Laufbahn, so lange er Präsident der allgemeinen Hof-Kammer war (1840—1848), hatte er keine Zeit, diese Gewohnheit fortzusetzen. „Meine öffentliche Stellung verzehrt meine ganze Zeit“, seufzt er. Erst nach seinem Rücktritt vom Amt werden seine Tagebuch-Aufzeichnungen wieder reichhaltig. So kommt es, daß sich keine private Aufzeichnung Kübecks über seine Besprechungen mit List findet, nicht einmal Lists Name wird in seinen Tagebüchern erwähnt. In dem Briefwechsel mit Metternich findet sich zwar Lists Name, aber nicht in einem Schreiben Kübecks, sondern nur in einem Schreiben Metternichs, nämlich in dem Brief, in dem er List in die Schranken der bloßen Projektanten zurückweist.

Die Stellung Kübecks zu List könnte nur aus den Akten seines Ministeriums entnommen werden.

2.

Der Hauptgedanke der Denkschrift, die sich übrigens weitere Ausführungen auf Grund weiterer Informationen, am besten auf Grund einer Bereisung des Landes, vorbehält, die also nichts Abschließendes sein will, sondern nur ein Anfang — der Hauptgedanke der Denkschrift ist der:

Die Verkehrswege Ungarns sind noch unentwickelt; das aber hat auch einen Vorteil. Da die drei verschiedenen „Transport-Zweige“, die wie überall auch für Ungarn in Betracht kommen, nämlich

1. Eisenbahnen (in zwei Formen: als Dampf-Eisenbahnen und als Pferde-Eisenbahnen),
2. Kanäle (große und kleine),
3. Landstraßen (erster und zweiter Klasse),

gleichmäßig unentwickelt sind, so kann man jetzt daran gehen, sie systematisch auszugestalten; nämlich so, daß jedem Transportzweig der ihm von der Natur bestimmte Platz angewiesen wird und sie sich nicht gegenseitig Konkurrenz machen.

Da Ungarn ein kapitalarmes Land ist, kommt es darauf an, die Transport-Zweige nicht nach dem Prinzip der Vollkommenheit, sondern nach dem

¹⁾ Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften 1915, S. 748.

²⁾ *Tagebücher des Carl Friedrich Freiherrn Kübeck von Kübau*. Herausgegeben und eingeleitet von Max Freiherrn von Kübeck. Wien 1909. Verlag Carl Gerold. II Bde. Dazu als Supplementband: *Metternich und Kübeck*. Ein Briefwechsel. Wien 1910. Verlag Carl Gerold.

Prinzip der Rentabilität, das heißt hier: der Wohlfeilheit auszugestalten. Daher muß man mit kleinen Kanälen anfangen, nicht mit großen. Daher muß man sich zunächst mit Pferde-Eisenbahnen begnügen und kann nur eine Strecke, die Strecke zwischen Wien und Pest, als Dampf-Eisenbahn ausbauen. „Hier fordern nicht bloß kommerzielle oder nationalökonomische und finanzielle, sondern höhere politische Zwecke besondere Berücksichtigung. Wien, das Herz der österreichischen Monarchie, kann nicht eng genug verbunden sein mit Ofen-Pest, dem Herzen von Ungarn.“

Die Vorliebe Lists für Pferde-Eisenbahnen, die dem heutigen Leser auffällt, hat für die damalige Zeit nichts Überraschendes. Die Pferde-Eisenbahnen spielten in der Diskussion jener Zeit eine bedeutende Rolle. Zudem dachte sich List ihre Ausgestaltung in Verbindung mit einer technischen Erfindung, die auch die Schnelligkeit dieser Eisenbahnen über die Leistungsfähigkeit der bloßen Pferdekraft steigern sollte¹⁾: eine „Pferde-Lokomotive“ müsse erfunden werden, die nicht von der Dampfkraft, sondern von dem Pferd in Bewegung gesetzt wird. Das Pferd geht dabei nicht auf dem Boden, sondern auf der Maschine; es bewegt sich nicht im Trab oder Galopp, sondern im Schritt; seine Arbeitskraft wird also nicht abgenutzt; infolge der technischen Erfindung aber, die noch zu machen wäre (aber tatsächlich nicht gemacht ist), bewegt sich die Maschine mit der doppelten Geschwindigkeit des Pferde-Galopps. Die einzige Eisenbahn, die Ungarn zur Zeit von Lists Besuch besaß, die 6½ Meilen lange Strecke Preßburg—St. Georgen, wurde als Pferde-Eisenbahn betrieben²⁾.

Für die Dampf-Eisenbahn Wien—Pest schlägt List an der Stelle der beiden miteinander konkurrierenden Projekte, der rechtsseitigen Eisenbahn (der Gesellschaft des Barons Sina) und der linksseitigen Eisenbahn (der Gesellschaft des Barons Rothschild), der sogenannten Zentralbahn³⁾, eine dritte Linie vor: die Linie Wien—Raab—Komorn—Waizen—Pest, die bis Komorn auf dem rechten Donauufer, von Komorn an aber auf dem linken Ufer verläuft und allein den Namen Zentralbahn verdient, den sich das linksseitige Projekt bloß anmaße, um zu verbergen, daß es nicht zentral, sondern einseitig ist. Damit berührte er die Interessen der beiden Gesellschaften und kam, da er die Kritik an der geplanten Zentralbahn auch

¹⁾ Werke III, S. 392f. (zuerst Allgemeine Zeitung 1843 Nr. 186 vom 5. Juli).

²⁾ In der Eisenbahnkarte von 1844 der Listausgabe (Werke III, 2) fehlt diese Linie.

³⁾ Über die 1844 in Ungarn vorhandenen und projektierten Eisenbahnen siehe: Friedrich Wilhelm von REDEN, *Die österreichischen Eisenbahnen*. 1844, S. 57—66. — Über die ungarischen Eisenbahnen vgl. außerdem den Artikel „Ungarische Eisenbahnen“ bei von RÖLL, *Enzyklopädie des Eisenbahnwesens*. Bd. X (1923), S. 49—70. — K. PROCHASKA, *Geschichte der Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Wien-Teschen-Leipzig 1898.

öffentlich aussprach, mit der Zentralbahn-Gesellschaft in heftigen Konflikt. Später, in der zweiten Denkschrift, hat er die Kritik an der Zentralbahn fallen lassen. Nicht die Einzelheiten, die leitenden Gedanken sind das Wesentliche.

Als Träger des ungarischen Verkehrswesens war eine Privatgesellschaft, eine Aktiengesellschaft großen Stils gedacht¹⁾.

In der zweiten Denkschrift wird der Plan der Aktienkompagnie näher dargelegt, und es werden die großen Zusammenhänge aufgezeigt, die für die „nationalökonomische Reform des Königreichs Ungarn“ bedeutsam sind.

Die Aktienkompagnie, die unter dem Namen „Ungarische Kompagnie“ ins Leben gerufen wird, wird zwar eine Privatgesellschaft sein; denn nur so kann sie mit der nötigen Schnelligkeit arbeiten, die großen Summen ins Land ziehen, die dem kapitalarmen Ungarn fehlen, und die Fachleute beschaffen, die in Ungarn nicht vorhanden sind. Aber wichtiger noch an ihr ist ein anderes: sie wird die einzige Gesellschaft sein, die sich mit der Schaffung des Verkehrswesens und der damit eingeleiteten nationalökonomischen Reform Ungarns befaßt; nur wenn sie einzige Unternehmerin ist, kann sie die Arbeit systematisch und zugleich großzügig in die Hand nehmen. Das Unternehmen wächst damit über die Bedeutung eines bloßen Privatunternehmens weit hinaus. Daher ist von vornherein ins Auge zu fassen, daß das Eigentums- und Benutzungsrecht aller Anlagen der Kompagnie nach einer bestimmten Zeit an die Krone zurückfällt (am einfachsten dadurch, daß die Krone der Gesellschaft Garantie leistet). Auf diese Weise ist, auf lange Sicht gesehen, die Kompagnie nur der Schrittmacher des Staates, der das Erbe der Kompagnie antritt und dadurch einen ungeheuren Machtzuwachs erhält. Denn „wer die Transportmittel eines Landes in seiner Gewalt hat, hat auch das Land selbst in seiner Gewalt.“ Auf diese Weise erwirbt die Krone die stärkste Garantie gegen jeden künftigen Versuch einer Trennung Ungarns von der österreichischen Monarchie.

Einer Kompagnie gegenüber, die mit so großen Mitteln arbeitet, werden auch der ungarische Schutzverein (und der ungarische Fabrikverein, der sich inzwischen mit ähnlicher Tendenz gebildet hatte) bedeutungslos werden; ihnen bleibt nichts anderes übrig, als in der ungarischen Kompagnie aufzugehen und allenfalls einen Bestandteil derselben zu bilden. In diesem Rahmen können ihre Anhänger nützlich wirken. Denn die Leitung der Kompagnie wird es sich angelegen sein lassen, alle Intelligenzen des Landes, von welcher Partei sie seien, ihren großen Zwecken dienstbar zu machen. So werden auch die Kräfte der bisherigen Opposition für die positive Mitarbeit am Aufbau eines neuen Ungarn gewonnen und in den Arbeitsprozeß

¹⁾ Vgl. Lists Artikel *Kanäle und Eisenbahnen* im Staatslexikon.

eingegliedert. Die Kompagnie leistet also tatsächlich, was die Regierung leisten sollte: sie stellt sich an die Spitze der nationalökonomischen Reformbewegung und fast alle Intelligenzen des Landes, ohne Rücksicht auf ihr politisches Glaubensbekenntnis, zu gemeinsamer Arbeit im Dienst des großen Ganzen zusammen.

Wie wichtig und dringlich aber diese Arbeit zur Entwicklung Ungarns nicht nur für Ungarn, sondern auch für Österreich (im engeren Sinne) ist, zeigt ein Blick auf die großen politischen Zusammenhänge; sie sind sowohl außenpolitisch wie innerpolitisch.

Die außenpolitischen Zusammenhänge, die List hier vorschweben, kennen wir schon; aber List hält diese Dinge für so wichtig, daß er noch einmal, und gerade dem Leiter der österreichischen Politik gegenüber, darauf zurückkommt. Er geht hier mit Bewußtsein über die Grenze des Wirtschaftlichen hinaus, die er sonst als nationalökonomischer Fachmann sich gezogen hat. Denn die wirtschaftliche Entwicklung vollzieht sich ja nicht im luftleeren Raum, sondern in einer Welt, die von den politischen Mächten bestimmt wird.

Die politische Macht aber, der Staat, der für Ungarns Zukunft, für die politische wie für die wirtschaftliche, von entscheidender Bedeutung ist, ist Rußland. Vom Osten her, von Rußland, droht Ungarn, droht Österreich, droht allen Ländern der europäischen Mitte große Gefahr. Denn Rußland ist als eroberndes Land in die Geschichte eingetreten und kann diese seine Natur nicht verleugnen. Eroberung ist ihm Naturbedürfnis „wie dem reißenden Tier das Jagdmachen auf die schwächeren und zahmen. Auch Raubtiere scheinen zuweilen, nämlich wenn sie stille liegen, ruhig und fromm; damit aber läßt sich kein Naturkenner über die wahre Natur des Tieres täuschen; er weiß, dieses Stillliegen ist nur ein Zeichen, daß das reißende Tier entweder einen früheren Fraß verdaut oder durch den Schlaf die erschöpfte Kraft restauriert, oder daß es auf neue Beute sinnt und lauert.“ Das ist mehr instinktartig als bewußt; aber eben darum die wahre Natur des russischen Kolosses, die immer wieder durchschlägt; daran können auch einsichtige und wohlwollende Herrscher nichts ändern. Es ist nun einmal so. Die Macht dieses Kolosses wächst von Jahr zu Jahr einfach dadurch, daß sich seine Bevölkerung stark vermehrt, in fünfzig Jahren annähernd verdoppelt.

Diesem russischen Wachstum gegenüber gibt es nur ein Heilmittel: selbst zu wachsen. Das heißt hier: Ungarn muß wachsen und zwar schnell wachsen. Wachsen muß es zunächst an Menschenzahl; das kann es nur durch Einwanderung; wachsen wird es damit zugleich auch an Wohlstand und Macht. Auf diese Weise wird es ein „Bollwerk gegen Rußland“. Zugleich wird es aber auch ein „Instrument der friedlichen Eroberung aller unteren Donauländer“. Ungarn übernimmt die Wacht an der unteren

Donau gegen Rußland, gestützt auf Österreich und Deutschland, also für Mitteleuropa.

Wie sich die „friedliche Eroberung der unteren Donauländer“ vollziehen soll, ist nicht näher angegeben. Offenbar ist sie nicht imperialistisch, sondern föderativ gemeint. Die Länder, die im südöstlichen Europa zur Zeit noch unter türkischer Herrschaft stehen, haben, da das Ende der türkischen Herrschaft nur noch eine Frage der Zeit, nur die Wahl, ob sie von Osteuropa (von Rußland) erobert werden, oder ob sie sich den Ländern Mitteleuropas anschließen wollen — wie denn im Revolutionsjahr 1848 von den rumänischen Fürstentümern tatsächlich der Versuch gemacht ist, in den Verband der Donaumonarchie einzutreten und dadurch Rückhalt an Mitteleuropa gegen Rußland zu finden.

Diese großzügige biologische, wirtschaftliche und politische Entwicklung Ungarns ist aber aus innerpolitischen Gründen, d. h. um des Gesamtstaats willen, nötig. Die ewigen Spannungen zwischen Ungarn und den übrigen Landesteilen müssen aufhören; sie bilden ein gefährliches Moment der Schwäche und können im Fall eines Konflikts mit Rußland direkt zur Katastrophe führen. Diese Spannungen, wenn es auf dieser Bahn wie bisher weiter geht, müssen sich steigern, Aktion ruft Reaktion hervor, „bis es am Ende zum Äußersten käme, zum Bruch, zum unheilbaren Bruch, der mit dem Moment einträte, in welchem der erste Blutstropfen zwischen Ungarn und Österreich flösse.“ List hält es für nötig, auf die Gefahr eines solchen Bruchs ausdrücklich hinzuweisen. „Daß Österreich“, fügt er hinzu, „die Kraft hat, Ungarn mit Gewalt der Waffen zum absoluten Gehorsam zu bringen, zweifle ich keinen Augenblick. Allein von diesem Moment an wäre Österreichs Kraft für alle Zukunft gegen Osten wie gegen Westen gelähmt.“ Ein innerer Ausgleich liegt also im eigensten Interesse Österreichs.

Wie ist er zu erreichen?

Durch eine neue Haltung der Regierung. Bisher hat sie sich den ungarischen Wünschen gegenüber wesentlich negativ verhalten. Das muß aufhören, sie muß in ein positives Verhältnis zu Ungarn treten, das heißt: sie muß sich mit dem intelligenten und zivilisierten Teil des herrschenden Elements (das ist: des Adels) verbinden, um den noch in Barbarei versunkenen Teil desselben zu bändigen und zur Reform zu führen. Dies „junge Ungarn“ gewinnt immer mehr an Bedeutung, während das alte mit seinem veralteten Geist nach und nach ausstirbt. Mit diesem jungen Ungarn muß die Regierung in Kontakt kommen. Das kann ihr nur gelingen, wenn sie die ungarischen Fragen in positivem Geist aufgreift und die nationalökonomische und — nicht zu vergessen — die politische Reform Ungarns in die Hand nimmt.

Hic Rhodos, hic salta! Diesen Entschluß muß die Regierung aufbringen.

Es war in der Tat eine völlige Umwälzung, die List anstrebte, und zu der er der Regierung sehr ernsthaft ins Gewissen redete. Er wollte den ewigen Zwist beseitigen und die widerstreitenden Richtungen zu gemeinsamer Arbeit zusammenführen. Das einzige Mittel aber, das ihm dafür zu Gebote stand, war gutes Zureden.

Er hat als ehrlicher Makler zwischen der Regierung und der ungarischen Opposition zu vermitteln gesucht, zum Besten des Gesamtstaates; die Macht, diesen Versuch auch in der Praxis durchzusetzen, lag nicht in seiner Hand. Der stimmungsmäßige Gegensatz war schon zu groß. List sah bereits die Gefahr, die hier drohte. Seine Stellung zur Sache war wahrhaft staatsmännisch — aber für Metternich war er nur ein Projektant.

3.

Was ist bei alledem herausgekommen?

Für List selbst nichts. Das ist Nebensache. Auch die „ungarische Kompagnie“ als Trägerin der Reformierung Ungarns kam nicht zustande. Aber es kam doch etwas sehr Wesentliches zustande: Graf Széchenyi wurde an die Spitze des ungarischen Kommunikationswesens gestellt, mit der Aufgabe, es in der Hauptsache erst zu schaffen.

Wir dürfen annehmen, daß Kübeck der Vater dieses Gedankens ist¹⁾. Ihm, dem Gründer der österreichischen Staatsbahnen mußte es nahe liegen, auch die entsprechenden Aufgaben für Ungarn von vornherein in die Hand des Staates zu legen. Indem Széchenyi mit dieser Aufgabe betraut wurde, war die beste Lösung gefunden, die möglich war.

Wie stand List zu Széchenyi?

List wird ihn am 2. November 1843, auf dem nationalökonomischen Gastmahl des Grafen Kasimir Batthyány kennengelernt haben. (Den Irrtum des Registers der List-Ausgabe, nach dem Graf Széchenyi List Führerdienste im Magnatenhause am 1. November geleistet habe, haben wir oben aufgedeckt.) Was sie dort miteinander gesprochen haben, was Széchenyi in seiner Antwort auf Lists Rede gesagt hat, ob beide später in Preßburg und Pest noch miteinander umgegangen sind, wissen wir nicht²⁾.

Wir kennen aber den großen Respekt, mit dem List Széchenyi gegenübertrat. Als er zu Anfang seiner Rede von dem Unterschied der „Stammnationalität“ und der politischen Nationalität sprach (wir könnten wohl sagen: von der ethnographischen und der politischen Nationalität) und vor

¹⁾ Kübecks Anteil bei dieser Angelegenheit ist noch festzustellen; ebenso die Beziehungen von Kübeck und Széchenyi. Széchenyi hat seine Gedanken niedergelegt in seinem Buch „Vorschlag zur Ordnung des ungarischen Verkehrswesens“ (Preßburg 1848, 130 Seiten). Magyarisch. Nicht in die Gesammelten Werke aufgenommen.

²⁾ Vgl. Ergänzungen des Herausgebers, S. 61 f., die auch das Verhältnis Széchenyis zu List beleuchten.

seinen Hörern den Gedanken entwickelte, wie eine ethnographische Nationalität zu einer politischen Nationalität heranwachsen könne; wie insbesondere die bisher zahlenmäßig so kleine magyarische Nationalität zu zahlenmäßiger Stärke und politischer Bedeutung gelangen könne, wie unter ihrer Führung dermaleinst eine ungarische Nationalität in der Reihe der Weltnationen Sitz und Stimme nehmen könne, gewann er die Aufmerksamkeit Széchenyi's; denn das war das Thema, mit dem Széchenyi sich stets und ständig beschäftigte. Der „große Graf“ richtete seinen durchbohrenden Blick auf ihn und ließ ihn auf ihm haften, „während ein dämonisches Lächeln — im edelsten Sinn gesagt — sich auf seinem geistreichen Gesicht lagerte.“ Und als nach dem Essen, bei einer Tasse Kaffee, einer der Gäste ihm zuflüsterte: „Sie sind berufen“, lehnte er diese Huldigung ab und gab sie, auf den „großen Grafen“ weisend, an diesen weiter: „Dort aber sitzt der Auserwählte.“

Es besteht eine tiefgehende Parallelität zwischen beiden Männern. List bekämpfte die Selbstherrlichkeit der deutschen Kleinstaaterei, Széchenyi den Kantönligeist der 52 ungarischen Komitate. Beide setzten den Hebel bei der wirtschaftlichen Entwicklung an: durch Wohlstand zur politischen Macht. Beide waren überzeugt von der Notwendigkeit der Vernunftthe zwischen Ungarn und den österreichischen Erbländern. Kein Zweifel, Széchenyi, nicht Kossuth war der Mann Lists.

Und jetzt wurde Széchenyi an die Spitze des ungarischen Kommunikationswesens gestellt, um den Wohlstand des Landes zu heben, sein Einheitsbewußtsein und zugleich seine politische Verbindung mit den übrigen Teilen des Gesamtstaates zu stärken.

Was hatte List dazu getan? — Die Lösung geht nicht auf Lists Anregung zurück. Aber er hat doch einen wesentlichen Anteil an der Lösung. Durch sein Auftreten in Ungarn und Wien hat List die Frage des ungarischen Kommunikationswesens populär gemacht; er hat ihre Dringlichkeit den Regierenden ins Bewußtsein gebracht und sie, vor allem Metternich und Kübeck, genötigt, eine Entscheidung zu treffen; er hat den Stein ins Rollen gebracht. Auf diese Weise, als Dränger und Vorwärtstreiber, hat auch List dazu mitgewirkt, daß Széchenyi — als der „Auserwählte“ — ins Amt berufen wurde. Das ist nichts Kleines.

Wie weit der „Auserwählte“ selbst von List und seinen Gedanken Notiz genommen hat, bedarf noch der Untersuchung.

Kapitel VII.

List und die deutsche Einwanderung.

Das dritte der großen Themen, die List in die Debatte warf, war die Wiederaufnahme der großen Kolonisation des 18. Jahrhunderts, aber mit

neuer Zielsetzung: die Bevölkerung und den Wohlstand in amerikanischem Tempo zu steigern. Seine Bemühungen auf diesem Gebiet haben am wenigsten Erfolg gehabt.

Zunächst zwar ließ sich auch hier alles wohl an. Noch aus Wien, bevor er den Boden Ungarns betrat, kann List berichten (Brief von Ende Oktober an Karl Forster), daß Erzherzog Karl, der bedeutende Besitzungen in Ungarn hatte, für diesen Plan Interesse habe. Dessen Güteradministration benachrichtigte ihn, daß List auf all seinen Gütern aufs beste werde aufgenommen werden, und gab ihm zu verstehen, daß der Erzherzog geneigt sei, ihm selbst Ländereien zur Anlegung einer Kolonie einzuräumen, „im Fall sich nicht anders Gelegenheit fände.“ Wer ihm diese gute Absicht des Erzherzogs übermittelte, sagt List nicht. Aber wir können es vermuten. Der Leiter der erzherzoglichen Güteradministration war der Hofrat Joachim Ritter von KLEYLE (1775—1854); er wird also die Botschaft des Erzherzogs vermittelt haben. Sein Sohn, Karl Ritter von KLEYLE (1812—1859), der seine Laufbahn auch beim Erzherzog Karl († 1847) begann, dann aber in den Staatsdienst trat, hat später, als das Kolonisationsprojekt (seit 1849) wirklich akut zu werden schien, als Referent des Landwirtschaftsministeriums daran mitgewirkt¹⁾; wie weit er selbst unter dem Einfluß Lists stand, wissen wir nicht. Am bekanntesten ist die Tochter Joachim von Kleyles geworden: Sophie von Kleyle, verheiratete Löwenthal; sie ist es, die in Lenaus Leben so große Bedeutung hatte. Jedenfalls war das Haus Kleyle angesehen und von geistigem Leben beseelt.

Auch als List den Boden Ungarns selbst betrat, wurde der Kolonisationsgedanke zunächst freundlich aufgenommen. Die beiden Berichte über Lists Aufenthalt in Preßburg und Pest von Pulszky und Lukács melden das übereinstimmend. Pulszky weiß zu berichten, daß mehrere der begütertesten Magnaten gegen List ihre Geneigtheit zu kolonisieren erklärten, und er weiß, was besonders wichtig ist, auch zu berichten, daß zwei Behörden dem Unternehmen freundlich gegenüberstehn: die kaiserliche allgemeine Hofkammer, also eine Reichsbehörde, und die königliche ungarische Hofkammer in Wien. Der „erlauchtete Präsident“ der ersteren habe ähnliche Kolonisationsversuche, wie sie List beabsichtigte, bereits eingeleitet; daher sei auch die ungarische Hofkammer nicht abgeneigt, auf Lists Vorschläge einzugehen. Ihr Chef, Graf Anton Majláth, hatte ja an List eine Einladung ergehen lassen. Die Mitwirkung dieser beiden Behörden allein hätte schon ausgereicht, das Kolonisationsprojekt zu sichern.

Günstig war auch, daß Lukács sich nicht nur referierend verhielt, sondern positiv für Lists Gedanken eintrat. „Wenn man die Fruchtbarkeit

¹⁾ Johann Kósa, *Die ungarische Kolonisationsfrage um die Mitte des 19. Jahrhunderts*. Wien 1838, S. 53. — Gottfried FITTBOGEN, *Stephan Ludwig Roths Kolonisationsversuch im zeitgeschichtlichen Zusammenhange*. Südostdeutsche Forschungen, 1941.

des in manchen Teilen des Landes beinahe noch jungfräulichen Bodens, die dünne Bevölkerung eben der fruchtbarsten Gegenden, die ungeheuren Strecken Landes, die man mit verhältnismäßig geringen Kosten durch zweckmäßig geleitete Kanalbauten den Sümpfen . . . abgewinnen könnte, betrachtet, so muß man erkennen, daß kein Punkt der Erde gleiche Chancen des Erfolges deutscher Kolonisation bietet. Andererseits wäre es auch für Ungarn in materieller Hinsicht vorteilhaft, auf diesem Wege einen Zuwachs an Kapital und Menschenkräften, deren es noch sehr bedarf, zu erhalten.“ Hier begegnen sich deutsche und ungarische Interessen.

Allerdings hält Lukács es für nötig, noch einige apologetische Bemerkungen hinzuzufügen. Eine Germanisierung des Landes und Volkes sei von den deutschen Einwanderern nicht zu befürchten. Zwar bedienten sich manche deutschländischen Journalisten Ungarn gegenüber einer Sprache, die nur Mißtrauen erzeugen könne; aber in solchen Äußerungen dürfe man nicht die Gesinnung der deutschen Nation sehen. Es sei also dafür zu sorgen, daß das nützliche Werk — nützlich für beide, für die Deutschen wie für die Ungarn — nicht durch unerfreuliche Nebenerscheinungen verhindert werde.

Aber eben damit ist schon darauf hingewiesen, daß hier stimmungs-mäßige Schwierigkeiten vorlagen. Zu einem ernsthaften Schritt in dieser Richtung scheint es während Lists Aufenthalt nicht gekommen zu sein.

Wir brauchen also nicht weiter darüber zu berichten.

Kapitel VIII.

List und das deutsche Element in Ungarn.

Das Besondere an Lists Beziehungen zu Ungarn ist dies: es waren immer Ungarn magyarischer Volkszugehörigkeit, die sich an ihn wandten, nicht ungarländische Deutsche.

Der erste Magyare, mit dem List persönlich bekannt wurde, dürfte Pulszky gewesen sein, den ihm sein Freund Kolb von der Allgemeinen Zeitung in Augsburg zuführte. Tatsächlich hat die Augsburger Allgemeine Zeitung viel dazu beigetragen, List in Ungarn bekannt zu machen. Die Zahl seiner Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung ist Legion¹⁾. Erschienen die meisten auch ohne seinen Namen, so konnte es doch denen, die selbst Schriftsteller waren, kaum entgehen, aus wessen Feder viele dieser Aufsätze

¹⁾ Die Liste seiner Aufsätze zur Tagespolitik in der Allgemeinen Zeitung von 1835—1844: Mitteilungen der Friedrich List-Gesellschaft Nr. 6 vom 1. November 1928, S. 255—271. — In einzelnen Fällen sind die Angaben unsicher. So stammt der Aufsatz der Allg. Zeitung vom 20. März 1844 *Die Deutschen in Siebenbürgern* nicht von List, sondern von einem Siebenbürger Sachsen. Er ist „Von der Donau“ datiert; aber der Verfasser sitzt nicht im Stromgebiet der oberen, sondern dem der unteren Donau.

stammten (insbesondere die zahlreichen Aufsätze über die Eisenbahnen und über den deutschen Zollverein). In Ungarn aber erfreute sich die Allgemeine Zeitung großer Verbreitung.

Nachdem dann Lists grundlegendes Werk *Das nationale System der politischen Ökonomie* erschienen war, wurde er für die Ungarn ein Mann von eigener Bedeutung: er wurde in Augsburg selbst von Ungarn aufgesucht, und die Mitglieder des ungarischen Landtages von 1843/44 kannten in volkswirtschaftlichen Fragen keine höhere Autorität als ihn; die Redner der Magnatentafel wie der Ständetafel, der Regierungspartei wie der Opposition beriefen sich mit Vorliebe auf seinen Namen. Als er dann persönlich in Preßburg erschien, war der Landtag noch im Gange. Magnaten und Adlige waren sein Umgang.

Die ungarländischen Deutschen waren noch nicht in seinen Gesichtskreis getreten. Wie wenig er sich als deren Anwalt den Magyaren gegenüber fühlte, wissen wir aus seinem Gemälde von der Zukunft Ungarns: die einwandernden Deutschen werden in den Magyaren aufgehen, und bei denen, die schon im Lande sind, scheint er die Assimilierung herankommen zu sehen, ohne ihr zu widersprechen.

Aber sobald ihm in Ungarn Deutsche leibhaftig entgegentraten, mußte er — bei der Aufnahmefähigkeit und der Gerechtigkeit seiner Natur — auch deren Probleme in sich aufnehmen.

Was ist ihm davon bekannt geworden? Fragen wir also ganz konkret: welche Deutschen hat List in Ungarn kennengelernt?

Darauf können wir nur sehr unvollkommen antworten. Was wir darüber wissen, ist lückenhaft.

Zuerst sind ihm ungarländische Deutsche in Preßburg gegenübergetreten. Die „angesehensten Bürger, Kaufleute und Industriellen“ Preßburgs, die List ihrer städtischen Interessen wegen konsultierten, sind in der Hauptsache Deutsche gewesen; denn die Bürgerschaft Preßburgs war wesentlich deutsch. In der Mühlthal-Gesellschaft, die die Mühlen im Weidritztal ankaufte und Kaisermehl im großen Stil produzieren wollte, bildeten die deutschen Bürger, wenn sie auch einen ungarischen Magnaten zum Präsidenten wählten, zweifellos die Majorität. Zwei deutsche Herren der Mühlthal-Gesellschaft lernen wir (aus dem Bericht der Preßburger Zeitung) sogar mit Namen kennen: Zechmeister und Hauser. Aber damit ist nicht gesagt, daß List sie persönlich kennengelernt und über die Angelegenheit mit ihnen gesprochen hat. Er selbst jedenfalls wendet sich in Dingen der Gesellschaft an den Grafen Zichy.

„Herr G. Zechmeister, genannter Bürger¹⁾, Vorsteher der Sparkasse und mehrerer gemeinnützigen Anstalten, ein Mann, der stets das Herz auf

¹⁾ „Genannter Bürger“ soll offenbar eine Auszeichnung bedeuten. — Die Beschreibung der Stadt Preßburg in dem Werk von J. C. VON THIELE, *Das Königreich*

der Zunge hat, wenn es sich um Ausführung des Edlen und Guten handelt“, der „wohl mit Recht das Vertrauen aller genießt“, ergriff als Erster das Wort und legte den Plan des Ankaufs der neun Mühlen dar. Vielleicht war er die Seele des Unternehmens?

Ernst Hauser, von Beruf „Landes- und Gerichtsadvokat“, wurde am 7. Dezember, also nach Lists Abreise, zum Sekretär der Gesellschaft gewählt. Er war auf dem Landtag 1843/44 einer der beiden Abgeordneten der Freistadt Preßburg gewesen (der andere hieß Andreas Bednarics), war also ein Mann, der in der Stadt Ansehen genoß. Er erwies sich später als Lists Gegner; am 7. Januar 1845 richtete er ein Schreiben an List, das dieser als Schmähschrift bezeichnet. Wir kennen es nicht, können also nicht sagen, um welche Differenzen es sich handelte. Jedenfalls hat List an diesem Deutschen keine Freude erlebt. Vielleicht darf man vermuten, daß bürgerliche Philistrosität hier im Spiel war, und daß sie von vornherein einer großzügigen Entwicklung der Gesellschaft im Wege stand.

Ob unter den Deputierten der andern Städte, die Lists wegen die Reise nach Preßburg unternahmen und ihn einluden, ihre Städte persönlich aufzusuchen und mit seinem Rate zu beehren, wissen wir nicht, da ihre Namen nicht genannt sind, möchten es aber für wahrscheinlich halten.

Aber die Hauptsache wissen wir auch so nicht: haben sich ihre Gespräche mit List auf das bloß Geschäftliche beschränkt? Haben sie auch einmal mit ihm über das gesprochen, was sie als Deutsche auf dem Herzen hatten?

In Preßburg gab es auch ein geistiges deutsches Leben. Tobias Gottfried SCHRÖER war sein wichtigster Repräsentant. Aber als Schriftsteller zog er sich in die Anonymität und Pseudonymität zurück. Es ist nicht anzunehmen, daß er versuchte, mit dem Nationalökonom in Fühlung zu treten. Seine Lebenserinnerungen¹⁾ erwähnen Lists Preßburger Besuch nicht. Eduard Glatz, an den man auch denken könnte, war damals nicht mehr in Preßburg, er war gerade nach Pest übergesiedelt.

Über den Pester Aufenthalt Lists sind wir im ganzen schlechter unterrichtet als über den Besuch in Preßburg; aber hier können wir wenigstens mit positiver Sicherheit den Namen eines ungarländischen Deutschen

Ungarn, Kaschau, Bd. VI (1833), kennt den Namen Zechmeister; S. 122: „Die Stiftung der evangelischen Gemeinde für Hausarme. Seit vielen Jahren existiert durch fromme Vermächtnisse einzelner Menschenfreunde, z. B. eines Zechmeisters und andern, ein Fond für Arme, denen es ihr Stand oder ihr Gefühl der Scham nicht erlaubt, die andern Wohltätigkeitsanstalten in Anspruch zu nehmen“; S. 124: Das Mädcheninstitut, durch Adam Zechmeister zu dem wohlthätigen Endzweck gestiftet, daß zwölf arme Mädchen, unter der Aufsicht einer würdigen Vorsteherin gepflegt und in den weiblichen Handarbeiten unterrichtet werden, bis sie im Stande sind, sich ihr Brot selbst zu verdienen und dem Allgemeinen nützlich zu werden.

¹⁾ Chr. Oesers = Tobias Gottfried Schroers Lebenserinnerungen, Stuttgart 1933.

nennen, den List kennengelernt hat: Karl Maria BENKERT. Auf einer ungarischen Pußta ist Benkert mit List zusammen gewesen und hat das Fragment eines Gespräches mit ihm festgehalten.

Aber war Benkert ein wirklicher Deutscher? Im nächsten Jahr magyarisierte er seinen Namen und nannte sich Kertbeny. War er nun Deutscher oder Nichtdeutscher? Er war als Deutscher geboren, schrieb selbst in deutscher Sprache, sah es aber als natürlich an, daß die nächste Generation magyarisch schreiben würde.

Gerade in Pest berührten sich deutsches und magyarisches geistiges Leben aufs engste. Derselbe Landerer, der den Pesti Hirlap ins Leben rief, gab für das deutsche Publikum in Ungarn auch eine Zeitung in deutscher Sprache heraus, die Pester Zeitung, als deren Redakteur er Eduard Glatz nach Pest berief. Derselbe Heckenast, der Stifters Werke und die Werke vieler anderer deutschen Schriftsteller aus der Taufe hob, leistete den gleichen Dienst auch vielen magyarischen Schriftstellern. Die Pflege deutscher und magyarischer Literatur lag in derselben Hand.

Wie es in der Buchhandlung Heckenasts zuzuging, hat uns derselbe Benkert anschaulich geschildert¹⁾. Er konnte es, denn er hat seine Laufbahn bei Heckenast — als Buchhändler — begonnen. Hier hat er auch manches für seinen späteren Beruf — als journalistischer Schriftsteller — gelernt; insbesondere hatte er hier Gelegenheit, sein Talent, „Jagd auf Sommitäten“ zu machen, auszubilden. „In der Buchhandlung von Gustav Heckenast“ in Pest, schreibt also Benkert, „kamen zu Anfang der vierziger Jahre natürlich alle Koryphäen der ungarischen Bewegung zusammen, die Dichter, die Journalisten, die Landtagsreder und die Parteiführer. Der Laden war sehr elegant eingerichtet und dessen Prinzipal bekanntlich durch und durch ein Gentleman. Da erschien hastig und witzsprühend, der Vater der immer ungeratener werdenden Opposition, der letzte großartige Magnat Ungarns, Graf Stefan SZÉCHENYI, mit dem unvermeidlichen englischen Regenschirm unter dem Arm, und im Paletot, der absichtlich kürzer war als der darunter hervorguckende Frack. Und dieser Kopf! Diese scharfen Augen unter den buschigen Jupiteraugenbrauen! — Im nächsten Augenblick trat Ludwig KOSSUTH ein, damals erst mählich aufflackerndes Lichtlein, das Gesicht rund eingerahmt vom breiten Backenbarte, und dabei in der ganzen Physiognomie einen eigentümlichen halb höhnischen, halb elegischen Zug. — Dann polterte der riesige Baron Nikolaus WESSELÉNYI herein, mit einem Schädel, noch mächtiger als der Thorwaldsens, oder es kam der gleich riesige und dabei kurzsichtige Redakteur des „Hirnök“, Herr von HELMECZY. Wieder einmal war der edle Franz DEÁK da, eine starke

¹⁾ *Silhouetten und Reliquien*, Bd. I (1861), S. 165f. — Ders: *Große Leute, Kleine Schwächen*. Berlin 1871, S. 214.

männliche Gestalt, mit dichtem Schnurrbarte und den liebenswürdigen Kinderaugen; oder der Verfasser des damals eben erschienenen Romans *Der Karthäuser* (1838—1841), Baron Josef Eörvös, eine nicht sehr große, sichtbar nervenleidende Erscheinung, disputierte mit Dr. Emrich HENSZLMANN, welcher jetzt (1861) in Paris eine so hoch geachtete Autorität in der Kunstkritik ist, über altdeutschen Baustil oder über die ungarische Abstammung Albrecht Dürers. Auch der kleine, stets didaktisch redende Graf Johann MAJLÁTH, der Historiker, fand sich ein¹⁾, oder der etwas stotternde, gewöhnlich sehr schweigsame Graf Ladislaus TELEKI, jetzt in Paris. Dann setzte sich auf ein Stündchen der alte Paul SZEMERE in den Buchladen und traf mit seinem Neffen, dem stets demonstrierenden Bartholomäus SZEMERE zusammen, oder mit dem Homöopathen und Akademiker Dr. Paul BALOGH, dem einzigen Ungarn, der persönlich mit Goethe gesprochen. Manchmal kam auch, vorsichtig schreitend, der greise Professor der Ästhetik, Ludwig SCHEDIUS, und nach ihm der ungenierte epigrammatische Franz PULSZKY, mit dem kleinen lebhaften August TREFORT oder mit dem jungen, doch schon sehr ernstesten Geschichtsforscher Ladislaus SZALAY parlierend. Und so gings fort, Bild auf Bild, besonders wenn wieder einmal eine zündende Flugschrift erschienen und bei Heckenast ausgegeben wurde. — Natürlich sah ich daher auch gar oft den edlen Grafen Aurel DESSEWFFY, den Champion der altkonservativen Partei, der unserem Buchladen gegenüber wohnte.“

So also ging es bei Heckenast zu, den wir Deutschen meist nur von der deutschen Seite kennen, wie ihn die Magyaren hauptsächlich als Diener der magyarischen Literatur kennen. Hier war, in dem Jahrzehnt vor der Revolution, die magyarisch-deutsche Symbiose in vollem Gange.

Diese Schilderung zeigt zugleich besser als alles andere, welche beherrschende Stellung der Gentleman-Buchhändler Heckenast in Pest einnahm. Es ist kaum denkbar, daß List in seinem Streben sich mit ungarländischen Dingen bekannt zu machen, nicht sollte Heckenasts Buchhandlung betreten, daß er nicht Heckenast persönlich aufgesucht haben sollte. Ja, wenn ein Bürgerlicher in Ungarn schon vor 1848 eine Puszta besitzen oder pachten konnte, so wäre es durchaus nicht ausgeschlossen, daß das Gespräch mit List, von dem Benkert berichtet, auf der Puszta Heckenasts stattgefunden hat. Benkerts Anwesenheit würde sich so zwanglos erklären.

Benkerts Berichte sind mit einiger Vorsicht zu benützen. Denn seine Arbeitsweise bestand, wie wir von ihm selbst wissen²⁾, darin, daß er um des Effektes willen auf Übertreibungen hinarbeitete. Der „Stoßseufzer ungeduldiger Reformsucht“, den Benkert zu berichten weiß, wird im Kern

¹⁾ Er gab 1840—1842 in deutscher Sprache das Taschenbuch *Iris* heraus, in dem Stifters erste Novelle erschien.

²⁾ *Spiegelbilder der Erinnerung*. Leipzig 1858, Bd. I.

schon echt sein; doch das Wort von dem „poetischen Zigeunergesinde!“ das ausgerottet werden müsse, wird auf die Seite der zweckbewußten Übertreibung gehören. Lists Hochschätzung des magyarischen Volkes war nämlich echt, nicht etwa ein Produkt schriftstellerischer Taktik.

Nicht übel ist auch, wie Benkert List auseinandersetzt, der Deutsche neige dazu, nicht aus Egoismus, sondern aus rein sachlichem Drange, die Welt zu verbessern, andern lästig zu fallen; und aus „humaner Entrüstung“ das Gefühl anderer Völker zu verletzen. Vielleicht allerdings hat Benkert diese Weisheit erst nachträglich ausgebrütet.

Auf die Möglichkeit einer Bekanntschaft Lists mit Heckenast möchten wir unter allem Vorbehalt hinweisen. Jedenfalls muß er mit ungarländischen Deutschen zusammengekommen sein, die ihn über die Lage der deutschsprachigen Blätter in Ungarn orientierten; nur aus sich heraus konnte er den Plan einer großen ungarländisch-deutschen Zeitung, den er der ungarischen Hofkanzlei einreichte, nicht entwerfen; mindestens mußten andere ihm einen Teil des Materials liefern.

Als einer derer, die List informiert haben könnten, kommt auch Eduard GLATZ in Betracht¹⁾. Er war erst kürzlich von Preßburg nach Pest übersiedelt, im Herbst 1844; er hatte hier in der Herrengasse, im Trattner-Károlyischen Hause, Wohnung genommen, mit dem Ausblick auf den Ofener Blocksberg. Seit 1840 hatten Landerer und Heckenast sich vereinigt; nach der Familienüberlieferung wäre es Heckenast gewesen, der Glatz einlud, die Redaktion der Pester Zeitung zu übernehmen.

Glatz aber kannte List schon aus seinen früheren Veröffentlichungen, insbesondere kannte er sein Programm für die größere Zukunft Ungarns und billigte den ersten Punkt dieses Programms: die Einwanderung von Deutschen nach Ungarn²⁾. Er billigte es ganz im Sinne Lists: die deutschen Einwanderer kommen nicht, um Ungarn zu germanisieren; sie werden sich vielmehr ungarisieren. Das mag schmerzlich sein, aber es ist ein Trost damit verbunden, der Trost nämlich, „daß — um des genialen List Gleichnis festzuhalten — in diesem Ehebündnisse, welches Deutsch- und Magyarentum eingehen, die Tochter in ein eng verbündetes Haus heiratet und daher nicht zu befürchten hat, daß die Anhänglichkeit zum Manne mit der Stimme der Natur in Zwiespalt geraten werde in ihrem Herzen.“ Ungarn und Deutschland sind aufeinander angewiesen. „In kein Land kann daher Deutschland seine Kinder getroster fortziehen sehen als nach Ungarn hinab; denn mit seinem Verluste verstärkt es eine Macht, an deren Kräftigung und Gedeihen es bei allen seinen Lebensfragen beteiligt ist.“

¹⁾ Karl Hans ERTL, *Eduard Glatz*. München 1940, S. 25.

²⁾ Edmund GLATZ, *Postfolio oder Beiträge zur Beleuchtung ungarischer Zeitfragen*. Leipzig 1844; darin Kapitel III: *Über deutsche Einwanderung nach Ungarn*, S. 221—244.

Glatz war mit List darin einig, daß er die „legitime Suprematie des Magyarismus“ anerkannte und nur von diesem Boden für die andern Völker Ungarns, vor allem für die Deutschen und Slawen, die Lebensmöglichkeit gewahrt wissen wollte. Er stand nicht auf dem Standpunkt der abstrakten Gleichberechtigung aller Völker Ungarns, sondern auf dem Standpunkt ihrer verschieden abgestuften Berechtigung.

Mit dem Kreis Heckenast-Landerer-Glatz also könnte List in Fühlung gekommen sein.

Zum Gedanken einer neuen ungarländisch-deutschen Zeitung ist List aber nicht vom Standpunkt des bodenständigen deutschen Elements in Ungarn geführt (die neue Zeitung wäre ja ein Konkurrenzblatt für die bestehenden Blätter, also in erster Linie für die Preßburger Zeitung und für die Pester Zeitung geworden), sondern vom Standpunkt seiner Bestrebungen für die wirtschaftliche Reform Ungarns. Sollte die „ungarische Kompagnie“ so umfassend wirken, wie ihm das vorschwebte, so bedurfte sie allerdings eines Organs, in dem sie ihre Gedanken entwickeln, die einzelnen Schritte des Reformwerks publizistisch vorbereiten konnte.

Keine der bestehenden deutschen Zeitungen könne das leisten; sie alle seien den magyarischen Zeitungen unterlegen, und List nimmt auch die Preßburger Zeitung und die Pester Zeitung nicht von diesem Urteil aus. Prüft man die ungarländisch-deutschen Zeitungen, so kommt man zu einem beschämenden Resultat: man begreift dann, warum das Deutsche in Ungarn „gleichsam in Verruf steht“.

Was ist damit gemeint? — Die magyarischen Zeitungen wurden von dem politischen Schwung getragen, der durch das magyarische Volk ging. Den deutschen Zeitungen fehlte er. Hinter den magyarischen Zeitungen stand die politische Nation, das ist: Magnaten und Adel; sie waren die Führer der Bewegung. Hinter den deutschen Zeitungen stand die deutsche Bürgerschaft der ungarländischen Städte. Aber wer war ihr Führer? — Sie hatten keinen. — Ihre politische Bedeutung war gleich Null. Woher sollten sie und ihre Blätter politisches Streben, politisches Interesse haben? Wer die politischen Vorgänge verfolgen, wer am politischen Leben wenigstens rezeptiv teilnehmen wollte (aktiv konnte er es nicht, selbst die Landtagsdeputierten der deutschen Städte konnten das nicht, sie waren kaum mehr als Statisten), nun, der konnte ja zu den magyarischen Blättern greifen.

Die innere Lage der deutschen Bürgerschaften war in der Tat schwierig: eine Bewegung, die dem Aufschwung des magyarischen Volks entsprochen hätte, gab es unter ihnen nicht (das ländliche Element, das die Einwanderung des 18. Jahrhunderts ins Land gebracht hatte, war noch unmündig); die ungarländischen „Schwaben“ rechneten noch nicht mit. In dem programmatischen Aufsatz der Vierteljahrsschrift aus und von Ungarn, aus

der Feder ihres Redakteurs Emrich Henszlmann über Ungarns sprachverschiedene Volksstämme, werden die Deutschen also charakterisiert: Die Deutschen sind zwar das ungarländische Volk, das fast alle seine Kinder in die Schule schickt, und dasjenige Volk, welches am meisten liest; aber zugleich lebten die Deutschen bisher „in einer gewissen politischen Apathie, die von dem Streben nach staatsbürgerlicher Selbständigkeit und Mündigkeit am weitesten entfernt war.“ Und er zieht daraus die praktische Folgerung: „Betrachten wir diese Erscheinung vom Standpunkte der Naturgesetze, so müssen wir eingestehen, daß man sich vergebens bemühe, dem Lebendigen die Anziehung und Assimilierung des Leblosen zu wehren, das geht über die Kräfte des Menschen.“ Also wird die Entwicklung dahin führen, daß das weniger aktive deutsche Element von dem aktiveren magyarischen Element zunächst angezogen und dann assimiliert werden wird. Das ist einseitig gesprochen, vom Standpunkt des magyarischen Elements. Aber es zeigt: das deutsche Element war in eine Krisis geraten; es war dadurch innerlich gelähmt und nicht aktionsfähig wie das magyarische.

Für List ergab sich daraus die Frage: wie kann dies deutsche Element, das in Ungarn selbst sich nur geringen Ansehens erfreut, jetzt mit einem Male die Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Ungarn in die Hand nehmen, um auf Ungarn zivilisierend zu wirken? Wie kann das unterlegene Element seine Überlegenheit beweisen?

Wir wissen nicht, ob List sich des Widerspruchs, der in dieser Frage liegt, bewußt geworden ist. Praktisch wäre eine deutsche Zeitung in Ungarn, die nach Stil und Inhalt noch weit über den magyarischen Blättern stehen sollte, nur durch weitgehende Heranziehung deutschländischer Kräfte möglich gewesen; das deutsche Element in Ungarn allein hätte sie nicht hervorbringen können. Und ob es gerade die Ungarische Hofkanzlei als ihre Aufgabe empfinden mußte, dem deutschen Element in Ungarn zu der Achtung zu verhelfen, die ihm fehlte, kann zum mindesten zweifelhaft sein. Wir begreifen, daß Lists Eingabe an die ungarische Hofkanzlei keinen Erfolg hatte.

Das Kapitel über die Beziehungen Lists zum deutschen Element in Ungarn bleibt unbefriedigend. Denn das deutsche Element selbst befand sich in einer schwierigen Lage.

Und auch das Zeitungsprojekt Lists ist, wir wiederholen es, letztlich nicht aus seiner Sorge um die ungarländischen Deutschen hervorgegangen, sondern aus seinen Bemühungen um die wirtschaftliche Reform Ungarns. Ein solches Blatt im Sinne Lists hätte zwei große Aufgaben gehabt: alles, was den materiellen Fortschritt betrifft, darzulegen, und auch die Veränderungen, die in der Gesetzgebung Ungarns nötig sind, um die gewünschte materielle Entwicklung erst zu ermöglichen, in der öffentlichen Meinung

vorzubereiten. Es wäre ein Blatt geworden, welches versucht hätte, die ungarischen Angelegenheiten aus dem unfruchtbaren Streit der Parteien herauszuheben, Regierung und Opposition zu praktischem Handeln zusammenzuführen, harmonisierend im großen Stil zu wirken.

Ein solches Blatt war in der Welt Metternichs nicht möglich.

Schluß.

Wir haben gesehen, daß List in der Tat einen ganz ungewöhnlichen Einfluß auf Ungarn ausgeübt hat.

Durch sein Buch, und fügen wir hinzu: durch die Allgemeine Zeitung und durch die Ungarn, die sich an ihn persönlich wandten, war er zu einer Autorität für ganz Ungarn geworden; während seines Aufenthalts in Ungarn trat er mit einer großen Zahl führender Männer in den verschiedensten Stellungen in persönliche Berührung; er selbst bereicherte und vertiefte seine Kenntnis Ungarns, zugleich ging eine Fülle von Anregungen von ihm aus. Wie weit die Gedanken Lists noch in den nächsten Jahren in Ungarn verarbeitet wurden, bleibt noch aus ungarischen Quellen zu erheben. Nicht Lists Tod (am 30. November 1846), erst das Jahr 1848 bringt den Wendepunkt. Die Revolution bringt neue Fragen in den Vordergrund. Lists Wirksamkeit wurde darüber allmählich vergessen.

Für List war das, was er in Ungarn (und auch im ersten Monat nach seiner Rückkehr in Wien) erlebte, etwas völlig Neues. Er gab sich dem gern hin. „Ich werde hier“, schreibt er an Freund Kolb (am 19. Dezember 1844) „sehr verehrt, und jedermann glaubt an mich. Das ist doch vernünftiger, als wenn man nur unaufhörlich widerspricht. Sie glauben nicht, wie wohl es tut, Weihrauch einzuschlüpfen; das ist eine ganz andere Empfindung, als wenn man Prügel kriegt. Ich begreife jetzt, warum die Damen sich so gerne anbeten lassen, und könnte alle Tage selbst eine werden.“ Die beiden letzten Monate, November und Dezember 1844, sind der Höhepunkt seines Lebens.

Mit der Rückkehr in die Länder des deutschen Bundes trat die Prosa des Lebens wieder in ihr Recht.

Am 10. Februar 1845 erklärte der mächtigste Mann der Donaumonarchie ihn für einen bloßen Projektanten.

Und bald darauf stellte ihm sein Verleger Georg von Cotta anheim, sich für sein Zollvereinsblatt nach einem anderen Verleger umzusehen.

Am 30. November 1846 waren die Kräfte dieses Mannes zu Ende.

Seitdem ist das deutsche Volk sehr stolz auf ihn.

Anhang.

Aufsatz von Johann Mikolasch über Lists Verhältnis zum Schutzverein. Januar 1845. Für die „Wiener Zeitung“ bestimmt, aber nicht veröffentlicht. An List übersandt mit Begleitschreiben vom 26. Januar 1845. Fasc. XXXIV. 36 [Abhandlung (hochinteressant), warum Lists „System der nationalen Ökonomie“ (sic!) in Ungarn keine Anwendung finden könne? Von Dr. Joh. Mikolasch, K.K. Professor der politischen Wissenschaft an der Theresianischen Ritterakademie (Favoritenstr. Nr. 308)].

Selbst, wenn der wirtschaftliche Zweck des ungarischen Schutzvereins nur ein vorgeschützter, nicht der wahre wäre, so gibt es doch viele andere Umstände und Tatsachen, welche ein lebhaftes Streben nach Hebung ihrer Industrie von Seiten der Ungarn beweisen. Die besonders ehrenvolle Aufnahme, deren sich Dr. List bei seinem letzten Besuche in Ungarn erfreute, das Zutrauen, das man in seine staatswirtschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen setzt, beweisen zur Genüge, daß man sich seiner Unterstützung bei der Anstrengung dieses Zweckes gerne versichern möchte. Und in der Tat scheint Dr. List ganz der Mann zu sein, von dessen Tüchtigkeit ein wesentlicher wirtschaftlicher Fortschritt in Ungarn mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden kann. Ungarn zieht gegenwärtig mehr als je eine besondere Aufmerksamkeit auf sich, und die Spannung auf den Erfolg, wenn List tätig in den Gang der Entwicklung der ungarischen wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifen sollte, ist daher eben so begreiflich als allgemein. Ohne nun hier der Entscheidung durch die Erfahrung vorgreifen zu wollen, glauben wir doch, daß die vorläufige Sichtung jener Bedingungen, von denen dieser Erfolg abhängen dürfte, zeitgemäß und nicht ohne Interesse sei. Vor allem wichtig aber scheint uns die Frage, ob eine dauernde Verbindung Dr. Lists und der nationalen ungarischen Partei wahrscheinlich sei, ohne daß ein oder der andere Teil von jenen Grundsätzen abgehe, zu denen sie sich bis jetzt öffentlich bekannt haben.

Der Zweck der Ungarn ist: Gründung einer einheimischen nationalen ungarischen, von den übrigen österreichischen Provinzen unabhängigen Industrie, und den Wohlstand des Landes zu heben. Das zu diesem Zweck entsprechende Mittel: Einführung des Schutzsystems. Beides: Zweck und Mittel <S. 1 | S. 2> müßte nun von dem genannten deutschen Staatswirte gebilligt werden.

Es wäre in der Tat höchst oberflächlich geurteilt, wollte man daraus, daß Dr. List als Vorkämpfer des nationalen Systems der politischen Ökonomie erscheint, sowie, daß das Streben seiner ungarischen Gastfreunde als ein vorzugsweise nationales bezeichnet wird, schon auf eine allseitige Übereinstimmung ihrer Ansichten schließen. Dem Wortlaut nach freilich gibt es keine schönere Übereinstimmung, der Sache nach besteht

ein großer Unterschied. List spricht in seinen Schriften überall von einer Staatswirtschaft; man hat nun in der Wissenschaft für das Staatliche, den Staat Betreffende, die Bezeichnung „politisch“ eingebürgert und daher die Staatswirtschaft auch „politische Ökonomie“ genannt. Nun hat Dr. List gefunden, daß in der Staatswirtschaft der Smithschen Schule die Staatsidee bis zur Unkenntlichkeit in den Hintergrund getreten sei, obwohl sie sich noch fortan politische Ökonomie nannte. Sein Zweck war, in der Staatswirtschaft die Idee des Staates wieder in ihre Rechte einzusetzen und die bisher ohne Berechtigung so genannte politische Ökonomie zu einer wahrhaft politischen zu machen. Um aber diese seine Absicht schon in der Benennung der Wissenschaft zu erklären, nannte er sein System das nazionale System der politischen Ökonomie. Nazional ist daher in Dr. Lists wirtschaftlichem Sprachgebrauche alles, was den Staat betrifft, was politisch ist¹⁾.

Daraus nun, daß die Ungarn eine eigene Nazione sind, ihre Nazionalität eifersüchtig wahren, folgt noch durchaus nicht, daß das nazionale System der politischen Ökonomie für sie anwendbar sei; ihre Nazionalität ist, um uns so auszudrücken, ethnografisch, die des nationalen Systems der politischen Ökonomie rein staatlich. Österreich (das Kaisertum) bildet im wirtschaftlichen Sinne unbedingt eine Nazione, ungeachtet es ethnografisch so verschiedene Nationen auf seinem Staatsgebiete vereinigt; Ungarn dagegen wird wirtschaftlich nur dann als Nazione gelten können, wenn es ein Staat ist.

Nach diesem einleitenden Übergange wird die Frage, ob das nazionale System der politischen Ökonomie auf Ungarn, wie seine Verhältnisse gegenwärtig sind, Anwendung finde, erst nach Beantwortung folgender Vragen erledigt werden können:

1. Ist Ungarn ein Staat?
2. Ist Ungarn ein normaler Staat, d. h. ein solcher, wie ihn das nazionale System der politischen Ökonomie voraussetzt, damit er zur Ergreifung eines selbständigen Wirtschaftssystems fähig sei?
3. Hat Ungarn seine Entwicklung als Agrikulturstaat schon so weit durchgemacht, daß es zum Eintritte in die Reihe der Agrikultur-Manufaktur-Staaten reif ist?

¹⁾ S. „Der internationale Handel usw.“ von Dr. Friedrich List, S. 183 u. f. [Die politische Ökonomie, im Gegensatz zu der kosmopolitischen Ökonomie, „diejenige Wissenschaft, die sich darauf beschränkt zu lehren: wie eine gegebene Nation unter den gegebenen Verhältnissen durch Ackerbau, Industrie und Handel zu Wohlstand, Civilisation und Macht gelange.“]

I.

Was die erste Frage anbelangt, so ist es für unsern Zweck durchaus überflüssig, uns an eine kritische Beantwortung derselben zu machen, auch böte dieselbe so viele Schwierigkeiten und öffnete ein so großes Feld von bisher unerledigten Streitfragen, daß über dem staatsrechtlichen der eigentlich staatswirtschaftliche Gesichtspunkt verloren ginge. So viel ist gewiß, daß Ungarn seit dem 11. August 1804 ein[en] Bestandteil des Kaisertums Österreich ausmacht. Vor der Erhebung aller österreichischen Staaten zum Kaisertum bestand für sie keine allgemeine Benennung; gegenwärtig aber sind sie unter der Benennung Kaisertum Österreich ein Ganzes, werden als solches dem Auslande gegenüber diplomatisch vertreten und stehen namentlich rücksichtlich des ausländischen Verkehrs mit den (S. 3 | S. 4) übrigen Provinzen Österreichs in ganz gleichen Verhältnissen. Daß Ungarn seit seiner Vereinigung mit Österreich seine frühere Verfassung beibehalten habe, ist ganz richtig; aber hierin ist es von den andern Gebietsteilen durchaus nicht verschieden, da auch diese mit Beibehaltung ihrer früheren Verfassung an Österreich gelangt sind, und noch gegenwärtig keine Gleichförmigkeit hierin besteht. Es ist wahr, man kann nicht annehmen, daß Ungarn von dem übrigen Teile der österreichischen Monarchie abhängt; aber dieses läßt sich ebensowenig von den übrigen Provinzen sagen. Niemand wird z. B. behaupten, daß Böhmen von Ungarn oder Steiermark abhängt. Demnach finden alle Bestandteile des Kaisertums ihre eigentliche Vereinigung in ihrem Haupt im Monarchen selbst, von dem sie alle übrigens wieder abhängen¹⁾. Dieser Sachverhalt ist es, der von vornherein schon die Frage überflüssig macht, ob der Umstand, daß der Kaiser von Österreich so viele Kronen auf seinem Haupte vereinigt, für das Schicksal der ihm unterworfenen Provinzen von Einfluß oder gleichgültig ist; denn es wird wohl Niemand im Ernste glauben, daß eines der den Kaiserstaat bildenden Länder für sich allein den Platz einnehmen könnte, den sie jetzt zusammen als Kaisertum unter den europäischen Großmächten behaupten. Eine umsichtige Regierung aber muß das Ganze im Auge behalten, was das Wohl der Gesamtheit fördert, ist ihre Hauptaufgabe; daß der Einzelne dabei nicht immer jene Berücksichtigung findet, die er vielleicht erwartet, ist ebenso natürlich, als daß er nicht auf Kosten der Gesamtheit gehegt und gepflegt werden darf. Wäre es nun wirklich möglich, daß etwas, eine wirt-

¹⁾ Daß der Monarch der Vereinigungspunkt aller Bestandteile sei, geht auch deutlich aus dem Umstande hervor, daß für den Fall des Erlöschens der männlichen und weiblichen Deszendenz des Erzhauses, die böhmischen und ungarischen Stände sich einen König wählen dürfen, wo dann eine Verteilung des jetzt Vereinigten eintreten könnte. S. Statistik des österreichischen Kaiserstaates von [Johann] Springer I, S. 215, und Statistik des Königreiches Ungarn von [Alexius von] Fényes II, S. 8.

schaftliche Maßregel für Ungarn wahrhaft <S. 4 | S. 5> nützlich wäre, aber die Interessen der Gesamtheit bloß stellte, so kann dieses Sonderinteresse unmöglich berücksichtigt werden.

Wie haben diesen Ausspruch nur für den Fall gemacht, als eine solche Trennung der Interessen einträte; genau genommen kann diese aber gar nie stattfinden. Denn leidet das Ganze, so leiden notwendiger Weise seine Teile, da nur aus ihnen das Ganze besteht; daß die nachteilige Einwirkung sich erst später, und da nicht immer jedem auf seinem einseitigen Standpunkte sichtbar äußert, kann sein, aber wer wird darum ihre Wirklichkeit läugnen können?

Aus dem Bisherigen ergibt sich also, daß die staatswirtschaftlich ungarischen Maßregeln nicht bloß mit Berücksichtigung der Bedürfnisse dieses Landes, sondern auch mit Berücksichtigung der Gesamtheit des Kaiserstaates in der Art geprüft werden müssen, wie dieses bei den militärischen Maßregeln und in diplomatischer Beziehung der Fall ist. Ungarn bildet demnach für sich allein, ohne Österreich im europäischen Staatensysteme keinen selbständigen Staat, somit fällt auch die Möglichkeit einer selbständigen Staatswirtschaft weg.

II.

Ist Ungarn ein normaler Staat? — Dr. List verlangt von einem normalen Staate¹⁾: große Bevölkerung, ein mit mannigfaltigen natürlichen Hilfsquellen ausgestattetes, ausgedehntes und wohl arrondiertes Land, eine gemeinschaftliche Literatur und Sprache, und zur Begründung einer Schifffahrt und Seemacht den Besitz von Küstenländern und der Mündungen seiner Ströme. Ohne diese Grundlagen will das nationale System durchaus keinen Staat als berechtigt anerkennen, ein eigenes Wirtschaftssystem zu gründen.

Sind diese Bedingungen in Ungarn vorhanden? <S. 5 | S. 6>

Wir nehmen diesfalls die Volksmenge bei Fényes mit 12990058 Einwohnern als die richtigere Zahl an²⁾. Diese Summe gibt auf einen Flächenraum von 5.901 qu. Meilen eine Bevölkerung von 2200 Menschen³⁾. Der ge-

¹⁾ S. List a. a. O. S. 257 u. 258.

²⁾ [Fényes I 40] Die Schätzungen von Springer, von v. Csaplovics, Czörnig, Balti geben andere Zahlen. Gemeint sind folgende Arbeiten: JOHANN SPRINGER, *Statistik des österreichischen Kaiserstaates*. 2 Bde. Wien 1840. [Bevölkerungszahl: I, 87 f. JOHANN VON CSAPLOVICS, *Gemälde von Ungarn*. 2 Bde. Pesth 1829. [Bevölkerungszahl] I, 211.] KARL CZÖRNIG, *Ungarns Volkszahl*. Österreichisches Archiv für Geschichte: Erdbeschreibung . . . 1832, Nr. 142. ADRIAN BALTI, *Essai statistique sur les Bibliothèques, de Vienne* . . . 1835.

³⁾ [Fényes I, 59. Dabei ist Dalmatien, mit 274 Quadratmeilen, nicht mitgerechnet.]

nannte Schriftsteller findet dieses Verhältnis sehr mittelmäßig. „Überhaupt“, sagt er S. 60 I, „steht die Volksmenge Ungarns gar nicht im Verhältnis zu seiner Fruchtbarkeit; denn diese betrachtet, könnte es leicht doppelt so viel Einwohner ernähren“.

Die Ausdehnung Ungarns (sie wird von Fényes [I. 5] mit Einschluß Siebenbürgens und Dalmaziens auf 6.175 qu Meilen angegeben) ist allerdings eine beträchtliche, und hierin steht es England und Preußen gleich. Es wäre nun allerdings naiv genug, dem nazionalen Systeme eine genaue Zifferangabe der Ausdehnung für einen normalen Staat zuzumuten; allein da gewiß Jedermann Englands Ausdehnung als für einen solchen als hinreichend erkennen wird, so scheint Ungarns Ausdehnung, selbst nach Abrechnung Siebenbürgens und Dalmaziens, wenn man nur die Ausdehnung berücksichtigt, gleichfalls zureichend zu sein. Allein, daß der Flächenraum allein nicht entscheide, beweist das gleich große Preußen, das diejenigen am allerwenigsten als einen wirtschaftlich normalen Staat ansehen werden, die den deutschen Zollverein erst nach dem Beitritte der noch außer ihm stehenden norddeutschen Staaten, oder gar erst nach Hollands und Dänemarks Beitritt als einen normalen Handelskörper ansehen wollen (s. List a. a. O. S. 259).

An natürlichen Hilfsquellen ist das Land reich ausgestattet.

Was die Angrenzung anbelangt, so ist es fast ununterbrochen von andern österreichischen Provinzen eingeschlossen; Galizien, Bukowina, Siebenbürgen, die Militärgrenze (v. Fényes gibt die Türkei als südliche Grenze an), Dalmazien, Illyrien, Steiermark, Niederösterreich, Mähren und Schlesien bilden einen Ländergürtel, der ganz Ungarn (<S. 6 | S. 7) umschließt. Wir wollen diese Umzingelung durchaus nicht vom politischen Standpunkte aus betrachten; denn so lange Ungarn zum österreichischen Kaiserstaate gehört, hätte eine solche Würdigung nicht den geringsten Wert. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus fällt aber die Schwierigkeit der Durchführung eines abgesonderten Systemes sogleich auf. Alle Aus- und Zugänge, die Schlüssel zu allen seinen Toren sind in fremder Hand (von der Meeresgrenze wollen wir später einige Worte sagen), die Ein- und Ausfuhr kann durch ein feindseliges Zollsystem einer einzigen Macht gesperrt, vernichtet werden, die Beschränkung auf den inneren Markt aber wäre in mancher Beziehung gleich einem Todesurteile über die ganze Industrie.

Über Literatur und Sprache ausführlich zu sein, ist überflüssig. Der Sprache nach bilden von der Gesamtbevölkerung die eigentlichen Ungarn etwa den dritten Teil, die andere Bevölkerung bilden: Deutsche über 1 Million, Slowaken über 1½ Millionen, Wallachen über 2 Millionen u. a. m.¹⁾

¹⁾ Wir wissen, daß die Zahlenangaben bei Fényes I, S. 586 als für die eigentlichen Ungarn partiell angefochten wurden, nehmen sie aber doch an, um nicht als Partei-

Daß dabei die Literatur der Gesamtliteratur nicht gefördert werde, ja daß von einer gemeinschaftlichen Literatur ebenso wenig wie von einer gemeinschaftlichen Sprache die Rede sein könne, wie List S. 257 verlangt, ist einleuchtend.

Auf den Besitz der Meeresküsten, Seehäfen, Strommündungen scheint List ein besonderes Gewicht zu legen; eine Nation, sagt er S. 258, die keine gänger der entgegengesetzten Richtung zu erscheinen. [Die Seitenzahl I, 586 stimmt nicht; Bd. I hat nur 331 Seiten; gemeint ist wohl die Tabelle „Übersicht der Bevölkerung der Comitate, Districte und Grenzen nach Verschiedenheit der Sprache“, I S. 56—58.] Die genauen Zahlen bei Fényes I, 39 sind:

Ungarn und Nebenländer	11 367081 Seelen
Siebenbürgen	<u>1513315 Seelen</u>
zusammen	12880406 Seelen

Nicht mitgerechnet ist dabei das Militär und die Jugend der höheren Schulen. Es sind also noch hinzuzuzählen:

Das stehende Militär	75107 Seelen
Die Jugend der höheren Schulen	<u>34545 Seelen</u>
zusammen	109652 Seelen

Dann ergibt sich:

Bisherige Bevölkerung	12880406 Seelen
Militär und Jugend der höheren Schulen	<u>108652 Seelen</u>
Gesamtbevölkerung	12990054 Seelen

[Fényes gibt irrtümlich 12990158 Seelen an.] Der Sprache nach setzt sich (nach Fényes) die Bevölkerung (ohne Militär und höhere Schulen) aus folgenden Gruppen zusammen:

Ungarn	4812759 Seelen
Slowaken	1687256 „
Deutsche	1273677 „
Walachen	2202542 „
Croaten	886079 „
Raizen	828365 „
Shokzen	429868 „
Winden	40864 „
Ruthenen	442903 „
Bulgaren	12000 „
Franzosen	6150 „
Griechen und Zinzaren . . .	5680 „
Armenier	3798 „
Montenegriner	2830 „
Clementiner	1600 „
Juden	<u>244035 „</u>
zusammen	12880406 Seelen

Die Zigeuner sind nicht besonders gezählt, sind also in der Zahl der übrigen Völkernschaften mit inbegriffen. Wie Juden, die hier als Sprachgruppe, nicht als Religionsgemeinschaft aufgeführt werden, berechnet sind, ist nicht ganz deutlich.

Küstenländer, keine Schifffahrt und Seemacht besitzt oder die Mündungen ihrer Ströme nicht in ihrer Gewalt hat, ist in ihrem fremden Handel von andern Nationen abhängig; sie kann weder eigene Kolonien anlegen noch neue Nationen hervorbringen; aller Überfluß der Bevölkerung an geistigen und materiellen Mitteln, der aus einer solchen Nation nach nicht kultivierten Ländern fließt, geht ihrer Literatur, Zivilisation und Industrie zum Vorteile anderer Nationalitäten verloren. <S. 7 | S. 8> In dieser Beziehung sagt Fényes a. a. O. I, S. 3: „Das Meer, welches die Nation mit allen Völkern der Erdkugel am wohlfeilsten und leichtesten in Verkehr bringen könnte, berührt nur die äußerste südwestliche Ecke des Landes, und auch hier wird es vom Hauptkörper durch schroffe, schwer zugängliche Gebirge geschieden, überdies nimmt es von den zahlreichen schiffbaaren Flüssen des Reiches keinen einzigen auf.“ Von den Strommündungen ist unstreitig die der Donau am wichtigsten, einmal an sich, dann auch darum, weil mit sehr unbedeutenden Ausnahmen alle schiffbaren Flüsse in ihrem Stromgebiete liegen; wer aber der Herr der Donaumündungen ist, ist bekannt genug; Ungarn ist es nicht.

Dem Gesagten nach kann Ungarn auch nicht unter die normalmäßigen Nationen gerechnet werden, wie sie das nationale System voraussetzt, um sie als [sic!] zu einer eigenen Staatswirtschaft zu berechtigen oder zu befähigen.

III.

Ist Ungarn zum Eintritt in die Reihe der Agrikultur-Manufaktur-Staaten reif?

Wir wollen hier nur auf wenige Stellen in Lists Werken hinweisen, aus welchen das Kennzeichen dieser Reife zu entnehmen ist. S. 23 heißt es: eine Nation soll streben, das nationale System der politischen Ökonomie einzuführen, „sobald sie die dazu erforderlichen ökonomischen, geistigen und gesellschaftlichen Hilfsmittel besitzt. Unter den ökonomischen Hilfsmitteln verstehen wir eine ziemlich weit vorgerückte Agrikultur, die durch Ausfuhr von Produkten nicht mehr bedeutend gefördert werden kann. Unter den geistigen Hilfsmitteln verstehen wir eine weit vorgerückte Bildung der Individuen. Unter den gesellschaftlichen Hilfsmitteln verstehen wir Institutionen und Gesetze, welche dem Bürger Sicherheit der Person, des Eigentums, den freien Gebrauch seiner geistigen und körperlichen Kräfte sichern — Anstalten, welche den Verkehr regeln und erleichtern, und die Abwesenheit <S. 8 | S. 9> von Industrie-, Freiheit-, Intelligenz- und Moralität-störenden Institutionen wie z. B. des Feudalwesens u. s. w.“ S. 261 heißt es: „Einzig bei Nationen der letzteren Art, nämlich bei denjenigen, welche alle erforderlichen geistigen und materiellen

Eigenschaften und Mittel besitzen, um eine eigene Manufakturkraft zu pflanzen, . . . ist die Handelsbeschränkung zum Zwecke der Pflanzung und Beschützung einer eigenen Manufakturkraft zu rechtfertigen.“ S. 428 heißt es: „Schutzmaßregeln sind nur . . . bei Nationen zu rechtfertigen, welche durch ein ausgedehntes, wohl arrondiertes Territorium, durch große Bevölkerung, durch den Besitz natürlicher Hülfquellen, durch einen weit vorgerückten Ackerbau, durch einen hohen Grad von Zivilisation und politischer Ausbildung berufen sind, mit den ersten Agrikultur-Manufaktur-Handelsnationen, mit den größten See- und Landmächten gleichen Rang zu behaupten.“ Wir könnten die angeführten Stellen ohne Verlegenheit beträchtlich vermehren, allein schon die angeführten reichen hin, uns einen Maßstab zu geben, um die Reife einer Nation für das nationale System beurteilen zu können.

Den Zustand der ungarischen Landwirtschaft wird kaum jemand weit fortgeschritten nennen. Springer (a. a. O. Bd. II S. 362) sagt, sie sei von so geringer Intensität, daß, mit Ausnahme der unerläßlichsten Arbeit von Seite des Landbauers, die Natur sich fast ganz allein überlassen ist. So sagt auch v. Fényes I S. 137, daß Ungarn in der Landwirtschaft noch ziemlich weit zurückstehe und bloß von seiner natürlichen Fruchtbarkeit unterstützt werde. Das, was der letztgenannte Schriftsteller im einzelnen anführt, bestätigt vollkommen beide allgemeinen Urteile. Weizen gedeiht vortrefflich, wird aber nur wenig gebaut; ebenso Gerste; nicht einmal der Mais findet allgemeinen Anbau; der Reisbau ist größtenteils aufgegeben; Kartoffel[n] werden erst in neuerer Zeit häufiger gebaut; Obst wird eingeführt. <S. 9 | S. 10> Wein liefert Ungarn viel und vortrefflichen; doch ist die Ernte nach Springer (II S. 387) in Ungarn um ein Drittel geringer als auf den minder fruchtbaren Gründen Österreichs bei gleichem Umfange; zudem ist in Ungarn nach v. Fényes die üble Gewohnheit, lieber mehr als guten Wein zu erzeugen, ziemlich weit verbreitet; die ungeheure Menge ungarischer Weine wird größten Teils im Inlande selbst getrunken; der ehemalige Weinhandel ist sehr herabgesunken (v. F. S. 165). Der Flachsbau ist verhältnismäßig sehr gering; Färberröte und Krepp [vielmehr: oder Krapp] wächst sogar wild, wird aber nirgends kultiviert; der Safranbau war einst gewinnbringend, ist aber gegenwärtig aufgegeben. Hopfen wächst gleichfalls wild, und doch werden jährlich an 1500 Zentner eingeführt. Daß die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht, ungeachtet der gewiß aner kennenswerten Fortschritte der neueren Zeit, noch vielfacher Verbesserung fähig seien, wird niemand in Abrede stellen.

Was die „weit vorgerückte Bildung der Individuen“ anbelangt, so läßt sich diese im großen Durchschnitte in Ungarn schwerlich annehmen. Weder Springer noch v. Fényes geben über das Verhältnis der schulpflichtigen und wirklich unterrichteten Kinder genau[e] Daten, ja bei letzterem

fehlt, auffallend genug, die ganze geistige Kultur! Unsere Ansicht über den Rückstand Ungarns in geistiger Bildung, beruht auf Springers allgemeinen Bemerkungen hierüber; II S. 300.

Bezüglich der gesellschaftlichen Hilfsmittel endlich wird Ungarn dem nationalen System noch weniger genügen. Die Avizität, die Beschränkungen in der Erwerbsfähigkeit von Grund und Boden, die Steuerfreiheit des Adels, die fast gänzlich illusorische Vertretung des Bürgerstandes, der Abgang so vieler Anstalten, die den Verkehr regeln oder erleichtern, alle diese Umstände sind in neuester Zeit zu sehr besprochen worden, als daß es hier mehr als einer bloßen Berufung bedürfte. Man muß den Ungarn <S. 10 | S. 11> die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die Übelstände durchaus nicht verkennen, und ihre Abstellung auf das lebhafteste wünschen; allein so lange sie bestehen, kann das nationale System der politischen Ökonomie in Ungarn jenen Boden nicht finden, den es zu seinem Gedeihen verlangt. Übrigens täusche man sich ja nicht mit der Leichtigkeit einer Veränderung; unter die schwer zu hebenden Mängel rechnet List selbst S. 434 besonders fehlerhafte Staatsinstitutionen und Mängel an bürgerlicher Freiheit.

Fassen wir jetzt die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen, so ergibt sich: daß Ungarn jene politische Selbständigkeit nicht hat, die das nationale System voraussetzt, daß es im Sinne des letzteren keine normalmäßige Nation sei, endlich daß ihm, von allem andern abgesehen, jene Bedingungen fehlen, die einen Staat zur Ergreifung des nationalen Systems wirtschaftlich berechtigen. Man braucht wahrlich kein Profet zu sein, um zu behaupten, daß List, so lange er der von ihm selbst aufgepflanzten Lehre treu bleibt, und die Ungarn, wenn der Schutzverein im Ernste als Vorläufer eines eigenen Wirtschaftssystems gelten soll, wohl schwerlich lange Hand in Hand gehen werden, da der Gegensatz ihrer Strebungen und Mittel doch zu auffallend ist.

Ebenso gewiß läßt sich behaupten, daß Ungarns wirtschaftliche Verhältnisse nur im engen Anschluß an den Gesamtkörper des Kaiserreiches jene Entwicklung und Bedeutung erhalten werden, deren sie in so hohem Grade fähig sind. Ja, in der Tat, jene Maßregeln sind für seine Wirtschaft die besten, die, unbeschadet seiner Verfassung, diesen Anschluß einleiten und ausführen. <S. 11 | S. 12>

Das nationale System der politischen Ökonomie in Ungarn

Dr. Joh. Mikolasch,

KK Professor der politischen Wissenschaften an der Theresianischen

Ritterakademie (Favoritenstr. Nr. 308)

Johann Mikolasch an Friedrich List.

Wohlgeborner Herr Doktor!

Mein verehrter Lehrer und Freund, Herr Regierungsrat Kudler, hat mir mitgeteilt, daß Sie von einem der Wiener Zeitung durch mich zum Abdruck mitgeteilten Aufsatz: „Das nationale System der politischen Ökonomie in Ungarn“ eine Störung jener freundschaftlichen Beziehungen zu Ungarn besorgen, deren Aufrechterhaltung Sie zur Förderung Ihrer praktischen Zwecke wünschen. Ich gebe mir demnach die Ehre, Ihnen den erwähnten kurzen Aufsatz im Konzepte mitzuteilen, und ersuche Sie, für den Fall, als diese Ihre Besorgnis im geringsten gerechtfertigt sein sollte, mich davon mit einigen Zeilen in Kenntnis zu setzen, um den Abdruck desselben, wenn es noch möglich ist, vorläufig einstellen zu können. Ich hätte freilich billig Bedenken tragen sollen, mich als Schriftsteller im Negligée bei Ihnen einzuführen, allein ich hoffe, Sie werden über meinen Wunsch, Ihnen, wenn auch in einer Kleinigkeit, gefällig zu sein, jene Nachlässigkeiten und Lücken übersehen, an denen mein Konzept leidet. Indem ich Sie ersuche, mich von Ihrem Wunsche (unter meiner Adresse im juridisch politischen Lesevereine abzugeben) in Kenntnis zu setzen, benütze ich die Gelegenheit, mich mit besonderer Hochachtung zu zeichnen

Ihr ergebenster
Dr. Joh. Mikolasch

v. H. am 26. I. 1845
Wiener Zeitung: Ztg. 893d.

Der Geist der ungarischen Verfassung¹.

Von

Andreas von Tasnádi-Nagy (Budapest)

Es ist kaum denkbar, daß das Rechtsdenken des jungen Europa auf die innere Rechtsordnung jener freien Völker, aus denen sich die große europäische Gemeinschaft zusammensetzt, ohne bestimmenden Einfluß bleibt. Jedenfalls wird sich der Geist dieser großen Gemeinschaft in der Gestaltung der Zukunft gewiß überall kundgeben. Ebenso zweifellos aber ist auch, daß eine gesunde, lebensfähige Entwicklung nur dann denkbar ist, wenn die einzelnen Völker ihre wertvolle Eigenart bewahren, sich auf diese gestützt in die europäische Gemeinschaft eingliedern und durch die Erhaltung und Stärkung eigenster völkischer Kräfte an ihrer Zukunft bauen. Das sind die Worte des Staatssekretärs FREISLER, die er anläßlich seines Budapester Vortrages über „Das Rechtsdenken des jungen Europa“ gesprochen hat.

Mit richtigem Blick bemerkte er: „Die Rechtsordnung dieser europäischen Gemeinschaft muß also die Kräfte pflegen, auf denen sie beruht: die Völker. Sie darf sie nicht — weltabgewandt — zugunsten eines verschwommenen, unwirklichen, nivellierenden, die besten — gewachsenen — Kräfte zerstörenden, Weltbürgertums untergraben. Die Völker selbst müssen gerade ihre Eigenschaften zu bewahren und zu entwickeln trachten. Denn sie sind der Kern ihrer Persönlichkeit. Die Persönlichkeit aber ist der Kern ihres Lebens. Lebende Völker aber benötigt der Erdteil.“

Diese Sätze sprechen die Notwendigkeit der Entwicklung aus, enthalten aber zugleich auch eine Warnung davor, diese Entwicklung zu einer mechanischen Gleichformung zu veräußerlichen, die das Verkümmern der seelischen Eigenart der Völker bedeuten würde.

Diese beiden Gesichtspunkte zunächst sind auch dann vor Augen zu halten, wenn wir die ungarische Verfassung behandeln und in ihre Zukunft ausblicken wollen. Wir können wohl nicht sagen, daß wir jeden Teil unserer Verfassung als unantastbares Heiligtum betrachten, an dem wir um jeden

¹) Vortrag gehalten am 16. I. 1942 in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin.

Preis festhalten wollen; doch ebenso falsch wäre es, gewaltsame Änderungen vorzunehmen, die den seit vielen Jahrhunderten lebendigen Geist unserer konstitutionellen Auffassung verletzen und ihre Grundlagen umstürzen würden.

Über diesen Geist der ungarischen Verfassung möchte ich einige Worte sagen, in der Überzeugung, daß ich dadurch zur richtigen Beurteilung unserer eigenartigen inneren Rechtsordnung beitrage.

Es wird wohl auch nicht überflüssig sein, wenn ich meinen Erörterungen eine kurze Erläuterung des Begriffs der Verfassung schlechthin vorausschicke.

Die Wissenschaft gibt zahlreiche Bestimmungen des Begriffes. „Die Verfassung ist das Wesen des Staates“ — heißt es nach der einen Auffassung. An einer anderen Stelle lesen wir: „Die Verfassung ist der Staat selbst.“ Zutreffender scheint mir folgende Bestimmung zu sein: „Die Verfassung ist das Gefüge des Staates.“ Nach der Bestimmung des Aristoteles ist „die Verfassung die Ordnung der behördlichen Gewalt im Staate, die Art, nach der die Gewalt unter verschiedenen Kräften aufgeteilt wird“. Schließlich erblickt man in der Verfassung auch „die Summe jener Rechtsatzungen, die die Tätigkeit der staatsführenden Mächte, der Gesetzgebung, des Staatsoberhauptes und der exekutiven Gewalt bestimmen, und ihr Verhältnis zueinander regeln“.

Alle diese Bestimmungen haben den gemeinsamen Mangel, daß sie das Verhältnis der Staatsbürger zu dem Staate und ihre Rechtslage außer Acht lassen. Daher wird es richtiger sein, uns an folgende Bestimmung der Verfassung zu halten: „Die Verfassung ist das Rechtsgefüge des Staates, sowie die Summe jener Rechtssatzungen, die Freiheiten und Rechte der Staatsbürger, ihr Verhältnis zu dem Staate bestimmen, und ihren Anteil an der Führung der Staatsgeschäfte regeln.“ Einen wesentlichen Bestandteil der Verfassung bildet auch der letzte Teil dieser Bestimmung; denn wo die Bürger des Staates überhaupt keinen Anteil an dessen Führung haben, gibt es eigentlich auch keine Verfassung mehr. Eine solche Staatsordnung ist indessen kaum denkbar.

Im Zusammenhang mit den verschiedenen Bestimmungen der Verfassung ist auch zu beachten, daß die Verfassungen theoretisch in zwei Hauptgruppen geteilt werden: in die der geschichtlichen und die der schriftlich festgelegten Verfassungen (*charta*).

Als geschichtliche Verfassungen gelten jene, in denen die Fragen, die in den Rahmen der Verfassung gehören, nicht durch ein einheitliches Grundgesetz geregelt werden, sondern durch die geschichtliche Entwicklung — zum guten Teil durch die folgerichtige Anwendung einer Sitte, durch folgerichtige Praxis, zuweilen auch durch Gesetze, die einzelne Teilfragen betreffen — bedingt sind. Die schriftlich festgelegte Verfassung

dagegen schafft eine Rechtsordnung, deren sämtliche wesentliche Satzungen in einem grundlegenden Gesetz enthalten sind, und zu deren Änderung es gewöhnlich über die bei der Schaffung einzelner Gesetze nötigen Vorschriften hinausgehender Formalitäten bedarf.

Die ungarische Verfassung ist geschichtlicher Art; sie entstand und erwuchs auf dem Boden der Rechtskontinuität und besaß zu jeder Zeit sämtliche Merkmale einer wirklichen Verfassung, da sie über die Regelung der ausübenden staatlichen Obergewalt hinaus auch die Rechte der Nationsmitglieder bestimmte und in dieser oder jener Form, in geringerem oder größerem Maße, aber dennoch stets in einer Weise auch ihren Anteil an der Führung der Staatsgeschäfte gewährleistete. Ohne die Willenskundgebung der Nation durften befriedigende Entscheidungen, die ihr Schicksal berührten, nicht getroffen werden und werden auch in der Zukunft nicht getroffen werden dürfen.

Bereits die Landnahme gegen Ende des 9. Jahrhunderts war eine nationale Angelegenheit im höchsten Sinne des Wortes. Nicht ein Tyrann zog mit einem Heer von eiserner Disziplin aus um das Land im Karpathenbecken zu erobern, sondern eine freie Nation, die einmütig entschlossen war, den Boden ihrer nach der Überlieferung hier ansässigen Ahnen wieder zu erwerben. Die Nation selbst — nicht nur ihr Führer — vollendete die große Leistung. Die Gesamtheit der Nation war bewußter Teilhaber an dem Werke der Landnahme; aus dieser Tatsache folgte logisch der Blutsvertrag, der das Erworbene als gemeinsames Gut erklärte, die Institution des Stammesbundes schuf mit dem gewählten Fürsten, der die Einheit der Nation vertritt, dessen Macht jedoch durch die Stammesautonomie sowie durch den bei jeder Entscheidung heranzuziehenden Rat der Stammesführer beschränkt wurde.

Mit Vorliebe wird die staatsrechtliche Entwicklung in Ungarn der in England zur Seite gestellt; ein grundlegender Unterschied besteht jedoch zwischen beiden: den Ausgangspunkt der englischen Rechtsentwicklung bildet die Krone, den der ungarischen die Nation. Hierüber belehrt uns auch der Bericht des Chronisten Anonymus aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts über die Landnahme und den Blutsvertrag.

Gewiß ist Anonymus als historische Quelle mit Kritik zu behandeln. Gewiß beruht ein guter Teil dessen, was er berichtet, bloß auf Überlieferung; allein schon die Tatsache, dass diese Überlieferung vorhanden und lebendig war, hat hohe Bedeutung. Für die Seele einer Nation ist es in höchstem Maße kennzeichnend, was sie in ihrem Herzen und in ihrem Sinne als Überlieferung hegt und pflegt.

Sicher gelangte bereits in der Tatsache der Landnahme und des Blutsvertrages vor tausend Jahren der leitende Grundsatz zum Ausdruck: „Nichts über uns, ohne uns.“ Dieser Grundsatz beherrscht dann als das

Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes, der Freiheit der Nation, den Gang der gesamten nationalen Geschichte des Ungartums. Er kommt in dem Blutsvertrag und dem Stammessystem, in den umsichtigen Maßnahmen der weisen Könige ebenso zur Geltung, wie in den Aktionen des Adels gegen die übermäßig angewachsene königliche Gewalt der Arpadenzeit, in den Freiheitskämpfen eines Stephan Bocskay, Gabriel Bethlen und Franz Rákóczi II. ebenso wie in den Erhebungen gegen die Habsburger oder in dem bis aufs äußerste geführten Unabhängigkeitskampf Ludwig Kossuth's.

Doch tritt dieser Grundsatz immer wieder auch in dem Corpus Juris des Ungartums, in der Gesetzsammlung von neun Jahrhunderten hervor, wie in einem gewaltigen musikalischen Kunstwerk auch immer wieder das Grundthema aufklingt.

Bereits der erste Ungarnkönig Stephan der Heilige, der 1000—1038 herrschte, bringt in den Ermahnungen an seinen Sohn, den Prinzen Emerich, in dem ersten schriftlich niedergelegten ungarischen Gesetz, bei ausdrücklicher Betonung der königlichen Gewalt doch den im Vorhergehenden wiederholt gekennzeichneten Grundsatz der nationalen Selbstbestimmung klar zum Ausdruck. „Der Rat setzt Könige ein und regiert Länder“ — sagt hier der große König und fährt dann fort: „Da jedoch die Beratung zum Nutzen gereicht . . . ist es mein Wunsch, daß dazu nicht . . . mittelmäßige Männer . . . sondern die Älteren und Besseren, die Vorgesetzten . . . herangezogen werden mögen.“ Der weise König, der doch die Herrschaft vollkommen an sich riß und diese auf der ganzen Linie auch kraftvoll ausübte, empfand dennoch das Bedürfnis, die Nation hinsichtlich ihrer Rechte zu beruhigen. Er betont, daß „der Rat Könige einsetzt“, und daß der König seinen Beratern stets Gehör zu schenken habe.

Auch König Koloman (1095—1114) schlägt diesen Weg ein; auch er spricht über die Heranziehung der Besten der Nation, indem er den von dem ersten Ungarnkönig formulierten, verfassungsmäßigen Gedanken bestätigt, ja „weiterbaut“.

In demselben Geiste erklärt sich Andreas II. in seinem Dekret von 1222, das er auf das Drängen des wegen verschiedener Rechtsverletzungen unzufriedenen und sich beschwerenden Adels herausgab. In diesem Dekret heißt es unter anderen: „die von König Stephan dem Heiligen erworbene Freiheit des Adels unseres Landes sowie anderer wurde von einigen Königen bald aus eigenem Jähzorn, bald auf den falschen Rat böser oder eigennütziger Männer in manchen Teilen . . . beeinträchtigt, . . . weshalb sich der Adel oft . . . bei unserer Majestät beschwerte . . . um die Lage des Landes zu verbessern“. „Indem wir nun ihrem Ansuchen in jeder Hinsicht genüge tun wollen, was wir auch schuldig sind . . . verleihen wir sowohl ihnen als auch den anderen Landesbewohnern die Freiheit, die ihnen der heilige König gegeben hatte.“

„Was wir auch schuldig sind“ — auch dies mußte der König aussprechen. Man verlangte von ihm, daß er das, was er ausspricht, nicht aus irgend einer fürstlichen Gnade erklärt, sondern weil es seine Pflicht und Schuldigkeit ist. Ja er mußte noch weiter gehen: er mußte sich bereit erklären schriftlich niederzulegen, daß wenn er oder einer seiner Nachfolger auf dem königlichen Thron sich gegen die gesetzlichen Freiheiten der Nation vergehe, „sowohl den Bischöfen als auch anderen Herren und Adligen des Landes das Recht zustehe, uns und den uns folgenden Königen — ohne die Schuld der Untreue — zu widerstehen und zu widersprechen . . .“

Auch König Siegmund muß in seinem Dekret vom Jahre 1405 die altüberlieferten Rechte restlos bestätigen. Übrigens ist er der erste Herrscher, der ausdrücklich anerkennt, daß die in der Form königlicher Dekrete ausgegebenen Gesetze „mit Zustimmung“ der hohen kirchlichen Würdenträger, Barone, Nobiles und Adligen abgefaßt werden. Wie das Gesetz Siegmund's, so gewähren die altüberlieferten Rechte auch die Dekrete König Albrechts aus dem Jahre 1439 und Ladislaus V. aus dem Jahre 1453. Ladislaus spricht es eindeutig aus, „der König habe einen Eid abzulegen, daß er Ungarn samt seinen Bewohnern in all jenen Freiheiten . . . unversehrt erhalten werde, in denen die Vorgänger . . . Land und Volk bewahrt hatten“.

Beachtenswert ist, daß gerade Matthias Corvinus, der doch die zentrale Gewalt höchst wirksam ausübte, 1462 mit einer über jedes Gesetz bis dahin hinausgehenden Klarheit den Satz ausspricht, der König habe die Geschäfte des Landes mit dem Landtag zu führen: „Sämtliche Geschäfte, die das Gemeinwohl des Landes betreffen, sind in dem gemeinsamen Rat der ganzen Nation, auf dem Landtag zu beraten und zu erledigen.“

Ich könnte noch über die Dekrete König Wladislaus II, ferner über die der Habsburgerkönige Ferdinand I, Maximilian, Ferdinand II, Leopold I, Franz und Ferdinand V. sprechen, über die Gesetzartikel aus den Jahren 1492, 1559, 1566, 1645, 1687, 1827 und 1848, doch würde dies über den Rahmen meines Vortrages hinausgehen; daher sei hier nur das Dekret Leopolds II. aus dem Jahre 1790 angeführt, das in dem zehnten Artikel die Unabhängigkeit und die verfassungsmäßigen Freiheiten des Landes mit einer Klarheit zusichert, die jeden Zweifel ausschließt. „Ungarn — heißt es in dem Gesetzartikel — ist ein freies, die ganze gesetzmäßige Art seiner Regierung betreffend . . . unabhängiges Land . . ., das nach eigenen Gesetzen und Sitten, nicht aber nach der Art anderer Provinzen zu verwalten und zu regieren ist.“ Der Gesetzartikel XII. aber fügt hinzu: „die Macht Gesetze zu schaffen, außer Geltung zu setzen und zu deuten kommt in Ungarn und in den angegliederten Teilen dem gesetzmäßig gekrönten Herrscher und den zum Landtag gesetzmäßig versammelten Ständen gemeinsam zu und kann

ohne sie nicht ausgeübt werden“. Diese Bestimmungen im Dekret Leopolds II. bildeten auch die festesten Grundlagen und Stützen jenes großen verfassungsrechtlichen Kampfes, den Franz Deák in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit Österreich, namentlich mit den Ratgebern des jungen Kaisers Franz Joseph, so erfolgreich geführt hatte.

Ich fahre nicht fort mit der Anführung von Gesetzen, haben wir doch flüchtig bereits die Entwicklung von mehr als achthundert Jahren überblickt. Dennoch mögen einige erläuternde Bemerkungen zu dem bereits Gesagten hinzugefügt werden.

Betrachten wir das bisher Angeführte, so glaube ich feststellen zu dürfen, daß der Grundton in sämtlichen Bestimmungen gleich ist. Aus fürstlichen Erklärungen, Protesten, Krönungsbriefen, königlichen Dekreten und Gesetzartikeln klingt uns Jahrhunderte hindurch der gleiche Ton entgegen. Der Ton ist gleich: wir halten fest an unseren ererbten Rechten und Freiheiten, daran, daß man uns bei jeder Entscheidung Gehör schenke, daß stets der Wille der Nation geschehe. Nur die Instrumentierung ist verschieden — manchmal ein Abkommen, eine feierliche Erklärung, dann ein Versprechen, ein stürmischer Protest, eine würdevolle Ermahnung oder Vereinbarung, so wie es die Zeit, die Umstände, Not und Menschen, die Energie und Kraftlosigkeit von Herrschern mit sich brachte. Die Seele blieb dieselbe, die das Ungartum aus der Urheimat als heiliges Erbe bewahrte, als es den Blutsvertrag schloß.

Wir wissen, daß uns diese Seele eine erhaltende Kraft war; doch wissen wir auch, daß die Art, in der sie sich kundgab und entfaltete, oft auch zum Nachteil der nationalen Gemeinschaft gereichte.

Die übermäßige Freiheit des Einzelnen wirkt auf die Gemeinschaft zersetzend, und wenn es — namentlich in schwierigen Zeiten — keine zentrale Gewalt gab, die der nachteiligen Wirkung dieser Übergriffe entgegengetreten wäre, so mußte dafür die Nation — oft aufs bitterste — leiden. Die ungarischen Könige aber vertraten nicht immer diese regulative, ausgleichende zentrale Gewalt.

Der König, der sein Recht von der Nation erhielt, der diese vertrat und in dem die Nation sich selbst verkörpert und zusammengefaßt sah, wurde von der nationalen Gemeinschaft stets mit Verehrung umgeben. Hierüber belehrt uns die ungarische Geschichte. Wir finden auch kaum ein Gesetz, das die Aufgabe hatte, den Herrscher gegen Herabsetzung oder Angriffe zu beschützen. Mochte er kräftig oder schwach gewesen sein, stets blieb er dem Ungarn der König. Denn das Ungartum liebte die Freiheit

und hielt an seinen Rechten fest, doch verehrte es immer das erwählte Haupt. Wenn aber der König schwach war, wenn es an einer Kraft fehlte, die die gesamte Nation zusammenhielt, wenn Einfluß und Macht einzelner führender Männer übermäßig zunahm und keine folgerichtige, sichere Leitung da war, so mußte dies die Nation entgelten.

Bereits nach dem Tode des landnehmenden Fürsten Árpád setzte in der nationalen Einheit eine Lockerung ein; die einzelnen Stammesführer und Häuptlinge erwarben sich in Wirklichkeit immer mehr Unabhängigkeit, beeinträchtigten die bewaffnete Macht der Nation durch selbständige Unternehmungen und stellten ihr immer neue Feinde entgegen. Die Nation lief Gefahr, aufgerieben zu werden.

Dies sah der letzte Ungarnfürst Gejza, und begann zielbewußt die harte Arbeit zur Zusammenfassung der nationalen Kräfte, die dann von seinem Sohn, dem Staatsbegründer Stephan dem Heiligen vollendet wurde. Dieser nahm das Christentum an und bekehrte auch seine Nation; dadurch gliederte er das Ungartum der abendländischen Kulturgemeinschaft ein. Durch die Schaffung einer alles umfassenden königlichen Gewalt baute er das Land zu einem Staate in abendländischem Sinne aus. Das Übergewicht hatte die Zentralgewalt. Die Ausübung der staatlichen Souveränität riß der König in jeder Beziehung an sich; eigentlich lag auch die gesetzgebende Macht in seiner Hand, indem er die Gesetze als königliche Dekrete herausgab. Hierbei zog er nur das Urteil der an seinem Hofe versammelten führenden Männer heran; diese bildeten den vom König ausgebauten, der Anzahl der Mitglieder nach engen königlichen Senat, der zum Kern der Landtage wurde, seiner Zusammensetzung nach jedoch mehr als Urbild des Magnatenhauses gelten darf.

Die Lage nahm somit eine entscheidende Wendung. Während zur Zeit der Fürsten die Souveränität von der Nationalversammlung selbst ausgeübt wird, geht diese nun an den König, als den Inhaber der Zentralgewalt, über. Ihm stehen die Besten der Nation bloß als Begutachter und Berater zur Seite. Doch muß hervorgehoben werden, was aus dem Dekret Stephans des Heiligen hervorgeht, daß es selbst dieser, der die Zentralgewalt am wirksamsten ausbaute, es für unerläßlich hielt, die Nation selbst an der Führung ihres Schicksals zu beteiligen, den Grundsatz „nichts über uns, ohne uns“ wenigstens durch den königlichen Senat zur Geltung zu bringen.

Es ist nur natürlich, daß dieser Zustand — wenn er von dem energischen Herrscher auch aufrecht erhalten werden konnte — bei den an Freiheit und weitgehende, verfassungsmäßige Rechte gewohnten Schichten der Nation keinen Beifall fand; gewiß fügten sie sich in die neue Ordnung, in den Ausbau des Königtums und paßten sich diesem sogar an, doch nahm nach König Stephan die Unzufriedenheit wegen Beeinträchtigung der

Freiheitsrechte der Nation unter den späteren Arpaden — wie dies auch aus den angeführten Abschnitten der Gesetze zu entnehmen war — immer mehr zu; nunmehr war es unmöglich, die Willenskundgebung breiterer Schichten der Nation außer acht zu lassen: es mußten Landtage abgehalten werden, auf denen die zeitgemäßen Beschwerden und Wünsche verhandelt, auch Beschlüsse gefaßt wurden, wenn man auch keine formellen Rechts-satzungen und Gesetze schuf.

Die Gesetze hatten auch in dieser Zeit die Form eines königlichen Dekrets, neben dem als lebendige Rechtsquelle die Sitte galt.

Im Laufe des 12. Jahrhunderts nehmen die Schwierigkeiten immer mehr zu; die königliche Gewalt gerät eben infolge ihrer Übergriffe in Verfall, die Unzufriedenheit greift stets um sich, immer lauter wird von den freien Landbewohnern die Zusicherung der in dem alten Brauchrecht wurzelnden Freiheiten gefordert; in der Tat gelingt es von König Andreas auf dem Landtag vom Jahre 1222 die sogenannte Goldene Bulle zu erzwingen, deren bedeutendere Bestimmungen ich bereits angeführt habe; sie setzen einerseits der königlichen Gewalt Schranken, anderseits gewährleisten sie die Freiheitsrechte der freien Landesbewohner.

Außer den bereits angeführten Abschnitten der „Goldenen Bulle“ sei hier bloß auf den Satz hingewiesen, in dem „sämtlichen Adeligen, die solchen Willens sind . . . das Recht verliehen wird . . . sich jährlich in Székesfehérvár (Stuhlweißenburg) zu versammeln“. Es ist dies das erste schriftlich niedergelegte Gesetz, das sämtlichen Adeligen des Landes die Möglichkeit gibt, sich zweitweise zu Beratungen, zum Vorbringen ihrer Beschwerden zu versammeln. Bei solchen Versammlungen kamen neben konkreten Beschwerden gewiß auch Wünsche und Forderungen zum Ausdruck; Gedanken wurden erwogen, die zur Rechts-schaffung geeignet waren und dann als königliche Entschlüsse in der Form von Dekreten zu Gesetzen heranreiften.

Dieser Zustand entwickelt sich dann allmählich weiter, bis in den Gesetzen Sigmund's vom Jahre 1397 bereits klar ausgesprochen wird, daß der König die Gesetze auf Grund von Landtagsbeschlüssen herausgebe. Wohl erscheinen die Gesetze Sigmunds sowie auch die seiner Nachfolger — bis zur Aufhebung der ständischen Verfassung im Jahre 1848 — in der Form von königlichen Dekreten, doch schreitet die verfassungsmäßige Praxis bereits seit König Albrecht, seit 1439 wieder in der Richtung der nationalen Willenskundgebung fort; seit dieser Zeit werden die von dem Landtag geschaffenen Gesetzartikel durch den König genehmigt und bestätigt; sie erhalten eine Sanktion, was im Wesentlichen auch mit der Form unserer modernen Gesetze übereinstimmt.

Seit der Aufhebung des ständischen Landtages und der Einführung der Volksvertretung im Jahre 1848 trat dann insofern eine Änderung ein,

als nun unsere Gesetze auch ihrer Form nach nicht mehr königliche Dekrete, sondern von dem Landtag geschaffene und durch den König sanktionierte Gesetzartikel sind.

Es wäre wohl lohnend, hier auch die Ausbildung des Zweikammersystems im ungarischen Landtag, die Lehre von der Heiligen Krone, die Stellung des Königs sowie andere Probleme der ungarischen Verfassung kurz zu beleuchten, doch würde dies den von mir gezeichneten Rahmen des Vortrags sprengen. Denn wie ich bereits einleitend betont hatte, war es nicht meine Absicht, Teilfragen der ungarischen Verfassung zu erörtern, sondern ihren Geist zu kennzeichnen, der sich in den breiten Schichten der Nation weniger in dem Festhalten an einzelnen verfassungsmäßigen Institutionen, als vielmehr in sorgsam gehegten, wenigstens im Unterbewußtsein stets verborgenen Freiheitsbestrebungen kundgibt. Dies ist es, was in der Seele der Massen lebt und daher auch nicht zu vertilgen ist.

Dies erklärt zum Teil auch, daß sich die ungarische Verfassung nicht in starren, unwandelbaren Formen versteinerte, sondern stets ein lebendiger, wandlungsfähiger Organismus blieb, der sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen wußte.

Daher glaube ich auch nicht, daß aus meinen Ausführungen auch nur einer der verehrten Hörer den Eindruck gewonnen hätte, in Ungarn habe sich Jahrhunderte hindurch eine unwandelbare, starre Verfassungsordnung ausgebildet und durchgesetzt; vielmehr darf ich hoffen, daß das von mir knapp umrissene Bild den Eindruck einer lebendigen dramatischen Handlung erweckt, die erfüllt ist von Kämpfen, Anstrengungen, Leiden, zuweilen auch Irrungen, in der schließlich aber stets eine ausgleichende, regulierende Weisheit waltet.

Diese Nation verstand es, an dem Überlieferten festzuhalten, zugleich aber auch das Neue zu ergreifen. Sie wurde nicht alt, besaß sie doch die Fähigkeit neue Ideen aufzunehmen und diese durch die Wurzelfasern in ihren Blutkreislauf, ins innerste Wesen einzuarbeiten.

Ich verweise hier nur auf die abendländische Kultur, die sich das Ungartum völlig aneignete, ja für die es bald unter vollem Einsatz seiner Kräfte opferwillig kämpfte; sodann verweise ich auf die verfassungsmäßige Staatsordnung der christlich-abendländischen Staaten, die es in mancher Hinsicht gleichfalls übernahm, ohne dabei den eigenen Überlieferungen untreu zu werden. Auch der Parlamentarismus sei genannt, der im Jahre 1848 in die alte verfassungsmäßige Ordnung eingegliedert wurde und der gleich von Anfang an eine Entwicklung und Entfaltung nahm, als wäre er dem Ungartum stets vertraut gewesen. Gewiß gab die ständische Verfassung einen festen Unterbau. Auch muß betont werden, daß der ungarische Parlamentarismus niemals eine sklavische Nachahmung des in den

westlichen Demokratien herrschenden Systems war. Stets enthielt er etwas auch von der alten ständischen Verfassung und praktisch brachte er auch den autoritären Grundsatz zur Geltung.

Das Ungartum erwies sich als empfänglich. Was es anderwärts an wertvollen und brauchbaren Bildungsgütern erblickte, eignete es sich an und besaß stets die Fähigkeit, sich den Verhältnissen anzupassen. Es wußte Denkart und Sitten seiner Umwelt aufzunehmen, den Forderungen der Zeit zu entsprechen und dem Gebot der nationalen Existenz Folge zu leisten.

Ich darf darauf hinweisen, daß die ungarische Verfassungspraxis zuletzt auch in den Jahren 1931 und 1939 eine weitgehende Anpassungsfähigkeit bezeugte. Als es 1931 in ganz Europa — und somit auch in Ungarn — zu einer wirtschaftlichen und finanziellen Krise kam und sich die Notwendigkeit ergab, gegebenenfalls möglichst rasch auch Regierungsmaßnahmen zu treffen, die sonst dem Rechtsbereich der Gesetzgebung angehörten, schuf der Landtag unverzüglich ein Gesetz, das die Regierung ermächtigte, zur Wahrung der Ordnung des Wirtschaftslebens und des Kreditwesens sowie zur Sicherung der Kontinuität der Erzeugung auch solche Fragen auf dem Wege von Verordnungen zu regeln, für die eigentlich die Gesetzgebung zuständig gewesen wäre; der Regierung wurde bloß die Verpflichtung auferlegt, über die geplanten Verordnungen einem hierzu bestimmten Ausschuß der beiden Kammern des Parlaments — möglichst vor der Herausgabe, im Notfall aber bloß nachträglich — Bericht zu erstatten. Noch weiter ging die Gesetzgebung im Jahre 1939, als sie die Regierung im Wehrgesetz ermächtigte, im Interesse der Landesverteidigung schon bei drohendem Kriege Maßregeln verschiedenster Art durch Verordnungen zu treffen; auch hier wurde bloß die Berichterstattung an einen Parlamentsausschuß vorgeschrieben. Tatsächlich machte die Regierung von der ihr verliehenen Ermächtigung weitgehend Gebrauch; im Laufe von zehn Jahren kam es aber niemals vor, daß der Landtag der Herausgabe von Verordnungen Hindernisse in den Weg stellte oder ihre Durchführung erschwert hätte.

Ein besseres Zeugnis könnte über den anpassungsfähigen Geist der ungarischen Verfassung wohl kaum ausgestellt werden. Es sei dem nur hinzugefügt, daß sich auch in der Richtung Bestrebungen zeigen, bei der Regelung einzelner Fragen durch die Gesetzgebung nur die leitenden Gesichtspunkte in sogenannten Rahmengesetzen herausarbeiten zu lassen, die Einzelheiten sowie die Durchführung aber der Regierung anzuvertrauen.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen. Nach dem Erörterten darf wohl gesagt werden: die Geschichte spricht, belehrt, lenkt und gebietet. Auch in unseren Tagen. Wir konnten lange Jahrhunderte hindurch den stets sich erneuernden Kampf von Freiheit und Ordnung, von politischer Betätigung der Öffentlichkeit und zentraler Macht betrachten. Bestand zwischen diesen

Kräften ein gesundes Gleichgewicht, so war das Ungartum stark. Leider schwankte manchmal das Gleichgewicht: die Freiheit der Einzelnen war gerade in jenen Zeiten außerordentlich groß, die zentrale Macht aber besonders gering, in denen das Ungartum der größten Kraft und der zuchtvollsten Einheit bedurfte. Hieraus ergab sich für das Land manchmal eine recht gefährliche Lage.

Dennoch blieb das Ungartum bestehen, weil es die Fähigkeit besaß, sich zu erneuern. Es ging nicht unter, da es stets jugendliche Empfänglichkeit bekundete. Die überzeitlichen nationalen Werte haben wir bewahrt und wollen sie auch für die Zukunft bewahren; doch verschließen wir auch den jeweiligen Forderungen des Tages gegenüber keineswegs Augen und Ohren.

Die ungarische Verfassung wurzelt nicht bloß in der Geschichte; sie ist auch elastisch und mit der Fähigkeit begabt, dem Gebot der Zeit zu folgen. Gerade dies ermöglicht ihre Entwicklung ohne gewaltsame Erschütterungen sowie die unversehrte Bewahrung der nationalen Kräfte. Alles in allem bildet auch sie ein festes Fundament der verheißungsvollen Zukunft der Nation.

Neue Bestrebungen in den jüngsten ungarischen Gesetzen.

Von

Dr. Ludwig Klivényi (Berlin).

Die Schaffung von Rechtsregeln ist nicht Selbstzweck, sie dient vielmehr der Förderung der nationalen Entwicklung. Die Rechtsregeln entsprechen dieser Forderung, indem sie in Form von Gesetzen und Verordnungen von jenen Personen, auf die sie sich beziehen, eine positive oder negative Haltung fordern und damit die Erfüllung des vom Rechtsgeber gesteckten Zieles sichern.

Gerade dadurch, daß sie den Staatsbürgern pro futuro eine bestimmte Haltung vorschreiben, weisen die Rechtsregeln leuchtenden Lichtstrahlen gleich den Weg, den die Nation gehen will.

Wenn wir die wichtigsten ungarischen Gesetze des vergangenen Jahres in diesem Sinne untersuchen, so erscheint als allgemeines Charakteristikum das Bestreben, eine erfolgreiche Kriegswirtschaft, die Gesundheit und Rassereinheit des ungarischen Volkes und schließlich die Einheit der inneren Kräfte zu fördern.

In chronologischer Folge müssen die Gesetzartikel V./1941 über den strafrechtlichen Schutz des Nationalitätengefühls, X./1941 über die Regelung der Bestrafung der die Interessen der Volksversorgung bedrohenden Handlungen, XV./1941 über die Ergänzung und Modifikation des Gesetzartikels, XXXI./1894 über Eherecht und die damit verbundenen Rassechutzverordnungen, und schließlich Nr. 2./1942 über den Stellvertreter des Reichsverwesers — als wichtige Etappen in der Entwicklung des ungarischen Rechts — genannt werden.

Eine besondere Beachtung erfordern die Gesetzartikel X. und XV./1941 sowohl wegen ihrer Eigenart als auch von rechtspolitischem Standpunkt aus, da sie beide als Schöpfungen der von neuzeitlicher universalistischer Schau durchdrungenen Rechtsgebung ganz klar darauf hinweisen, wie ungeheuer wichtig der Schutz der Gemeinschaftsinteressen einer Nation ist, selbst wenn dadurch die individuellen Belange aufs äußerste eingeschränkt werden müssen.

Während zur Zeit des wirtschaftlichen und politischen Liberalismus — nicht nur in Ungarn, sondern überall in Europa — der Schutz individua-

listischer Interessen das Kernproblem der Rechtsschöpfung bildete, kommt seit dem Weltkrieg von Jahr zu Jahr immer stärker eine überindividuelle legislative Anschauung zur Geltung.

Der Gesetzartikel V./1941 über den strafrechtlichen Schutz des Nationalitätengefühls ist aber deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil durch die Gebietszunahme Ungarns sich die Zahl der Nationalitäten auch vermehrt hat und somit eine richtige Regelung des Nationalitätenproblems zum Wohle des ganzen Landes gereichen wird.

An dieser Stelle muß nun betont werden, daß schon § 58 des G.A. XXXIII./1921 die bürgerliche und politische Rechtsgleichheit, ferner die Glaubens- und Sprachfreiheit für die Nationalitäten sicherte. Der G.A. V./1941 geht in dem Rechtsschutz der Nationalitäten viel weiter: er verordnet die Bestrafung desjenigen, der jemanden — durch eine gering-schätzigste Bezeichnung oder durch eine Tat, die sich gegen irgendeine der in Ungarn lebenden Nationalitäten richtet — in seinem Nationalitätengefühl beleidigt, mit einer Gefängnisstrafe bis zu 6 Monaten. Wird die Handlung von der Presse begangen, so kann sich die Gefängnisstrafe auf ein Jahr erstrecken. Das Strafverfahren wird auf Antrag des Verletzten eingeleitet.

Dieses Gesetz kann als ein neuer Rechtsschutz der Nationalitäten begrüßt werden, und seine segensreichen Wirkungen werden nicht ausbleiben. Denn mit Recht kann sich jemand in seinem Nationalitätengefühl verletzt fühlen, wenn seine Nationalität als solche durch Wort oder Tat beleidigt wird. Wird also die Möglichkeit solcher Handlungen durch strafrechtliche Sanktionen von vornherein beseitigt oder erschwert, so wird dadurch eine ständige Reibungsfläche zwischen den einzelnen Nationalitäten des Landes vernichtet und es entstehen die geistigen Voraussetzungen eines friedlichen Zusammenlebens.

Das Gesetz über den strafrechtlichen Schutz des Nationalitätengefühls richtet sich nur mittelbar — durch Beseitigung der Reibungsmöglichkeiten — auf die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und der nationalen Kraft, dagegen bezweckt der G.A. X./1941 über die Bestrafung der Handlungen, die die Interessen der Volksversorgung bedrohen, ausdrücklich die Sicherung der inneren wirtschaftlichen Kraft des Landes.

Bei Ausbruch des jetzigen Krieges mußte auch die ungarische landwirtschaftliche und industrielle Produktion ganz in den Dienst der Kriegswirtschaft gestellt werden, infolgedessen verringerte sich die Menge der zur Verfügung der bürgerlichen Bevölkerung stehenden Verbrauchsgüter wesentlich. Diesem verminderten Angebot stand eine auf Kriegskonjunktur zurückzuführende gesteigerte Nachfrage gegenüber. Die Tatsache, daß

sich das Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage geändert hat, zeigte sich schon in den letzten Vorkriegsjahren, und zwar in solchem Ausmaße, daß die ungarische Regierung mit der Ministerialverordnung 2. 220/1938 vom 10. April 1938 zur Überwachung und Regelung der Preise einen Reichskommissar ernennen mußte. Schon die Verordnungen der G. A. XV./1920 und XVIII/1940 über Preistreiberei waren berufen, das Einhalten der vom Reichskommissar für Preisüberwachung bestimmten Preise zu sichern, ferner zu verhindern, daß die Verbraucher ausgebeutet werden. Der Kampf gegen die Preistreiberei bezweckt mittelbar den Schutz der Versorgung des Landes, doch haben die immer steigenden Aufgaben der Kriegswirtschaft die Schaffung eines besonderen Gesetzartikels zur unmittelbaren Bekämpfung der gegen die Versorgung gerichteten Handlungen notwendig gemacht.

So entstand der G. A. X./1941, demzufolge eine Person, die die Versorgung dadurch schwer gefährdet, daß sie die Verordnungen über die Regelung der Produktionsordnung, über den Umsatz von landwirtschaftlichen und industriellen Gütern, über ihre Verwendung und über die Anmeldung solcher Vorräte übertritt, und die schließlich für den freien Verbrauch gesperrte Vorräte aufbraucht, vernichtet oder der behördlichen Inanspruchnahme entzieht, ein Verbrechen begeht und mit einer Gefängnishaft bis zu einem Jahr bestraft werden kann. Schwere wird eine solche Handlung bestraft, wenn der Täter aus demselben Grunde schon eine Freiheitsstrafe hatte, und seit Verbüßung der Strafe noch keine 5 Jahre vergangen sind, weiterhin, wenn die Vorräte, um derentwillen die strafbare Handlung begangen wurde, den Wert von 20000 Pengö übersteigen. Als Nebenstrafe können Geldstrafe, Amtsverlust, Entzug der bürgerlichen Rechte und auch Vermögensentschädigung verhängt werden.

Dieses Gesetz bezweckt die Sicherung der erfolgreichen Durchführung der Kriegs-Planwirtschaft. Die Zusammenfassung der wirtschaftlichen Kräfte und die planvolle und durchdachte Verwendung der Güter sind wichtige Voraussetzungen des Sieges. Für dieses Ziel müssen die Produktionskräfte eingesetzt und das Recht der freien Verfügung über Privateigentum oft empfindlich eingeschränkt werden. Jedermann erkennt heute die Notwendigkeit dieser Verordnungen; sollte jemand aber trotzdem seine persönlichen Interessen über das allgemeine Wohl zu stellen versuchen und dadurch die Versorgung gefährden, wird er das Gesetz in seiner ganzen Schärfe zu spüren bekommen.

Ohne Zweifel bildet die Kriegführung und die Kriegswirtschaft das Hauptproblem der im Kampfe stehenden Staaten. Trotzdem tauchen aber immer wieder Probleme im modernen Staat auf, die mit diesen Problemen

zwar nicht in engem Zusammenhang stehen, deren Lösung aber von hervorragender Wichtigkeit sein kann.

Eine solche, die Entwicklung des ungarischen völkischen Lebens weitgehend beeinflussende Verfügung ist die planvolle Regelung des Rassenschutzes.

Die Verfügungen des G. A. XV/1941 weisen in drei Richtungen:

1. wird die ärztliche Untersuchung vor der Ehe verordnet,
2. die Ehe zwischen Juden und Nichtjuden verboten und
3. der gesetzliche Tatbestand der sogenannten „Rassenschändung“ umschrieben.

Was Punkt 1 anbelangt, heißt es im § 1 des Gesetzes, daß das Eheaufgebot bzw. der Dispens nur dann angenommen bzw. erteilt werden darf, wenn die Parteien, jeder für sich, mit einem nicht über 30 Tage alten Zeugnis des Physikus bezeugen, daß sie weder an ansteckender Tuberkulose, noch an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit leiden.

Da aber der Zivilbeamte ohne regelrechtes Aufgebot bzw. Dispens bei der Eheschließung nicht mitwirken darf, bedeutet diese Verordnung praktisch soviel, daß an ansteckender Tuberkulose oder an Geschlechtskrankheiten leidende überhaupt keine Ehe schließen können.

Von dieser Regel gibt es gewisse — auf Billigkeitsgründe zurückzuführende — Ausnahmen. Namentlich muß kein Zeugnis vorgelegt werden, wenn a) nach Feststellung des Physikus, der eine Heiratskandidat an einer mit baldigem Tode drohenden Krankheit leidet, b) wenn eine dazu berechnigte Sanitätsbehörde amtlich bestätigt, daß beide Partner an Tuberkulose erkrankt sind, wenn c) aus dem Zusammenleben der Ehe Kandidaten ein Kind hervorgegangen ist, bevor das Gesetz in Kraft trat, oder wenn nach Feststellung des Physikus die Frau schwanger ist; schließlich kann der Justizminister im Einvernehmen mit dem Innenminister die Befreiung gewähren, wenn trotz Eheschließung die Weiterverbreitung der ansteckenden Krankheit und die Geburt von Kindern als ausgeschlossen betrachtet werden kann und gewisse moralische Gründe für die Eheschließung sprechen.

Die zweite ebenfalls eherechtliche, aber ausgesprochen in den Dienst des Rassenschutzes gestellte Verordnung verbietet die Ehe zwischen Juden und Nichtjuden. Das Gesetz stellt ausführlich fest, wer von diesem Standpunkt aus als Jude zu betrachten ist. Es muß bemerkt werden, daß die diesbezüglichen Verordnungen des G.A. XV/1941 nicht mit denen des sonst maßgebenden, sog. „zweiten Judengesetzes“ (G.A. IV. 1939) übereinstimmen bzw. daß sie wesentlich strenger sind.

Bei Anwendung des Rassenschutzgesetzes ist nämlich die Konfession der Großeltern entscheidend. Nach § 9 des Gesetzes ist als Jude zu betrachten, dessen zwei Großeltern als Mitglieder der jüdischen Konfession

geboren sind, weiterhin auch der, der selbst jüdischer Konfession ist, und zwar ohne Rücksicht auf die Konfession seiner Eltern und Großeltern. Das ist die allgemeine Regel, von der es allerdings gewisse Ausnahmen gibt. Namentlich ist nicht als Jude zu betrachten, von dessen Großeltern zwar zwei jüdischer Konfession waren, der selber aber als Mitglied einer christlichen Konfession geboren wurde und es auch blieb und wenn seine Eltern zur Zeit ihrer Eheschließung christlicher Konfession waren. Das sind die sog. „Privilegierten“, für die aber die Einschränkung besteht, daß sie weder mit Juden, noch mit anderen Privilegierten Ehe schließen dürfen.

Das Eheverbot besteht übrigens — wie gesagt — nur zwischen Juden und Nichtjuden. Juden dürfen untereinander heiraten; die aus einer solchen Ehe hervorgehenden Kinder sind in allen Fällen Juden, ohne Rücksicht auf die Konfession der Großeltern. (Wenn z. B. je drei Großeltern beider Eheschließenden als Juden geboren sind, aber sowohl die Eltern, als auch die Eheschließenden als Christen zur Welt kamen, so werden die Kinder aus dieser Ehe, ohne Rücksicht auf die christliche Konfession der Eltern und Großeltern, Juden sein.)

Schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß, falls jemand, der im Sinne des Gesetzes nicht als Jude zu betrachten ist, nach In-Kraft-Treten des Gesetzes, zur jüdischen Konfession übertritt, der Betreffende vor dem Gesetze als Jude gilt. Nimmt er aber nachher wieder eine christliche Konfession an, so wird er von dem Gesetze wieder als Nichtjude behandelt. Wird aber nach dem Übertreten zur jüdischen Konfession eine Ehe mit einem Juden geschlossen — was übrigens ohne Übertritt nicht möglich ist — so wird er auch als Jude gelten, wenn er später wieder Mitglied einer christlichen Konfession werden sollte. Diese Regelung soll die Umgehung des Gesetzes verhindern.

§ 15 behandelt die dritte Seite des Rassenschutzgesetzes. Es handelt sich hier um ein Verbrechen, das im praktischen Leben mit dem Namen „Rassenschändung“ bezeichnet wird. Nach § 15 des Gesetzes begeht der Jude, der ungarischer Staatsbürger ist und mit einer unbescholtenen Frau außerehelich geschlechtlich verkehrt, oder eine solche Frau zum Zwecke außerehelichen Beischlafes für sich oder andere Juden gewinnt oder zu gewinnen sucht, ein Vergehen und wird bis zu 3 Jahren Gefängnis, Amtsverlust und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft. Dieselbe Handlung wird als Verbrechen bis zu 5 Jahren Gefängnis bestraft, wenn sie mittels Unredlichkeit, Gewalt oder Drohung, oder an Verwandten, und zur Erziehung und Aufsicht Anvertrauten begangen wurde; außerdem wenn die Frau noch nicht volle 21 Jahre alt ist und schließlich, wenn der Täter schon wegen Rassenschändung verurteilt worden war und seit Verbüßung seiner Strafe noch keine 10 Jahre vergangen sind.

Von den neueren Gesetzen erfordert der vom staatsrechtlichen Standpunkt aus bedeutende G.A. II./1942 über den Stellvertreter des Reichsverwesers besondere Beachtung.

Weder der G.A. I./1920 noch die späteren modifizierenden Gesetze (XVIII./1920, XXIII./1933, XIX./1937) verfügen über die Vertretung des Reichsverwesers.

Bei Schaffung des Gesetzes ging die Legislative von dem Grundgedanken aus, daß dem Reichsverweser im Wesentlichen dieselben Rechte zustehen, wie dem König, daß also bei Festlegung der Rechte des stellvertretenden Reichsverwesers die für den Stellvertreter des Königs maßgebenden Regeln zu gelten haben. Ein aus dem Jahre 1485 stammendes Gesetz (das sog. „Palatinalgesetz“) bestimmt, daß der König während seiner Abwesenheit vom Palatin vertreten wird. Es wurde der Gedanke erwogen, ob man nicht die Palatinwürde bei der Stellvertretung des Reichsverwesers erneuern soll. Diese Lösung hätte aber wesentliche verfassungsrechtliche Änderungen erfordert, für die die heutigen Zeiten nicht geeignet sind. Die Legislative stellt sich also auf den Standpunkt, daß ein den Reichsverweser vertretendes Amt geschaffen werden soll.

So entstand der G.A. II./1942, dem zufolge die beiden Häuser des Parlaments in einer gemeinsamen Sitzung einen volljährigen ungarischen Staatsbürger durch geheime Abstimmung zum Stellvertreter des Reichsverwesers wählen. Der Reichsverweser hat das Recht, drei Personen für dieses Amt vorzuschlagen. Macht der Reichsverweser von diesem seinem Recht Gebrauch, so kann man nur einen von den von ihm Vorgeschlagenen wählen. Dem Reichsverweser steht auch das Recht zu, nur eine einzige Person zu bestimmen; in diesem Falle beschränkt sich die Abstimmung auf „ja“ oder „nein“.

Wenn der Reichsverweser von seinem Vorrecht keinen Gebrauch macht, so geht der Abstimmung eine Kandidation voraus. Das Parlament kann mehrere Personen bestimmen, doch kann nur derjenige als Kandidat betrachtet werden, den mindestens 150 anwesende Parlamentsmitglieder mit eigenhändiger Unterschrift dazu bestimmen. Tut sich aber der einstimmige Wille des Parlaments eindeutig durch gemeinsames Ausrufen kund, so fällt sowohl die Kandidation als auch die Abstimmung weg, und der Vorsitzende deklariert denjenigen, dem das Parlament sein Vertrauen geschenkt hat, zum Stellvertreter des Reichsverwesers¹⁾.

Dem Stellvertreter des Reichsverwesers stehen — in der Zeit wo der Reichsverweser durch Abwesenheit, Krankheit oder einen anderen Grund

¹⁾ Die erste Wahl eines stellvertretenden Reichsverwesers fand am 19. Februar 1942 statt, als der Reichstag Herrn vitéz Stephan Horthy von Nagybánya, den Sohn des Reichsverwesers, einstimmig zum Stellvertreter des Reichsverwesers ausrief.

an der persönlichen Ausübung seines Amtes verhindert ist, ferner bei Vakanz der Reichsverweserwürde, bis zur Vereidigung des neuen Reichsverwesers — mit Ausnahme des Nachfolgebestimmungsrechtes dieselben Rechte zu wie dem Reichsverweser. Der Reichsverweser kann aber außer der genannten Fällen mit der Kontrasignatur des Ministerpräsidenten den Stellvertreter des Reichsverwesers beauftragen, einige in seinen Rechtsbereich gehörende Aufgaben im Namen des Reichsverwesers zu erledigen. Diese Beauftragung kann eine unbestimmte Geltungsdauer haben, kann aber auch wann immer zurückgezogen werden.

Nach der Wahl wird der Stellvertreter des Reichsverwesers auf die ungarische Verfassung vereidigt und schwört, die Unabhängigkeit und Freiheit des Landes zu bewahren und alles zu tun, was zum Wohle und Ruhme des Landes gerechterweise möglich ist.

Der Stellvertreter des Reichsverwesers ist mit dem Titel „Durchlaucht“ anzusprechen, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob er als Reichsverweser handelt oder nicht, auch genießt er denselben strafrechtlichen Schutz wie der Reichsverweser. Bei Wahl eines neuen Reichsverwesers — sofort nach dessen Vereidigung — hört die Würde des Reichsverwesers auf.

In diesem Aufsatz sind nur einige wichtige Gesetze behandelt, die ihrer Bedeutung für die nationale Entwicklung halber aus der Menge der Rechtsregeln ausgewählt wurden. Diese Gesetze befehlen oder verbieten, und in den meisten Fällen schränken sie die persönliche Freiheit der Staatsbürger ein — sofern dies die höheren nationalen Ziele, zu deren Verwirklichung sie ins Leben gerufen wurden, erfordern. Die Möglichkeit, diese Ziele zu verwirklichen, tragen sie in sich, denn sie sichern mittels Sanktionen — gegebenenfalls selbst durch Anwendung von Gewalt —, die unbedingte Beachtung dieser Forderungen. Auf diese Weise wird der Zwang zum Mittel der Verwirklichung der legislativen Bestimmungen und dadurch auch zum Mittel, die Entfaltung des nationalen Lebens zu fördern.

Der Ursprung der Székler.

Von

Georg Györffy (Budapest).

Abgesondert von der ungarischen Volksmasse, umgeben von Fremden, lebt das Széklerum sein eigenes, verschlossenes Leben. In dem östlichen Winkel der Kapathen beheimatet, wohnt es in Tälern und Becken, die von hohen Bergen umgeben sind. Die Frage, wann dieses Gebiet von den Székclern besetzt wurde, läßt sich auf Grund geschichtlicher Angaben nicht sicher beantworten. Die uralte Überlieferung von ihrer hunnischen Herkunft macht ihre Abstammung ebenfalls geheimnisvoll.

Schon seit langer Zeit zeigt die ungarische öffentliche Meinung und die sich mit südosteuropäischen Forschungen befassende Wissenschaft diesen Fragen gegenüber ein reges Interesse. Eine Reihe von Gelehrten und Dilettanten hat sich bereits mit diesem Problem abgegeben. Es entstanden die verschiedensten Hypothesen, je nach dem, welche Tatsachen für wichtig und welche Forschungszweige für zuständig gehalten wurden. Hier ist nicht der Ort, sie alle aufzuzählen, denn selbst die kurzgeschilderte Geschichte dieser Frage füllt einen kleinen Band¹⁾. Zur allgemeinen Kennzeichnung soll hier bloß erwähnt werden, daß die Székler schon für Scythen, Hunnen, Gepiden, Awaren, Onoguren, Bulgaren, kaukasische Kabarden, Petschenegen, Jazygen, Komanen, Walachen und schließlich Ungarn gehalten wurden.

Doch waren die vielen Debatten nicht ganz fruchtlos. Die Ergebnisse der methodischen Wissenschaft trugen zu der Klärung der Frage bei²⁾. In letzter Zeit hat J. NÉMETH einen rein kritischen Standpunkt geltend gemacht, in dem er, ohne endgültige Parteinahme, das Haupt-

¹⁾ Siehe neuestens E. EMBER: *A székelyek eredetének irodalma és annak hatása a nemzeti népi törekvésekre* (Literatur über die Herkunft der Székler und ihr Einfluß auf die völkisch nationalen Bestrebungen). Debrecen, 1940.

²⁾ Das Bedeutendste diesbezüglich die Arbeit von V. HÓMAN im II. Bd. der Ungarischen Jahrbücher Jg. 1922, S. 9—36: *Der Ursprung der Siebenbürger Székler* mit einer kurzen Schilderung der Geschichte dieser Frage. A. a. O. IV. Bd., S. 405 bis 407 eine bemerkenswerte kurze Studie von K. SCHÜNEMANN: *Zur Herkunft der Siebenbürger Székler*.

gewicht auf die Trennung der sicheren und nicht sicheren Angaben und Folgerungen legte¹⁾.

Nach diesem Prinzip sucht auch vorliegende Arbeit die Frage weiter auszubauen und geht von der Untersuchung der frühesten Angaben aus.

Zwei chronistische Angaben erwähnen die Herkunft der Székler: die *Gesta* des ANONYMUS und die sog. *Hunnen Chronik*. Diese beiden Stellen erregten bis jetzt die meisten Debatten in dieser Frage.

ANONYMUS, der unbekannte Schreiber König Bélas III., der um das Jahr 1200 sein Werk, die „*Gesta Ungarorum*“²⁾, geschrieben hat, erzählt den Hergang der Landnahme. Er schildert, wie Árpád, der seiner Meinung nach von Attila abstammt, das magyarische Volk hereinführte und wie die Fürsten das Land von den Einwohnern eroberten. Über die Székler sagt er folgendes: „. . . *dux Arpad et sui nobiles communi consilio miserunt exercitum contra Menumorout ducem Byhoriensen (sic), cui exercitui principes et ductores facti sunt Usubun et Velec. Qui egressi sunt de insula . . . et inde equitantes iuxta fluvium Conrong castra metati sunt, et omnes Siculi, qui primo erant populi Atthyle regis, audita fama Usubun obviam pacifici venerunt et sua sponte filios suos cum diversis muneribus in obsides dederunt et ante exercitum Usubun in prima acie (sic) contra Menumorout pugnaturo ceperunt . . .*“³⁾

Um diese Angaben richtig einschätzen zu können, muß zuerst die Quelle an sich genau betrachtet werden. Im einzelnen ist die *Gesta* des Anonymus wohl keine glaubwürdige Geschichtsquelle. Dafür zeugt die Tatsache, daß seine Angaben mit denen der zur Zeit der Landnahme aufgezzeichneten griechischen, zweifellos unanfechtbaren Quellen, nicht übereinstimmen. So beschreibt KONSTANTINOS PORPHYROGENNETOS in seinem Werk „*De administrando imperio*“ (Kap. 37 und 40) die Landnahme ganz anders wie der 250 Jahre später lebende Anonymus. Dafür spricht weiterhin der Umstand, daß er die Zustände seiner Zeit in die der Landnahme hineinprojiziert. Er zählt Völker und Ortschaften auf, die kurz vor seiner Zeit aufgetaucht oder entstanden sind. Er erwähnt z. B. unter den Völkern, die bei der Landnahme angeblich angetroffen wurden, auch die Kumanen und bezeichnet sie mit dem Namen „Cumani“, obwohl sie erst in der zweiten Hälfte des II. Jh.s in Europa erschienen sind⁴⁾.

¹⁾ J. NÉMETH: *A székelyek eredetének kérdése* (Das Problem der Herkunft der Székler), *Századok* LXIX 1935, S. 131 und Ders.: *La question de l'origine des Sicules*. *Archivum Europae Centro-Orientalis* (kurz AECO) Bd. VI, 1940, S. 208—241.

²⁾ SZENTPÉTERY: *Scriptores Rerum Hungaricarum* (kurz SRH) Budapest 1937—38, II Bde, 629 P.

³⁾ SRH Bd. I, S. 101—102.

⁴⁾ MARQUART, J.: *Über das Volkstum der Komanen*, Berlin 1911; Béla KOSSÁNYI: *Századok*, LVIII, 1924, S. 526.

Obwohl Anonymus beim Schreiben seines Werkes auch Überlieferungen und Aufzeichnungen verwendet hat, läßt es sich sehr schwer entscheiden, wie weit seine geschichtlichen Feststellungen ernst genommen werden können. Doch kann ihm dies nicht als Fehler angerechnet werden, da er gar keine genaue geschichtlichen Schilderungen, keine pragmatische Geschichte geben wollte, sondern eine leichte, romanhafte sog. „Gesta“. Sein Vorbild ist die im 11. Jh. in Frankreich aufgekommene ritterliche, romanhafte „Gesta“, in der der Verfasser die Ereignisse der Vergangenheit, nach seiner eigenen Phantasie ausgeschmückt, in eine literarische Form bringt¹⁾.

So hat die Gesta des Anonymus keinen eigenen Quellenwert und bei der Entscheidung einer so wichtigen Frage darf nicht von ihren Angaben ausgegangen werden.

Als zweite Quelle soll die sog. *Hunnen-Chronik* untersucht werden. Die Hunnen-Chronik bildet den ersten Teil der *Magyaren-Chronik*. Dieser erste Teil wurde im Laufe des 13. Jh., also nach Anonymus, aufgezeichnet und später der Magyaren-Chronik zugefügt. Heute ist weder die ursprüngliche Hunnen-Chronik noch die ursprüngliche Magyaren-Chronik bekannt, die ersten Fassungen sind verschwunden. Wir besitzen nur die spätere, schon durch die Hunnen-Chronik erweiterte Magyaren-Chronik in Umarbeitungen²⁾.

Die Hunnen-Chronik weist folgenden Grundgedanken auf: das hunnische und das ungarische, d. h. magyarische Volk, ist ein und dasselbe, und das Erscheinen der Hunnen auf diesem Gebiet ist eigentlich der erste Einzug der Ungarn. Die wirkliche Landnahme der Ungarn wäre somit ihr zweiter Einzug. Die Chronik erzählt die Geschichte Attilas auf Grund westlicher Quellen, darunter des Nibelungenliedes, in völlig wahlloser, unkritischer, erzählender Form. Sie berichtet, daß sich die Hunnen nach dem Tode Attilas in Parteien aufgelöst haben. Die eine Partei habe den Sohn Attilas von Krimhild, seiner ersten Frau, Aladár, als Führer anerkannt, die andere habe sich auf die Seite seines Sohnes Csaba, den seine zweite Frau, die Tochter des griechischen Kaisers Honorius, geboren hatte, gestellt. In dem zwischen ihnen entstandenen ersten Kampfe habe Csaba gesiegt, doch wäre er in der zweiten Schlacht so geschlagen worden, daß der größte Teil seiner Leute gefallen sei. Er selbst sei zu seinem Großvater Honorius geflohen, dann wieder zurück nach Scythien. Über die Székler berichtet sie folgendes: „*Remanserant quoque de Hunnis virorum tria millia ex praelio Crimildino crepti per fugae interfugium, qui timentes occidentis*

1) D. PAIS: *Magyar Anonymus*. (Der ungarische Anonymus), Budapest 1926, 16—17. Weitere quellenkritische Literatur: SRH. I, 13—32.

2) Über diese Quelle im Allgemeinen: SRH I, 1, 129, 217.

nationes in campo Chigle usque Arpad permanserunt, qui se ibi non Hunnos, sed Zaculos vocaverunt. Isti etenim Hunorum sunt residui, qui dum Hungaros in Pannoniam iterato cognoverunt remeasse, redeuntibus in Rutheniae finibus occurrerunt, insimulque Pannonia conquestata partem in ea sunt adepti, non tamen in plano Pannoniae, sed cum Blackis in montibus confinii sortem habuerunt, unde Blackis commixti literis ipsorum uti perhibentur¹⁾.“ (Textvariante der *Kézai-Chronik*.) Weiterhin berichtet sie, daß bei der ungarischen Landnahme auch der Enkel Attilas, der Sohn Csabas, Edemen, nach Ungarn zurückgekehrt sei. Hier hat der Verfasser gar nicht beachtet, daß zwischen dem Tode Attilas und der Landnahme fast 450 Jahre liegen.

Die Quellen der Hunnen-Chronik sind größtenteils bekannt, doch wissen wir nicht, von wem die Stelle über die Székler herrührt. Es läßt sich schwer entscheiden, in welchem Maße eigene Erfindung des Verfassers und wie weit Überlieferung vorliegt. Selbst von den als Überlieferung erkenntlichen Stellen kann man nicht feststellen, ob sie neueren Ursprungs sind, oder ob irgendein geschichtlicher Kern zugrunde liegt.

Beide Chroniken sind also wertvoll, weil ihre Angaben nachträglich erklärt werden können, aber als Ausgangspunkte können sie nicht dienen.

Auf Grund dieser Quellen können wir nur feststellen, daß an der königlichen Kanzlei — aus der unsere Chronisten kommen — im 12. — 13. Jh. die Meinung verbreitet war, die Székler seien ein von den Ungarn unterschiedliches Volk und stammten, ähnlich wie die Sippe Árpáds, von Attila ab, und weiterhin, daß sie von den einziehenden Ungarn schon hier angetroffen worden wären.

Wie weit diese Meinung der Wahrheit entspricht, läßt sich nur entscheiden, wenn man sich an indifferente zeitgenössische Quellen wendet.

Die beiden frühesten Angaben über die Székler findet man in der Magyaren-Chronik, und da auch eine ausländische Chronik ihre Richtigkeit bestärkt, kann man an ihrer Glaubwürdigkeit nicht zweifeln.

Die erste Angabe steht in der Beschreibung der Schlacht bei Olsava im Jahre 1116, die Stephan II. gegen die Tschechen ausgefochten hat. Bei dem ungarischen Chronisten heißt es nach dem ersten Zusammenprall: „*Bisseni atque Syculi vilissimi usque at castrum regis absque vulnere fugierunt*“²⁾.

Ganz ähnlich ist der Inhalt der zweiten Angabe, die in der Schilderung der Schlacht an der Leitha im Jahre 1146 vorkommt: „*Bisseni vero pessimi*

¹⁾ SRH I, 162—3. Sonstige Textvarianten a. a. O. 278—9.

²⁾ A. a. O. S. 436.

*et Siculi vilissimi omnes pariter fugierunt sicut oves a lupis, qui more solito preibant agmina Hungarorum*¹⁾.

Wie sollen wir diese beiden merkwürdigen Stellen verstehen? Kann es der geschichtlichen Wahrheit entsprechen, daß sich die Petschenegen und Székler so niederträchtig benommen haben? Eine zeitgenössische Angabe zeugt für das Gegenteil. Der tschechische Chronist COSMAS hat die Schlacht aus dem Jahre 1116 genau beschrieben und erwähnt die Petschenegen und Székler als tapfer gegen die Tschechen kämpfende Völker²⁾.

Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß sich die herabsetzenden Bezeichnungen auf die leichte Bewaffnung beziehen³⁾. Aus dem Text geht deutlich hervor, daß die Tatsache der Flucht die Chronisten veranlaßte, den als hervorragende Krieger bekannten Petschenegen und Székler die Attribute „schlecht und wertlos“ beizulegen.

Nun scheint hinter dieser Beschreibung die verkannte Nomaden-Kampfweise verborgen zu sein. Nach einer der charakteristischsten Angriffsmethoden bestürmte ein berittener Trupp den Feind und flog mit einer plötzlichen Wendung wieder davon. Die Fliehenden pflegte der Feind in aufgelöster Schlachtordnung zu verfolgen. Mit dieser Scheinflucht lockten sie die Verfolger zwischen den rechten und den linken Flügel des zurückgebliebenen Heeres; ebenso plötzlich wendeten sie sich wieder und vernichteten den Feind von allen Seiten her.

Die beiden erwähnten Daten lassen darauf schließen, daß die vorstürmenden Petschenegen und Székler nach der Nomaden-Kampfweise zuerst den Feind angriffen und dann die Scheinflucht ergriffen. Das dahinterstehende ungarische Hauptheer kannte diese Kampfweise nicht, konnte sich nicht danach richten und es erschien ihm, als wären die Petschenegen und Székler aus Angst vor dem Feind geflohen.

Bei Beschreibungen der Kriegstaktik nomadischer Völker können wir diese Methode fast immer antreffen. Der byzantinische Schriftsteller MAURIKIUS bezeichnet diese List in seinem Werk über Kriegstaktik aus dem 6. Jh. als die Kampfmethode der Scythen, Hunnen, Awaren und Türken. Kaiser LEO DER WEISE nahm die Beschreibung des MAURIKIUS, oder anders URBIKIUS fast wort-wörtlich in sein Werk *Taktik* auf mit dem einzigen Unterschied, daß er statt obiger Völker die Magyaren anführte⁴⁾.

1) A. a. O. S. 456.

2) PERTZ: *Monumenta Germaniae. Scriptores*, IX, S. 123; J. PAULER: *A magyar nemzet története az Árpád-házi királyok alatt* (Die Geschichte der ungarischen Nation unter den Árpáden), 2. Ausg., 1890, Bd. I, S. 227 und 420.

3) So z. B. E. JAKUBOVICH: *Magyar nyelv*, XVII, 1921, S. 120; Z. TÓTH: *Hadtörténeti Közl.*, XXXV, 1934, S. 130—131.

4) Für den Zusammenhang beider Quellen: *A magyar honfoglalás kútfeje* (Die Quellen der ungarischen Landnahme). Hrsg. von J. PAULER und A. SZILÁGYI, Budapest 1900, 9—10; J. MORAVSIK: *A magyar történet bizánci forrásai* (Die byzantinischen

Trotzdem müssen wir bezweifeln, daß dies die allgemeine Kampfmethod der Ungarn war. Ein großer Teil der Ungarn, das ugrische Element, führte kein reines Nomadenleben; neben Viehzucht beschäftigte es sich überwiegend mit Ackerbau¹). Die Volkselemente türkischen Ursprungs hingegen waren Nomaden und kämpften auf Nomadenart.

Obige Angabe zeigt also, daß die große Masse der Ungarn diese reine Nomadenkampfweise nicht kannte, und daß gleichzeitig die östlichen Elemente: die Székler und Petschenegen, nach dieser Methode kämpften.

Doch lassen die beiden Mitteilungen noch eine weitere wichtige Folgerung zu. Sowohl die Székler als auch die Petschenegen kämpften im Krieg vor dem ungarischen Heere. Auch Anonymus wußte um diese Rolle der Székler, denn er sagt, wie schon erwähnt: . . . *ante exercitum Usubun in prima acie contra Menumorout pugnaturi ceperunt*. Diese Sitte erhielt sich noch jahrhundertlang. In dem Privilegien-Brief Wladislaws II. aus dem Jahre 1499 heißt es unter den Pflichten der Székler, daß sie im gegen die Moldau vorrückenden ungarischen Heer bei dem Vorstoß den Stoßtrupp und bei dem Rückzug die Nachhut bilden müßten²).

Nach alter Sitte war es aber die Aufgabe der angeschlossenen Völker im Kampfe voranzugehen bzw. voranzukämpfen. So beschreibt z. B. KONSTANTINOS PORPHYROGENNETOS, daß die den Ungarn angegliederten kazarischen Kabaren im Kampfe vor den Ungarn aufgestellt waren.

Zusammenfassend können wir aus diesen beiden unscheinbaren Daten folgende wichtige Ergebnisse schließen:

1. Das Széklerturn war ähnlich den Petschenegen ein vom Ungartum unterschiedliches, ihm angegliedertes Volkselement; demzufolge kämpfte es als Stoßtrupp vor dem ungarischen Heere.
2. Die Székler kämpften wie die Petschenegen und andere östlichen Elemente des Ungartums nach rein nomadischer Kampfmethod zu einer Zeit, als die große Masse des Ungartums diese Kampfweise nicht mehr kannte. Die Székler und die Petschenegen waren also im Gegensatz zu den Ungarn reine Nomadenvölker³).

Quellen der ungarischen Geschichte), Budapest 1934, S. 135—7; Die beste Beschreibung der in der Flucht bestehenden Kampfmethod ist in den russischen Jahrbüchern erhalten geblieben, wo der Sieg der Kumanen über die Ungarn bei Przemisl im Jahre 1099 beschrieben ist. A. HODINKA: *Az orosz évkönyvek magyar vonatkozásai* (Die ungarischen Bezüge der russischen Jahrbücher), Budapest 1916, S. 59—65.

¹) A. DOMANOVSKY: *A mezőgazdaság Szent István korában* (Die Landwirtschaft zur Zeit Stephans des Hl.), Szent István Emlékkönyv, II, S. 325.

²) *Székely Oklevéltár*, (Székler Archiv) III, S. 139; L. SZÁDECZKY KARDOS: *A székely nemzet története és alkotmánya* (Die Geschichte der Székler Nation und ihre Verfassung), Budapest 1927, S. 5—6.

³) Vgl. *De administrando imperio*, Kap. 39; J. NÉMETH: *A honfoglaló magyarság*

Wenn wir die übrigen frühesten Daten untersuchen, so können wir feststellen, daß sie nicht einmal zu solchen Folgerungen berechtigen, viel weniger läßt sich aus ihnen auf die Frage der Herkunft der Székler eine entscheidende Antwort herauslesen. Um Ergebnisse erzielen zu können, müssen also andere Wege beschritten werden.

Wir versuchen diesmal uns der Frage so zu nähern, daß wir, spätere Verhältnisse vorwegnehmend, in der Vergangenheit zurücktasten. Vor allem muß untersucht werden, auf welchen Gebieten des Landes Székler anzutreffen sind.

In Ungarn ist es allgemein bekannt, daß die Székler nicht nur in ihrem heutigen Wohnsitz ansässig waren. Zahlreiche Urkunden und Ortsnamen zeugen dafür, daß sie in den verschiedensten Teilen des Landes Siedlungen hatten¹). Außer Siebenbürgen werden in diesem Zusammenhang am häufigsten die westlichen Grenzgebiete und die Komitate Pozsony und Moson genannt.

Eine Urkunde aus den Jahren 1256 und 1364 erwähnt Székler auf dem Gebiet des Dorfes Boleraz im „Weißen Gebirge“. Sie bewachten den wichtigen Übergang, der über dieses Gebirge führt. Auf der anderen Seite dieses Gebirges entwickelte sich eine noch bedeutendere Ansiedlung von Székclern. Am Ufer der Miava liegt das Dorf Sasvár (Šaštín), das nach einem Dokument aus dem Jahre 1323 Hauptstadt des Komitats Sasvár gewesen ist, zu jener Zeit von Székclern bewohnt. Die Gemeinden Szent János und Nagy Lövő, deren Namen in demselben Dokument vorkommen, liegen unmittelbar neben Sasvár. Letzteres schon in der heutigen Form Nagy Lévard (Vel'ké Leváry). Neben Sasvár liegt Székelyfalu (Sekule) und eine Ortschaft namens Strázsa (Stráže). Zweifellos handelt es sich hier um eine bedeutende Grenzschutzsiedlung von Székclern, die zu gleicher Zeit ein besonderes Komitat darstellt²).

kialakulása (Die Entstehung des landnehmenden Ungartums), Budapest 1930, S. 19—20, 234—5 und AECO IV, 1940.

¹) Die Aufzählung s. bei E. JAKAB: Századok XXX, 1896, S. 581—606, 693—704; J. THURY: Erdélyi Múzeum XV, 1898, S. 138—143; vor allem aber bei J. KARÁCSONYI: *A székelyek eredete és Erdélybe való települése* (Der Ursprung der Székler und ihre Ansiedlung in Siebenbürgen), Érték. a tört. tud. köz., XX, 3, Budapest 1905, S. 55—58. Die siebenbürgischen — nicht széklerländischen — Angaben s. bei D. CSÁNKI: *Magyarország történeti földrajza* (Die historische Geographie Ungarns), V, S. 75, 405 und bei E. SÁNDOR: *A székelyek települése* (Die Siedlung der Székler), Budapest 1930, S. 25.

²) Daß sich die Sasvárer Angabe auf das Komitat Pozsony bezieht und nicht wie JAKUBOVICH (Magyar Nyelv. XXVII, 1931, S. 205—211) und St. SZABÓ (Ugocsa megye, Budapest 1937, S. 80—81, meinen auf das Komitat Ugocsa, geht aus der Urkunde und aus dem Zusammenhang der um Sasvár liegenden Ortschaftsnamen hervor. Für die Angabe: „Regestrum Varadiense Sasvár“ vgl. F. PESTHY: *A magyarországi*

Man findet aber auch an anderen Punkten der westlichen Grenze Székler. Nach einem Dokument aus dem Jahre 1314 waren die Einwohner des Dorfes Barandanbe bzw. Parendorf (ung. Pándorfalu) am Neuedlersee ursprünglich Székler. Diese Széklerkolonie reiht sich genau in die petschenegischen Siedlungen, die auf diesem Gebiet den Grenzschutz hielten.

Ein Dokument aus dem 13. Jh. erwähnt die ansehnliche Siedlung der Székler von Váty (Siculi de Vagh). Ihm zufolge gestattete König Béla IV. den Székler von Váty, die sich bisher im Kriegsfall mit hundert Bewaffneten zur Verfügung zu stellen hatten, den Adligen ähnlich, sich einzeln am Kampfe zu beteiligen. Es handelt sich hier um Nagy-Váty aus dem Komitat Baranya, das frühere Vágy (Vagh), von dem ein Dokument aus dem Jahre 1279 berichtet, daß es Pfeilschützen (saggittarii de Vagh) zu stellen hatte.

Man weiß auch von Székler Siedlungen im Komitat Szabolcs. In erster Linie fällt Székelyfalu auf. Nicht weit davon, in Sényő, hatte ein Székler aus Sasvár Land erworben. Im Komitat Bihar ist im Regestrum von Wardein aus dem Jahre 1217 eine Angabe erhalten, derzufolge in dieser Stadt Székler eine Hundertschaft von Burgjobaggionen namens „Székelyszáz“ (= Hundert Székler) bildeten. Es ist nicht genau festzustellen, wo sie wohnten, doch ist wahrscheinlich, daß Székelytelek südlich von Wardein und Székelyhid in der Gegend von Érmellék das Andenken dieser Székler bewahren. Wahrscheinlich ist auch der Fluß- und Dorfname Székelyó (ursprünglich: Székely-jó = Székler-gut) in dem Komitat Kolozs auf die Székler aus dem Komitat Bihar zurückzuführen.

Außerdem sind noch die folgenden heute noch vorhandenen und in den Dokumenten auftauchenden Orte bekannt: das Dorf Székely (heute Alsó = „Unter“ und Felsőszékeley = „Oberszékely“) im Komitat Tolna, neben Simontornya; Székely, ein verschwundenes Dorf neben Tárnok im Komitat Fehér; Székelyfalu (neuestens infolge einer falschen Rückmagyarisierung auch Sekély genannt) neben Selmezbánya im Komitat Bars; das verschwundene Dorf Székelyszeg im Komitat Temes an Stelle des heutigen Székesút (Secusigiu) weiterhin in demselben Komitat Székelyfalu zwischen Lippa und Rékas; Bor-Székely in der Gegend von Szent-András; Székelytelek bei Csakova und Székelyfalu bei Fehértplom. Verschwunden ist außerdem noch das in der Nähe von Nikince liegende Dorf Székely im Komitat Szerém.

Viele Rain- und Flurnamen bewahren das Andenken der Székler. Im Komitat Gömör heißt ein Teil des Dorfes Kecő „Székelyszög“;

várispánságok története a XIII. században (Die Geschichte der ungarischen Burggespanschaften im 13. Jh.), Budapest 1882 und L. MARJALAKI KISS: Magyar Nyelv., XXI, 1925, S. 47—49.

zu Péver im Komitat Abauj gehört Székelytő; zu Böhönye im Komitat Somogy Székelyerdő; und ein Dokument aus dem 13. Jh. erwähnt im Komitat Baranya neben Ürög einen Weinberg namens Vinea Sicula. Bei Bencenc im Komitat Hunyad fließt der Bach Székelysüly, Lunkány hingegen liegt an dem Berge Secuiului. Die alten Besitzer von Bencenc nannten sich: „Stephanus et Dominicus filii Benchench de genere Siculorum“.

Beobachtet man nun, wo sich die aus den Dokumenten bekannten wichtigsten Székler-Siedlungen befanden, so zeigt sich, daß sie an der Landesgrenze, an der vorausgesetzten alten „gyepü“- (Grenzgebiet-) Linie lagen. Zweifellos hat das Széklerturn im jungen ungarischen Reich die Aufgabe des Grenzschutzes übernommen.

Es bleibt nun noch die Lage des Széklerturns im ausgehenden Mittelalter zu untersuchen.

Von der sozialen und besitzrechtlichen Lage des außerhalb Siebenbürgens liegenden Széklerturns kann man nichts folgern, da sie — als kleine Siedlungsinseln — ihren ursprünglichen Zustand und ihre alten Gebräuche nicht bewahren konnten. Sie mußten sich den ungarländischen Verhältnissen anpassen. Aus ungarischen Dokumenten aus dem 14. und 15. Jh. kann man schließen, daß die dort lebenden Székler in einer gewissen gesellschaftlichen Krise lebten. Sie machten wesentliche Verwandlungen durch, ein Teil stieg in den ungarischen Adel auf, der andere aber sank in die Klasse der Unfreien herab. All dies führte zu dem Verlust ihrer völkischen Besonderheit am Ende des 14. Jh.s.

Es kann demnach nur vom Széklerturn Siebenbürgens ausgegangen werden. Nach den geschichtlichen Quellen erscheint das mittelalterliche Széklerturn in zwei verschiedenen Gesellschaftsordnungen. Die ursprünglichere Ordnung gliederte das ganze Széklerturn in Geschlechter und Zweige. Die spätere Ordnung teilte das Land in Stühle ein. Diese beiden Systeme kreuzen sich¹⁾.

Ein Hauptmerkmal des székler Grundrechtes ist, daß der Boden als Sippengut im Besitz der Gemeinschaft steht. Ursprünglich gab es also keinen Privatbesitz. Zwar wurde später neugerodetes Land Eigentum eines Einzelnen; starb aber ein Székler, der solchen Grund und Boden besaß, ohne Nachkommen, so ging seine Habe wieder in den Besitz der Sippe über²⁾.

¹⁾ S. V. HÓMAN: U. Jb. II, 1922, S. 15.

²⁾ J. CONNERT: *A székelyek alkotmányának története* (Die Geschichte der Verfassung der Székler), Székely-udvarhely, 1907, S. 353—375.

Diese Art des Sippenbesitzes findet sich bei den Ungarn und den nach dem Einfall der Tataren eingewanderten Kumanen wieder. Zweifellos muß dies die alte ungarische Besitzform gewesen sein, die die königliche Gewalt mit der Einführung des königlichen Rechtes (*ius regium*) durchbrach; auch die im Laufe der Zeiten später eingewanderten östlichen Volkselemente brachten diese eigenartige Einrichtung mit sich.

Leider bringt das alles der Lösung der Székler-Frage nicht näher und bietet auch keinen Anhaltspunkt für die Feststellung der Ansiedlung in Siebenbürgen, denn — obwohl die Besitzform auf einen primären Zustand hinweist — konnte der König auch noch in späteren Zeiten bestimmen, daß eine bestimmte Volksgruppe Boden mit dem Sippenbesitzrecht erhält. So war es auch, als im 11. Jh. Gastvölker aus dem Westen und nach 1241 die Kumanen Boden erhielten; und so bekamen die Székler Ende des 13. Jh. Aranyos-szék.

In vieler Hinsicht bewahrten die rechtlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Székler uralte Traditionen. Unter anderem das Zahlen von Steuern nach dem Ochsenbraten¹⁾, das auf Grund der Sippenordnung beruhende Besitzrecht, die Erbllichkeit der Ämter und schließlich die bei ihnen erhaltene Runenschrift²⁾. Das alles entscheidet aber die Frage der Herkunft nicht; gefolgert darf aus diesen Angaben höchstens so viel werden, daß sie mit den Ungarn der Heidenzeit gemeinsame Einrichtungen östlichen Ursprungs bewahrten.

Da man so nicht zum Ziel gelangen kann, muß rückschauend versucht werden, alte Siedlungsgebiete festzustellen.

Der bisherigen Ausführung zufolge waren die Székler nicht ungarischen Ursprungs. Ihre ursprüngliche Sprache war also auch nicht die Ungarische. Als sie in ihren heutigen Wohnorten auftauchten, waren sie aber zweifellos ein ungarisch sprechendes Volk, da die Ortsnamen, die sie dem Lande gaben, sämtlich ungarischen Ursprungs sind. Hätten sie sich nämlich als ein Volk mit türkischer Sprache niedergelassen, dann hätten sie wie die Petschenegen Flüsse, Berge und Wälder in türkischer Sprache benannt. Die Székler lebten also, bevor sie nach ihrer heutigen Heimat zogen, längere

¹⁾ Bei bestimmten Gelegenheiten hatten die Székler Rinder an den König abzugeben, die mit dem Stempel des Königs oder des Stuhls gezeichnet wurden. S. CONNERT: a. a. O. S. 278—291 und SZÁDECZKY KARDOS: a. a. O. S. 73—74.

²⁾ J. NÉMETH: *Die Inschriften des Schatzes von Nagyszentmiklós*, Budapest 1932, S. 60 usw. und AECO VI, 1940.

Zeit mit den Ungarn zusammen, wenigstens so lange bis sie sich die ungarische Sprache aneigneten¹⁾.

Um festzustellen, wo sich dieses Gebiet befunden hat, wird der Versuch gemacht, die Namen der Stühle auszuwerten.

Die Namen der sieben alten Hauptstühle lauten wie folgt: Telegdi-szék bzw. später Udvarhely-szék, Maros-szék, Csik-szék, Sepsi-szék, Kézdi-szék, Orbai-szék und Aranyos-szék.

Es muß aber bemerkt werden, daß im Széklerlande der Name „szék“ (sedes) in den Urkunden erst um die Mitte des 14. Jh.s vorzukommen beginnt. Der Székler „Stuhl“ hat sich wahrscheinl. ch erst unter dem Einfluß der viel früher bekannten sächsischen Stuhlgorganisationen eingebürgert. Vor dieser Zeit schwankt die Bezeichnung für diese territoriale Organisation. Sie wird abwechselnd unter dem Namen terra, districtus und dioecesis erwähnt²⁾.

Maros-szék und Aranyos-szék haben ihren Namen zweifellos von den sie durchfließenden Flüssen Maros und Aranyos erhalten. Der Ursprung des Namens Csik ist unbekannt. Die ungarischen und lateinischen Namen der erhalten gebliebenen vier Stühle können leicht erklärt werden. Der ungarische Name der Stühle Telegdi, Sepsi, Kézdi, Orbai und ihr lateinischer Name „de Telegd“, de Sebus“, „de Kézd“, „de Orbou“ bedeutet, daß die Stühle ihre Namen von den Orten Telegd, Sebüs, Kézd bzw. Orbó erhalten haben. Nun sind in keinem dieser Stühle Telegd, Sebes, Kézd und Orbou genannte Orte zu finden. Gleichzeitig liegen westlich des heutigen Széklerlandes unterhalb der Maros-Küküllő-Linie die Ortschaften Sebes, Orbou und Kézd oder, wie man sie heute nennt: Szászsebes, Szász-orbó und Szász-kézd.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß sich die obigen Stühle in der Gegend um Sebes, Orbó und Kézd herausgebildet haben und daß sie den Namen ihres ehemaligen Mittelpunktes auch nach ihrer Verschiebung nach dem Osten bewahrt haben und zwar in einer attributiven Form, die auf den Ursprung zurückweist. Aber es sind noch andere Erinnerungen daran erhalten geblieben, daß ursprünglich Székler auf diesem Gebiete gewohnt haben. Hier finden wir die ebenerwähnten Ortsnamen Székelysüly und Vêrfu Secuiului und die alten Székler Grundbesitzer des Dorfes Bencenc.

Darauf weist auch die Tatsache hin, daß zwei, wahrscheinlich besiedelte, Stühle der Sachsen, Meggyes-szék und Sely-szék, verwaltungsmäßig nicht zum Sachsenlande gehörten wie die „sieben Stühle“ der

¹⁾ St. Kniezsa: *Ungarns Völkerschaften im 11. Jh.*, AECO IV, 1938, S. 353.

²⁾ L. Szádeczky Kardos: a. a. O. S. 30.

Sachsen, sondern bis zum Jahre 1402 der Oberhoheit des Széklergespans unterstanden. Die Oberhoheit des Székler Gespans ist möglicherweise ein Rechtsüberbleibsel aus der Zeit, als die Székler noch auf diesem Gebiete wohnten.

In dieser Richtung müssen wir auch den Teil des im Jahre 1224 erlassenen *Andreanums*, des berühmten Privilegienbriefes der Siebenbürger Sachsen, verstehen, in dem bei der Bestimmung der Ausdehnung des Sachsenlandes die Székler erwähnt werden. Das privilegierte Gebiet erstreckte sich von Szászváros bis Barót, das Land der Székler von Sebes und das Land von Daróc mitinbegriffen. Dieses Sebeser Land befand sich also in der Gegend des Flusses Sebes und Szászsebes.

Auf Grund dieser Feststellungen gelangen wir zu der Erkenntnis, daß die Székler aus dem benachbarten westlichen Gebiet in ihre heutige Heimat eingewandert sind¹⁾.

Wir haben noch nicht vom ersten und wichtigsten der sieben Stühle gesprochen, vom Telegdi-Stuhl, dessen Name ähnliche Probleme aufwirft. Die dortigen Székler stammen nach dem Zeugnis des ungarischen Namens Telegdi und des lateinischen „de Telegd“ aus der Gegend von Telegd. Eine Ortschaft mit dem Namen Telegd ist nur in dem Komitate Bihar bekannt. Die Székler von Telegd stammen also ursprünglich aus Bihar, wo die Zenturie „Székelyszáz“ im Várader Regestrum und weiterhin Székelyhid und Székelytelek die Erinnerung an die Székler bewahren, die einstmals dort gewohnt haben.

Damit haben wir einen Punkt erreicht, wo wir aus den untersuchten Stuhlorganisationen weiter zurückgehende Folgerungen nicht mehr ziehen können. Wenn wir weiter rückwärts forschen wollen, dann müssen wir die Sippenorganisation untersuchen.

Die Erinnerung an die Sippenorganisation der Székler ist in Urkunden aus dem 15. und 16. Jh. erhalten geblieben²⁾. Leider kennen wir die Namen aller Geschlechter und Zweige nur aus Marosszék. Von den übrigen Stühlen haben wir nur einige Angaben. Folgende Tabelle zeigt die bekannten Geschlechter und Zweige:

¹⁾ Über diese Deutung der Stuhlnamen s. L. ERDÉLYI: *Akadémiai értesítő*, 1922, S. 211—213; J. KARÁCSONYI: *Magyar Kisebbség*, IV, 1925, S. 473; E. SÁNDOR a. a. O.; M. ASZTALOS: *A székelyek őstörténete letelepülésükig* (Die Urgeschichte der Székler bis zu ihrer Ansiedlung), Kolozsvár 1932, S. 12—15; V. HÓMAN: *Székelyek*, in *Erdély*, Budapest 1940, S. 46; dass. in deutscher Sprache „Siebenbürgen“, Budapest 1940.

²⁾ Ausführlich bei J. NÉMETH: *AECO* VI, 1940.

Maros-szék. 6 Geschlechter

I.				II.				III.				IV.				V.				VI.			
Halom				Örlec				Jenő				Meggyes				Adorján				Ábrán			
1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.
György	Péter	Halond	Názán	Bud	Szovát	Seprőd	Ecken	Szomoru	Uj-ág	Boroszló	Balázsi	Meggyes	Dudar	Kürt	Gyaros	Telegd	Pozson	Vácámán	Vaj(a)	Nagy	Gyerő	Uj-ág	Karácson

Kászon-szék. 6 Geschlechter:

Halom

Kézdi-szék. 5 Geschlechter:

Jenő Geschlecht

Besenyő Zweig

Sepsi-szék.

Odwor Zweig

Aghaz-Geschlecht?¹⁾

Koromza Zweig?

Aranyos-szék. 6 Geschlechter.

Demzufolge hatten Maros-szék, Kászon-szék und Aranyos-szék sechs Geschlechter, Kézdi-szék aber fünf. Da aus Kászon-szék, wo wir von sechs Geschlechtern wissen, der Stuhl Csik ausgeschieden ist, müssen in Csik gleichfalls sechs Geschlechter vorhanden gewesen sein. Wie sich herausstellt, wiederholen sich die Namen der Geschlechter in den anderen Stühlen. Das im Stuhle Kézdi allein bekannte Geschlecht Jenő finden wir auch in Maros-szék. Das im Kászon-Stuhl allein bekannte Geschlecht Halom finden wir gleichfalls in Maros-szék.

Deshalb können wir annehmen, daß die Sippenorganisation jedes Stuhles ursprünglich gleich war. Er zerfiel in 6 Geschlechter und 24 Zweige und in den Stühlen kamen die gleichen Geschlechter- und Zweignamen vor²⁾.

Wie ist dieser Zustand entstanden?

Als die Székler in den Besitz eines neuen Gebietes gelangten, teilten sie das besetzte Land nach Zweigen ein. Jeder Zweig erhielt ein Landstück oder mehrere gleiche Landstücke mit gemeinsamem Besitzrecht innerhalb eines Zweiges. Auf die neuen Ländereien sandte jeder Zweig des ursprünglichen Mutterstuhles, der über einen Bevölkerungsüberschuß verfügte, Auswanderer und so ist es nur natürlich, daß auf dem neuen Gebiet ein genaues Abbild der alten Organisation entstand.

¹⁾ J. NEMETH a. a. O.

²⁾ Vgl. CONNERT: a. a. O. S. II—12 und SZÁDECZKY KARDOS: a. a. O. S. 27.

Eine solche neue Besitzergreifung können wir bei der Niederlassung der Székler von Aranyos beobachten. Nach dem Zeugnis mehrerer früher Urkunden wurde der Burgbesitz von Torda an der Aranyos — der spätere Stuhl Aranyos — in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s von Székclern aus Kézdi²⁾ in Besitz genommen. Die Székler aus Aranyos-szék sind also gleichen Ursprungs wie die Székler aus Kézdi-szék. Die sechs Geschlechter aus Aranyos-szék und die fünf Geschlechter aus Kézdi-szék stammen gleicherweise aus einer Organisation, die aus sechs Geschlechtern bestand und müssen sich aus dem Gebiet von [Szász]-Kézdi herausgelöst haben. Während aber der im Osten angesiedelte Teil den Namen seiner alten Heimat Kézdi bewahrt hat, erhielt der nach Norden ziehende Teil, der sich am Aranyos niederließ, einen neuen Namen.

Selbstverständlich nahm ein Geschlecht oder Zweig, der keinen Bevölkerungsüberschuß hatte oder nicht einmal sein eigenes Gebiet voll ausfüllen konnte, an der neuen Siedlung nicht teil. So konnte es dazu kommen, daß die nach dem Osten ziehenden und Kézdi-szék gründenden Székler nur fünf Geschlechter zählten. Die in Kézdi gebliebene Mutterorganisation, die sechs Geschlechter zählte, übersiedelte als Ganzes nach dem Norden und erhielt sich als Organisation von sechs Geschlechtern bis zum Schluß des 16. Jh.s.

Wenn durch die Trennung in der alten oder in der neuen Organisation eine Lücke entstand, so wurde diese durch Schaffung neuer Zweige ausgefüllt. Die zwei „Neuen Zweige“ Uj ág aus Marosszék erinnern an eine solche Ergänzung.

So wie sich die alten Székler aus Kézdi teilten und dadurch zwei im Wesentlichen gleiche Organisationen schufen, so muß man sich die Entstehung der anderen Organisationen ähnlichen Aufbaus vorstellen.

Die in den verschiedenen Stühlen vorkommenden gleichen Geschlechternamen bedeuten, daß sie sich aus einer gemeinsamen Organisation herauslösten. Der Umstand, daß Telegdi-, später Udvarhely-szék unter den anderen Stühlen eine führende Stellung einnahm, daß in der kirchlichen Einteilung des Seklerlandes die Telegder Probstei die wichtigste war, und daß territorial die Lage des Biharer Telegd am weitesten zurückweist, läßt darauf schließen, daß dieser Stuhl die älteste Organisation darstellt, aus der sich letzten Endes alle anderen herausgelöst haben.

Innerhalb der Geschlechterorganisation fällt es, was das Verhältnis der Geschlechter und Zweige zueinander anbelangt, auf, daß ein Zweig des Halom Geschlechtes Halond heißt (Verkleinerungsform für Ha'om) und daß der Name eines Zweiges des Meggyes-Geschlechtes ebenfalls Meggyes heißt; diese Namen kommen in anderen Geschlechtern nicht vor.

1) Székely Okleveltár, III, 1—2 und I, 26—27.

Daraus läßt sich folgern, daß jedes Geschlecht seinen Namen ursprünglich von dem wichtigsten seiner Zweige erhielt.

In der Nomaden-Stammesorganisation ist es keine vereinzelte Erscheinung, daß der Name des führenden Stammes auf die ganze Stammesorganisation übertragen wird. Hier genügt den Namen „türk“ zu erwähnen, der ursprünglich nur der Name eines führenden Stammes gewesen ist und später der Name eines Stammesbundes und schließlich eines ganzen Volkes wurde¹).

Wir besitzen zwar keine Angaben darüber, ob zwischen den einzelnen Székler Stämmen irgendwelche Unterschiede geherrscht haben, doch mußte wohl von Anfang an eine Hierarchie vorhanden gewesen sein.

In den vier anderen Fällen konnten die Unterschiede von den durch die Übersiedlung entstandenen Veränderungen herrühren.

Nach alledem versuchen wir eine historische Wertung der Geschlechts- und Zweignamen vorzunehmen.

Eine außerordentlich wichtige Aufgabe ist die Erforschung der Völker- und Stammesnamen, denn daraus kann man auf den Ursprung und die Entwicklung des betreffenden Volkes schließen. Zwar ändern sich die Stammes-, Geschlechts- und Zweignamen oftmals²), so vor allem die der kleineren Einheiten, doch können viele Jahrhunderte, kann selbst ein Jahrtausend nicht alle Spuren der ursprünglichen Stammesordnung verwischen, vorausgesetzt, daß das Volk keiner grundlegenden Umformung unterzogen wurde. So kann man in der baskirischen Stammesordnung die altungarischen Stämme Gyarmat und Jenő unter den Namen Jurmatı und Jenej auffinden, obwohl die Baskiren schon gut über tausend Jahre von den Ungarn getrennt leben. Bei ihnen erhielt sich außerdem auch die Erinnerung an Bulgaren und Kitajen in den Stammesnamen „Bular“ und „Kataj“. Aber nicht nur die Namen der Stämme, sondern auch die der rascheren Veränderungen unterworfenen Geschlechter weisen vielfach jahrhundertealte Volksnamen auf und bewahren damit das Andenken uralter historischer Beziehungen. So z. B. die Geschlechternamen Kipcsak, Merkit und Szárt³). Auch die Geschlechtsnamen der altaischen Tataren bewahren alte türkische und mongolische Volksnamen, z. B. Naiman, Mürküt, Kipcsak, Mongul. Ein Geschlecht der Teleuten hat sogar den Namen des vor 1400 Jahren blühenden Tölösstammes bewahrt⁴).

¹) J. NÉMETH: *A honfoglaló magyarság kialakulása* (Die Entstehung des landnehmenden Ungartums), Budapest 1930, S. 193.

²) J. NÉMETH: a. a. O. S. 31 und AECO VI, 1940.

³) P. MIJATEV: *Adalékok a baskir törzsnevek magyarázatához* (Angaben zur Erklärung der baskirischen Stammesnamen), Budapest 1931.

⁴) W. RADLOFF: *Phonetik der nördlichen Türkssprachen*, S. XXIX—XXX.

Betrachten wir nun die Székler Geschlechts- und Zweignamen, so fällt sofort auf, daß, einige undeutbare Namen ausgenommen, alle anderen Bezeichnungen ungarischen Ursprungs sind, seien es Personen- oder Ortsnamen. Türkische Stammes- und Geschlechtsnamen sind nicht anzutreffend. Wäre aber der Székler Stamm direkter Nachfolger irgend eines türkischen Stammes, so müßten davon Spuren unter den Geschlechts- und Zweignamen aufzufinden sein. Mag das Széklerturn auch türkischen oder sonst östlichen Ursprungs sein, seine aus dem 15. Jh. bekannte Stammesorganisation hat es in Ungarn ausgebildet.

Nach Forschungsergebnissen von J. NÉMETH kann man unter den Székler Geschlechts- und Zweignamen drei Gruppen unterscheiden. Ganz deutlich sind die folgenden Geschlechts- und Zweignamen auf Ortsnamen zurückzuführen: Halom, Sepröd, Meggyes, Telegd, Vaja, Ecken, Kürt und Jenő. Wahrscheinlich gehören die Zweignamen: Pozson, Dudar, Szovát und Besenyő auch hierher, obwohl sie auch als Personennamen vorkommen.

Die zweite deutlich erkennbare Gruppe ist die der Personennamen: György, Péter, Gyerő, Vácmán, Náznán und wahrscheinlich auch: Bud, Gyáros und Szomorú.

Es gibt aber auch Geschlechts- und Zweignamen, bei denen man nicht entscheiden kann, in welche der beiden Gruppen sie gehören, da sie sowohl als Ortsnamen als auch als Personennamen vorkommen. Diese sind: Ábrán, Adorján, Balázsi, Boroszló und Karácson.

Die dritte Gruppe besteht aus zwei Namen von Volksteilen: Uj-ág (neuer Zweig) und Nagy-ág (großer Zweig). Sie werden wohl durch die in der Sippenorganisation zeitweise entstandenen Veränderungen entstanden sein.

Es fragt sich nun, ob man aus diesen drei Geschlechtsnamengruppen irgendwelche historischen Schlüsse ziehen, ferner, ob man die Gruppen zeitlich trennen kann. Diese Fragen müssen bejaht werden.

Schnell sind die Volksteilnamen der dritten Gruppe erledigt. Die beiden Zweige Uj-ág und Nagy-ág sind zweifellos neueren Ursprungs.

Viel schwieriger ist die Frage, ob die Gruppe der Ortsnamen oder die der Personennamen die ältere ist. Glücklicherweise gibt es einige Geschlechts- und Zweignamen, die öfter vorkommen und von denen demnach festgestellt werden kann, daß sie schon in der ursprünglichen, einheitlichen Sippenorganisation in dieser Form vorhanden waren.

In der ursprünglichen Sippenorganisation erhielt das Geschlecht — wie schon erwähnt — seinen Namen von einem seiner vier Zweige. Wo dieser Zustand erhalten blieb, spiegeln die Namen die ursprünglichen Verhältnisse: so der *Halond*-Zweig des *Halom*-Geschlechtes und der *Meggyes*-Zweig des *Meggyes*-Geschlechtes.

Auch von den in verschiedenen Stühlen vorkommenden gleichen Geschlechtsnamen — wie z. B. von dem des Jenő-Geschlechts, das sowohl in Marosszék als auch in Kézdi-szék, ferner des *Halom*-Geschlechts, das auch in Maros- und in Kászon-szék anzutreffen ist — kann man annehmen, daß sie aus der Zeit stammen, wo die einzelnen Stühle noch eine zusammenhängende Organisation bildeten.

Einen Anhaltspunkt bietet auch noch die Tatsache, daß der Name des in der Rangstufe ersten und wichtigsten Stuhles, des Telegdi-Stuhles in dem Adorján-Geschlecht als Zweignamen vorkommt. Da aber der Telegdi-Stuhl jener Stuhl ist, dem wir am weitesten in seiner Entwicklung zurückverfolgen können, und von den wir annehmen, daß er die ursprüngliche Mutterorganisation war, müssen wir den Zweignamen Telegd als wenigstens ebenso alt ansetzen.

Die vier Geschlechter- und Zweignamen: Halom, Jenő, Meggyes und Telegd gehören nun zweifellos alle in die Gruppe der Zweignamen, die auf einen Ortsnamen zurückgehen. Wir müssen diese also als ursprünglich ansehen.

Von den Zweignamen wie György, Péter, Gyerő, Vácmán, die auf Personennamen zurückgehen, können wir nicht annehmen, daß sie älter sind, weil es sich durchweg um christliche Personennamen handelt. Es ist auch auffällig, daß wir unter den Székler Zweignamen keinen heidnisch-ungarischen oder türkischen Personennamen finden, wo doch ein großer Teil der ungarischen Sippennamen solchen Ursprungs ist. Die Gruppe der Personennamen ist also zweifellos neueren Ursprungs. Aus all diesem ergibt sich, daß die Gruppe der Ortsnamen ursprünglicher ist, und die alte Organisation Geschlechter- und Zweignamen besaß, die auf Ortsnamen zurückgehen. Auf Grund ungarländischer Beispiele können wir auf die Frage, wie aus Ortsnamen Stammes-, Sippen- oder Zweignamen entstehen konnten, eine genaue Antwort geben.

Eines der ältesten Geschlechter ist das Osli-Geschlecht. Obwohl der Name türkischen Ursprungs ist und mehrere bekannte und bedeutende Mitglieder der Familie diesen Namen trugen, wird das Geschlecht neuerdings auch Csorna genannt. Diesen Namen erhielt das Geschlecht von dem Dorfe Csorna in dem Komitate Sopron, dem Mittelpunkt seiner Güter, wo auch das Münster des Geschlechtes lag.

Außerdem sind mehrere ungarische Geschlechter bekannt, die ihren im 13. Jh. gebräuchlichen Namen von dem Orte erhielten, wo sie ansässig waren; so erhielt das Káta-Geschlecht von dem Ortsnamen türkischen Ursprungs: Katay > Káta seinen Namen, das Geschlecht Nádasd von dem Dorfe Nádasd im Komitate Vas und das Geschlecht Néméti von dem Dorfe Néméti im Komitate Néméti¹⁾.

¹⁾ J. KARÁCSONY: *A magyar nemzetségek a XIV. század közepéig* (Die ungarischen Ungarische Jahrbücher. XXII.

Auch aus der türkischen Stammesorganisation könnte eine Reihe von Beispielen aufgezählt werden, doch bezeugt auch das Angeführte ganz klar, daß die nach einem Ortsnamen benannten Geschlechter den Namen jenes Ortes bewahren, wo sie ursprünglich ansässig waren. Danach kann man aus den Zweignamen, die auf einen Ortsnamen zurückgehen, den ursprünglichen Wohnort des betreffenden Zweiges bestimmen, so daß der Zweig Telegd in der Gegend von Telegd im Komitat Bihar, der Zweig Meggyes in einem der Dörfer Meggyes in Ungarn, der Zweig Halom in einer Ortschaft Halom, der Zweig Szová't in der Gegend von Szová't, der Zweig Écken in der Gegend von Veckend, der Zweig Pozson aber — falls es sich hier nicht um einen Personennamen handelt — in der Gegend von Pozsony ursprünglich ansässig war.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die székler Zweige aus den verschiedensten Gegenden Ungarns stammen¹⁾. Weit mehr verraten die Zweignamen: Kür't, Jenő und Besenyő, sie waren nämlich ursprünglich Stammes- bzw. Volksnamen.

Das Ungartum hatte sieben alte Stämme: Nyék, Megyer, Kür't-Gyarmat, Tarján, Jenő, Kér und Keszi. Die Wohnstätten der in der neuen Heimat angesiedelten Teilstämme wurden vielfach nach den Stämmen, in welche sie gehörten, benannt. Einen Bruchteil des Stammes Kür't nannte man Kür't und denjenigen des Stammes Jenő — Jenő. Ebenso wurden die Wohnorte des Besenyő-(Petschenegen)-Stammes, der sich zu den Ungarn gesellt hatte, von den Bewohnern der Umgebung Besenyő genannt.

Die Székler Stammesnamen: Kür't, Jenő und Besenyő bedeuten also eigentlich kleine Volksteile.

Doch kann man hier noch weiter gehen. Das Ortsnamenmaterial ist leider nicht ausgiebig genug und viele Zweignamen haben sich verändert. Bedenkt man aber, daß fast alle Zweignamen in das Ortsnamenmaterial des Széklerlandes übergegangen sind, und dort als Ortschafts- oder Flurnamen erhalten blieben, so ist es wahrscheinlich, daß die vor dem 16. Jh. verschwundenen Zweignamen als geographische Bezeichnungen auch heute noch anzutreffen sind. Findet sich also hier ein ganz charakteristisch ungarischer Ortsname, dessen Entstehung unverständlich ist, so kann man auf einen Zusammenhang zwischen dem Széklerum und der Bevölkerung des betreffenden Gebietes schließen.

Eine nach Westungarn weisende Ortsnamengruppe hat die Aufmerksamkeit der Forscher schon lange auf sich gelenkt²⁾. Abgesehen von dem

Geschlechter bis zur Mitte des 14. Jh.), Budapest 1901, I, S. 14; II, S. 310, 384—386, 397, 415—416.

¹⁾ Vgl. E. MÁLYUSZ: Századok LXXIII, 1939, 291—293.

²⁾ J. THURY: a. a. O. S. 158—159 und J. NÉMETH: AECO VI, 1940.

bekannten Zweignamen Pozson, gibt es im Széklerlande einen Bachnamen Ráb, einen Ortschaftsnamen Moson und einen Bergnamen Zobor. Besonders wichtig erscheinen in diesem Zusammenhange die Ortsnamen Moson und Ráb, denn vor der Landnahme hat in der Gegend des Komitates Moson und des Flusses Rába der letzte Rest des Awarantums gewohnt, wurde von dem Ungartum hier aufgefunden und allem Anschein nach in die Stammesorganisation aufgenommen. Es ist also anzunehmen, daß die Ortschaftsnamen der Gegend um den Neusiedlersee herum awarischen Ursprungs sind. Aus alledem kann man die entscheidende Folgerung ziehen, daß das Széklerlum nicht einheitlichen Ursprungs ist, sondern sich aus verschiedenen ungarischen Stämmen und aus späteren dem Ungartum angegliederten östlichen Volkselementen herausgebildet hat.

Anfänglich haben wir behauptet, daß das Széklerlum ein in seiner Ganzheit vom Ungartum unterschiedliches Nomadenleben östlichen Ursprungs führte. Wie kann man nun diese beiden Behauptungen vereinbaren?

Das Ungartum hat Jahrhunderte inmitten türkischer Völker verbracht. Diese Berührung war für die Entfaltung des Ungartums von entscheidender Bedeutung. Selbst die Stammesorganisation wurde wahrscheinlich von einer türkischen führenden Schicht herausgebildet. Daneben schlossen sich den Stämmen auch türkische Volksteile an.

Die székler Zweige Kürt und Jenő entstanden aus den türkischen Nomadenelementen des Stammes Kürt und Jenő.

Es taucht nun die Frage auf, ob sich aus so verschiedenen Elementen ein Volk wie das Széklerlum herausbilden kann.

Zieht man die gesellschaftliche Organisation der nomadischen Türken und die Entwicklungsgesetze der Stämme und Geschlechter überhaupt in Betracht, so muß diese Frage bejaht werden.

Nomadestämme sind nicht Ergebnisse einer langsamen, organischen Entwicklung, sind keine festen, gesellschaftlichen Gebilde, sondern ergeben sich durch den wechselvollen Zusammenschluß von selbständigen Geschlechtern. Eine bestimmte Geschlechtsuntergruppe kann heute zu diesem Geschlecht gehören, morgen vielleicht zu einem anderen. Und die einzelnen Geschlechter können einmal zu diesem, einmal zu jenem Stamm gehören. Die Loslösung und der Zusammenschluß gesellschaftlicher Einheiten sind in der nomadischen Stammesorganisation tagtägliche Erscheinungen¹⁾.

¹⁾ Vgl. J. NÉMETH: a. a. O. S. 12 usw. und E. MÁLYUSZ, a. a. O.

Wodurch entsteht nun ein Nomadengeschlecht oder -Stamm? Entweder durch den selbständigen Zusammenschluß mehrerer Geschlechter, oder durch eine von oben wirkende organisatorische Kraft.

Sobald ein bestimmter Stamm, der ein angesehenes Oberhaupt hat, zu führender Rolle gelangt und ein Reich gründet, so organisiert der führende Stamm die zu ihm gehörenden Stämme und Geschlechter. Wenn sich dem Stammesverband neue Volkselemente anschließen, so wird die Stellung dieser angeschlossenen Völker niedriger Ordnung vom führenden Stamm bestimmt; er gibt den Ort und die Art der zu leistenden Kriegsdienste an und organisiert die Angeschlossenen wenn nötig um.

Im allgemeinen ist es einer höheren Gewalt möglich, einen Nomadenstamm umzuformen oder kleinere Einheiten: Geschlechtsuntergruppen zu Stämmen umzuorganisieren, ohne daß dadurch irgendeine wesentliche Änderung im Volksleben entstehen würde. Die kleinen selbständigen Geschlechtsuntergruppen üben ihre Funktionen genau so aus wie vorher, nur der äußere Rahmen ändert sich.

Auf Grund der gesellschaftlichen Organisation der Nomaden kann man sich die Entstehung eines Székler Stammes derart vorstellen, daß eine führende Macht die in Ungarn verstreuten nomadisierenden Geschlechter zusammenfaßte und organisierte.

Darauf weist auch die künstliche Auflösung der Székler Stammesorganisation hin.

Ihre Organisation geschah nach dem Vorbilde der Oguzen-Stammesorganisation. Die Oguzen hatten sechs Stämme mit je vier Geschlechtern. Betrachtet man die Namen der Oguzengeschlechter, so fallen einem die Namen verschiedener türkischer Völker und Stämme auf, so z. B.: Ala-jontlu, Becsene, Kaji.

Auch die Székler Stammesorganisation bestand aus sechs Geschlechtern, von denen jedes vier Zweige in sich schloß. Ähnlicherweise wurden die Zweige aus verschiedenen Volkselementen zusammengefaßt. Uns sind nur die Bestandteile: Kürt, Jenő, die petschenegischen und vielleicht awarischen Elemente bekannt, aber es konnten gut auch die anderen östlichen Volkselemente in ihnen vertreten sein.

Mit dem bisher Gesagten sind wir bis zum Kern der Frage vorgedrungen, d. h. bis zur Herkunft der Székler. Von der Zeit und den Umständen ihrer Entstehung läßt sich nichts Näheres sagen.

Noch stehen aber zwei Fragen offen: der Ursprung der Namen Csigla und Székely (Székler). Diese könnten weitere Stützpunkte liefern.

Nach der Hunnen-Chronik siedelten die sich zurückziehenden Székler auf dem Csigla-Felde an. Was ist nun dieses Csigla-Feld und was bedeutet der Name Csigla?

Nach der sehr wahrscheinlichen Erklärung von J. THURY kann das Wort Csigla ein Ortsname sein, aber auch ein Gemeinwort. Es ist türkischen Ursprungs und bedeutet: „Damm, Grenzgebiet“¹⁾.

Unserer Meinung nach ist in obiger Chronikangabe ein altes Gemeinwort erhalten geblieben. Das Wort kommt in Ungarn auch anderwärts vor. Die Ortschaft Csöglye im Komitate Veszprém erscheint um 1340 in der Form: Chigla (Csigla). Die in der Gegend des Dorfes befindlichen petschenegischen Ortschaftsnamen weisen darauf hin, daß auch dieses Wort petschenegischen Ursprungs ist.

Da nun dieser Name einmal im Zusammenhang mit Székclern das andere mal mit Petschenegen vorkommt, ist es offenkundig, daß es als Gemeinwort in der Sprache der östlichen Volkselemente des Ungartums gebräuchlich war. Das die für den Grenzschutz eingesetzten Székler und Petschenegen das Grenzgebiet in ihrer eigenen Sprache mit „csigla“ bezeichneten bzw. an dem Grenzgebiet (ung. „gyepü“) wohnten, war sicherlich auch am fürstlichen, später königlichen Hofe bekannt. Doch ist im 13. Jh., als die Hunnen-Chronik entstanden ist, die Erinnerung an den Ursprung des Wortes verblaßt und die Überlieferung, daß die Székler am „Csigla“ wohnten, so gedeutet, daß sie neben einer Ortschaft „Csigla“ angesiedelt waren. So kam in die Chronik die Bezeichnung „Csigla-Feld“.

Für den Ursprung des Namens „Székely“ (Székler) bestehen zahlreiche Erklärungen. Am wahrscheinlichsten scheint die auch von J. NÉMETH angenommene Deutung J. THURYS²⁾ zu sein, der zufolge das Wort auf das türkische „sikil“, d. h. „Sohn des Herrschers, Prinz“, zurückgeht. Das Wort „sikil“ bedeutete also zuerst den Namen einer Würde. Es gibt im Türkischen zahlreiche Beispiele dafür, wie sich der Name einer Würde auf einen Stamm überträgt. Dieser Vorgang verläuft derart, daß der Stamm nach einem Oberhaupt „Sikil-Stamm“, d. h. „Stamm des Prinzen“, genannt wird. Durch Vereinfachung steht dann der Name der Würde für den ganzen Stamm.

Das hieße nun so viel, daß das Székclertum der Stamm eines ungarländischen Sikil, d. h. Prinzen war. Dieser mochte den Stamm organisiert und an den Grenzgebieten („gyepü“), „csigla“, angesiedelt haben. Da nun die Angaben der Hunnen-Chronik, die sich auf den Ursprung der Székler beziehen, auch in anderer Hinsicht auf die Überlieferung zurückgeht, ist es nicht unmöglich, daß hier der Name des Prinzen Csaba, der laut der Chronik nach dem Tode Attilas der Herrscher der Hunnen und Székler war, des ersten „sikil“, erhalten geblieben ist. Wenn man in Betracht zieht, daß der Chronik zufolge, Edemen und das Geschlecht Aba von Csaba abstammen

¹⁾ THURY: a. a. O. S. 206-209; weiterhin E. SÁNDOR und J. NÉMETH: AECO VI. 1940.

²⁾ Vgl. THURY: a. a. O.; Németh: a. a. O.; Mályusz, a. a. O.

und daß bei der Schilderung der Landnahme sowohl Edemen als auch die Székler genannt werden, so kann man mit einem gewissen Recht die Sikil-Würde an das Geschlecht Aba knüpfen; und das um so mehr, als das Geschlecht Aba das vornehmste unter den angeschlossenen türkischen Geschlechtern war und ein Mitglied dieses Geschlechtes noch im 13. Jh. den Namen Csaba trug.

Mit einer gewissen Sicherheit läßt sich so viel feststellen, daß die Székler Stammesorganisation in der Zeit der Fürsten, in der zweiten Hälfte des 10. Jh.s, entstanden ist. Geschichtlich könnte man die Zeit unmittelbar nach der Niederlage von Augsburg im Jahre 955 ansetzen, als die herumstreichenden östlichen Elemente stark geschwächt waren, die fürstliche Macht im Steigen begriffen war und das Gewicht nunmehr statt auf den Angriff auf den Schutz der Grenzen gelegt wurde und die Zeit der Organisation der Grenzschutzgebiete und -Völker gekommen war.

Es muß noch der Überlieferung der Chroniken, der hunnischen Herkunft und der Frage, ob das Volk der Székler schon von den Landnehmern hier angetroffen wurde, gedacht werden.

In bezug auf die hunnische Frage wissen wir, daß sich die Hunnen nach der Auflösung von Attilas Reich nach Osteuropa zurückzogen. Obwohl ihr größter Teil dieses Gebiet wieder verlassen hat, haben sich kleinere Reste den bulgarischen Stammesorganisationen angeschlossen. Das am Schwarzen Meer lebende Ungartum bereicherte sich nun zweifellos um solche bulgarischen Elemente. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß durch die Bulgaren auch hunnische Reste der ungarischen Stammesorganisation angeschlossen und später als türkisch-bulgarische Volkselemente Teile der Székler Stammesorganisation wurden. Wenn irgendeine Grundlage für die hunnische Tradition des Széklerturns besteht, so ist dies die einzige geschichtliche Möglichkeit.

ANONYMUS und die *Hunnen-Chronik* behaupten einstimmig, daß die Székler ein in Ungarn angetroffenes Volk seien. Gleichzeitig sagt die Chronik, daß sie zusammen mit den ungarischen Landnehmern in das Land kamen. Unserer Meinung nach hat auch dieser Widerspruch eine geschichtliche Grundlage.

Die an den Westgrenzen angetroffenen Awaren, die später auch der Székler Stammesorganisation angegliedert wurden, bewahrten die Tradition, daß sie ein bei der Landnahme hier angetroffenes Volk seien. Die nun früher angeschlossenen östlichen Elemente des Ungartums — später auch Székler — nahmen an der Landnahme wirklich teil und bewahrten ihrerseits diese Überlieferung.

Wir sind überzeugt, daß durch die Kenntniss dieser Umstände, die sich auf die Székler beziehenden Widersprüche der Hunnen-Chronik verständlicher werden.

Obwohl das Széklerthum ein vom Ungartum unterschiedliches Volk östlichen Ursprungs ist, hat es sich schon so lange mit dem Ungartum verschmolzen und seine Sprache angenommen, daß es im Laufe des vergangenen Jahrtausends völlig ungarisch geworden ist.

Das Ungarnbild in Europa.

Von

Alexander Eckhardt (Budapest).

Der schlechte Ruf der Ungarn stammt noch aus der Zeit ihrer Eroberungszüge nach der Landnahme. Und das Bild, das sich die anderen Völker von ihnen machten, beruht eigenartigerweise nicht auf der Erfahrung, sondern auf pseudowissenschaftlichen Meinungen der Schriftsteller.

Schon im Altertum war es allgemein, die Nichtgriechen — also Barbaren — sowohl ihrem Äußeren als auch ihren Sitten und Gewohnheiten nach auf eine bestimmte, überlieferte Art sich vorzustellen. So gaben sich die antiken Schriftsteller die Charakterisierung der barbarischen Völker von Hand zu Hand weiter; das verlangte nicht nur das Ansehen, sondern auch die Regel der literarischen Gattung.

Heute nimmt die Wissenschaft die stoischen Germanen des Tacitus auch nicht mehr als absolut glaubwürdig hin; man weiß, daß auch Tacitus nach einer Schablone arbeitete und außerdem politische Tendenzen in seiner Volkskunde verfolgte.

So entwickelten sich zwei verschiedene Arten der Charakterbeschreibung der Barbaren: eine positive, belehrender Tendenz, mit der die Schriftsteller ihr Volk zur Besserung ansporteten, und eine negative, der eine Exaltation zu Grunde liegt, und die auch ihr Ziel ist.

Hier interessiert uns die letztere Gattung, da die mittelalterliche und byzantinische Beschreibung der Ungarn zum größten Teil von dieser antiken Schablonen-Sammlung negativer Art bestimmt ist. Einer naturwissenschaftlichen Auffassung des Altertums zufolge hängt der Charakter der Völker vom Klima ab, in dem sie leben; die Völker des milden Klimas sind die kultiviertesten. Demgegenüber wird das Klima, je weiter man nach Norden, dem Oceanus, zuschreitet, immer rauher, die Menschen entsprechend wilder und kriegerischer. Ihre Gesichter werden immer tierähnlicher, sie können kaum sprechen, und ihre Nahrung ist die der wilden Tiere. Auf Grund gewisser biblischer, apokalyptischer Vorstellungen erscheinen diese Völker dann bei späteren Schriftstellern in der Gegend des

Kaspischen Meeres hinter dem Kaukasus, wohin Alexander der Große diese Söhne Gogs und Magogs gesperrt haben soll im sicheren Bewußtsein, daß sie von dort vor dem Weltende hervorbrechen und die Erde als Vorzeichen des jüngsten Tages überschwemmen werden.

Deshalb wird ein Verdener Priester um 840, beim Auftauchen der Ungarn, befragt, ob diese neu vordringenden Barbaren wirklich das Volk Gogs und Magogs seien, das die Apokalypse beschreibt, und ob ihr Erscheinen das Ende der Welt bedeute. Der weise Priester beweist durch Zitate aus der Schrift, daß dieser Glaube ein falscher sei. Die verneinende Antwort ist die erste Angabe, wie der christliche Westen die heidnischen Ungarn sah. Das Altertum nannte das „nördliche“ Land, aus dem die Ungarn kamen, Scythien, in dem tatsächlich Scythen gewohnt hatten. Später wurden alle aus Norden, besser gesagt aus Osten kommenden Völker „Scythen“ genannt und aus „Scythien“ hergeleitet.

So wurden auch die Ungarn Scyther und erhielten mit diesem Namen alle falschen Meinungen der Antike von den Scythen angehängt. ISIDOR von Sevilla z. B. faßt um 600 die allgemein verbreitete Auffassung von den Scythen folgendermaßen zusammen: „Unter ihnen bebauen einige das Feld, andere sind aber furchtbar und abstoßend, da sie Menschenfleisch essen und Menschenblut trinken“. Als dann die Ungarn in Deutschland einbrachen, schrieb ein deutscher Chronist, REGINO, ziemlich umfangreich über sie, aber nicht auf Grund der Aussage von Augenzeugen, sondern der Charakterisierungen JUSTINUS' und ISIDORS, und gelangte so zu der Behauptung, daß dem „Gerücht“ zu Folge die Ungarn Menschenfleisch essen und Menschenblut trinken, und das Herz des Feindes aus dessen Brust reißen, um dadurch ihre Tapferkeit zu steigern. Dieses Märchen ist also der Rest einer antiken Schablone. Es wurde zum Ausgangspunkt einer Reihe von Greuelthaten, die den Ungarn der Landnahme zugeschrieben wurden. Die Quellen, Chroniken und Jahrbücher sind alle, wie die mittelalterlichen Chroniken überhaupt, von einander abgeschrieben; für die Anklage, daß die Ungarn Blut trinken, ist die „Fama“ des REGINO der einzige Anhaltspunkt. Manchmal wörtlich wiederholt, manchmal erweitert, wird überall dasselbe gesagt: „sie leben nicht wie Menschen, sondern wie wilde Tiere, denn wie man hört, essen sie Menschenfleisch und trinken Menschenblut . . . Sie kennen kein Erbarmen, keine Gnade bewegt ihr Inneres“ (*Jahrbuch von Metz* und DANDOLO). Keinem einzigen Chronisten fällt es selbstverständlich ein, daß es keinen Menschen gibt, der rohes Fleisch verdauen oder warmes Blut statt Wasser trinken könnte. Daneben finden sich auch die positiven Züge der ethnographischen Beschreibung der Scythen: die Kinder lernen früh reiten, mit Bogen und Pfeil umgehen; sie sind verschlagen, aufrührerisch und verschwiegen, sie handeln schnell und machen nicht viele Worte; auch zu Pferde schießen sie mit dem Bogen und auch

nach rückwärts. Eine Chronik aus der Zeit Friedrichs II. weiß außer der Tatsache, daß die Ungarn rohes Fleisch essen und Blut trinken, auch noch, daß sie sich von Pferde-, Wolfs-, Fuchs- und Katzenfleisch ernähren und den Westen überschwemmen wie eine Heuschreckenherde. AVENTINUS malt das Märchen noch bunter aus: sie öffnen den Leib des getöteten Feindes, essen sein Herz, trinken sein Blut und halten ihre Gelage über den Leichen der Erschlagenen ab; so wild sind auch ihre Frauen. Diese an sich unmöglichen Behauptungen werden von allen nachgesprochen, SAXO, der ein Jahrbuch verfaßte, das *Auctuarium Arstense*, die *Jahrbücher von Sankt Trudperti*, der *Actus Brunwilerensis*, ADAM von Bremen die *Große Belgische Chronik* wiederholen diese Märchen, für die außer der Angst noch eine antike literarische Tradition verantwortlich ist.

Diese Auffassung von den Ungarn gelangte dann, durch Chroniken und durch ihre Gleichstellung mit den Scythen auch in die ungarische Geschichtsschreibung. ANONYMUS selbst nimmt sie in seine Geschichte auf: „Aber schließlich entartete die Nation, müde von den vielen Kriegen, zu solcher Grausamkeit, daß sie, nach manchen Berichten, Menschenfleisch aß und Menschenblut trank“. Diese Stelle hatte Anonymus aus der sog. *Exordia Scythica*, einem mittelalterlichen, kompilierten Text, der dies von den Scythen behauptete und von den Ungarn gar keine Ahnung hatte, abgeschrieben. Die *Exordia Scythica* hingegen geht auf ISIDOR zurück. Von hier ging das Märchen Wort für Wort in die Geschichte des ungarischen Anonymus über, und noch dazu als ein unangenehmer Schlußakkord einer heroisch-stoischen Charakterisierung der Scythen. Es ist das erste Beispiel, daß ein ungarischer Schriftsteller in seinem nationalen Selbstbewußtsein vom westlichen Ausland beeinflusst wird, und noch dazu in negativer Hinsicht. Die historische Tatsache, die wirklichen Ungarn, haben offenbar nichts mit diesem dummen Märchen, das seine Wurzeln nur in der Literatur hat, zu tun.

Man muß aber betonen, daß das Märchen von dem ungarischen Kannibalismus ausschließlich eine pseudowissenschaftliche Überlieferung geblieben und niemals aus dem Kreis der Gelehrten in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist, da ja nach den Kämpfen des ersten Jahrhunderts die unangenehmen Beziehungen mit dem Westen aufhörten. Aber man darf auch nicht glauben, daß mit dem Mittelalter die Kraft dieser märchenhaften Überlieferung vollkommen erloschen sei. In den Werken französischer Historiker unserer Zeit taucht es auch heute noch hie und da auf; so schreibt HALPHEN, der im übrigen objektiv und den Ungarn geradezu gewogen ist, folgendes von den Ungarn der Landnahmezeit: „Ihre Wildheit ist furchtbar; es heißt, daß sie, wie einst die Hunnen, Menschenfleisch essen und Menschenblut trinken“.

Das Märchen von den kannibalischen Ungarn hat auch einen modernen Niederschlag gefunden. So fand im Jahre 1923 ein französischer Schriftsteller namens WALCKENAER, daß das in französischen Märchen vorkommende menschenfressende Ungetüm, „ogre“, das unter anderen auch den Däumling verschlingt, als ein Andenken an die alles verwüstenden Ungarn in der französischen Sprache zu betrachten sei. „Ogre“ soll sich aus der altfranzösischen Bezeichnung für Ungarn (Hongre) entwickelt haben. Obwohl es klar ist, daß diese Ethymologie falsch ist — der Name „Hongre“ hatte im Altfranzösischen niemals die Form „Ogre“, und „ogre“ ist, wie seine sämtlichen Entsprechungen in den romanischen Sprachen, ein Derivat des lat. Wortes „orcus“ = Unterwelt — bildet sie auch heute noch einen beliebten Gemeinplatz bei hervorragenden Sprachwissenschaftlern und Historikern. So kann man ihn auch in dem neuesten ethymologischen Wörterbuch von DAUZAT finden, und SEIGNOBOS schreibt in seinem berüchtigten Buch über „*Die aufrichtige Geschichte der französischen Nation*“ von den Verwüstungen der landnehmenden Ungarn folgendes: „Sie machten den Eindruck von wilden Ungeheuern und hinterließen als Andenken nichts als ihren Namen „ogre“, der übernatürliches Wesen bedeutet, und mit dem man die Kinder schreckt“. Der unvoreingenommene Betrachter muß betrübt feststellen, daß die moderne Geschichtswissenschaft in vielen Fragen seit der Zeit der ungarischen Landnahme noch nicht weitergekommen ist.

Der Ungar der Landnahme wurde zum Hunnen ungefähr ebenso, wie er früher zum Scythen gemacht worden war. Es gibt auch ungarische Gelehrte, die ernsthaft glauben, daß die Ungarn aus Rußland den Glauben an die hunnische Verwandtschaft bereits mitbrachten, da sie wahrscheinlich zum großen Reich der Hunnen gehört hatten. Sicher aber ist, daß der Westen schon sehr früh und unabhängig von den Ungarn die Gleichstellung der Begriffe Hunnen—Ungarn vollzogen hatte, und so erbten die Ungarn alles, was der Westen an schlechten Andenken von den Hunnen bewahrt hatte. Das mittelalterliche Ungartum bekannte sich stolz zu diesem Erbe, da es darin eine Rechtsgrundlage sah für die Landnahme und eine Quelle von historischen Entfaltungsmöglichkeiten; in der Macht Attilas, der zum Ahnen und ersten König der Ungarn ernannt wurde, erkannte es eine ungeheure Hebung seines Ansehens. Die Geschichte Simon KÉZAIS, des Geschichtsschreibers König Ladislaus', zeigt klar, wie sich der Verfasser bemühte, alles, was in der Geschichte des europäischen Christentums den Hunnen zur Last gelegt wird, auszumerzen, um die ungarische Geschichte mit einem glänzenden Kapitel, dem Epos von der welterobernden Geißel Gottes, beginnen zu können. Seit dieser Zeit bildete diese — meiner Ansicht nach aus dem Westen stammende — Identifizierung der Ungarn und Hunnen einen außerordentlich maßgebenden Faktor im Geschichtsbewußt-

sein des Ungarntums — besonders in der Romantik — und bewahrt seine Reste noch heute in den „Turanern“.

Anders sieht das westliche Antlitz dieses falschen Glaubens aus. Der Westeuropäer versteht nicht, wieso der Ungar seinen Ruhm darin sieht, von den Hunnen Attilas abzustammen. Verschiedene mittelalterliche Geschichtsschreiber, so AMMIANUS MARCELLINUS, hatten von den Hunnen ein so bestialisches, hassenswertes Bild entworfen, daß Attila in den Augen des Westens zum Inbegriff des Barbarentums, zum Genossen des Teufels, zum Antichrist geworden war. Es würde zu weit führen, hier die — im übrigen falschen — Auffassungen im einzelnen anzuführen. Ich berufe mich nur auf die italienische Überlieferung, die sich mit dem Norditalien verwüstenden Hunnenkönig und den vom Festlande fliehenden Venezianern und ihrer Stadtgründung beschäftigt. Zur Zeit der Renaissance tritt Attila dann schon als ungarischer König in den italienischen Sagen auf. Er ist hier die blutschänderische Frucht einer in einem Turm eingesperrten Königstochter und eines Windhundes, hat Hundeohren und sinnt immer auf Ränke. All dies ist natürlich nicht geeignet, das Ansehen des Ungarntums im Auslande zu heben, wie auch ein Zitat aus einem rumänischen Unterrichtsbuch beweist: „Ihr Körperbau ist gedrungen, der Kopf groß, die Augen klein, die Nase stumpf, ihre Arme hängen lang herunter wie bei den Affen. Sie sitzen immer zu Pferde, führen einen kleinen, kurzen Säbel und heulen wie die wilden Tiere“. Diese Charakterisierung der Urungarn geht auf AMMIANUS MARCELLINUS' Hunnenbeschreibung zurück, mit dem einen Unterschied, daß der rumänische Verfasser die allzu unwahrscheinlich klingenden Einzelheiten wegließ.

Auch im französischen Heldenepos kommen die heidnischen Ungarn vor, und noch dazu im ältesten, die literarische Gattung schaffenden Gedicht, dem *Rolandslied*. Ich muß es wohl gar nicht erst sagen, daß die Ungarn zu den Feinden Karls des Großen, des Helden und Apostels der Christenheit, gehören; sie gehören in das Lager der Sarazenen zusammen mit den Sachsen, Bulgaren, „Römern“ — bzw. griechischen Ketzern — Apuliern und Palermanern:

Encuntre mei revelerunt le Seisne
Et Hungre et Bugre et tante gent averse,
Romai, Pullain, et tuit de Palerne . . .

Der Ungar gehört also zu der „gent averse“ teuflischer Art. Warum die bereits seit Jahrhunderten christlichen Ungarn im *Rolandslied* dennoch zu den Heiden gehören müssen, wird einem klar, wenn man einen anderen Vers liest; hier werden sie zusammen mit den Riesen aus dem Märchen und den Hunnen als zum Heer des Emirs von Babilonien gehörig bezeichnet:

La premiere est des jaianz de Malprose,
L'altre est de Hums et la terce de Hongres . . .

„Die erste (Schar) besteht aus den Riesen von Malprose, die zweite ist die der Hunnen und die dritte die der Ungarn . . .“

In diesem Liede werden nämlich alle Völker, die in EGINHARDS Lebensbeschreibung Karls des Großen zu dessen Feinden gehören, in das Lager der heidnischen Sarazenen gereiht. Die Ungarn werden hier genannt, weil sie mit den Hunnen einfach identifiziert wurden, die Hunnen wiederum, weil sie mit den Avaren identifiziert wurden, da die Hunnen in den mittelalterlichen Chroniken dauernd als Avaren bezeichnet wurden. Es ist aber wiederum allgemein bekannt, wieviel Karl der Große mit den Avaren zu tun hatte, da es doch sein eigener Sohn war, der, wie EGINHARD berichtet, das Avarenreich in Pannonien vernichtete. Die antipathische Rolle der Ungarn im *Rolandslied* ist also ebenfalls ein Erbe der Hunnen; es gibt allerdings auch ein französisches Heldenepos, das auf Grund des Berichtes französischer Jahrbücher (*Fleury*) die Verwüstungen der Ungarn, diese selbst zusammen mit den Vandalen erwähnt und die Strafe Gottes auf sie herabwünscht . . .

Von den voreingenommenen, nach Schablonen arbeitenden mittelalterlichen Chronisten und den halbgebildeten Sängern führt eine gerade Linie zu den Geschichtsschreibern des 20. Jh.s, und den tendenziösen Schulbuchverfassern. In ihren Darstellungen kann man leicht die schablonisierten ethnologischen Berichte des Altertums, die auch heute noch, wenn auch manchmal nur unter dem Bewußtsein, das Bild des Ungarn beeinträchtigen, erkennen.

Das Bild, das sich eine Nation von der anderen macht, erhält seine Intensität bzw. Beeinträchtigung zweifellos aus politischen Gründen. Dies beweist am besten die Meinung der Byzantiner, da bei ihnen nicht nur die negativen Schablonen des Altertums, sondern auch die Sucht der schmeichlerischen Panegyrien-Dichter, alles herunterzuziehen — manchmal allerdings, zur Hebung des besungenen Ruhms, auch zu übertreiben — in Rechnung zu stellen ist. LEO DER WEISE berichtet sogar schon von den Ungarn vor der Landnahme und gibt zu, daß sie wohl ein tapferes, aber hinterlistiges, verschlossenes, unfreundliches und wegen ihrer Habsucht vor allem unzuverlässiges Volk seien. Das alles steht den märchenhaften Charakterisierungen des Westens natürlich sehr ferne, doch hat die kritische Untersuchung darauf hingewiesen, daß besonders die Habsucht und Unzuverlässigkeit ein allgemeiner und dauernd angeführter Zug der antiken Geschichtsschreibung bei der Beschreibung der Barbaren ist. Auch bei späteren Schriftstellern findet man ähnliche Attribute, und sogar noch viel schlimmere: die Ungarn sind blutdürstig, feige, wortbrüchig, haben eine hinterlistige Kampfweise, verstehen nicht zu kämpfen — nach

den festgesetzten Regeln nämlich. Wegen ihrer Unbildung werden sie mit wilden Tieren verglichen. Alle diese Vorwürfe werden verständlich, wenn man überlegt, was für politische und kulturelle Gegensätze diese beiden Länder, die nach der Hegemonie strebten, trennten. Die seltenen lobenden Bemerkungen bieten wertvollere, und den Tatsachen näher kommende Beiträge: die Ungarn lieben die Unabhängigkeit, sie haben Sinn für geistige und seelische Qualität. Béla III. wird bereits als sehr gastfreundlich, herzlich und freundlich in seinen Umgangsformen bezeichnet.

Der Ton verändert sich ganz, als Byzanz beginnt, die Ungarn nötig zu haben. Sie sind nun nicht mehr barbarisch und feige, sondern tapfer, verwegen im Kampf und im allgemeinen kriegerisch, da die Byzantiner gerade damals speziell diese kriegerische Tugend der Ungarn notwendig brauchten. Es ist auch aufgezeichnet, daß Sultan BAJAZID die Ungarn zusammen mit den Franzosen als „die tapferste Nation unter den Völkern der Erde“ bezeichnete.

Der mittelalterliche Westen hat kaum eine auf eigener Erfahrung fußende Kenntnis von den Ungarn bzw. keinen literarischen Niederschlag dieser Art. Die Gelehrtenwelt wußte um die großartige Bekehrungstat Stephans; wußte um seine Frömmigkeit und seine Gastfreundschaft christlichen Pilgern gegenüber. All dies umgibt nur den heiligen König, nicht aber sein Volk.

Die öffentliche Meinung des Westens wußte gar nichts von dem Ungarn zur Zeit *Ladislaus* des Heiligen, oder selbst *Ludwigs* des Großen: die Namen Ofens und Grans sind höchstens hie und da in manchen Quellen zu finden. So ist es verständlich, daß noch nach 400 Jahren *VOLTAIRE* mit verächtlicher Ironie fragen konnte: wer hätte gedacht, daß einst „Große“ Ludwige am Fuße der Krapack-Berge (Karpathen) lebten?

Nur die heilige *Elisabeth* brachte Ungarn großen Ruhm ein. Der mittelalterliche deutsche Dichter, der erzählt, wie *KLINGSOR*, der Zauberer aus Ungarn, dem Hofe von Eisenach die Ehe und das Leben Elisabeths vorausagt, berichtet von einer ungarischen ritterlichen Welt mit einem frommen König. Aber auch im französischen Westen, in Italien und anderwärts schmückte diese demütige ungarische Königstochter den Namen der Ungarn mit dem Nimbus der Heiligen, von ihrer Zeit an bis auf den heutigen Tag.

Das Geschichtsbewußtsein des Mittelalters in Beziehung auf Ungarn war legendär, doch hängt auch diese Atmosphäre zum Teil mit den Heiligen, die Ungarn hervorbrachte, zusammen. Das Mittelalter glaubte nämlich fest, daß Pannonien den heiligen *MARTIN*, den größten Heiligen Galliens, hervorgebracht hätte. Als das Kreuzheer *GOTTFRIED VON BOUILLONS* durch Ungarn hindurchzog, erschütterte es am meisten die Tatsache, daß es nun auf dem Heimatboden des heiligen Martin schreite. So wird durch den merkwürdigen Synkretismus des Mittelalters der heilige Martin zum unga-

rischen Königssohn; dies bildet wenigstens einigermaßen ein Gegengewicht zu dem bösen Glauben an das Scythen-Hunnen-Ungarn-Märchen. Die katholischen Schriftsteller Frankreichs bringen dies heute noch vor, wenn sie von den Ungarn freundlich schreiben wollen.

Und deshalb wurde auch „*Berta* mit den großen Füßen“, die Mutter Karls des Großen, zu einer ungarischen Königstochter. Der Sage nach ist Berta die Tochter des ungarischen Königs *Florus* und der Königin *Blancheflor*. Die französischen Gesandten bringen sie Pipin, dem französischen König, als Gattin, doch wird sie durch eine böse Dienerin vertrieben und gelangt erst nach einem langen Leidensweg wieder zurück an den französischen Hof. „*Berthe au grand Pied*“ wurde zu einer ungarischen Königstochter, da auch in der für Martin den Heiligen angefertigten Genealogie ein König *Florus* vorkommt . . . Karl der Große, dessen Mutter Berta hieß, wurde auf diese Weise mit diesem „ungarischen“ König in Verbindung gebracht. Der Verfasser einer Umdichtung nahm — als einziger — Anstoß an diesem märchenhaften Stammbaum und ersetzte *Florus* durch *Alpadus*, d. h. *Arpad*. Mit der Zeit bekamen alle verfolgten Königstöchter eine ungarische Abstammung im internationalen Märchenschatz.

Die französischen Volksdichter sehen die Ungarn — wenn sie sie auch nicht gleich zu den Sarazenen rechnen — doch aus einer phantastischen Ferne; im besten Fall stellen sie sich in Ungarn eine Welt des Rittertums vor, die sich in nichts unterscheidet von der Welt der übrigen Christenheit oder der inzwischen ebenfalls ritterlich gewordenen Welt des Sarazentums. Ungarn ist ein Märchenland, in dem es viel Gold und gute Schlachtrosse gibt. Die Ungarn wohnen — ihrer Auffassung nach — in Städten namens *Amandou* oder *Montluisant*, in der Nachbarschaft der Dänen oder gewisser östlicher Völker. Es gibt eine belgische Chronik, der zufolge die Ungarn, die mit den Hunnen, Trojanern und Pannoniern identifiziert werden, dauernd mit den Dänen und Pannoniern kämpfen. Das Bild dieses märchenhaften, phantastischen ritterlichen Reichs der Ungarn wurde übernommen von dem katalanischen Roman und der katalanischen Romanze, dem spanischen und englischen Drama, manchmal spielten die Italiener dabei die Vermittler. Das *MUSSET*sche Lustspiel *Barberine*, das auf *Bandellos* Novelle zurückgeht, hat Ungarn als Schauplatz der Handlung. Es sind aber nur einige geographische Bezeichnungen und der Name des Königs ungarisch, alles andere ist, zusammen mit den Namen der Personen, eine freie Erfindung oder aus der böhmischen Geschichte entliehen.

Auch die deutsche mittelalterliche Literatur hat kein festes Bild von den Ungarn und ihrem Lande. Vielleicht spiegelt die ausgesprochen sympathisierende Darstellung *Attila-Etzels* und seiner Hunnen im Nibelungenlied das Verhältnis wieder, das die deutschen Sänger zum ungarischen könig-

lichen Hof hatten. Doch sind die Hunnen Krimhilds wohl tapfer, besiegen die Germanen aber nur dank ihrer Übermacht.

Es gibt aber ein interessantes Zeugnis über die Art, wie der Deutsche des Mittelalters den Ungarn aus nächster Nähe sah. Bischof OTTO VON FREISING reiste 1147 durch Ungarn und gab eine genaue Beschreibung seiner Bewohner, gepackt von der Verschiedenheit der rassischen Merkmale: „Ihr Äußeres ist rauh, die Augen eingefallen, sie sind von niedrigem Wuchs, ihre Tracht ist die der Wilden, ihre Sprache aber die der Barbaren, so daß man entweder das Schicksal anklagen, oder aber Gottes Langmut bewundern muß, die diesen Ungeheuern so prächtiges Land zuteilte“. Auch wenn er von der Leibwache des Königs spricht, hebt er besonders ihr wildes Äußeres und die Furchtbarkeit ihrer Waffen hervor; das Höchste was er zugibt, ist, daß ihre Söhne eine gewisse Erziehung erhalten, und so „von der Wildheit ihrer Väter wohl etwas verlieren werden“.

Denkt man über diese Beschreibung, die zweifellos auf einem aufrichtigen Urteil beruht, nach, so muß man feststellen, daß es der östliche Charakter der ungarischen Rasse und Kultur gewesen sein muß, der von den ältesten Zeiten an dem Westeuropäer, der aus einer einheitlichen, mittelalterlichen Städtkultur kam, auffallen mußte; es erschien ihm daher auch alles anfänglich wild und erschreckend, und das so verschiedene Volk hält er für eine Horde von Ungeheuern, das das besetzte Land nicht verdient. Aus dieser Verschiedenheit entspringt der Haß, und aus dem Gefühl der Überlegenheit im europäischen Sinne des Wortes stammt seine Verachtung. Diese Auffassung übernahm ein Teil der deutschen öffentlichen Meinung von heute, ja sogar viele von jenseits des deutschen Gebiets sehen in der eigenartigen ungarischen Steppenkultur, die mit dem Klima, der Vergangenheit und Lebensweise zwangsläufig zusammenhängt, nichts anderes, als Zurückgebliebenheit, wobei sie nicht in Betracht ziehen, daß auch die Angehörigen ihres eigenen Blutes, als Kolonisten hierher verpflanzt, unter dem Einfluß der physischen Gegebenheiten ähnliche Gebräuche annehmen. Die tiefliegenden Mongolenaugen, die OTTO VON FREISING erwähnt, das andere Aussehen und die ungewohnt klingende Sprache erwecken in dem auf seine eigene Sprache und seine Kultur stolzen Bischof das Gefühl der Überlegenheit. In diesem Werturteil treffen sich zwei Zivilisationen, und der Vergleich fällt natürlich in den Augen des Westeuropäers nicht zugunsten des östlichen Menschen aus.

Es ist wahrscheinlich, daß der häufigen Ehebündnisse der Fürsten aus dem Hause Árpád mit westlichen Fürstenhäusern und später der Herrschaft der fremden Dynastien eines Teils und der dauernden Angleichung der ungarischen Kultur an den Westen andernteils zufolge, das Bild der Ungarn später in den Augen der Zugewanderten in einem vorteilhafteren Lichte erschien. Zur Zeit *Bélas III.*, *Karl Roberts*, *Ludwigs des*

Großen und *Sigismunds* fühlten sich wohl auch die Fremden schon heimischer in Ungarn als früher. Von all dem wissen wir aber nicht viel. Höchstens in Verbindung mit der verlorenen Schlacht von Nikopol hört man etwas über die angebliche Feigheit, Treulosigkeit der Ungarn — wobei es allgemein bekannt ist, daß die Schlacht infolge der Voreiligkeit der Franzosen verloren wurde — und BERTRANDON DE LA BOCQUIÈRE berichtet von der Unzuverlässigkeit der Ungarn, gibt aber selber zu, daß er es nur vom Hörensagen weiß.

Die Deutschen verschweigen ihre mit Furcht gemischte Abneigung vor den Ungarn nicht, da sie mit den Ungarn der Árpádenzeit, die in der Schlacht furchtbar waren, häufig Gelegenheit hatten die Waffen zu messen. Der Herzog der Ostmark, ALBERT, schrieb 1291, daß sie der Hydria vergleichbar seien: schlägt man einen Kopf ab, wachsen dreißig nach. Sie sind böse, schlau, und schlüpfen einem so durch die Finger wie glatte Schlangen; nach einer verlorenen Schlacht greifen sie mit doppelter Übermacht wieder an, aus den Sümpfen tauchen sie auf, wie die Frösche. Die Ungarn der Grenzsümpfe von Moson hatten wohl einen schlimmen Ruf bei den Kriegern der Ostmark . . .

Als aber die Türkengefahr für das christliche Europa immer größer zu werden begann, wandelte sich auf einmal die Kriegstüchtigkeit der Ungarn, die bis dahin ein Synonym für Barbarei gewesen war, zur Tugend, und aus den wilden Ungarn wurden plötzlich die edlen Beschützer des Christentums, die *Athletae Christi*. Als *Vladislav III.*, König von Polen, der spätere *Vladislav I.* von Ungarn, dieses zusammen mit Polen als die Stütze des rechten Glaubens bezeichnete, wiederholte er wohl nur eine im ganzen damaligen Europa verbreitete Auffassung. Der Heilige Stuhl, der die Ungarn seit ihrer Bekehrung wie ein liebes Kind, gleich den anderen Nationen, betrachtete — die Heiligsprechungen des ersten christlichen ungarischen Jahrhunderts beweisen dies deutlich genug — griff nun mit besonderem Eifer die Metapher des ungarischen „Schutzwalls“ auf und machte sie in der christlichen Welt des Westens populär. Es ist dies die Zeit der Renaissance, die seitens der Gelehrten nicht nur der Individualität des Einzelnen, sondern auch eines Volkes Interesse entgegenbringt. In dieser Zeit erhalten auch entfernt liegende Völker Kenntnis voneinander.

Die Ungarn versahen diese Aufgabe, nämlich ein Schutzwall zu sein, schon seit *Stephan dem Heiligen*. Denn währenddem sie früher auch nur ein Teil der nach Europa strömenden östlichen Völkerschaften waren, bildeten sie seit der Annahme des Christentums und der festen Ansiedlung in Pannonien einen Wall für den Westen, an dem sich die Flut der hereinbrechenden Massen brach. Den Petschenegen, Kumanen und später den mongolischen Türken boten die Ungarn der Árpádenzeit den Rücken. Doch von alldem nahm der Westen fast keine Notiz, und erst zur Zeit der

Tatareninvasion erschrak er und blickte mit Bedauern auf die Ungarn, die der benachbarte Herzog der Ostmark aber nichtsdestoweniger kaltblütig mit den Tataren um die Wette in den noch verschonten westlichen Landesteilen ausrottete; dann aber schrieben die westlichen Geschichtsschreiber aufgebracht über die furchtbare Grausamkeit, mit der später die Truppen *Bélas IV.* die benachbarten Provinzen in einer Strafexpedition verwüsteten.

Das Vordringen der Türken beschäftigte die ganze humanistisch gebildete Welt und ihren höchsten Beschützer, den heiligen Stuhl, lebhaft, und so wurde die Rolle des Ungartums als „Schutzwall, Schutzburg, Schutzmauer, Schutzdamm, Schutzgraben, Felswand, Säule und Schild“ zu einem in ganz Europa verbreiteten Begriff. Bei dieser Vorstellung spielt nur ein einziger nationaler Zug eine Rolle: die Tapferkeit. *MACHIAVELLI* faßt die Meinung seiner Zeit über die Ungarn treffend zusammen: „Die Einwohner (Ungarns) sind kriegerisch und dienen als Bastei, so daß die Scythen, die an sie grenzen — hier dachte er selbstverständlich an die entfernter wohnenden östlichen Völker oder an die Türken — nicht zu glauben wagen, daß sie zu besiegen sind, oder ihr Wall zu durchbrechen wäre. Bei den Tataren entstanden häufig Bewegungen, doch gelangten sie dank der Polen und Ungarn niemals weit. Sie rühmen sich auch gerne, daß, gäbe es ihre Waffen nicht, Italien und die Kirche schon mehrmals das Gewicht der tatarischen Heere verspürt hätten.“

Die bis dahin blutrünstigen, furchtbaren Scythen sind auf einmal zu Scythenfeinden, zu treuen Kriegerern Christi geworden. Einigen Schriftstellern, wie zum Beispiel dem naiven *JEAN LEMAIRE* de Belges, fielen diese merkwürdigen Widersprüche zwischen der Gegenwart und Vergangenheit auch auf; er hätte sich aber nur über die Unkenntnis des Westens zu wundern brauchen. *JEAN LEMAIRE* hält die Ungarn im übrigen noch immer für Scythen, die mit den Türken zusammen aus Troja stammen und demnach Geschwister sind: „Und man sieht auch heute noch, daß die Ungarn den türkischen Bogen lieben und benützen, kräftig und tapfer sind wie die Türken, heute aber ihres christlichen Glaubens wegen ihre stolzen Feinde sind“. Auch hier sieht man, daß in der Betrachtungsweise des Auslandes das christliche, ungarische Mittelalter, die heiligen Mitglieder des Hauses *Árpád*, vollkommen vergessen sind, da die den Westen verwüstenden Scythen unmittelbar neben den Türkenbekämpfer *Hunyadi*, als rethorischer Kontrast gestellt werden.

Dieser Schutzwall und das geschichtliche Dankgefühl, daß sich an ihn knüpft, hat sich bis in die jüngste Zeit erhalten; Ungarn spielt in der Beurteilung des Auslandes, in der Literatur und in den Augen befreundeter Völker noch immer diese Rolle. Zur Zeit *Ludwig Kossuths* steht es den Feinden der Freiheit gegenüber, später dem Panslavismus, heute dem

Bolschewismus. Bei der Unterzeichnung des Antikominternpaktes nannte der Führer Ungarn der geschichtlichen Tradition gemäß einen Schutzwall.

Diesem Begriff gegenüber wurden nur selten Einwände gemacht, so zum Beispiel von dem deutschen Dramatiker HEBBEL. Seiner Ansicht nach beschützten sie ja sich selber und nicht Europa. Auch der Bürger, der sich, nachdem er ins Wasser gefallen war, durch Schwimmen rettete, verdient ja keine besondere Belohnung, nur weil er, sich selber rettend, dem Staate einen Bürger erhielt, schreibt er in einem Epigramm über die Ungarn.

Freilich dachte HEBBEL nicht daran, daß die Verdienste eines Volkes auch mittelbare sein können und daß, ohne die Tapferkeit der Ungarn vielleicht auch seine Heimat das Los des Balkans und des Byzantinischen Reiches hätte teilen müssen. Dieses sind übrigens auch die Gedankengänge eines Schriftstellers wie Adam MÜLLER-GUTTENBRUNN.

Die antike Vorstellung spukt immer noch, und so begleitet zum Beispiel ARIOST *Hyppolit von Este* nicht nach Eger, weil er das strenge Klima und die rohen Menschen fürchtet. Übrigens gehen die Humanisten in ihrem Lob nicht über das Preisen der ungarischen Kriegertugend hinaus: Die Schutzwall-Ungarn hatten auch in dieser Zeit ihr Barbarentum und ihre Zurückgebliebenheit genügend zu hören bekommen. König Matthias allein und einige freigebige Mecäne bildeten hierin eine Ausnahme. Im übrigen zeigt auch das Beispiel des führenden ungarischen Humanisten, daß dieses Urteil auch von ihnen angenommen wurde und in ihnen Minderwertigkeitsgefühle erweckte. JANUS PANNONIUS schließt sich aus der ungarischen Gemeinschaft aus unter dem Eindruck des humanistischen Begriffes von den Barbaren, als er vom Ufer der Donau seine Verse an GALEOTTO richtet:

Ad Galeottum Narniensen. XXXV.

Haec tibi Pannonicis, epigrammata mittit, ab oris,
 Inter Hyperboreas, maximus Ister, aquas.
 Nec te mirari nimium, Galeotte, decebit,
 Esse videbuntur vix mea, si qua tibi.
 Scilicet ingenio multus locum addit et aufert,
 Inter et est sub quo fidere carmen eat.
 In Latiis, scripsi fortasse Latinius, oris,
 At nunc barbarico, barbara, in orbe crepo.
 Hic Maro ponatur; fiet lyra rauca Maronis,
 Huc Cicero veniat, mutus erit Cicero.
 Tu tamen haec tali poteris deducere lima,
 Vel critici ut medio nata Helicone putent.

Dieser Minderwertigkeitskomplex hatte auch seinen Wert, da das ungarische Nationalbewußtsein sehr heftig auf ihn reagierte und da er von der unga-

rischen *Gesta* des ANONYMUS bis zu den Liedern Andreas ADYS dem ungarischen geistigen Leben die edelsten Anregungen gab.

In Verbindung damit hatte die ungarische Tapferkeit zur Zeit der Türkenkämpfe einen europäischen Ruhm. Nicht nur AENEAS SYLVIVS schrieb in seinen Privatbriefen, daß, vergossen die Ungarn nicht ihr Blut, müßten die anderen europäischen Nationen es tun, sondern auch die zeitgenössischen deutschen, französischen und italienischen Quellen können die ungarischen Kriegertugenden nicht genug loben. Der Kroate GEORGIEVITZ, der sich den „PEREGRINUS HUNGARUS“ nennt, ruft 1554 aus: „Welche Nation ist tapferer als die ungarische?“ Manchmal mischt sich auch Mitleid in diese Verherrlichung, so daß VOLTAIRE, über die ungarische Geschichte grübelnd, folgendes schreibt: „Unter allen Völkern, die im Laufe der Geschichte vor unseren Augen vorbeizogen, war keines so unglücklich, wie die Ungarn“, umsonst brachte die Natur kräftige, schöne, geistvolle Menschen in ihr hervor . . .

Diese ungarische Kriegstüchtigkeit erklärt der Franzose JEAN BODIN im Sinne der antiken Theorie vom Klima, durch die Witterung; Ungarn ist ein windiges Land, daher sind seine Bewohner auch lebhafter und kriegerischer (der Franzose ist höflich und von angenehmen Sitten, weil er unter einem gemäßigten Himmelsstrich lebt). Der Schotte BARCLAY, der auch den Wiener Hof besucht und vielleicht auch aus der Nähe Ungarn gesehen hat, gibt eine ausführliche Beschreibung ihrer kriegerischen Fertigkeit. Seiner Meinung nach legten sie ihre einfachen Sitten wegen der dauernden Kämpfe und der Anwesenheit fremder Krieger ab und verrohten, so daß sie nun nur nach Beute aus sind. Den Adel charakterisiert der edle Gesichtsausdruck, die Liebe zum Prunk und das würdevolle Auftreten; auf seine Vorrechte ist er eifersüchtig.

Anders sieht das Bild, das in barocker Zeit der Thüringer LANSINUS in seinen *Dialogen* von den Ungarn entwirft, aus. In ihnen werden die Ungarn zuerst sehr gelobt und als Schutzwall gewürdigt, der Europa die Ruhe sicherte. Doch plötzlich tritt ein Württemberger auf, der sich gehässig über die Ungarn äußert. „Alles, was Haß, Verkennung und Mißgunst seit der Landnahme den Ungarn andichtete, erwachte plötzlich mit neuer, furchtbarer Lebhaftigkeit“, schreibt der Verfasser einer Monographie des ausländischen Ungarnbildes der Barockzeit.

Zur Zeit der Aufklärung entwickelt sich ein absolut unobjektives Bild von den Ungarn; sie werden als faul, selbstsüchtig, gierig, tyrannisch und als Unterdrücker des Volkes gezeichnet. Es fehlt der Aufklärung selbst das geringste Gefühl für die Notwendigkeit einer geschichtlichen Entwicklung, das Ideal der Zivilisation ist das Kriterium, und da Ungarn in seiner schwierigen Lage nach der Türkenzeit und den Freiheitskriegen ein zweihundertjähriges Versäumnis nicht sofort nachholen und seine eigene

nationale Kultur nicht publizistisch auswerten konnte, waren die schriftstellernden Vertreter des Josefismus einfach nicht im Stande, die besonderen ungarischen Verhältnisse und die volkstümliche Steppe-Kultur zu verstehen und zu werten.

A. L. HOFFMANN, der von Wien in die Budapester Universitätsbibliothek ernannt wurde und mit der Feder gegen den revolutionären Geist der ungarischen Reformversammlung von 1790 kämpfte, sagt von den Ungarn: „Ein ungarischer Dorfadliger weiß im allgemeinen kaum so viel wie ein Lastträger in Paris“. Und weiter: „Nur in Ungarn können wilde Sitten, ungekämmtes Haar, wirrer Schnurrbart, Tabakrauch und ein breites Schwert die Erkennungsmerkmale des Adels sein. Nirgends in Europa bläht die Dummheit ihre feisten Backen so auf wie bei dem niederen Landadel, der auf seinen Gütern Schweine mäset“.

Diese kleinbürgerliche, aufklärerische Denkungsart, die nicht berührt wurde von dem veredelnden Hauch der Romantik, blieb unverändert bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. LÖHER zeichnet den Ungarn als einen hochmütigen Herrn, der die Lebensform der Händler und Gewerbetreibenden verachtet. Auch in der Politik lauert der Ungar wie ein leidenschaftlicher, unbedachter Jäger auf seine Beute. Steuer bezahlt er nicht, die Wege vernachlässigt er, nur seine Herrschaft will er sichern und unterdrückt die Kaufleute und Gewerbetreibenden. LÖHER sammelte dies alles aus den Romanen EÖRVÖS' und JÓKAIS zusammen.

Der wilde, stützige Ungar wird manchmal auch zur komischen Figur, ist eine Gestalt der Wiener Witzblätter (*Mikosch*) oder ist ein böser Intrigant, wobei er leichtfertig und verschwenderisch ist, bei einem übrigens gewinnend schönen Äußeren. Der „*Graf Betsány*“ HANS WACHHUSENS z. B. hat einen starken Haarwuchs, zusammengewachsene Augenbrauen, einen Kossuth-Bart, eine Adlernase, braunen Teint, niedrige Stirne, schmale Lippen, weiblich zarte und weiße Hände, die zu dem männlichen Äußeren einen lebhaften Kontrast bilden. Er ist blutrünstig, herrschsüchtig, liederlich, heuchlerisch, taktlos und flucht viel; im übrigen ist er ein brillanter Reiter, unübertrefflicher Schütze und verdreht allen Frauen den Kopf wie ein Don Juan. So sieht die kleinbürgerliche Vorstellung den ungarischen Magnaten.

Diese spießbürgerlich typisierende Auffassung schließt den ungarischen Magnaten also aus der Gemeinschaft der europäischen Kultur aus. Mit dieser Vorstellung hängt auch zusammen, daß selbst heute noch in der deutschen Gelehrtenwelt die Theorie des „Kulturgefälles“ auf Ungarn angewendet wird, dem eine selbständige, eigenschöpferische Kultur angeblich fehlt. Dieser Gedanke des Kulturgefälles tritt manchmal auch bei französischen Gelehrten auf, und doch hat er keine andere Ursache, als die kurzsichtige Auffassung, daß die Entwicklung einer Kultur sich aus-

schließlich auf die Stadt, und zwar deren Bürgertum nach deutscher Prägung, beschränke.

Aus der geschichtlichen Katastrophe der Ungarn wird eine Anklage: das verblutete Ungarn wird kaum zur Kenntnis genommen, und der ungarische Herr wird zum Vertreter des Barbaren, der asiatischen Wildheit. Selbst die geschichtlichen Verdienste werden in Zweifel gezogen mit der Bemerkung, daß die Ungarn ja an der Seite der Türken gekämpft haben und daß das kaiserliche Heer das Land befreien mußte.

Aus der Tatsache, daß in Ungarn der Vorkriegszeit der ungarische Mittelstand die Verwaltungsämter besetzt hatte, und daß die Gentry — meist anderer Nationalität — in der Wirtschaft und der Administration das Aufsteigen des Bauertums erschwerte, ergab sich für die zu selbständigem nationalen Leben erwachenden Volksgruppen von dem Ungarn das Bild eines gefühllosen, böswilligen Tyrannen. Die volkstümliche Literatur, die bei den Ungarn den *Ludas Matyi*, später die satyrischen Gedichte PETÖFIS (*A magyar nemes — Der ungarische Adlige*) und den Roman Baron EÖTVÖS' (*A falu jegyzője — Der Dorfnotar*) hervorbrachte, hat bei den fremden Nationalitäten Ungarns einen ungarnefeindlichen Charakter, und entwickelt für ihre Zwecke ein konventionelles, zum guten Teil falsches Bild von den Ungarn. So fällt in den Werken des slovakischen Nationaldichters ORSZÁGH-HVIEZDOSLAV der scharfe Gegensatz zwischen dem idealen slovakischen Bauer mit der reinen Seele und den stolzen ungarischen Herren auf. Der einfache slovakische Bauer ist rein, unverdorben, lebt idyllisch, selbst seinem bösen Herrn tut er Gutes. In der slovakischen Literatur der Nachkriegszeit verschärft sich diese Einstellung noch. Es ist selbstverständlich, daß dies alles moderne Anschauungsweisen sind, und aus einer völkisch-demokratisch-romantischen Ideologie stammen. Für diese Einstellung gibt es keine Spuren vor dem 18. Jh., da der slovakische Adlige den anderen in nichts nachstand.

Die rumänische Volksdichtung nennt die Ungarn stolz, prahlerisch und hochmütig. In einer Volksromanze begegnet ein rumänischer Jüngling einem ungarischen „Betyár“ und beginnt daraufhin seinem Pferd zuzureden, sich nicht zu fürchten, der Ungar sei ja nicht gefährlich, er prahle nur, habe einen großen Mund, beiße aber nicht sehr.

In den Augen der Rumänen sind die Ungarn durch ihre „asiatische“ Wildheit noch besser charakterisiert. Auch ihre kühleren Denker erwähnen ständig den asiatischen Nationalcharakter und das asiatische Temperament der Ungarn; SLAVICI zufolge beeinflussten diese asiatischen Züge die Ungarn immer in ihrem Denken und Tun; die Lebensprinzipien, die sie von Westeuropa übernahmen, änderten sie immer in dieser Richtung ab. Slavici erkennt die guten Eigenschaften der Ungarn an — produktive Kraft, starker Wille und Arbeitsfreudigkeit wird zugegeben — doch hält er für ihren

Grundzug Wildheit und stellt ihm die Melancholie und Gefühlsbedingtheit des Rumänen gegenüber. Mit der Bezeichnung „*vad oláh*“ — *wilder Rumäne* hingegen, die allgemein ist in Ungarn, wird ungarischerseits gerade diese Eifersucht, deren die Ungarn bezichtigt werden, den Rumänen in die Schuhe geschoben.

Dauernd wird der abstoßende, asiatisch-nomadische Charakter der Ungarn erwähnt. Sie sind nur Eroberer, die über andere Völker herrschen, sie tyrannisieren, wie die Türken oder vormals die Hunnen und Tataren. So schreiben schon 1849 slavophile französische Zeitungen, und so wird der Ungar während des Weltkriegs von der tschechisch-rumänischen und der mit ihr sympathisierenden französisch-englischen Publizistik dargestellt. Dieses Motiv tritt in der rumänischen Auffassung besonders häufig auf, weil es bezeugen soll, daß die Ungarn, und nicht die Rumänen, die später Zugewanderten sind. Diese Auffassung rechnet nicht mit dem tausendjährigen Christentum in Ungarn, seine Heiligen zählen nicht, seine Europa geleisteten Dienste nicht, nicht seine urwüchsige und geniale nationale Kultur. Was an Wirklichem dieser Anschauungsweise zugrunde liegt, ist die Kultur der ungarischen Steppe, die Kriegsbereitschaft und große Reitbegabung, alles Eigenschaften, die die Ungarn in den Augen der Romantik gerade sympathisch erscheinen ließen.

Übrigens verhält es sich so, daß es die Ungarn gewesen sind, die dieses Asiatentum dem Ausland gewissermaßen aufgedrängt haben. Die Wissenschaft hat ja einwandfrei festgestellt, daß die Ungarn, zusammen mit den anderen finnisch-ugrischen Völkern, Ureinwohner der russischen Tiefebene gewesen sind, und auf diese Weise viel eher eine eingeborene europäische Rasse darstellen, als manches eingewanderte indo-germanische Volk.

Diese Auffassungen findet man in den Lehrbüchern verschiedener Länder. In England z. B. lehrt man, daß in Ungarn der Feudalismus herrscht, die Aristokraten das Land besitzen, während der andere Teil der Einwohner aus Bauern und Hirten besteht, denen es etwas besser geht als den Leibeigenen. Der Adel ist hochfahrend, nicht nur seinen Untergebenen, sondern auch seinen ärmeren Mitbürgern gegenüber. Zu gleicher Zeit heißt es aber auch, daß die ungarische Reiterei eine der besten Europas sei, und daß der Ruhm der Husaren die englische Sprache mit einem neuen Ausdruck bereichert habe.

Die ungünstige Denkungsart der Aufklärung verurteilte das Ungartum im Zeichen einer rationellen Entwicklungsidee. Das Ideal der „Verbürgerung“ ist in erster Reihe das Produkt der städtischen Bevölkerung; an der städtisch bedingten Kultur hatte das Ungartum von damals aber erst einen sehr geringen Anteil, da die ausländische Presse die Stadtbevölkerung meist fremder Abstammung und Sprache aus ihrer Auffassung vom Ungartum ausschloß. Die alte ungarische Städtkultur

und die ungarischen Städte der Tiefebene übersah diese Auffassung ebenfalls.

Eine neue geistige Strömung, die Romantik, mußte kommen, um alle bis dahingültigen Werte auf den Kopf zu stellen und um allem, was im Leben des Ungartums nur die Verachtung der Ausländer hervorgerufen hatte, über Nacht begeisterte Bewunderer zu verschaffen. Die romantische Seele flieht aus der Stadt in die Natur, und entdeckt, getrieben von ihrem Durst nach Freiheit, in der ungarischen Tiefebene das Symbol ihres eigenen Wesens, und in dem Ungarn der Steppe den natürlichen, seine Leidenschaften frei auslebenden Menschen, wie nach ihrem Bilde geformt, und im ungarischen Nationalcharakter selbst entdeckt sie begeistert Züge, die der romantischen Vorstellungswelt entsprechen bzw. die sie in diese hineindenkt.

Die erste und entscheidende Anregung kam von einem Dichter, der sich selber einen Deutsch-Ungarn nannte, und das Leben des Ungartums bis zu einem gewissen Grade von innen her kannte, der die Erinnerung an die ungarische Landschaft in Form von Erlebnissen aus der Kinderzeit mit sich nach Deutschland nahm. Außerdem kam Nikolaus LENAU (Nimsch von Strehlenau) auch nicht aus kleinbürgerlichen deutschen Kreisen, sondern war der Sohn eines heruntergekommenen Sprosses einer alten deutschen Adelsfamilie, und war vielleicht schon deshalb frei von kleinbürgerlichen Vorurteilen. Seine romantische Seele schweift frei über die ungarische Tiefebene, wie später die Petöfis. Sie findet ihr Entzücken in der galoppierenden Pferdekoppel, die wie ein Steppengewitter an ihm vorbei rast; mit Wonne fängt er in seinen leichten Rhythmen das Sprudeln des Baches, das Knallen der Peitschen ein. Er ist es, der den Deutschen die schilfgedeckten Hütten an der Theiß zeigt, in denen sich die Räuber vergnügen:

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!“
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Träne nieder.

Aber während seine Landschaftsbeschreibung wahr, packend ist, spürt man, wie unecht, romantisch-subjektiv dieser ungarische Seelenbruder von Schillers Räufern ist (*Heideschenke*). Dann malt er ungarische Bauern, die in einer Schenke am Ufer der Theiß um einen Eichentisch sitzen, feurigen roten Wein trinken und bis zum Wahnsinn nach dem Takt der Zigeunermusik tanzen. Beim Erklingen des „Verbunkos“ (Werbungstanz) beginnen sich sogar die Alten im Tanz zu drehen, der bis zum Morgen dauert, selbst noch, als die Zigeuner aufgehört haben zu spielen (*Die Bauern am Tiszastrande*). Im allgemeinen tanzen bei Lenau die Ungarn ununterbrochen, mit wahnsinniger Leidenschaft. Im Tanz erhebt sich vor dem Ungarn seine Vergangenheit wie ein hoher Turm, die Freude am Kampfe

erwacht in ihm und er stürzt aus der Schenke, um den Türken zu suchen und niederzumetzeln . . . Aber draußen, in der mondbeschienenen Landschaft hört man nur das Rauschen der Theiß (*Mischka an der Theiß*). Sein singender Husar, der von Schenke zu Schenke zieht und Wein in großen Mengen vertilgt, schließlich sich aufs Pferd wirft und in die Schlacht stürzt, wo ihn der sichere ruhmvolle Tod erwartet, stellt die ungarische Kampfeslust und Todesverachtung dar (*Husarenlieder*). In der „*Werbung*“ zeichnet er das ungarische Selbstbewußtsein in einem realistischen Genrebilde: zu wilder Zigeunermusik tanzen sonnenverbrannte und vom Wein erhitzte Husaren. Die Dorfbewohner hören sinnend der Werbung zu, besonders ein Jüngling, in dem die Kampfeslust mit dem Familiensinn streitet, als er an seine Mutter denkt. Da nennt ihn der werbende Feldweibel feige:

Bist wohl auch kein Heldensohn!

Bist kein echter Ungarjunge!

Feiger Kerl, so fahre hin!

Da meldet sich der Ungar, denn das stolze alte Blut gewinnt die Oberhand. In den ungarischen Genrebildern Lenaus findet man viele wahre, gut beobachtete Züge, doch fühlt man, wie der jung nach Deutschland gezogene Dichter alles auf einige konventionelle Züge vereinfacht. Die nationalen Charakterzüge sind Kampfbereitschaft, Freiheitsliebe, aufbrausende gute Laune — die immer wiederkehrenden Typen: der Pferdhirt, der Räuber, der Husar und der in der Schenke sich vergnügende Bauer.

Und die Hauptsache ist der Zigeuner. Hierbei gleitet Lenaus Darstellung ins rein Romantisch-Phantastische; der ungarische Zigeuner trägt Lenaus eigene feurige Seelenzüge und wird zu einem romantischen Helden unter der Feder des musikliebenden Dichters. Sein Mischka ist ein wahrhaftiger Paganini, der aus seiner Geige eine Musik hervorzaubert, mit der er die Husaren verwirrt, daß sie berauscht in den Kampf ziehen, denn er spielt uralte Heldenlieder, die sie an Zeiten erinnern, in denen die Ungarn noch als Beschützer der Christenheit in Türkenblut badeten (*Mischka an der Theiß*). Manchmal spielt der Zigeuner dem Dichter alte Lieder vom „Rebellen“ Rákóczi (*Die Heideschenke*). Und als der Graf Mira das wunderschöne Zigeunermädchen — eine Art Mignon an den „wilden Wellen“ der Marosch — verführt, spielt Mischka auf der Hochzeit des besagten Grafen ein Lied, so daß die Gäste sich wie von einem kalten Todeshauch angeweht fühlen und sich schnell zerstreuen, der Graf sich aufs Pferd wirft, davon rast, in einen Graben stürzt und das Genick bricht (*Mischka an der Marosch*). Der Dichter selbst betrachtet die Zigeuner, die rauchen, schlafen und geigen, mit Neid von seinem holprig fahrenden Wagen (*Die drei Zigeuner*).

Dieses romantisch und übertrieben ausgemalte Bild des Zigeuners war es, das in der Vorstellung des deutschen und französischen Publikums das Bild des Ungartums verfälschte. Lenau wußte, daß Zigeuner und Ungar nicht dasselbe ist, doch wer ihn liest, glaubt höchstens, daß der Zigeuner eine Art musizierender Ungar sei, in dem die feurige, musikalische ungarische Seele am Vortrefflichsten zum Ausdruck kommt.

Die Darstellungsweise Lenaus ist zweifellos sympathisch, ja sogar begeistert, und so falsch sie in ihren Einzelheiten auch ist, so ist sie doch wahrer als die der deutschen Aufklärung. Einen großen Wert hat sie: sie ist unpolitisch, was verständlich ist, da sie eine natürliche Offenbarung eines deutschsprachigen Mitgliedes der ungarländischen Gemeinschaft darstellt, und so eher die Wärme des Gemeinschaftsgeistes als das Mißtrauen des Außenstehenden wiedergibt, oder mit einer nirgends verwurzelten Neugier den Ungar „entdeckt“.

Lenaus Gedichte hatten einen großen Erfolg bei dem deutschen Publikum, und so fand seine Art, die Ungarn zu sehen, auch eine große Verbreitung, da er von den Ungarn ja ein in seinen Einzelheiten packendes und interessantes Bild zeichnete und der deutschen Sentimentalität die leidenschaftlichere ungarische Seele als würdiges Beispiel entgegenhielt. Es ist ein ähnlicher Vorgang, wenn Stendhal den leidenschaftlichen Italiener, wenn Merimée den unbändigen Spanier zeichnet, ermüdet von der französischen überfeinerten Gesellschaftskultur. Von da ab ist der Ungar der Naturmensch.

DE GERANDOS schöne Beschreibung der ungarischen unendlichen Tiefenebene, die den Ungarn ein so liebes Symbol ihrer Freiheit ist, trägt wahrscheinlich den Einfluß der ungarischen Romantik und Petöfis an sich. In der Pusta wohnen auch heute noch die bespornten Genossen Árpáds mit den langen Schnurbärten. Der Ungar blieb auf dem Boden, den er eroberte, Soldat, sein Pferd weidet neben ihm, wie einst in den vielen Kriegen. Die Dörfer sehen aus, als stünden Zelte nebeneinander, die man auf das erste Zeichen zusammenklappen kann, um einen anderen Lagerplatz zu suchen. Bäume gibt es nicht, denn die braucht der östliche Mensch nicht. Aber breite Straßen sind nötig, damit auf einmal hundert Reiter Platz haben. Die flatternde Hose (Gatya) ist ein Erbteil der Hunnen aus dem 5. Jh. Dem Reitercharakter entspricht der Fellmantel (Bunda!) den sie tragen, denn er schützt sie im Winter und in kalten Nächten, und sichert ihnen doch die freie Bewegung. Der Ungar ist stolz, gibt viel auf Ehre, ist nicht gierig, wie der Deutsche, faul wie der Rumäne. Zu seinen allgemeinen Charakterzügen gehört eine natürliche Redebegabung und Gastfreundschaft. Seine Sprache ist poetisch und melodisch.

Eine so sympathisierende aber romantische Beschreibung findet man

bei mehreren deutschen Reisenden. Es vermischt sich in ihr eine tatsächliche Erfahrung mit den Elementen einer literarischen Schablone.

Seit Lenau ist in der Vorstellung des Ausländers der Ungar und der Zigeuner sozusagen zu einem Begriff geworden. Die auffallende Tatsache, daß der Zigeuner der treue und unentbehrliche Genosse des sich vergnügenden Ungarn ist, daß er die ungarische Musik vorträgt, rief in vielen Ausländern schon von vorneherein die Vorstellung hervor, daß Zigeuner und Ungar dieselbe Nation sind. Durch Lenau aber gelangte der Zigeuner geradezu zu dem Rufe eines Zauberers, der aus seiner Geige die wunderbarsten Töne hervorlocken kann, wie Mischka an der Marosch. Der Zigeuner wurde zum musikalischen, und so zum echtsten Ausdruck der Natur, und so meint auch Franz Liszt in ihm die Kunst des unmittelbarsten „Fühlens“ zu entdecken. Auch Liszt ist in seinem berüchtigten romantischen Buch über die Zigeuner von Lenau beeinflußt, bringt er doch in diesem Buche die französische Übersetzung der „Drei Zigeuner“. Liszt zufolge „schöpfen die Zigeuner ihr grenzenloses Freiheitsgefühl — das der bestimmende Zug ihres Charakters ist — aus jenem ewigen, lauten oder leisen Rausch, in dem sie sich dank der ununterbrochenen Verbindung mit der Natur befinden . . . Fühlen ist der Inhalt ihres Wesens, fühlen wollen sie um jeden Preis“. So wurde der Zigeuner zum beliebtesten, und in gewissem Sinne auch vollkommensten Symbol der Romantik.

Lenau und Liszt kannten noch aus unmittelbarer Anschauung den rassemäßigen Unterschied zwischen Zigeuner und Ungar. Aber der Ausländer, der niemals in Ungarn gewesen ist, verwechselt den Zigeuner und Ungar instinktmäßig, da seit der Französischen Revolution der Begriff Nation alle innerhalb der Grenzen eines Landes Lebenden umfaßt ohne Unterschied der Rasse, und so der ungarische Zigeuner auch als Ungar zu bezeichnen ist. Zur Konfusion trug noch die falsche Theorie Liszts bei, der zufolge die ungarische Musik das eigenartige Produkt der Zigeuner sein soll, das die Ungarn von letzteren gelernt haben; seine Rhapsodien, in denen er von Zigeunern gehörte ungarische Lieder aufarbeitete, nannte er zwar „*Rhapsodie hongroise*“, bezeichnete aber in seinem Buch die in ihnen aufgearbeiteten Melodien als das Eigentum der Zigeuner. Demgegenüber „kann Ungarn diese Kunst mit vollem Recht als die ihrige bezeichnen, da sein Weizen und sein Wein sie nährte, seine Bewunderung sie pflegte, da sie in seinem Schatten aufwuchs, da sie durch seine Liebe sich entfalten konnte und eine so innige Verbindung mit seinen Sitten einging, so daß diese Musik jeden Ungarn an seine innigsten und teuersten Gefühle erinnert“.

Heute weiß man bereits, daß der Zigeuner die ungarische Musik mit seiner östlich gefärbten Vortragskunst nur ausmalt, sie den Ansprüchen seiner Bande anpaßt und vorträgt. Aber der Ausländer macht keinen Unter-

schied und hält den Ungarn und den Zigeuner für ein und dasselbe, ja manchmal sogar, infolge der Bezeichnung „bohémien“ für einen Böhmen. Schreiber dieser Zeilen stellte sich einmal einem niederländischen Gelehrten vor, worauf dieser ausrief: „Alors vous êtes Tchigane?“ Nein, Ungar! sagte ich. „Oui, oui, Tchigane!“ wiederholte dieser aber hartnäckig. Wenn aber dieser Universitätsprofessor, der bereits in Budapest gewesen war, so orientiert ist, kann man sich vorstellen, was der Durchschnittsausländer von den Ungarn weiß . . .

In den ungarischen oder von ungarischen Regisseuren hergestellten Filmen findet man überall den Landadligen, umgeben von Zigeunern, der manchmal selbst dem Zigeunerprimas die Geige aus der Hand nimmt und der österreichischen Gräfin in seiner Wehmut das Lied selber in die Ohren fidelt. Diese Vorstellung hat noch ihre realen Hintergründe. Ein ganz falsches Bild entsteht aber um die Gestalt des wilden Zigeunermädchens, das seit dem *Mischka an der Theiß* in die Literatur eingezogen ist, und immer in der Beschreibung des ungarischen herrschaftlichen Lebens auftaucht.

Die Ungarn FONTANES, dieses durch seine tiefe Seelenanalyse bekannten preußischen Schriftstellers, sind alles Vertreter des wilden, zigeunerischen Typus. Fontane identifiziert den ungarischen und zigeunerischen Charakter bereits. Der Held seines Romans, dessen Name auch im Titel vorkommt, der alte Graf Petöfy (!) charakterisiert seine eigenen ungarischen Bauern folgendermaßen: „Sie gleichen alle eigentlich den Zigeunern oder Mausfallenhändlern. Sie sind schlank und braun, haben lange Haare, sind gutmütig und lachen immer. Aber zu keinem habe ich Vertrauen. Husch, ein Löffel ist schon verschwunden! Bei ihnen geht es immer wie in einer Verschwörung zu“. Und von seinem Verwalter namens Toldy sagt er folgendes: „Er ist rabbiat wie ein Ungar und haßt alles, was kaiserlich ist“.

Der Fall CLARETIES ist aber der charakteristischste. Er schrieb einen Roman mit dem Titel „*Le prince Zilah*“, der über einen ungarischen Prinzen namens Andreas Zilah handelt, und vereinigte in ihm alles, was diese freundliche, liberale Zeit von den Ungarn wußte. (Claretie war auch in Ungarn gewesen und schrieb das Buch als ein Andenken an Budapest.) Dieser verschwenderische Magnat Andreas Zilah im verschnürten ungarischen Rock, dessen Urahne 1566 (!) in der Schlacht von Mohács neben seiner Gattin Hankas fiel, ist bei dem Heldentode seines Vaters 1849 anwesend; die Zigeuner stimmen dabei den Rákóczi-Marsch an. Neben dem Leichnam des Vaters fällt ihm die Legende des „csárda“ (-csárdás?) ein, nämlich der Tanz der gefangenen ungarischen Mädchen unter den Peitschenhieben der Türken. In Venedig in der Verbannung lernt der junge ungarische Graf im Schloß einer italienischen Gräfin das Zigeunermädchen Laszlo Marsa kennen, in der sich überfeinertes Parisertum mit „einer

gewissen hochmütigen Wildheit“ paart. Ihre Mutter, eine Zigeunerin namens Tisza Laszlo (!) war von einem plündernden russischen Herzog während der Verwüstungen des Jahres 1849 geraubt worden; die Frucht dieser Ehe, Marsa, erzog die Mutter im Geheimen zu einer großen Patriotin. Marsa fährt in Paris mit Pferden aus Kisbér, ihre dänischen Windhunde Bundás und Duna laufen neben ihrem Wagen. Als Andreas Zilah, der Marsa liebt, einer Fähre voll Zigeunern begegnet, erwachen in ihm uralte Erinnerungen: „In seiner Vorstellung sieht er zerlumpte Zigeuner, die in der Steppe lagern, die unendliche Fläche, den Duft von Lavendel und er hört die Lieder unter dem bestirnten Himmel“. Claretie schrieb einen Pariser Roman aus dem Leben des Zigeunermädchens, in dem es vor sinnlos angewandten Namen wimmelt. Marsa wird schließlich durch ihre unglückliche Liebe wahnsinnig, und schließt die Augen für ewig bei dem Geigen der Zigeuner, die das Lied spielen: „Csak egy kislány van a világon“ (Es gibt nur ein Mädchen in der Welt).

Die Glanzzeit des ungarischen Ruhms im Auslande war die Zeit der Freiheitskriege. Das Bild des Ungarn verwandelte sich auch dementsprechend: edle, sympathische Züge wurden ihm hinzugefügt; dieses eine Mal sah Europa die ungarische Nation so, wie die Ungarn selbst sie sehen. Man kann hier natürlich nur von der öffentlichen Meinung, die sich für liberale Freiheitsbewegungen begeisterte, sprechen, die den ungarischen Soldaten in seinen siegreichen Kämpfen für einen Freiheitshelden, und nach seinem Sturz für ein Opfer der reaktionären österreichischen Politik hielt.

Übrigens hatte ja schon die Romantik eine günstige Atmosphäre geschaffen. Lenau und seine Schüler hatte den Bewohner der ungarischen Tiefebene in sympathischen Farben, ja bis zur Verherrlichung gehend, dargestellt. Für das deutschlesende Publikum, daß sich begann vom Stadtleben abzuwenden, wurde der Ungar zum Symbol des freien Lebens.

Der kriegerische Ungar Lenaus wurde wieder lebendig, der Freiheitskampf schien die Husaren Lenaus zu bestätigen. Der 19jährige IBSEN schrieb begeisterte Gedichte über den heldischen Namen der Ungarn, der wie ein Schlachtruf den dem Sieg entgegenstürmenden tapferen Soldaten voraneilt. In dieser Zeit sind die Ungarn wieder die heldische Nation, und diese Meinung ändert sich auch nach der Niederlage nicht, wächst sogar noch, dank der Agitation Kossuths. Es gibt unglaublich viele deutsche, französische und andere Schriftsteller, die die heldenhafte ungarische Nation rühmen, nach ihrem Sturze betrauern und trösten.

In Frankreich war es besonders Viktor HUGO und seine revolutionäre Schule, die die Tapferkeit der Ungarn zu schätzen wußte, und die ungarische Nation für den Vorkämpfer der Freiheit hielt. Robert CLÉMENTCE macht in seinem 1851 geschriebenen Roman zum Ausgangspunkt seiner Handlung Debrecen und malt die ungarischen Zustände für die romantische Vorstellung

in recht sympathischen Farben. Die Ungarn sind außerordentlich bedacht auf ihre Ehre, sind die niemals wankenden Freiheitskämpfer, ihre Wissenschaft und Kultur wurzelt tief in der Vergangenheit, in dem Boden ihrer Heimat, da sie die lateinische Sprache am längsten gesprochen haben. (In den Augen der Franzosen ist das auch ein heute noch häufig erwähnter Vorzug; sie sehen darin ein Kriterium der geistigen Verwandtschaft mit dem Lateinertum.) Seine Ungarn sind alle Männerschönheiten: Emeric hat ein rot und weißes, regelmäßiges Gesicht und blonde Haare; Manfred ist braunhäutig und trägt den Stempel einer angeborenen Größe und eines angeborenen Adels an sich. All dies stammt, glaube ich, aus dem großen Buch von BOLDÉNYI (Pál Szabó), das dieser nach Frankreich verschlagene Agent Ludwig Kossuths in demselben Jahre herausgab, und in dem er, zusammen mit seinem französischen Mitarbeiter, ein so detailliertes und sympathisches Bild von den Ungarn gab, daß ein halbes Jahrhundert alle, die etwas über Ungarn wissen wollten, aus ihm und De Gerando schöpften.

Auch die Gegner der ungarischen Sache erkannten die kriegerischen Tugenden der Ungarn an. Das angesehenste unter den slavophilen Blättern Frankreichs, das *Journal des Débats*, schreibt im Jahre 1848 folgende Worte über die Ungarn, indem es Partei für die Kroaten nimmt: „uns gefällt diese im Reiten und Sprechen tüchtige Rasse; sie gefällt uns, wie schließlich auch die Gascogner immer gefallen haben in Frankreich. Wir sind Demokraten und Anhänger der Gleichheit, doch liebten wir immer die adligen Tugenden und Fehler. Es ist dies aber noch nicht Grund genug, die Kroaten zu verachten“. Der satyrische Artikel der *Débats* vertritt einen auch heute noch recht häufig vertretenen Standpunkt. Auch heute empfindet der demokratische französische Kleinbürger im Grunde genommen ein feindliches Gefühl bei Betrachtung der für ihn ungewohnten und ungerechten ungarischen Welt, fühlt aber in den meisten Fällen Sympathie für den ungarischen Husaren, die ungarische Kampfbereitschaft und Ritterlichkeit, schon wegen des ihm angeborenen und anerzogenen Heroismusses. Die *Revue de Deux Mondes* beobachtet die ungarischen Erfolge im Jahre 1849 mit viel Antipathie, kann aber den ungarischen soldatischen Tugenden die Anerkennung nicht versagen. An Kossuth lobt sie die „asiatische“ Redegewandtheit, schreibt aber weiter: „Obwohl wir bemerken, daß die Ungarn für die ungerechteste Sache der Welt kämpfen, müssen wir zugeben, daß sie mit Feuer kämpfen. Dieses Kriegsspiel, dieser Krieg der Cavallerie und Artillerie mit seinen waghalsigen Aktionen und den zum lebhaften und feurigen Temperament der Ungarn so ausnehmend passenden Attacken, läßt sie in vorteilhaftem Lichte erscheinen.“

Die revolutionäre Dichterrolle Petöfis und schließlich sein Heltentod, sein romantisches Verschwinden bestärkte das Ausland nur in dieser Mei-

nung Die Gestalt Petöfis bedeutet von da ab für viele den vollkommensten Ausdruck des ungarischen Charakters.

Auf dieser Betrachtungsebene wird häufig als ein Charakterzug der Ungarn der Stolz bezeichnet, der unter einer feindlichen Feder zum Hochmut wird. COPPÉE schreibt ein Gedicht über den verschwenderischen Magnaten, Istvan Benkó, der sich in seiner prächtigen Magnatenuniform, die nur flüchtig befestigte Edelsteine und Goldstücke schmücken, unter seine Leibeigenen mischt, um zu tanzen, wobei Gold und Edelsteine nur so zur Erde prasseln. Gierig hebt das Volk die Kostbarkeiten auf. Schließlich findet sich unter dem armen Volk doch ein „echter Ungar“, der über die Köpfe hinwegsieht, und auf die Frage des „Magnaten“, warum er nicht auch etwas von der Erde aufgenommen habe, mit einem an Victor Hugo erinnernden Effekt antwortet: „Ich hätte mich dazu niederbeugen müssen“.

Bei französischen Schriftstellern taucht übrigens manchmal auch das Motiv von der Verwandtschaft des ungarischen und französischen Temperaments auf: der Ungar ist ebenso heldenhaft, lebhaft und ein guter Reiter, wie der Franzose. BORNIER empfängt die 1880 nach Paris reisenden Ungarn mit einem Gedicht, in dem es heißt, daß die Franzosen dieselben Tugenden in Zeiten der Not entwickelten. Die ungarische und französische Nation sind beide ein „Volk von Rittern, Helden und Dichtern“.

Die Ungarn sind ein Reitervolk, heute vielleicht weniger als früher, aber im schematisierenden Urteil des Auslandes schreitet die Erkenntnis, daß sich die Zustände auf der ungarischen Tiefebene sehr verändert haben, nur langsam vorwärts. Ein kürzlich erschienener englischer Artikel, der die ungarische Pferdezucht würdigt, spricht von den ungarischen Husaren wie von einem Archaismus — der Husar gibt seinem Pferde, um seine Verachtung für den französischen Wein auszudrücken, Champagner zu trinken — und stellt fest, daß der „csikós“ (= Pferdejunge) etwas Ähnliches sei wie der Cowboy oder Kosak oder Gaucho, und in grader Linie von Attila und Dschingis-Khan abstamme! Schon als Kind reite er ohne Sattel, ohne Bügel springe er aufs Pferd! „Sein weißes, flatterndes Hemd, sein Schafpelz, sein breitrandiger Hut, seine glänzenden Reitstiefel und die bunte Stickerei auf seinem Wams sind eine heimische Erscheinung auf den weiten Wiesen. Aus seiner Flöte kommen eigenartige und feine, geradezu überirdisch klingende Melodien, die zu dem geheimnisvollen Glänzen der Fata Morgana die Begleitung bilden“. Dies alles hängt freilich mit der Vorstellung von der „puszta“ (= Steppe) zusammen, auf der es „weder Wege noch Eisenbahnen gibt“ . . .

So sieht das freie Volk der Steppe aus, auf der der französische Dichter das Wiehern der Pferde Attilas hört. Dort wachsen die Söhne des ungarischen Volkes im freien Winde, rein wie ihre Liebe, frei wie ihr Herz, auf (BORNIER). MISTLER, der im übrigen das Elend Trianonungarns mit leicht

satyrischer Sentimentalität beschrieben hat (*Ethelka*), sieht in seinem für das Petöfi-Centenarium geschriebenen Gedichte die auf der Steppe jagenden Pferde, die Fata Morgana, die Lerche, die zum Himmel emporsteigt und die wogenden Goldähren. Der „Alföld“-Kultus Petöfis fügte zum Bilde von Lenaus Steppen-Ungarn neue, konkretere Farben hinzu.

Interessant sind die Reisenden, die in Ungarn selbst das Leben beobachten. Man sieht ganz deutlich, wie hinter dem Gesehenen die Vorstellung schwebt, die sie von zu Hause mitgebracht haben. So zeigt das berühmte Buch von Tissot: „*Voyage au pays des Tziganes*“ schon im Titel, daß der Verfasser unter dem Einfluß der Lenau-Lizstschen Romantik steht. Er kann gar nicht genügend wiederholen, daß die Ungarn Asiaten sind, und der lustige Schneidermeister, dem er begegnete, war wohl deshalb so stolz, weil er in einem Lande näht, in dem die Menschen noch halbnackt gehen! Doch weiß er, Tissot, daß das Volk kriegerisch ist und fröhlich in den Tod geht. Dann besucht er selber die „Pusztá“, die eine riesige Steppe, still, unbeweglich und ruhig ist, wie ein totes Meer. Die Ungarn sind selbstverständlich begeisterte Anhänger der Freiheit. Das Würdevolle an den Ungarn fällt ihm so auf, daß er die ungarischen Bauern mit Aristokraten vergleicht. Der Dorfmarkt erinnert ihn sofort an das Lager asiatischer Völker. Er will um jeden Preis einen „Betyár“ (= Räuber) sehen, doch klärt ihn Jókai lächelnd auf, daß diese nur mehr in seinen Novellen leben. Aber mit der größten Begeisterung schreibt er von den Zigeunern. Der Zigeuner ist der Mensch der vollkommenen Freiheit, in seinem Herzen haben alle irden Regungen Raum, er ist ein treuer Diener, usw. usw. So viele Vorurteile verursacht eine literarische Tradition und selbst ein kritischer Geist wie SAUVAGEOT, der wirklich viel Neues und Originelles entdeckte, meint die Heiserkeit der ungarischen Frauenstimmen darauf zurückführen zu können, daß sie die Nachkommen der slavischen, von den Ungarn geraubten Frauen sind, und sich ihre Aussprache, heute, nach tausend Jahren, noch der männlichen ungarischen Sprache nicht anpassen konnte. Auch hier liegt im Unterbewußtsein das Bild barbarischer Landnehmer und noch dazu in der Vorstellung eines gutmütigen, gebildeten und die ungarische Sprache kennenden Gelehrten . . .

Aber man darf den Ausländern gegenüber nicht allzu streng sein. Nicht selten sind es ja die Ungarn selbst, die die Möglichkeit zu einer solchen Verballhornung schaffen.

Die große Freundin der Ungarn, Madame ADAME, versuchte, als sie in Ungarn war, sich ein objektives Bild zu schaffen, aber auch aus ihrer Beschreibung blickt immer wieder das traditionelle literarische Gesicht der Ungarn hervor, denn ihr Begleiter, PÁZMÁNDY, erzählt ihr, noch bevor sie die Grenze erreichen, die Geschichten von dem Räuber Józsi Savanyu, so daß sie auf ungarischem Boden nun überall die edlen ungarischen Räuber

sucht, die das Zittern ihrer Mutter, als sie sich nach Ungarn aufmachte, rechtfertigen sollen . . . Aber, wie sie in ihrem Buche schreibt, der Ruhm der Ungarn zog sie an, die der französischen ähnliche Nationalseele, und in Erwartung dieser Dinge empfand sie geradezu eine pathetische Stimmung. In einem Grafen SOMSSICH lernt sie dann den echten, stolzen, heldenhaften Ungarn kennen. Sie schreibt beim Anblick der Pferdekoppeln: „Es ist, als erblickte ich die Hunnen, wie sie in Europa erscheinen, in unwiderstehlichen Wellen alle Hindernisse beiseite räumend . . .“. Die Steppe reinigt ihre Seele und befreit sie von ihren persönlichen Leidenschaften. Die Zigeuner spielen alte Kriegslieder — wie bei Lenau — und seit neuestem auch Csárdás-Melodien, in denen Hirten, Räuber und Bauern ihren Haß, ihre Rache, ihre heldischen Gefühle und ihre Liebe besingen.

Und noch heute gibt es einen französischen Dichter (DIAMANT-BERGER), der unter dem Titel „*Tziganes*“ einen Band Gedichte herausgab, in dem er sich für die Ungarn begeistert, in dem die Uniform des auf der „Puszta“ galoppierenden „houzard“ mit Wonne bis in ihre Einzelheiten beschrieben ist, wo der „czikos“ mit seinen wilden Pferden zur Tränke eilt:

Le czikos ne connaît ni limites ni règles;
 Sa patrie est la plaine où l'on peut galoper,
 L'herbe chétive où l'on s'arrête pour camper,
 Et le ciel où planent les aigles.

Il déroule sa tente avec ses compagnons
 Et s'endort aussitôt que la puzta se voile,
 Mais jamais un czikos, dans sa maison de toile,
 N'a retiré ses éperons.

Auch Muta, die Tochter des Fährmanns, begeistert sich ausschließlich für Reiter, die ohne Sattel reiten, und für das „Rekli“ der Husaren; sie tanzt „Tanana“ auf die feurige Musik der Zigeuner. Auch dem Einsamen der Puszta, dem Schweinehirten, folgt der Dichter versunken; der Schweinehirt bläst Liebes- und Siegeslieder vor sich hin, während er langsam Méneser Wein trinkt. Offenbar auf den Spuren Lenaus wandelnd beschreibt der Dichter die Werbung und die am Theißufer sich vergnügenden Husaren. Aber selbst der blinde Bettler, „guzlár“ ist bei ihm anzutreffen, der die „strahlenden Hymnen, die Rakoksy sang“ zwar nicht erlernte, wohl aber das schmerzliche Lied der tausendjährigen Eichen des Bakonyer Waldes. Nur daß auch die „gitanás“ sich nicht um ihn kümmern, da sie die Stiefel über die Schultern werfen und den „houzards“ folgen. Ein einzelner einfacher (primitif) Hirte hört den Guzlaspieler an, indem er sich wie eine Statue auf seinen Stab stützt.

Hier vermischen sich wohl die Erinnerung an Petöfi, Lenau und vielleicht eine Reise mit Reminiszenzen von spanischen Zigeunern und sla-

vischen Volksbräuchen. Zu den Gedichten schrieb ZSOLT DE HARSANY ein Vorwort; er freut sich, in diesen bunten Bildern „eines der Gesichter Ungarns kennenzulernen“!

Wie verhielt sich das ungarische Nationalbewußtsein zu diesen reichlich auftretenden verzerrten Darstellungen? Es hat selbst zur Ausbildung dieses romantischen Bildes beigetragen — besonders mit seinem Zigeunerkultus — ja, mittels der Propaganda für den Fremdenverkehr und der Filmproduktion wird diese Darstellung durchaus auch heute noch aktiv unterstützt, da das ungarische Filmbild nicht allzu sehr absticht von dem romantischen, romanhaften Bild, das das Ungartum selbst von sich als göltig angenommen hat. Die verzerrten und böswilligen Darstellungen sind den Ungarn natürlich immer fremd geblieben, und wenn die ungarische öffentliche Meinung seit 1900 die romantische, liberale Auffassung auch immer stark kritisierte, empfand sie es doch immer als äußerst ungerecht, das Ungartum, das sich auf eine mächtige Bauernschichte stützt, als ein schmarotzendes, beutegieriges Herrenvolk von der lauten Presse verschrien zu sehen.

Aber alles, was sich mit ihren eigenen Auffassungen von sich selber deckte, versuchte sie immer in der Erinnerung des Auslandes zu festigen. Zur Zeit der Emigration (1851) illustrierte BOLDÉNYI sein großes Propagandawerk in französischer Sprache mit Holzschnitten. Auf einem Bilde, das die Aufschrift „Ungar in Gala“ trägt, sieht man einen ungarischen Herrn im Dolman, verschnürt, mit Dolch und Säbel, und mit der Fellmütze auf einem unruhigen Pferde sitzend. Ein anderes Bild, das in der Schenke tanzende Männer darstellt, zeigt einen Bauern im Mantel, der dem Tanz eines jungen Mannes mit einer Blume in der Hand, in geknöpftem, verschnürtem Dolman und praller, mit Schnüren verzierter Hose, zusieht; unter dem Dolman hängt das Hemd heraus. Unter den Zuschauern sitzt auch ein ungarischer Herr ohne jeden Schmuck. Ein anderer Holzschnitt stellt einen Pferdejugen mit der langen Peitsche in der Hand und dem Gewehr auf der Schulter dar.

Heutzutage befriedigt die Propaganda für den Fremdenverkehr ganz ähnlich in skizzenhafter, auf wenige Eindrücke sich beschränkende Art die Bedürfnisse des Auslandes.

Das Ziel der Reisenden ist ja nicht, Eindrücke zu suchen, die ein unangenehmes Gefühl hinterlassen, oder gar, die sie auch zu Hause finden. Ja man kann sogar sagen, daß alle Leute, die ein fremdes Land besuchen, schon von vornherein mit Vorstellungen beladen sind, deren Bekräftigung sie nun von dem zu besichtigenden Lande erwarten.

Es ist auch eine Tatsache, daß der Durchschnittsmensch von einem anderen Land in ganz allgemeinen Vorstellungen denkt, die ein berühmteres Werk, ein Roman, eine Oper oder Operette vermittelt hat. So wie für die

meisten Ungarn Carmen, das Zigeunermädchen und der Toreador typisch spanische Gestalten sind, so denkt sich der Nichtungar den Ungarn nach dem charakteristischen Schema als einen „feudalen“ verschnürten und verschwenderischen Herrn, oder als einen Räuber der Steppe, oder im besseren Falle als Pferdewärter (Csikós) und im schlechteren Falle als Zigeuner.

Eine den Ungarn wirklich wohlgesinnte, von den Belgiern herausgegebene Broschüre über den Eucharistischen Kongreß in Budapest schreibt sehr nett, daß ihnen ein Stein vom Herzen gefallen sei, als ihr Zug in die Station St. Gotthard eingefahren sei. „Dann fährt der Zug über die riesige Puszta, über die ein stürmischer Wind geht, und erschöpft schlafen wir bis Stuhlweißenburg, wo der Zug um 6 Uhr hält.“ Es muß kaum gesagt werden, daß zwischen St. Gotthard und Stuhlweißenburg zwar eine liebliche hügelige Landschaft mit dem Plattensee, aber keine Puszta liegt. Der Text ist begleitet von schönen Aufnahmen der Hortobágy, mit folgender Aufschrift: „Die Wächter der riesigen Herden begleiten die Ausflügler“.

So sahen die Belgier in der Nacht, auf der Strecke zwischen St. Gotthard und Stuhlweißenburg, mit Hilfe der ihnen in die Hand gedrückten Photos, die große ungarische Tiefebene; es ist aber kein Wunder, denn in allen ausländischen Lehrbüchern wird ja die „Puszta“, zusammen mit den auf ihr lebenden halbwildem Menschen als die charakteristisch ungarische Landschaft bezeichnet. Transdanubien trägt übrigens auch die Bezeichnung „Puszta“, und auf der Speisekarte eines Budapester Luxushotels anlässlich eines Diners gegeben zu Ehren eines ausländischen Gelehrten, prunkt das Bild des „Hungarian Cowboy“, der einen wunderschönen ungarischen Stier an den Hörnern hält; im Hintergrund sieht man einen Brunnen und eine ruhende Herde; auf einem anderen Exemplar sieht man den „Hungarian Csikos“ in seiner gestickten Tracht. Es ist allgemein bekannt, daß die Stadt Debrecen einen großen Fremdenverkehr hat, da sie die Steppe Hortobágy den Fremden als einen Querschnitt des unverfälschten ungarischen Lebens zeigt. Ebenso wird Bugac von Tausenden von Fremden, die nach Kecskemét fahren, bewundert.

Und der Fremde ist auch nicht enttäuscht, wenn er in den Resten der alten ungarischen Halb-Nomaden-Wirtschaft instinktiv Originalität sucht. Auf diese Weise aber interessiert ihn der ungarische Bauer, Arbeiter, Winzer, der *székler* Holzfäller, der Gewerbetreibende, Beamte, Gelehrte, Arzt, Soldat usw. nicht mehr und er geht mit der heiligen Überzeugung nach Hause, daß er auf der Steppe Hortobágy die einzig gültige ungarische Lebensform kennengelernt hat.

Im Film ist das traditionelle Ungarn-Klisché von deutschen Drehbuchverfassern und Regisseuren angefertigt worden. In der „*Ungarischen Rhapsodie*“ der UFA z. B. stürmen Reiter und Räuber in Mengen über

die Puszta, genau wie in den Gedichten Lenaus. Die Primadonna, Marika Röck, fährt dauernd in einem Vierspänner, und die Heldin des Films „*Frühlingsparade*“ fährt im Jahre 1880 in einem Heuwagen nach Wien. Aber auch die ungarischen Regisseure bemühen sich ja, das Verlangen des Auslands nach Exotischem zu befriedigen. In einem BOLVÁRY-Film bereist eine französische Rechtsanwältin Ungarn in einem Vierspänner und trifft ihren Geliebten dann in einem dörflichen Hause „en pleine puszta“. Franz Liszt tut in dem ihm gewidmeten Film dasselbe, und lernt in einer Schenke, in die er sich wegen eines Gewitters flüchten muß, eine junge ungarische Gräfin kennen.

Stellt man das Ungarnbild der verschiedenen Länder zusammen, so darf man nicht vergessen, daß es in jedem Lande ein bis zwei, ja manchmal sogar ein Dutzend Schriftsteller oder Reisender gibt, die auch die Ungarn ohne jedes Vorurteil sehen. Aber mit letzteren will ich mich hier nicht befassen. Die Wirkung einiger guter Bücher kann auf das Ausland zweifellos Einfluß ausüben, verändert aber das allgemeine Bild, das sich das Ausland von den Ungarn macht, in keiner Weise. Es ist also charakteristischer, sich mit den Vorstellungen eines Durchschnittsmenschen zu befassen.

Tut man es, so kommt man zu der traurigen Feststellung, daß der Ausländer sich nicht einmal mit der nationalen und völkischen Zugehörigkeit der Ungarn im Klaren ist. Ich habe selbst schon häufig Leuten, die sich dafür interessierten, darüber Auskunft gegeben, daß die Ungarn weder „österreichisch“, noch „slavisch“, noch „zigeunerisch“ sprechen. Denn diese drei Ansichten sind in dem „gebildeten“ Westen sehr verbreitet; „österreichisch“, weil man in der Schule lernte, daß Ungarn zu Österreich gehöre, „slavisch“ und „zigeunerisch“ wahrscheinlich auf Grund der Begriffsidentifizierung: bohémien-Böhme-Zigeuner. 1849 schrieb ein Chansondichter, Alexis CHAMPAGNE, eine begeisterte Ode, in der es heißt, daß die Ungarn, die tapferen Nachkommen der Slaven, ihre Häupter nun nicht mehr unter die Peitsche halten wollen, und in dem er die „Transylvanier, Serben und Moldo-Valachen“ auffordert, sich neben die „madjar“-en im Kampf gegen die Kosaken zu stellen, denn auch Frankreich halte ja mit den Ungarn!

Das Ausland besitzt also zwei schematische Bilder von der ungarischen Nation bzw. zwei verschiedene Arten der Beurteilung eines und desselben Gesichts sind in der Meinung des Auslandes verbreitet. Die eine Art ist im allgemeinen sympathisch, obwohl sie die Ungarn als ein etwas anachronistisches Überbleibsel darstellt; sie sind mit dem Pferde verwachsen und ritterlich, sind ein Herrenvolk mit edlem Profil, das seine Freude am Kampf und Genuß findet; im Grunde genommen ist die ungarische Nation aber ein barbarischer Fremder und erinnert an ihre hunnisch-skythischen Vorfahren.

Durch die Zigeuner gelangt sie in den Ruf musikalisch zu sein, und wird auch häufig mit letzteren verwechselt. Im Hintergrunde liegt die Puszta, als einzige Landschaftsform des ungarischen Volkes, in der es wirklich zu Hause ist, eine unendliche Fläche mit wilden Pferdeköpeln, auf der es, den Erinnerungen seiner kriegerischen Vergangenheit nachhängend, in weiten Hosen oder verschnürtem Rock seinem Vergnügen lebt, bis zum Morgengrauen in den Schenken sitzend. Seine asiatisch-nomadischen Instinkte machen es zum Stadtleben unfähig; seine Städte und Dörfer wirken wie die Zelte nomadischer Stämme. Aus seiner geschichtlichen Vergangenheit schwebt der hunnisch-scythische Ahne vor aller Augen; es ist ein fremdes Etwas im indogermanischen Europa, doch wird ihm seine Rolle als Bastei der Christenheit zugute gehalten, für die es wiederum dank seiner kriegerischen Tugenden geeignet war. Mischt sich aber in die Beurteilung des Ungartums ein politischer Haß, so bleibt nur die Meinung, daß Ungarn ein „corps étranger à l'Europe“ (SAURÈS) sei, der ohne das Taufwasser auch heute noch ein in Zelten lebendes türkisches Volk wäre, zwischen den „romanischen“ Alpen und der Donau.

Die verschiedenartige Interpretation dieses allgemeinen Bildes ist ausschließlich eine Sache der Sym- bzw. Antipathie. Auch der Fall des Journalisten, der 1885 als Teilnehmer einer Reise französischer Schriftsteller Ungarn besuchte, beweist dies. Der Betreffende geriet nämlich in Arad mit seinen Mitreisenden in einen Streit, und sah daher in Ungarn, unter dem Eindruck begeisterter Empfänge und fröhlicher Mähler, „ein Land, in dem im Rahmen von Tannenwäldern, Tänzern und Tokajer Weinen nur Barbarismus herrscht, eine alte feudale Welt mit aristokratischen Mißständen, mit oberen Schichten, die die unteren verletzen . . . und sittliche Verdorbenheit, deren schreiender Ausdruck der furchtbar erotische Tanz „Csárdás“ ist“. Ein einfacher Stimmungswechsel genügt, um alles, was früher weiß war, schwarz erscheinen zu lassen. Ein anderer Teilnehmer der Reise, D'ULBACH, nennt sein begeisterndes und lobendes Buch gerade nach diesem Tanz. Nach dem alten Rezept wird darin von der unendlichen Puszta, der Freiheit und dem ungarischen Temperament geschwärmt.

In der Vorstellung der Fremden lebt dabei der Typus des heute bereits etwas veralteten Adligen, manchmal in vorteilhafter, ein anderes Mal in nachteiliger Form. So kommt es, daß die Aristokratie der verschiedenen Länder meist mit einer gewissen Sympathie die ungarische Nation betrachtet. Ein Beispiel ist dafür bei den Deutschen Graf KEYSERLING, bei den Franzosen Graf GOBINEAU.

In GOBINEAUS berühmtem „*Essai sur l'inégalité des races humaines*“ dienen die Ungarn zum Beweis der These von der Unveränderlichkeit der Rassen. Auf Grund der Arbeiten de Gerandos widerlegt er die Ansicht deutscher und englischer Gelehrten, die die Veränderlichkeit der Rassen

durch die Ungarn bewiesen sehen wollten: die kräftigen, edlen und kriegerischen Ungarn sollten sich — ihnen zufolge — aus dem schwächlichen finnischen Volk entwickelt haben. Gobineau zufolge sind die Ungarn „weiße Hunnen“, unter denen viele arische Stämme lebten, die sich mit den mongolischen Stämmen vermischten; so erklärt er die etwas mongolische Erscheinung der Ungarn obwohl sie ausgesprochen den Charakter von Europäern (Ariern) haben. „Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß verschiedene Klimata und Änderungen in den Sitten aus einem Lappen oder Ostjaken, einem Tunguzen oder Permi einen Heiligen Stephan gemacht hätten.“ Ohne auf Gobineaus Theorie weiter einzugehen, spürt man ohne weiteres, wie sehr dieser die Ungarn schätzte, erhob er sie doch durch seine Theorie von den „weißen Hunnen“ zu der, seiner Ansicht nach edelsten, der arischen Rasse.

In unseren Tagen verschaffte der deutsche Philosoph Keyserling den Ungarn im „Spektrum“ Europas einen vornehmen, geradezu bevorzugten Platz. Er schreibt diesem noch unverbrauchten Volk, das den aufreibenden Prozeß der Demokratisierung nicht durchgemacht hat, eine Mission zu. Seiner Ansicht nach seien die Ungarn das aristokratischste Volk, das heute in Europa zu finden ist, und so könnte man in den Ungarn noch heute jenen Menschentypus, den Aristokraten, studieren, der in Europa alles Große hervorgebracht hat, aber in den anderen Nationen durch den nivellierenden Händlergeist nicht mehr zu finden sei. Der Aristokrat sei nämlich der einzige, der alleinstehende, der unabhängige Mensch, der gibt und nichts erhält, da er für seine Person frei, großzügig und selbstaufopfernd ist. Auch seine Leichtfertigkeit hängt mit dieser Freiheit zusammen. Er zitiert ein deutsches Sprichwort, in dem es heißt:

Verstand hat jedermann,
Vernunft Husar und Edelmann,
Aber Witz nur Magnat und höhere Geistlichkeit.

Ungarn, diese Reserve Europas, hätte sich den Eroberergeist bewahrt, der Europa geschaffen hat. Von da stamme seine Überlegenheit seinen Nachbarn gegenüber. Der Ungar sei genau so urwüchsig wie irgendeiner seiner Nachbarn, und auch nicht weniger schlau. Den „Herrschartypus“ erzeugte übrigens die Blutvermischung mit den Turanern, denn die großen Eroberer: Attila, Dschingis-Khan, Timur-Lenk waren auch Turaner. Die Prunksucht und Eitelkeit ist ein östlicher Zug. Die Ungarn seien nüchtern, unmetaphysisch, wie die östlichen Völker. Sie haben Phantasie und Willen, wenig Gefühl. Sie seien geborene Herren und höchstens auf dem Gebiet des formalen Rechts schöpferisch. In der Zukunft aber können sie Europa ein Beispiel geben durch die Schaffung einer neuen Lebensform in dem zerrissenen modernen Leben. Dies könnte ihnen gelingen, weil sie die bürgerliche Lebensform übersprungen haben.

Als Vorbild zu dieser Auffassung dienten Keyserling vielleicht einige ungarische Aristokratenfamilien, in erster Linie Graf Albert APPONYI, doch lebt offenbar auch der alte traditionelle romantische Ungar in ihr, beginnt Keyserling doch seine Studie mit der Analyse der Zigeunermusik, über die er genau wie Liszt und dessen Zeitgenossen orientiert ist. In der langsamen Weise fühlt er die freie Formlosigkeit, in der schnellen den Reiterangriff oder Rückzug der Nomaden. Sie sei eine „rein aristokratische Musik“, in der Leben und Tod, Schmerz und Lust nebeneinander stehen, ohne nach einem Ausgleich zu suchen.

Es ist bekannt, daß sich eine sehr falsche These ergeben kann, wenn jemand aus dem Zigeunerrepertoire, dem kaum hundertjährigen ungarischen Kunstlied und der auf eine einzige Form beschränkten Csárdás-Weise den ungarischen Charakter herauslesen wollte. Im Verhältnis zu Lenau bedeutet die Ungarnschau Keyserlings unbedingt eine Verarmung, denn Lenau kannte zum Mindesten auch das Bauerntum, also den Ungar im allgemeinsten Sinne des Wortes. Aber niemals wurden bestimmte Erscheinungsformen des Ungartums in sympathischerem Lichte dargestellt. Es gehörte dazu das Klassenbewußtsein eines Aristokraten. Auch der Ruf der Feudalität, den die ungarische Gesellschaft genießt, wäre nicht so allgemein verbreitet, wenn vor dem geistigen Auge des Ausländers nicht das Bild des ungarischen Kleinkönigs, der über ein ganzes Volk von Untergebenen verfügt, stünde. Die — im übrigen gutmütige — ausländische Presse sah gelegentlich des Eucharistischen Kongresses auf den Tribünen in der ungarischen Festtracht tragenden Abgeordneten auch nur „Magnaten“.

In der Anschauungsweise des Auslandes tritt das ungarische Volk nur mit den Requisiten der „puszta“ auf, so wie die Romantik es ein für allemal dargestellt hat. Die ausländische Presse beschreibt diesen „Pusztaungarn“ teils als zurückgebliebenen Asiaten, teils als das Musterbeispiel des natürlichen, leidenschaftlichen Lebens oder der Freiheit, je nach den Gefühlen, die sie für ihn empfindet.

Alle Leser können mir deutsche, französische, englische oder anderssprachige Bücher und Studien entgegenhalten, in denen eine gründliche und objektive Charakterisierung des Ungartums zu finden ist, und die dem schematischen Bild, das ich zeichnete, fernstehn. Aber mein Ziel war nicht, die ausländische Literatur über das Ungartum zu besprechen, sondern zu versuchen, ein Bild zu entwerfen von dem allgemeinen europäischen Bewußtsein, das sich in dem Durchschnittsmenschen eingewurzelt hat, und an dem auch das sachlichste Buch kaum etwas ändern kann. Es ergibt sich, daß so ein Bild fast immer abhängig ist von der politischen Situation. Im Mittelalter waren es die Gegensätze zwischen dem Ungartum und dem Westen, die die später immer mehr verblassende Antipathie hervorriefen.

Später erkannte Europa durch die Türkengefahr die Rolle Ungarns als Schutzbastei. Im vorigen Jahrhundert bedeuteten die Ungarn als Bekämpfer des Absolutismus eine heldenhafte edle Nation, die ihr Blut großzügig für die gemeinsamen Ideale verschwendet hat, wurde aber gleich zu einem tyrannischen schmarotzenden Volk als sie den Interessen ihrer Nachbarvölker entgegenstand.

Anmerkungen.

Über die antike Barbarencharakteristik schrieb A. GRAF: *Antik hatások a korai bizánci irodalom etnográfiai tudósításában*. (Antike Einflüsse in den ethnographischen Berichten der frühbyzantinischen Literatur.) Egy. Phil. Közl. 1933—34. Über die Völker Gog und Magog siehe A. ECKHARDT: *La légende de l'origine troyenne des Turcs*. K.-Csoma Arch. 1932, S. 422. Über die menschenfressenden Ungarn ders. *Az emberevő magyar meséje* (Das Märchen von den menschenfressenden Ungarn) M. Nyelv 1927, und *A magyar kannibalizmus meséje* (Das Märchen von den ungarischen Kannibalen) Erd. Múzeum, 1930, S. 89. Die Quellen siehe bei A. GOMBOS: *Catalogus Fontium Hist. Hung.* I—III, 1937. HALPHENS Buch trägt den Titel: *Les Barbares*, Alcan 1926, S. 323. Das SEIGNOBOS-Zitat findet sich bei T. BARÁTH: Debr. Szemle 1933, S. 196; das Buch ist die auch ins Ungarische übersetzte *Histoire sincère de la nation française*, 1933, S. 93. Vgl. ders. *A dunai táj a francia történetírás tükrében* (Das Donaugebiet im Spiegel der französischen Geschichtsschreibung), Századok 1937.

Das Urteil der Byzantiner über die Ungarn siehe bei M. GYÓNI: *Magyarország és a magyarság a bizánci források tükrében*, Budapest 1938 (Ungarn und das Ungarum im Spiegel der byzantinischen Quellen). Über die ungarische Abstammung ‚Bertas mit den großen Füßen‘ und das ungarische Königtum des Hl. Martin siehe: I. KIRÁLY: *Szent Márton magyar király legendája* (Die Legende von dem ungarischen König Martin dem Heiligen) Budapest 1929. Über ihre romantische Umarbeitung: HANKISS: Debr. M. Szemle, 1934, S. 330. Über die Verehrung der Hl. Elisabeth bei den Franzosen siehe: A. GABRIEL: *Regnum* 1937, S. 80.

Über die Rolle der Ungarn in den französischen Heldenepen siehe L. KARL: *La Hongrie et les Hongrois dans les chansons de geste*. Rev. des Langues Romanes LI, 1908, und A. ECKHARDT: *Franco-Hungaria*. Mél. Baldensperger. Über die fantastische belgische Chronik ders. Egy. Phil. Közl. 1931, S. 74. Über die katalanisch-ungarischen Beziehungen siehe O. BRACHFELD: *Magyar vonatkozások a régi katalán irodalomban és a katalán népballadában* (Ungarische Beziehungen in der altkatalanischen Literatur und in der katalanischen Volksballade), Budapest 1930. Über die sarkastischen Bemerkungen Voltaires: A. ECKHARDT: Rev. Et. Hongr. 1927.

Bei SZAMOTA: *Régi utazások Magyarországon és a Balkánfélszigeten*, 1891 (Reisen in Ungarn und auf der Balkanhalbinsel) finden sich die Zitate von Otto von Freisingen und Bertrandon de la Brocquière. Den Brief Herzog Albrechts siehe bei GOMBOS: *Catalogus* I.

Über die Schutzbastei-Metaphore schrieb L. TERBE: *Egy európai szállóige életrajza*. Egy. Phil. Közl. 1936 (Die Lebensgeschichte eines europäischen Schlagwortes); J. GYÖRY: *A kereszténység védőbástyája*, Minerva 1933 (Die Schutzbastei der Christenheit) und J. SZEKFÜ: *Magyar történet XVI. sz.* (Ungarische Geschichte, 16. Jahrhundert). Das Macchiavellizitat zum erstenmal bei TERBE: a. a. O. S. 314, Über Jean Le-maire: A. ECKHARDT: *Sicambria* 1928, S. 21. Über die ungarnefeindliche Bemerkung

Hebbels siehe G. K. SZIDON: *Hebbel és Magyarország* (Hebbel und Ungarn) (Gragger, Phil. Dolg.) und J. KOSZÓ: *Das romantische Ungarn in der neuen deutschen Dichtung*, Deutsch-Ung. Heimatsblätter I, 22.

Daten über die Ungarnschau der Renaissance und des Barock finden sich bei J. TURÓCZI-TROSTLER: *Zum weltliterarischen Streit um den ungarischen Charakter*, Bpest. Ranschburg 1939; ders. Pester Lloyd 1939, 26. und 28. Januar. Über die ungarische Renaissance siehe VALJAVEC: *Neue Heimatblätter I*, S. 134 und 140. Vgl. Nlle Rev. de Hongrie 1936, II, S. 274. Über Hviezdoslav schrieb L. SZIKLAY: *Egy. Phil. Közl.* 1938, S. 361. Über die ungarischen Einflüsse in der rumänischen Volksdichtung siehe L. KÁNTOR: *Magyarok a román népköltészetben* (Ungarn in der rumänischen Volksdichtung), Klausenburg 1933. (SA Erd. Múzeum 1933.) SLAVICIS Meinung: *Convorbiri literare* V und VII.

Das berüchtigte Buch von LISZT: *Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie*, Paris 1859. Über N. LENAU schrieb G. HEINRICH: *Magyar elemek a német költészetben* (Ungarische Elemente in der deutschen Literatur), 1909; R. GRAGGER: *Mischka an der Marosch*, Phil. Dolg. (Heinrich Gedenkbuch). Die deutsche Auffassung des Ungarn der Pusta siehe bei M. DUKONY: *Alföld a német irodalomban* (Die ungarische Pusta in der deutschen Literatur), Bp. 1937.

DE GERANDO: *Transylvanie et ses habitants*, Paris 1845. Über das Echo des ungarischen Freiheitskampfes in der deutschen Literatur schrieb P. LEITGEB: *Az 1848/49 -iki szabadságharc a német politikai lírában* (Der Freiheitskampf von 1848/49 in der deutschen politischen Lyrik), 1926. L. SIPOS: *A magyar szabadságharc visszhangja a francia irodalomban* (Das Echo des ungarischen Freiheitskampfes in der französischen Literatur), Bp. 1929. Über den Roman Clémence Roberts schrieb J. HANKISS: *Debrecen a francia népszerű regényben* (Debrecen im volkstümlichen französischen Roman), Debr. Szemle 1923, S. 276. (VON HANKISS siehe außerdem: *Les caractères nationaux et leur représentation. Un exemple: le portrait du Hongrois dans l'opinion mondiale. Revue de Synthèse* 1931 und *Minerva* 1932. Außerdem: *Lumière de Hongrie*, Bp., Vajna 1935.)

St. LELKES zitiert PORNIERS Vers in seinem Buch: *A magyar-francia barátság aranykora* (Die goldene Zeit der französisch-ungarischen Freundschaft), Budapest 1933, S. 154. Der Verfasser des englischen Artikels, der die ungarischen Reiter-tugenden verherrlicht, heißt V. CREED, der Artikel erschien in der Zeitschrift *Parade*, Dez. 1938 (zitiert von der italienischen *Minerva* Febr. 1939, S. 67). Das Gedicht MISTLERS: *Echo du Danube*, 1923 13. Februar. Die TISSOT-Zitate siehe bei R. BOHUSS: *Victor Tissot*, Debrecen 1935. SAUVAGEOT über die rauen Stimmen der ungarischen Frauen: *Découverte de la Hongrie*, Paris, Alcan 1937, S. 16. Das Buch von Frau ADAM: *La patrie hongroise*, Paris 1884. Der Gedichtband DIAMANT-BERGERS: *Tziganes. Les Cahiers de la Cité no. 1* Collection „La Crevette“. Über das konventionelle Ungarnbild des Films schrieb (Ortutay) J. LOVASS: *La Hongrie du Film*. Nlle Revue de Hongrie 1937, S. 564. Der belgische Bericht über den Eucharistischen Kongreß in Budapest: *Salve Regina*, 28^e année, 3^e trimestre 1938. Die Ode von Alexis CHAMPAGNE wird von SIPOS zitiert a. a. O., S. 78. Die gehässige These SAURÈS' siehe in der Nlle Revue de Hongrie, 1935, I, S. 174. Über D'ULBACH schreibt St. LELKES a. a. O., S. 257.

Das Ungarnbild in der ungarischen Dichtung.

Von

Julius von Farkas (Berlin).

Forscht man nach dem Ausdruck der ungarischen völkischen und nationalen Eigenart in der ungarischen Dichtung, so muß man sich an die Besten des Ungartums wenden, an jene, die das Volksbewußtsein — in verschiedenen Zeiten nach verschiedenen Maßstäben — aber ohne jeden Zweifel — als Unsterbliche empfinden. Ein nur begabter, also mittelmäßiger Dichter gerät leicht unter fremden Einfluß: in einer geliehenen Sprache verkündet er fremde Ideale. Das Genie gibt sich immer ganz, meistert seinen künstlerischen Stoff, die Sprache, die eigenste Schöpfung des nationalen Genius, in überlegener Weise. Unter den eigenartigen ungarischen Verhältnissen ist das Genie schon deshalb der einzige Maßstab, weil es unter den unbedeutenderen Vertretern der ungarischen Literatur immer viel Assimilierte, die gerade in der ersten Generation zu Ungarn geworden waren, gab, und die vielleicht in ihrer Kindheit noch in einer fremden Kulturumgebung lebten. Sie können wir nicht als Zeugen des ungarischen Volkscharakters heranziehen, denn das Ungartum ist für sie im besten Falle ein Erlebnis, aber niemals eine blutsmäßige Gegebenheit. Die großen Dichter aber, die maßgebend sind bei einer Untersuchung des ungarischen Nationalbewußtseins, waren von Valentin BALASSA bis Andreas ADY fast ausnahmslos Vertreter des historischen Ungartums. Würden die Begriffe „Ungarn“, „Nation“, oder „Volk“ auch in ihrer Dichtung fehlen, sängen sie nur von der Liebe, der Natur, der Menschheit, auch dann wäre ihre Dichtung Ausdruck der Seele des Ungartums. — Zwei Ausnahmen muß man hier erwähnen: Nikolaus ZRINYI und Alexander PETŐFI. Beide stammen aus dem Slaventum, doch kann keiner von beiden als „Assimilierter“ betrachtet werden. Zur Zeit Nikolaus Zrinyis fühlte sich der ungarische Adlige — aus welcher Volksgemeinschaft auch seine Ahnen kommen mochten — als Ungar. Nikolaus Zrinyi wurde als Ungar geboren, erzogen, schrieb und dachte in ungarischer Sprache. Im Petőfis Elternhaus wurde auch in „fremder Sprache“ gesprochen, aber die Luft, die Landschaft und das Volk um ihn waren rein ungarisch. Daß der Dichter zu einem Ungarn,

zum größten ungarischen Lyriker wurde, ist nicht das Resultat seines persönlichen Entschlusses, sondern — für die Ungarn — ein großes Geschenk des Schicksals. Es ist wahr, daß Petőfi zeitliche Stellung ganz verschieden war von der Zrinyis. Im 17. Jh. gibt es kaum Spuren eines völkischen Selbstbewußtseins, Mitte des 19. Jh.s aber rief die Empfindlichkeit der Nationalitäten bereits blutige Kämpfe hervor. An Zrinyis Ungartum zweifelte niemand, Petőfi hingegen fühlte sich bereits bemüßigt, sein Ungartum (das übrigens auch niemals in Zweifel gezogen wurde) andauernd zu betonen. Und zwar nicht nur in Äußerlichkeiten (Magyarisierung seines Familiennamens), sondern auch in seiner Dichtkunst. Aber wenn dieses sein Ungartum manchmal auch etwas zu sehr betont ist, so spricht aus seiner Dichtung die Sehnsucht, der Traum, die Liebe und das Leid des ungarischen Volkes.

Die Reihe der ungarischen Dichter, die bei dieser Betrachtung in Frage kommen können, ist recht kurz: Valentin BALASSA (1551—1594), Nikolaus ZRINYI (1620—1664), Michael CSOKONAI (1773—1805), Daniel BERZSENYI (1776—1836), Josef KATONA (1791—1830), FRANZ KÖLCSEY (1790—1838), Michael VÖRÖSMARTY (1800—1855), Johann ARANY (1817—1882), Alexander PETŐFI (1823—1849), Emmerich MADÁCH (1823—1864), Johann VAJDA (1827—1897) und Andreas ADY (1877—1919). — Dies sind die Dichter, wenn die Reihe vielleicht auch mit dem Namen des einen oder des anderen aus den Reihen der Lebenden ergänzt werden könnte, deren ganzes Lebenswerk die Grundlage der ungarischen nationalen Kultur bildet. Ich werde mich aber auch auf einige kleinere Dichterpersönlichkeiten (die Brüder KISFALUDY z. B.) berufen und Werke aus älterer Zeit und aus der Volksdichtung anführen. Außer Acht lasse ich die Prosawerke der schönen Literatur, obwohl Ungarn auf diesem Gebiete große Meister, wie z. B. Sigismund KEMÉNY, Josef EÖTVÖS, Maurus JÓKAI oder Sigismund MÓRICZ hervorgebracht hat. Die Prosa ist nämlich immer an die Zeit gebunden, und wenn es auch einige Werke dieser Art gibt, die Jahrhunderte überleben, so verblaßt ihre Sprache von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr. Die gebundene Form hingegen bewahrt dem echten Werk ein ewiges Leben und drückt dadurch nicht nur die Seele der Nation und den Charakter des Volkes aus, sondern hat auch einen bedeutenden Anteil an deren weiterem Ausbau.

Wie jedes völkische Charakteristikum, setzt sich das Ungartum auch nicht nur aus seinen ererbten rassischen Merkmalen, sondern auch aus den Ergebnissen seiner viele Jahrhunderte alten Entwicklung zusammen. Da es vor dem 16. Jh. in Ungarn nur sporadisch Denkmäler der Dichtkunst gibt, kann man auf Grund der ungarischen Literatur nicht feststellen, wie der Ungar der Heidenzeit und des Mittelalters gewesen sein mag. Erst nach der Niederlage von Mohács (1526) gibt es Anhaltspunkte für eine

derartige Forschung. Diese Niederlage bedeutet nicht nur in dem äußeren Geschick des Ungartums, sondern auch in der Geschichte seiner seelischen Entwicklung eine tief einschneidende Zäsur. An Stelle des siegreichen Ungarn der Arpadenzeit, der Zeit Ludwigs des Großen und Matthias', tritt jetzt der um sein Dasein ringende Ungar. Der ungarische Literaturhistoriker Johann HORVÁTH schreibt in einer ideenreichen Studie folgendes: „Vom literarischen Standpunkt aus sind die gut hundert Jahre vom Auftreten Bessenyeis (1772) bis zum Tode Johann Arany's (1882) als eine einzige Epoche des Aufschwungs zu betrachten . . . Die organische Einheit dieser hundert Jahre macht es möglich, ihre Genies als Repräsentanten ein und derselben literarischen Strömung aufzufassen, und caeteris paribus ihre individuellen oder rassischen Abweichungen zu behandeln“. Die „gut hundert Jahre“ Johann Horváths können ruhig — tut man es nur die Genies betreffend — rückgehend bis Balassa und vorgehend bis Andreas Ady ergänzt werden. Es ist geradezu verblüffend, wie ähnlich im Grunde genommen ihre seelische Haltung ist. Ihre Ausdrucksformen verändern sich selbstverständlich im Laufe der Epochen, ihre Sprache gewinnt Form, entwickelt sich, ihre Ideenwelt erweitert sich. Vier Jahrhunderte sind eine lange Zeit, und die ungarische Literatur und die ungarische Geistigkeit war niemals eine isoliert wachsende östliche Treibhauspflanze, sondern eine Ader, in der die reichen geistigen Strömungen des Westens pulsierten. Diese geistigen Strömungen, der Protestantismus und die Gegenreformation, die Aufklärung und Romantik, der klassische Realismus und revolutionäre Symbolismus, fanden alle ihre genialen Vertreter auch in Ungarn. Sicherlich trennt den katholischen Grafen Zrinyi, den Türkenkämpfer, eine tiefe gesellschaftliche, weltanschauliche und zeitliche Kluft von dem Bauernsprößling Johann Arany. Doch sind beide Dichter, Menschen und Ungarn: Geschwister von einem Stamme. Denn während vier Jahrhunderten hatte sich viel auf der Welt verändert, nur der Mensch und das Geschick der Ungarn nicht. Und so glaube ich kaum gewalttätig zu sein, wenn ich die Dichter von Balassa bis Ady als eine Familie betrachte. Denn nicht in den formalen Elementen der ungarischen Dichtung suche ich das ungarische Wesen, sondern — mögen sie im Grunde noch so unzertrennlich sein — im seelischen Inhalt.

Dieser seelische Inhalt bekennt sich auf zwei verschiedene Weisen zum ungarischen Volkscharakter: als subjektives Bekenntnis und als objektive Stellungnahme. Der geniale Dichter ist der zuständige Vertreter seines Volkes, und aus seiner Dichtung — auch wenn das Volk ihn steinigen will — spricht die Seele des Volkes. Sein Leben, Denken, seine Gefühle und Handlungen charakterisieren das Volk, dem er angehört, auf ideeller Höhe. Doch der Dichter spricht nicht nur über sich, sondern auch über sein Volk. In epischen oder dramatischen Werken objektiviert

er sein Volk und dessen Schicksal, sucht nach Erklärungen und spricht Urteile aus. Seine Deutungen und Urteile sind ebenso gültig wie seine Bekenntnisse. Ein Genie kann nicht getäuscht werden und wird nicht getäuscht von Gesichtspunkten, nach denen sich das Ausland die verschiedenen Völker beschränkend kategorisiert, die aber häufig bei Völkern ohne festes Selbstvertrauen an Stelle der rechten Selbsterkenntnis treten können. So verbreiteten sich auch in der ganzen Welt von dem Ungartum Vorurteile, die in einer Zeit, als das ungarische Selbstbewußtsein zu schlafen schien, selbst in Ungarn Glauben fanden. (Siehe den Aufsatz von A. ECKHARDT in diesem Heft.) Das Antlitz des Ungartums, das seine großen Dichter im Laufe der Jahrhunderte — durch ihr Leben sowohl als auch durch ihr Werk — herausarbeiteten, ist sehr verschieden von dem Bild, das die Welt und das in den letzten Jahrzehnten verkümmerte ungarische Selbstbewußtsein von dem Ungartum hat.

Die Ungarn sind im Ausland als „Herrenvolk“ bekannt. Der ausländische Forscher (KEYSERLING) empfindet als ihr wesentlichstes Charakteristikum den Aristokratismus; es gab aber auch einen ungarischen Literaturhistoriker, der die ungarische Dichtung in erster Linie als aristokratische Dichtung wertete. Der auf Ungarn angewandte Begriff des „Herrenvolks“ ist in der Hauptsache ein Ergebnis der Verfallserscheinungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Ungar von früher sprach vom „Adligen“, und das bedeutete in seiner Sprache nicht nur eine soziale Schicht oder einen Rang, sondern auch Tugend, Seelenadel. Nicht der „herrschaftliche“, sondern der seelische Adel, das Bewußtsein der Menschenwürde, kommt in den Werken der ungarischen Dichter zum Ausdruck. — Begegnete ich einem Pferdehändler, der mich vorüberfahrend mit dem Schmutz der Straße bespritzte, zürnte ich nicht — ich trat beiseite und klopfte ihn ab, sagt J. Arany. Dies ist die echt ungarische Haltung, und nicht eine in vornehmen Äußerlichkeiten sich erschöpfende, barocke Sucht, Herr zu sein.

Für den ungarischen Dichter war jederzeit der Begriff „Mensch“ das erstrebenswerteste Prädikat; Johann Arany fordert in dem Gedichte „Gedanken“ als höchste Tugend: im Frieden wie auch im Kriege „Mensch“ zu sein. Ein würdiges Ebenbild Gottes und ein würdiger Bürger des Vaterlandes. Csokonais größter Wunsch ist es, sich in die Einsamkeit zurückziehen zu können, wo er „Mensch und Bürger“ sein kann. Petöfi empfindet beglückt — ausruhend vom heißen Kampfe — daß er nicht nur ein „mörderisches Werkzeug“, sondern auch Dichter und Mensch ist. Vörösmarty packt häufig Verzweiflung, wenn er sieht, wie der Mensch, der das „Antlitz Gottes trägt“ gedemütigt wird; Schmerz erfaßt den Dichter, wenn er bedenkt, daß die Mühe und Arbeit so vieler glänzender Geister und entschlossener Seelen nicht fähig ist, die „Söhne des Staubes“ vor dem Untergang zu retten. Daß die Erde keinen Winkel hat, in dem der

Mensch seine alten, angestammten Rechte genießen kann. Man könnte schöne, unvergeßliche Verszeilen in großer Zahl zitieren. Es konnte kein noch so großer Sturm, kein noch so sengender Haß den Ungarn sein ideales Menschentum vergessen machen. Andreas Ady schreibt im Weltkrieg, nachdem er seinen Glauben verloren hatte, daß hundert Himmel oder Höllen dem Ungarn nicht mehr hätten schenken können, als Mensch zu sein unter Unmenschlichkeit, Ungarn zu sein, während das Ungartum verfolgt wird, ein immer wieder auflebender, störrischer Toter.

Und wie die Dichter, sind auch die ewigen, von ihnen geschaffenen ungarischen Gestalten. Banus Bánk (Josef KATONA: Bánk bán. Tragödie) ist sich seiner Menschenwürde stolz bewußt, und dieses Bewußtsein ist es, das keine Demütigung oder Selbsterniedrigung duldet. Toldi (Johann ARANY: Toldi, Episches Gedicht) wird deshalb zum Mörder am Gefolgsmann seines Bruders, Ludas Matyi (Michael FAZEKAS: Ludas Matyi, Komisches Epos) zahlt seinem tyrannischen Herrn die an ihm vollzogene Züchtigung deshalb dreimal zurück.

Die Menschlichkeit kennt keine gesellschaftlichen Unterschiede, und wer seine eigene Menschenwürde hoch hält, der achtet auch den anderen Menschen. Der Ungar teilt seit der Landnahme seine Heimat mit anderen Völkern und führt fast ununterbrochen blutige Kämpfe mit den benachbarten Völkern um seine einfache Existenz. Und doch finden sich in der ungarischen Literatur keine — in anderen Literaturen so beliebten — Spottreden oder verletzende Ausdrücke. Der Ungar hält alle Mitbewohner seines Vaterlandes für seine Brüder und achtet seinen Feind. (Einzig die furchtbar blutigen Kämpfe der Kuruzzenzeit entlocken den ungarischen Dichtern — wenn auch nicht Worte des Hasses, so doch des Spottes.) Der Ungar ist auch als Feind menschlich. Toldi will dem böhmischen Gegner auf ein versöhnendes Wort hin verzeihen. Die Zriniade (Nikolaus ZRINYI: Zriniade, Episches Gedicht über den Fall der Festung Sziget) weihet einige schöne Verse dem Lob der türkischen Tapferkeit, und der Held zieht vor dem letzten Angriff sein schönstes Gewand an, füllt jede seiner Taschen mit hundert Goldstücken, um sich und den, durch dessen Hand er fallen wird, zu ehren. Szondy, einer der beliebten, in der ungarischen Literatur häufig besungenen Helden, vertraut vor dem letzten Kampfe sein Teuerstes, seine beiden Knappen, seinem Feinde, dem Pascha Ali, an. Wer von seinem echten Menschentum überzeugt ist, setzt es auch von seinem Feinde voraus.

Mit dem Wissen um die Menschenwürde geht die Achtung der Persönlichkeit Hand in Hand. Der Ungar ist kein Massenmensch, deshalb ist er schwer zu disziplinieren, und deshalb ist er nicht sehr dazu geneigt, außer Gott und seinem König, eine Autorität anzuerkennen. In dem Drama *Bánk bán*, das die Ungarn für ihre typischste Tragödie halten, ist eigentlich

der Konflikt eines einzelnen Menschen aufgerollt, denn der Banus Bánk würde um seines Vaterlandes willen nicht zum mörderischen Dolche greifen, wenn seine Menschenwürde nicht gleichzeitig beleidigt worden wäre. — Toldi wandelt immer auf eigenen Wegen, und als er mit der Welt in Konflikt gerät, zieht er sich lieber in die Einsamkeit zurück, um zu sterben, als daß er sich unterwerfen würde. Die großen Helden der ungarischen Nation sind Persönlichkeiten, mit deren Tod oder Fall das Schicksal des Volkes zusammenhängt, so wie mit dem Tode Zrinyis die Burg Sziget fallen muß.

Das Zeichen der echten Persönlichkeit ist „das erhobene Haupt und die leere Hand“ (Johann VAJDA). Das ungarische Wesen kennt — obwohl es im Laufe der Geschichte oft und gründlich verdorben wurde — die Schmeichelei, Hinterlist, Verschlagenheit und das Feilschen mit der Würde des Menschen nicht. In den bedeutenden ungarischen Dichtungen sind die Intriguanten meist Fremde: so in *Bánk bán* der Welsche Biberach, in *Buda halála* (Johann Arany: Budas Tod, episches Gedicht) der Gote Detre (Ditrich). Als König Ludwig in Arany's Epos *Toldi szerelme* (Toldis Liebe) den ungarischen Herren mitteilt, durch welche List er Prag zu besetzen gedenkt, „weist ihn“ Hédervári „folgendermaßen zurecht“:

„Um Vergebung! Doch als Gäste
Hat der Böhme uns geladen, —
Keinem Ungarn steht es an
Daß den Gastherrn er verrät.“

Banus Bánk muß für seinen Mord an der Königin Gertrude furchtbar büßen, obwohl sie ihm das Teuerste, das er hatte: Gattin und Heimat nahm. — Toldi bezahlt für seinen Fehler — er spielte einmal die ritterlichen Regeln aus — mit der Einsamkeit eines immer trüber werdenden Lebens. So sieht sich der Ungar selbst: gerade, weitherzig und aufrichtig. Diese Tugenden empfindet auch Petöfi als wesentlich ungarisch und treibt einen regelrechten Kultus mit ihnen — und zwar sowohl in seinem Leben als auch in seiner Kunst.

Die Persönlichkeit — mit solchen Tugenden versehen — kann nur in Freiheit atmen, wie der Dichter auch nur in Freiheit schaffen kann. Und so ist es selbstverständlich, daß jeder ungarische Dichter zugleich Kämpfer für die persönliche und nationale Freiheit ist. Petöfi ist — auch in der Weltliteratur — einer der größten Lyriker dieses Gefühls. Der alte Johann ARANY klagt, daß das Leben ihm den einzigen Wunsch, den er hatte, nicht erfüllte: Unabhängigkeit und Muße, in der Lieder entstehen können.

Die ungarische Wesensart erscheint — im Spiegel ihrer Dichtung — als ausgesprochen männlich. Wie in einem ungarischen Bauernhaus die Frau bei Tisch nicht Platz nimmt, so tritt auch in der ungarischen Dichtung

die Frau in den Hintergrund. Zrinyi fühlt sich verpflichtet zu erklären, warum er, nach fremdem Muster, Liebesepisoden in sein Epos verflücht. Im bedeutendsten ungarischen Heldengedicht, im Toldi, gibt es außer der Mutter gar keine Frau.

Die ungarischen Liebesdichter, wie z. B. Valentin Balassa, M. Vitéz Csokonai, Alexander Kisfaludy, Johann Vajda oder Andreas Ady besangen eigentlich — auch wenn sie ihre Verse an lebend Frauen schrieben — die Frau, die Liebe an sich, bzw. sich selber, indem sie die Frauen in ihrer Dichtung zu Symbolen werden ließen und ihnen dichterische Namen gaben: Caelia, Lilla, Gina, Leda (Literarhistoriker streiten noch heute darüber, wer die Muse eines oder des anderen der genannten Dichter wohl gewesen sein mag). Es gibt hierin vielleicht nur eine einzige Ausnahme, den größten ungarischen Liebesdichter, Alexander Petöfi, der unverhohlen die Wahrheit gibt und seine schönsten Liebeslieder an seine Gattin schreibt. Bei Daniel Berzsenyi, Franz Kölcsey, Michael Vörösmarty und Johann Arany stößt man nur selten auf Liebesgedichte. Der Grund dazu ist wahrscheinlich nicht nur in der Männlichkeit des ungarischen Charakters, sondern auch in der ungarischen Zurückhaltung zu suchen, der davor zurückschreckt, seine Liebesgefühle „preiszugeben“. Darin ist Ady, der Vielgescholtene, auch keine Ausnahme, denn seine Liebesgedichte lassen die Realität des äußeren Erlebens vermissen, auch wenn sie noch so leidenschaftlich sind. Doch dieses Zurücktreten der Frau wird im ungarischen Charakter harmonisch ergänzt durch die ritterliche Verehrung, die man ihr zollt, die männliche Zurückhaltung hingegen durch eine gesunde, männliche Sinnlichkeit.

Für den männlichsten aller Berufe betrachtete der Ungar immer den des Soldaten. Ausländische Humanisten, die als Gast am Hofe ungarischer Könige weilten, sahen in dieser (von ihnen übrigens gering geschätzten) militärischen Tugend des Ungartums den trennenden und wesensverschiedenen Unterschied zwischen den Ungarn und dem sog. gebildeten Westen. Der Gegensatz: Soldat—Gelehrter im ungarischen Leben hat auch in die Weltliteratur Eingang gefunden und hatte eine starke Wirkung auf die Selbstbetrachtung der Ungarn. Valentin Balassa, Johann RIMAY (1573—1631), Baron Ladislaus AMADÉ (1703—1764) verherrlichen in fröhlichen Versen die Schönheit des Soldatenlebens. Stolz singt ZRINYI: Meinen ewigen Ruhm schreibe ich nicht mit der Feder oder schwarzer Tinte, sondern mit der Spitze meines Schwertes und dem Blute meines Feindes. In der ungarischen Volksdichtung nehmen die Soldatenlieder fast einen genau so großen Raum ein wie die Liebeslieder. Die hervorragenden Helden der ungarischen Literatur sind alle Krieger: Attila, Árpád, Banus Bánk, Toldi, Zrinyi. In König Matthias verehrte die ungarische Nachwelt nicht so sehr den wissenschaftliebenden Renaissance-Fürsten

als den Ritter, der von seiner persönlichen Tapferkeit glänzend Zeugnis ablegt. Bei PETŐFI wird aus dem Bauernjungen *Kukorica Jancsi* auch *János Vitéz* (Held János). Der Odendichter Daniel Berzsenyi besingt den sich erhebenden Adel, und ist erfreut, daß der alte ungarische Ruhm wieder auflebt. Der unsterbliche Dichter des Freiheitskrieges von 1848 bis 1849, Alexander Petőfi, und selbst der friedliche Johann Arany sind stolz darauf, dort gewesen zu sein, wo es „eine Chance zum Sterben gab“. Und Petőfi schreibt:

Europas Kriegsgetümmel fand auch uns,
Und nicht im sichern Hintertreffen bloß,
Vor unsern Schwertern zitterte der Feind,
Als wäre eine Schar von Teufeln los.

Die ungarische Dichtung verherrlicht viele weibliche Charaktere, die aufopferungsvolle Mutter z. B., und sieht in der Frau überhaupt die Vertreterin eines höheren Ideals. Doch selbst in ihr verherrlicht sie gerne kriegerische Tugenden. Die Frauen von Erlau, die die Burg gegen eine Übermacht verteidigen, Cecilia Rozgonyi, durch deren Tapferkeit eine Schlacht gewonnen und das Leben des Königs gerettet wird, Erzsébet Szilágyi, die Mutter König Matthias', Anikó Toldi, Ilona Zrinyi, die Gattin Imre Thökölys, Mária Széchy, Verteidigerin der Burg von Murány, wurden mit Vorliebe besungen.

Das Schwert drängt die Feder in den Hintergrund — selbst in der Dichtung. Der Ungar begann dem übelgesinnten Ausland — es mögen auch bittere eigene Erfahrungen dahinter stecken — zu glauben, daß sein Volk nicht für die Wissenschaft geschaffen sei. Schon JANUS PANNONIUS meint feststellen zu können, daß Ungarn nicht das Land der Dichtung sei. Benedikt VIRÁG tröstet seine Laute, weil sie auf Blumenkränze nicht hoffen darf: denn auf ungarischem Boden wächst kein Lorbeer. Vörösmarty zufolge ist das Geschick des ungarischen Dichters tragisch: der Dichter bleibt unbekrönt und hat nicht, wo sein Haupt hinzulegen; und während ihn die Heimat verläßt, stirbt sein trauriger Gesang, zusammen mit den Flammen seines gebrochenen Herzens. — In Ungarn ist der geistige Mensch — so heißt es bei allen Dichtern bis Andreas Ady — dem Verderben preisgegeben. Die ungarische Geschichte zeigt, daß der tapfere, opferbereite Krieger es war, der die Heimat beschützte, daß der ungarische Dichter und Gelehrte aber diese Heimat mit Seele füllte. Die Ungarn sind auch auf geistigem Gebiete keinem anderen Volke unterlegen, sagte Széchenyi. Doch sind sie bis zur neuesten Zeit noch nicht auf den Gedanken gekommen, einen Geistesheroen zu ihrem Ideal zu erheben. Auch sie, die Modernen, besingen — wie es sich zeigte — wenn einen großen Ungarn, so einen Krieger. Das scheint darauf hinzudeuten, daß der Ungar,

unter dem Einfluß der viele hundert Jahre anhaltenden Kämpfe, den Mann der Waffe besser zu schätzen lernte, als den des Geistes. Es mußte der große Staatsmann Széchenyi kommen, um den Ungarn eine neue Schau zu vermitteln, so, wie Arany bereits in einem Gedichte von ihm bezeugt: Mit sicherer Hand fand er unter den tausend Übeln dasjenige, das alle übrigen in sich schließt: „Mein Volk geht zugrunde — rief er aus — da es keine Wissenschaft hat“.

Die Entwicklung des ungarischen Charakters legte einen weiten Weg zurück, um von Valentin Balassa, dem Mann der Tat, zu Michael BABITS zu gelangen, zu Babits, der den europäischen Geist beschwor. Die Geschichte der ungarischen Dichtung, Literatur und Wissenschaft zeigt aber trotz allem, daß, wenn die schwierige ungarische Vergangenheit von Zeit zu Zeit den Wunsch nach einem geistigen Leben auch verkümmern ließ (in zerrissenen Zeiten konnte dies auch sehr gefährlich werden), der Ungar dennoch fähig war, die militärischen und geistigen Tugenden harmonisch zu verschmelzen. Ein großer Ungar wie Zrinyi konnte sich von den blutigen Kämpfen bei den Werken der Weltliteratur ausruhen. Stephan Széchenyi war zugleich ein tapferer Husarenhauptmann und Gründer der Ungarischen Akademie der Wissenschaften . . . Diese Reihe könnte man bis zum Weltkrieg fortsetzen. Im Westen begann mit dem Humanismus eine einseitige Entwicklung, die dem „rohen“ Krieger den „feingebildeten“ Gelehrten gegenüberstellte. Es ist der besondere Stolz der Ungarn, daß der Ausgleich dieser Gegensätze in ihrer Kultur auf einer hohen Ebene möglich gewesen ist.

Der Krieger ist ein Mann der Wirklichkeit. Der Ungar brachte sein Gefühl für die Wirklichkeit zweifellos schon aus seiner Urheimat mit, denn er mußte sich ja überall behaupten können, um von den um ihn tobenden Ungewittern nicht davon getrieben zu werden. Es ist wohl kaum ein Zufall, daß die ungarische Dichtung bisher ihren höchsten Gipfel in einer realistischen Zeit erreichte, und daß die „blaue Blume“ der deutschen Romantik wenig Einfluß auf sie ausübte. Die wunderbaren Geschehnisse der *Zriniade* erlebte der Dichter so wirklich, wie die blutigen Kämpfe. In dem Drama *Bánk bán* überrascht die Echtheit der Charakterdarstellung. Vörösmartys Sprache ist, wie die Adys, romantisch, doch leben beide Dichter mit allen ihren Fasern in der Wirklichkeit des ungarischen Lebens. Petöfi zufolge ist schön nur, was auch wahr ist. Der Realismus Arany's ist allgemein bekannt, doch selbst Maurus Jókai verkündete stolz, ein realistischer Dichter zu sein. Und das Träumen, das Starren in gemalte Himmel ist der Zerstörer des Lebens, heißt es bei Vörösmarty.

Das Wirklichkeitsgefühl lähmt die Vorstellungskraft des Dichters nicht, denn nicht die Wirklichkeit, ihr himmlisches Bild gibt dem Lied seinen Zauber sagt Arany. Trotzdem zeichnet sich die ungarische Dicht-

kunst nicht so sehr auf dem Gebiete der Märchenerfindung (Maurus JÓKAI scheint hier wirklich eine Ausnahme zu sein) sondern eher auf dem der Gestaltung, der Sprachformung und Neuschöpfung aus. Das Märchen selbst scheint irgend einen äußeren Anstoß nötig zu haben, um zustandezukommen: ein geschichtliches Ereignis, eine historische oder dichterische Quelle, oder aber ein eigenes, äußeres Erlebnis. Jókai glaubt ein Realist zu sein, weil seine Märchen fast immer eine wahre Grundlage haben.

Der Ungar wurde durch sein Wirklichkeitsgefühl zu Nüchternheit und Anspruchslosigkeit erzogen. KONSTANTINOS PORPHYROGENNETOS erwähnt die Prunksucht der Ungarn. Der ungarische Magnat und Adlige lebt in der Vorstellung des Auslands als Typus einer vornehmen Verschwendungssucht und eines vornehmen Luxus. Lebenslauf und Geschichtsbewußtsein des ungarischen Dichters scheinen uns aber eines anderen belehren zu wollen. Das Schicksal hat den Ungarn hart zugesetzt; der Dichter lobt sein Gefühl für die Wirklichkeit, das aus der notwendigen Anspruchslosigkeit eine Tugend machte. Die Verschwörer, die sich um den Banus Petur scharen, blicken mit Haß auf den von der Königin entfalteten westlichen Pomp (*Bánk bán*). Toldi ist der Typus der ausgesprochenen Einfachheit, den die Pracht des italienischen Hofes nicht blendet. Wie Toldi die Mönchskutte anzieht, so hat sie auch der ungarische Dichter immer getragen: mit diesem Leben und seinen materiellen Freuden beschäftigte er sich kaum und richtete seine Augen — ob er wollte oder nicht, von der Notwendigkeit gezwungen — wenn auch nicht auf das jenseitige Leben, so doch auf die Unsterblichkeit, die kommende Jahrhunderte gewähren. Es ist nicht uninteressant, das schöne Frankfurter Geburtshaus Goethes, oder sein Weimarer Schloß mit den niedrigen, aus Lehm gestampften Bauernhäusern zu vergleichen, in denen die größten ungarischen Geister geboren wurden, lebten und schufen. Der ungarische Dichter wünschte sich von Sebastian TINÓDI an bis JOHANN ARANY nichts, als ein ruhiges Nest unter grünem Laub, wo ihn die Muse aufsucht, das nur ihm allein gehört.

Der ungarische Dichter schuf aus seiner Nüchternheit und Anspruchslosigkeit ein Lebensprogramm, um die brennende Sehnsucht seines Herzens nach Idealen und um seinen Lebensdrang zu verbergen. Schon bei LÖRINC ORCZY heißt es: wer in wirklicher Ruhe leben will, zwänge sein Herz in ein engeres Gitter. Denselben Gedanken wiederholt VÖRÖSMARTY in seiner wunderschönen, dichterischen Sprache (von der die mangelhafte Übersetzung nur eine blasse Widerspiegelung gibt):

Nur dem Bescheidenen bringt die Sehnsucht Qualen nicht.
 Wer gut im Herzen, edel in der Seel' gewesen,
 Wer seinen Lebensdurst nicht wider die Natur
 Gestillt, nicht gier'ger Wünsche Irrlicht sich erlesen:
 Auf Erden fand die Heimat stets ein solcher nur.

Nicht schau, nicht schau drum in der Wünsche ferne Bahn,
 Nicht ist die ganze Welt uns eigen nur und nur;
 Nur was das Herz bewußt erfassen kann,
 Nur soviel ist auch wirklich unser Eigentum.

Der Odendichter BERZSENYI besingt das Horazische Mittelmaß: die alte Bescheidenheit und das goldene Mittelmaß ruft er an und gedenkt ihrer, die er „Bewohner verborgener Hütten“ nennt, mit Sehnsucht. Der Dichter der ungarischen Hymne, Kőlcsey, sieht in dem Ruhm dieser Welt nur die Eitelkeit; Arany zufolge braucht der irdische Mensch nicht viel, und Johann Vajda sehnt sich nach den Wäldern von Vaál, in denen man schön leben kann, in einem kleinen Häuschen, friedlich und in Ruhe.

Die ungarische Seele ist tiefer Gefühle fähig. Der Zusammenstoß der ideellen Haltung und der Nüchternheit ruft in ihr häufig einen Zwiespalt hervor. Ihre Nüchternheit ist deshalb immer etwas gezwungen, ihr idealer Schwung etwas gedämpft; ihr Zwiespalt äußert sich aber in aufrichtig bitteren Tönen. Es genügt, wenn ich an Kőlcseys Gedicht: *Vanitatum vanitas*, oder an Vörösmartys Klage erinnere:

Es schmerzt der Mensch die Erde, — reichen
 Krieg, Frieden sich die Hand,
 In reine Stirn des Fluches Zeichen
 Hat Bruder Haß gebrannt.
 Du meinst, er lernt, doch läßt er bloß
 Sein Hirn zu größrer Untat los.
 Die Menschheit ist ein Drachenzahngezücht:
 Nein, hoffe nicht! Nein, hoffe nicht.

Der Zwiespalt in der ungarischen Seele kann sich in drei verschiedenen Formen äußern: in bitterem Spott (so schrieb J. Arany sein Epos: *Nagyidai cigányok* — Die Zigeuner von Nagyida), tatlosem Träumen und Melancholie, oder im Versinken im Rausch. Diese Zwiespältigkeit charakterisiert J. HORVÁTH in seiner bereits erwähnten Studie folgendermaßen: „Die allgemein bekannte Vielfältigkeit Csokonais, die Kraft einerseits und tatlose Traurigkeit andererseits in Berzsenyi, das Nebeneinander von Sehnsucht und selbstquälerischer Unzufriedenheit bei Kőlcsey, das traurige Pathos Vörösmartys und der ewige, verzehrende Zweifel Aranys verlocken einen sehr zur Analyse. Die Schriften Kőlcseys *über den Sentimentalismus des ungarischen Charakters*, der schöne Vers Himfys (Dichtername Alexander KISFALUDYS) über die mit Wonne offenen Wunden des ungarischen Herzens, und das tiefe Interesse der ungarischen Kritiker und großen Dichter, das sie im allgemeinen der Misch-Stimmung der ungarischen Fröhlichkeit, die von Tränen begleitet ist („*sírva-vigadás*“) entgegenbringen, scheinen zu bestätigen, daß, soferne es eine charakteristisch ungarische Art der

Lyrik gibt, diese eine ererbte Gefühlsmäßigkeit ist mit — philosophierender Neigung oder durch Fremdes, Angelerntes, durch geschichtliche oder eigene Erfahrungen von vornherein im Zaum gehalten oder, vielfältig zersplittert, aber wieder verbunden wie Farben eines Regenbogens — die jung die ganze Welt in sich aufzunehmen sich sehnt, doch bald, in ihrer Energie gebrochen, mit ihren friedlosen Elementen in sich selber zusammenbricht. Vielleicht ist dies der innere Kampf einer gewissen Nüchternheit mit der Illusion der Dichtung: die ungarische Zwiespältigkeit.“

Dieser Zwiespalt, das aus ihm entstehende Selbstzerwürfnis und das ungarische Schicksal sind die Urheber der Melancholie und der meisten Fehler des ungarischen Menschen.

Allen Ausländern fällt die schwere, tragische Atmosphäre auf, die für die Werke der neueren ungarischen Dichtung charakteristisch ist. Ihr Humor ist bitterer als der anderer Nationen, ihr Witz ist voll satyrischer Schärfe, ihre bedeutendsten Helden sind Gestalten, die niemals lächeln, wie Banus Bánk oder Toldi. Für ihren größten Romanschriftsteller halten die Ungarn Baron Sigismund KEMÉNY, in dessen Werken selbst die Tugend zur Sünde und zum Ausgangspunkt tragischer Konflikte werden kann. Und daß die „*Tragödie des Menschen*“ von einem Ungarn geschrieben wurde, ist wohl auch kein Zufall. Greift der ungarische Dichter zum Scherz, so tut er es meist aus politischem oder erzieherischem Grunde, wie Michael Fazekas in seinem komischen Epos „*Ludas Matyi*“, Karl Kisfaludy in seinen Lustspielen, Johann Arany in dem komischen Epos „*Elveszett alkotmány*“ (Die verlorene Verfassung) oder der Romanschriftsteller Koloman MIKSZÁTH in seiner „*Uj Zrinyiász*“ (Neue Zriniade). Die Lyriker Berzsenyi, Kölcsey, Vajda und Ady kennen das herzerfreuende Lächeln nicht, sondern bewegen sich in einer bitteren, gequälten Welt. Eine harmonische, optimistische Persönlichkeit wie Maurus Jókai ist in der ungarischen Literatur eine seltene, geradezu alleinstehende Erscheinung (vielleicht wurde er gerade deshalb so volkstümlich im Auslande), wie auch das komische Epos „*Dorottya*“ von Csokonai einzig dasteht, und — dem Vorwort des Dichters zufolge — auch geschrieben wurde, um eine Lücke in der ungarischen Literatur auszufüllen. Es ist wohl nur das ungarische Schicksal, das den Ungarn melancholisch machte. Aus der ungarischen Volksdichtung strömt einem — neben traurigeren Tönen — der Hauch einer natürlichen Lebensfreude entgegen. Balassa z. B. zeichnet das Leben der ungarischen Helden im sonnigsten Lichte, und in dem Kuruzzenlied *Csinom Palkó* pulst echte Fröhlichkeit. Der frische Humor des *székler* Gedankengangs, den in unseren Tagen Josef NYIRŐ und Aron TAMÁSI in die Literatur einführten, scheint ungarisches Eigentum zu sein, ebenso wie die Anekdote, die von Jókai und MIKSZÁTH auf ungarischem Boden zu höchster

Blüte entwickelt wurde. Der Ungar ist wohl, ebenso wie irgend eine andere Nation, mit Lebensfreude bedacht worden von seinem Schöpfer, doch im Laufe „blutiger“ Jahrhunderte lagerte sich Melancholie auf ihm ab, wie Rost auf glänzendem Stahl. So kommt es, daß im ungarischen Menschen schluchzender Schmerz und himmelstürmender Jubel so nahe beisammen wohnen.

Die ungarische Dichtung kennt viele Tränen. An ihrem Anfang fleht Balassa weinend um Verzeihung zu Gott und nach hunderten von Jahren heißt es fast genau so bei Ady:

Beichten, bereun, Gelübde sprechen,
An einem Sarg zusammenbrechen.
Mit Flüchen gräßlich Gott verneinen
Und weinen, weinen, weinen, weinen (Übers. v. H. Leicht).

Zwischen ihnen Jahrhunderte voll Tränen. Himfy schluchzt in seinem Liebesgram und Petöfi sieht sich folgendermaßen in seinem Gedicht: *Magyar vagyok* (Ungar bin ich)

Ungar bin ich! und ernst ist meine Art,
So wie's die tiefen Geigentöne sind;
Wenn auch ein Lächeln meinen Mund umspielt,
Zum frohen Lachen bring ich's nie geschwind.
Zur höchsten Lust, die aus dem Aug mir strahlt,
Stellt gerne sich die stille Träne ein;
Ich trage auch gelassen jedes Leid,
Bedauert will ich nie und nimmer sein!

All diese Tränen sind nicht Zeichen einer unmännlichen Schwäche, sondern eines tiefen Gefühls. Der Ungar verachtet die Sentimentalität (die in Ungarn übrigens nur in einer schnell wieder verschwindenden literarischen Epoche herrschte) und versucht manchmal sogar sein Gefühl unter der Maske des Gleichmuts zu verbergen, nur um nicht als gefühlvoll zu gelten. Nüchternheit und Gefühl kämpfen einen ewigen Kampf in ihm, doch erreicht man bei ihm auf sein Gefühl wirkend viel eher etwas, als mit Gewalt oder mit Vernunftgründen. Johann Arany charakterisiert den „*Magyar Misi*“ (Ungarischer Michel) folgenderweise: Sein Mund spricht, was sein Herz fühlt; selbst der Dümme kann ihn hinter das Licht führen. Er schlägt jeden tot, der ihm auch nur einen Kiesel mit Gewalt nehmen will; aber auf ein gutes Wort hin verschenkt er sein schönstes Pferd.

Eine Begleiterscheinung der tiefen Gefühlsmäßigkeit und der Melancholie und der Gegensatz zu der Nüchternheit und dem Wirklichkeitsgefühl ist das tatlose Träumen. So sieht es schon Berzsenyi, der die Melancholie als seinen „beständigen Begleiter“ kennt.

Die „östliche ungarische Trägheit“, das tatlose Träumen, gehört neuestens schon als „turanisches Erbe“ zu den Sünden des Ungartums. Wahrscheinlich sind sie die traurigen Folgen der bösen Jahrzehnte, die auf die Türkenkriege folgten. Seit der Zeit der Erneuerung der ungarischen Literatur geißeln die ungarischen Dichter ihr Volk, das „aus den zertrümmerten Schutzmauern seiner Heimat Paläste baut für seinen Müßiggang“. Die patriotischen Gedichte Vörösmartys enthalten zum großen Teil — im Sinne Széchenyis — Ansporne zur Tat, da er sieht, daß der Ungar zwar viel auf das Wohl der Heimat trinkt, aber nichts für sie tut. Petöfi karikiert den Ungarn in seinem Gedicht „*Pató Pál úr*“ (Herr Pál Pató), dessen Lebensmotto: „Ach, wir haben ja noch Zeit“ ist. Und es ist nicht einmal sein persönlicher Fehler — entschuldigt ihn der Dichter — denn Her Pál Pató wurde als Ungar geboren und in seiner Heimat ist dies eben der alte Wahlspruch. Ladislaus ARANY sieht den ungarischen Typus bereits in der Gestalt des Balázs Hübele. Bitter beschreibt er den Ungarn, der keine Ausdauer hat, das Ziel auf lange Sicht hin nicht verfolgen, und eine langsame, überlegte Arbeitsweise nicht vertragen kann.

J. Vajda beschwört in seinem Gedicht „*A virrasztók*“ (Die Wachenden) die heldischen Ahnen herauf, jene Großen, die das Land mit ihrem Blute gewannen, und da sie jetzt schlafen, „wachen wir, doch ach, auch im Wachen träumen wir“. Der größte Dichter der ungarischen Sünden, Andreas Ady, schreibt: in seinem kecken, schönen Gesicht steht der gute Wille, doch plötzlich stützt er sich traurig auf den Ellenbogen, stöhnt und weint — das ist mein Volk; das ungarische Volk.

Daß diese Träumerei und Tatlosigkeit kein Erbe des ungarischen Blutes ist, sondern die Folge der geschichtlichen Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte, beweist am besten die Tatsache, daß die vorhergehende Literatur kaum Spuren dieser Züge hat. Der Ungar war in den früheren Jahrhunderten in erster Linie Soldat, das Schicksal gewährte ihm keine Ruhe. Die größten ungarischen Helden sind alle Tatmenschen, mit starkem Willen, nüchterner, klarer und wirklichkeitstreuer Lebensauffassung. Eine Reihe ungarischer Dichter ist selber Soldat: Balassa, Zrinyi, die Kuruzzen-Dichter und Alexander Kisfaludy. Es wäre gefährlich, die tatlose Träumerei, den Mangel an Ausdauer und die strohfeuerartige Begeisterung als Erbsünden anzuerkennen, die dem Ungarn im Blute liegen. Es ist wohl eine jahrhunderte alte, doch immerhin eine akute Krankheit von der es eine Genesung geben muß. Deshalb verkündet schon Vörösmarty mit vertrauendem Glauben: „Die Tat ist besser als der Haß, darum, beginnen wir ein neues Leben“.

Das andere Gegengift gegen das innere Zerwürfnis ist der Rausch. Gleichgültig ob der Rausch großer Worte, des rednerischen Pathos oder des Weins. Genieße den Augenblick, das Gute wie Schlechte vergeht, das

Leben wendet sich einmal dem Glück, ein ander Mal dem Unglück zu —
heißt es bei dem idealistischen ungarischen Dichter F. Kölcsey.

Noch bitterer ist Vörösmarty:

Trink und bedenk zumal:
Nicht ewig besteht das All;
Es löst sich auf wie eitel Schaum,
Und bleibt was war, der öde Raum.

(Übers. v. H. Leicht)

Erschütternd ist der alte Arany: das Leben ist ein Zechgelage. Die Freude sowohl, wie der Schmerz muß bis zur Neige genossen werden, wie das Schicksal es will.

Ein Gelage ist das Leben,
Trinken mußst du, unbesehen,
Von der Freude, von der Trauer,
Von dem Ausbruch, von dem Lauer.

Trinken, tief bis auf die Neige,
Lust auf Kummer, Leid auf Freude —
Viele trinken wild, verwegen,
Mancher, wie ich, nippt nur eben.

Von den alten Zechkumpanen
Unter dem Tisch sind die Bravsten:
Ich nur, der den Rausch so scheute,
Sitz auf der Bank auch noch heute.

Doch klag ich den leeren Bechern:
Wie armselig war mein Zechen!
Hätt ich ohne Scheu getrunken,
Auch ich läge schon längst unten!

Zitate aus den Dichtungen Adys zu bringen ist überflüssig. Er schrieb sogar eine Studie („*Magyar Pimodán*“), in der es heißt, daß das Leben ohne Rausch unerträglich sei. Eine neue starke Generation, die für Taten geboren ist, und die Raum hat, wird es nicht mehr nötig haben aus der ungarischen Nüchternheit in den Rausch zu flüchten. In der allerneuesten ungarischen Dichtung fehlen diese Verse des Rausches schon fast ganz.

Der Ungar ist allgemein dafür bekannt, dem Mystizismus und dem Philosophieren abgeneigt zu sein. Damit versucht man zu erklären, daß die Ungarn zu ihrem „nationalen Glauben“ den puritanen Calvinismus

erhoben, und keine bedeutenden Philosophen hervorgebracht haben. Die ungarische Dichtung beweist demgegenüber eine ganz andere Tendenz. Denn der katholische Glaube wurde im Laufe der mittelalterlichen Jahrhunderte zu einem Bestandteil des ungarischen Seelenlebens. Dies bezeugen nicht nur die ungarischen Heiligen, sondern auch die vielen Legenden, die die Volksphantasie um ihre Gestalten spinnt. Das erste ungarische Versdenkmal ist eine Marienklage, der erste Dichter, dessen Name bekannt ist, Andreas VÁSÁRHELYI, ist der Verfasser eines Marienliedes. In dem ersten ungarischen Nationalepos, der *Zrinyiade*, liefert das katholische Mysterium den wunderbaren Rahmen.

Es ist aber auffallend, daß die ungarischen Heiligen fast alle aus dem Königshaus der Árpáden stammen; daß von Urzeiten an Maria für die Ungarn die Schutzpatronin bedeutete, und daß sie in der *Zrinyiade* das ungarische Schicksal lenkt. Nicht nur der Wirklichkeitssinn der Ungarn erleichterte dem Protestantismus in Ungarn den Sieg, sondern vor allem die enge Beziehung zwischen Religion und Patriotismus, die in den Ungarn eingewurzelt ist. Der Protestantismus wurde in ungarischer Sprache verkündet, und erschien daher ungarischer als der Katholizismus. Doch wäre die Gegenreformation und der ungarische Barock einfach unverständlich, wenn man die innere Neigung des Ungartums zum Mystizismus übersehen wollte.

Die ungarische Religiosität kennt aber selbst bei den Katholiken — die ungarische Dichtung und Literatur sind Zeugen dafür — die Extase nicht. Peter PÁZMÁNY, der bedeutendste Kämpfer der Gegenreformation, ist ein Muster der ungarischen Nüchternheit und des ungarischen Realismus. Die Bemerkung, daß er nie an das Gefühl, sondern immer an den Verstand appelierte, ist bereits zu einem literarischen Gemeinplatz geworden. So ist die katholische und die protestantische Art das Leben anzusehen in Ungarn nicht von solch tiefer Kluft getrennt, wie in anderen Ländern. Und deshalb konnte der Kardinal Peter Pázmány dem protestantischen Fürsten Georg I. Rákóczi die Hand reichen. Der Unterschied zwischen den Protestanten und Katholiken bestand in Ungarn nicht so sehr in ihrer Weltanschauung als vielmehr in ihrer Kultur, da sie das Ergebnis verschiedener geschichtlicher Entwicklungen ist. Der Wirklichkeitssinn und die Nüchternheit bewahrten den Ungarn davor, sich in Extreme zu verwickeln, sein richtiger Instinkt hingegen vor dem schädlichen Einfluß der Aufklärung oder später des Materialismus. Aber eine Folge der Aufklärung war es, daß die Religiosität der Dichter des 19. Jh.s mit den Konfessionen nichts mehr zu tun hatte. Von der *Cantilene* Franz APÁTIS (1526) bis zu einigen kämpferischen Versen Andreas Adys könnte man eine ganze Reihe von Gedichten nennen, in denen ungarische Dichter den Kirchen gegenüber feindlich, oder doch mindestens ablehnend Stellung nehmen.

In einem stimmen alle Dichter überein: konfessionelle Bindungen kennen sie nicht, sind aber tief gläubig. Diese Gläubigkeit brachte in ungarischer Sprache eine innige, zu den höchsten Höhen emporsteigende Dichtung hervor, die schon in ihren Anfängen weltliterarisches Niveau hat. Es genügt auf Balassa, Berzsenyi, den Hymnus Kölcseys, Arany's Gedicht „*Fiamnak*“ (An meinen Sohn), auf die selbstquälerische, im Glauben Trost suchende Dichtung J. Vajdas, auf das große Lebenswerk Madáchs, oder auf den Gottsucher Ady hinzuweisen. Wenn es auch Gott verleugnende Verse gibt innerhalb der ungarischen Dichtung, so sind sie wohl nur Ausgeburten einer augenblicklichen Verzweiflung. Der Ungar glaubt unerschütterlich an den einen wahren Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt. Und dieser Gott ist ein christlicher Gott. Die heidnische Mythologie ist der ungarischen Seele fremd, und wenn die Romantik auch in Hadur (der übrigens fremder Abstammung ist) die Umrisse der alten Mythologie zu zeichnen glaubte, so war dies alles — auch für die Romantik — nur ein epischer Rahmen, ein traditionelles Beiwerk.

Vielleicht empfindet der katholische Dichter die metaphysische Sehnsucht intensiver und der Protestant hat vielleicht einen ausgesprochenen Hang zur wirklichkeitsnahen Nüchternheit (obwohl es auf beiden Seiten Ausnahmen gibt), doch ist für beide dieser absolute Gottesglaube die Grundlage ihrer Lebensauffassung und Weltanschauung. Es wurde schon häufig über die Bedeutung des Todes in der ungarischen Literatur gesprochen, und so ist es überflüssig, es hier noch einmal zu tun. Er ist der Genosse, ständige Begleiter oder der furchtbare Feind, aber immer ist er gegenwärtig, als eine geradezu personifizierte Kraft. Die ungarische Todesdichtung hat vom Mittelalter an bis auf den heutigen Tag immer dichtere Blüten getrieben. Es scheint, daß der Ungar den Urkräften der Natur noch immer näher steht, als der Westeuropäer.

Mit dem Todesgedanken hängt eng der Glaube an das Jenseits zusammen. J. Vajda ist wohl der Einzige, dem es vor der Ewigkeit graut, doch ist dieses Grauen auch nur ein Zeugnis für seinen Glauben. Die Tragödie des Menschen ist der dichterische Ausdruck der Gottnähe des Menschen, des Glaubens an das ewige Leben. So nüchtern war der Ungar nie — auch nicht zur Zeit des Materialismus —, daß er das irdische Leben für die Vollendung des menschlichen Schicksals gehalten hätte. Arany schrieb über das Los des Dichters — und seine Worte scheinen das Bekenntnis ganzer Dichtergenerationen zu sein:

Jetzt leugnet man den Geist.
 Er sei nichts, nur Zusammenspiel
 Von Hirn, Blut und Nerv,
 Das jäh ein Ende nimmt,

Wenn Hirn, Blut und Nerv zerfallen.
 Der Stoff sei unsterblich.
 In Gras und Baum belebe er sich von neuem,
 Vereinige sich und strebe auseinander
 Ewig und rastlos.
 An deiner Auferstehung doch
 Habe der Geist nicht teil.
 Er sei ein leerer Schall, nirgendwo,
 Ein bloßer Wahn des blöden Hirns,
 den Jahrhunderte uns hinterließen,
 Und der das Wissen nur verwirrt.
 O ihr, die ihr meinem besseren Teile
 Schon auf dieser Erde eine tiefe Gruft grabt,
 So sicher ist also euer Wissen,
 Daß Verteidigung ohne Sinn ist?
 Was in so viele Herzen geschlossen
 Seit dem Beginn der Welt lebte,
 Darauf hoffte der Hindu, der Parse,
 Deswegen flammten so viele Altäre,
 Ertönten auf Zion die Psalmen,
 Das Leben nicht nur so lange währt,
 Wie du hier unten in den Körper gebannt bist,
 Sondern es einst von neuem wieder auflebt
 Und eingeht in ein Gras, in einen Baum
 Oder durch ein Tier hindurch.
 Es wird eine Zeit kommen, daß die Seele wieder eingeht
 In ihre alte hehre Gestalt
 Geläutert, frei,
 Und auf der „Insel der Seeligen“,
 Wie der glückliche Hellene glaubte,
 Oder an dem Orte der Benedeiten
 Wie der Christ hofft,
 Glorreicher weiterleben wird.
 Ich leugne es nicht —
 Was glaubt der Gelehrte? Dies sei seine Sache.

Diese Gegeneinanderstellung des Glaubens und der Wissenschaft bedeutet nicht, daß der Dichter von vornherein dem Philosophieren oder dem Erforschen der letzten Dinge entsagt. Georg Bessenyei, der am Anfang der „literarischen Erneuerung“ steht, ist sowohl als Dichter, als auch als Prosaiker ein tief sinniger Philosoph. Es gibt in der ungarischen Literatur großartige dichterisch bearbeitete philosophische Werke — Csoko-

nais Gedicht über die *Unsterblichkeit*, Vörösmartys *Csongor und Tünde*, um nur einige zu nennen — und vor allem das auf weltliterarischer Ebene stehende Werk Madáchs, die *Tragödie des Menschen*. Und blickt man auf Vajda, Komjáthy oder Ady, so ist es geradezu unverständlich, wieso der Ungar im allgemeinen als ein unphilosophisches Temperament gilt. Allerdings gibt es weder einen ungarischen Gelehrten noch Dichter, der ein philosophisches System eronnen hätte, doch scheint das Philosophieren ein Zug des ungarischen Charakters zu sein. Vielleicht hinderte den Ungarn nur sein Realismus — der Dichter kann ja auch nicht „abstrakte Ideale allein besingen“ — daran, aus reinen Begriffen einen Gedankenpalast zu erbauen. Die Dichter arbeiten ja auch nicht mit Begriffen, sondern mit Bildern, und der höchste Schmuck der ungarischen Sprache ist ihre Bildhaftigkeit.

Der ungarische Dichter sinnt nicht nur über die letzten Dinge nach, sondern auch über die inneren Zusammenhänge seiner eigenen Kunst. J. HORVÁTH meint in der Studie, in der er das jüngere Ungartum Petöfis mit dem ursprünglichen Ungartum vergleicht, den wahrnehmbarsten Unterschied an dieser Stelle feststellen zu können: „Die selbstverständliche Gültigkeit des Gefühlslebens, das Petöfi zu dem außerordentlichen Lyriker stempelt, scheint nicht ungarisches Gut zu sein, so sehr es wie dieses wirkt, und so sehr es seit Petöfi und durch Petöfi (besonders von dem Ausland, das außer ihm ja fast keinen ungarischen Dichter kennt) als solches anerkannt ist. Als ein speziell ungarischer Zug kommt mir in den ungarischen Dichtern die Neigung zum Philosophieren und Studieren vor, die in gelehrten Studien, in belehrender oder philosophierender Art auch in der ungarischen Lyrik zur Geltung kommt“. Diese Neigung findet sich in fast allen großen ungarischen Dichtern, beginnend von Csokonai, der zu seinem komischen Epos *Dorottya* eine Einleitung über das komische Epos schrieb, über Kölcsey, Arany, Babits, bis zu den jüngsten Dichtern, die alle das Problem des ungarischen Schicksals, auch in ihren Prosawerken, behandeln. Im ungarischen Dichter vereinen sich immer schaffender Künstler und Denker.

Bisher wurde der Ungar als Persönlichkeit charakterisiert. Jetzt soll er als Glied einer nationalen Gemeinschaft umrissen werden. Die menschlichen Eigenschaften, die von seiner Individualität nicht zu trennen sind, spielen auch im Leben der Gemeinschaft eine entscheidende Rolle. Seine Tugenden befähigten ihn, seine nationale Bestimmung zu erfüllen, seine Fehler verursachten eine Katastrophe nach der anderen. Seine Menschlichkeit ermöglichte ihm, Ungarn, die Gemeinschaft verschieden sprechender Völker, aufzubauen, denn er achtete auch in der fremden Rasse das Ebenbild Gottes. Sein Wirklichkeitssinn und seine Nüchternheit ließen

ihn seine geschichtliche und europäische Stellung erkennen, und schützten ihn daher vor gefährlichen Abenteuern. Seine Männlichkeit und Soldatennatur sicherten sein Leben — war er doch dauernd von feindlichen Völkern umgeben —, sein Glaube, seine Kultur und Wissenschaft brachten ihm die Zugehörigkeit zu Europa ein, sein Glaube an Gott behütete ihn vor der absoluten Verzweiflung in Zeiten großer nationaler Katastrophen.

Das charakteristischste (und bekannteste) Kennzeichen des Ungarn als Glied der Gemeinschaft ist seine Liebe zu seiner Heimat: diese Liebe läßt seine Tugenden heller erstrahlen und mildert seine Fehler. In manchen Epochen erreichte der dichterische Ausdruck dieses Gefühls nicht nur, sondern überschritt sogar die Inbrunst seiner religiösen, oder die Leidenschaftlichkeit seiner Liebesempfindungen. Es meldet sich schon bei Ballassa, als er sich mit blutendem Herzen von seiner Heimat verabschiedet, und füllt Zrinyis ganzes Lebenswerk, der seiner Heimat nicht nur sein Schwert, sondern auch seine Feder leiht. — „Vier Worte sende ich, grabe sie in dein Herz, und hinterlasse sie deinem Sohne, wenn du stirbst: die Heimat über Alles“ schreibt Kölcsey. Der ungarische Dichter beweist mit seinem Werk und Leben, daß die Liebe zur Heimat für ihn kein dichterisches Thema, sondern blutige Wirklichkeit ist. Petöfi opfert sein junges Leben im Freiheitskampf. Vörösmarty stöhnt nach der Katastrophe von Világos auf:

Was gilt die Welt mir ohne Vaterland?
 Mit unseliger Seele ungehört
 Irr ich und rufe in dem tauben All:
 Wofür ich lebte, liegt im Staub zerstört.

(Übers. von H. Leicht)

Dies ist nicht der Ausbruch eines verzweifelten Augenblicks, sondern die Grabschrift eines zerbrochenen Lebens. Das Geschick des Vaterlandes und der Person sind bei dem Ungar unzertrennlich miteinander verflochten. Nur in der materialistischen Epoche nach dem Ausgleich (1867) wurde der dichterische Ausdruck des Nationalgefühls zu einer leeren Phrase, allerdings glaubten auch damals die patriotischen schlechten Dichter an das, was sie schrieben. Doch auf sie folgt Andreas Ady, der die Liebe zur eigenen Rasse neu verkündet, und der wie kein anderer litt unter dem ungarischen Schicksal.

Der Ungar beurteilt sein Schicksal pessimistisch, und deshalb ist sein Nationalgefühl — zwar nicht ohne Begeisterung, aber — voll Schmerz und Leid. Selbst der sonst so fröhliche Petöfi kann nicht ohne Tränen seines Vaterlandes gedenken.

Vor Berzsenyis innerem Blick erscheint das furchtbare Bild der Zerstörung Karthagos, Roms oder Babylons, wenn er an das Schicksal der ungarischen Nation denkt. Kőlcsey hat furchtbare Visionen: „Und ein anderes Land ersteht an den Ufern der vier Flüsse, ein anderes Volk und eine andere Sprache folgen“. Vörösmarty aber erblickt den Tod:

Oder es kommt, wenn kommen muß,
Das Sterben hochgemut,
Wo aufgebahrt als Leichnam liegt
Ein Reich in seinem Blut. (Übers. von H. Leicht)

Ady kleidet seine furchtbare Prophetie in das Geständnis der Donau: das Donaugebiet ist ein Pranger geworden für Halb-Menschen und Halb-Nationen.

Dieser Pessimismus ist das traurige Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung seit der Schlacht von Mohács, genau so, wie die ungarische Melancholie. Der Ungar zur Zeit Ladislaus des Heiligen, Ludwigs des Großen oder König Matthias hat diesen Pessimismus des Nationalgefühls wohl kaum gekannt, selbst wenn er noch an die Kämpfe von Etelköz vor der Landnahme, von Augsburg (955) oder Mohi (1241) sich erinnerte. Außer seiner Geschichte war es noch seine geographische und ethnische Lage, die seinen Stand erschwerte. Die Ungarn erkannten schon sehr früh, daß sie einsam sind, vielleicht die einsamste Nation der Welt. Es gibt kein Volk das ihnen helfen, kein Land, das außer Pannonien ihre Heimat sein könnte — sagt Zrínyi: „Hic nobis vel vincendum vel moriendum est“. Dieser prosaische Satz erhält nach zwei Jahrhunderten dann seine dichterische Form im „*Aufruf*“ Vörösmartys:

Die weite Welt gibt anderswo
Nicht Raum noch Heimat dir.
Hier muß in Segen oder Fluch
Du leben, sterben hier. (Übers. von H. Leicht)

Aber schon Johann RIMAY rät, das Elend allein zu tragen, denn die Helfenden könnten leicht mehr schaden. Die ungarische Nation, die nach Westen blickt und nach dem Osten zurückschaut, die „ein geschwisterloser Zweig ihrer Rasse“ ist, ist nicht nur ein romantisches Bild, sondern auch ein ewiger Typus. Auch Petőfi sieht sie so:

Von den Karpathen bis zur Nieder-Donau
Erbraust ein Brüllen, Wetter wüten drein!
Mit wirren Haaren, aus der Stirne blutend
Steht in dem Sturm der Ungar ganz allein.

Wär nicht als Ungar ich zur Welt geboren,
 Zu diesem Volke stünde ich zur Stund,
 Denn es ist ganz verlassen, so verlassen
 Wie keins der Völker auf dem Erdenrund.

(Übers. von H. Leicht).

Das Gefühl der Einsamkeit befähigte das ungarische Volk während stürmischer Jahrhunderte zu einem übermenschlichen Heroismus, erweckte aber während des Niedergangs nach den Freiheitskriegen in ihm das Gefühl, einer fremden Leitung zu bedürfen. Ladislaus Arany, der Sohn Johann Arany's, hält das „Warten auf die gebratene Taube“ für die „ungarischeste Politik“ und die Sage von Csaba, der mit den Himmelscharen der gefallenen Helden den Ungarn zur Hilfe eilt, für ein typisch ungarisches Traumbilde.

Der ungarische Heroismus hat immer etwas von einer letzten Verzweiflung an sich, doch ist die letzte Verzweiflung bei den Ungarn — und wenn noch so grundlos, doch — nicht ganz ohne Glauben und Hoffnung. Dieser Glaube findet sich auch in dem Hymnus Kölcseys und dem „Aufruf“ Vörösmarty's. Der Ungar will an die Zukunft seines Volkes glauben, hoffen in der Hoffnungslosigkeit, und wenn sich seine Seele noch so verdunkelt, will er noch, wenn auch gebrochen, sagen können, daß die Welt noch einmal ein Fest sehen werde. Die pessimistischsten ungarischen Gedichte, wie die beiden *Zrinyi-Lieder* Kölcseys, scheinen nur geschrieben zu sein, um Widerspruch auszulösen. Am Ende seines Lebens schreibt Ady: ich würde alle meine Flüche verleugnen, jede häßliche Sorge für die Zukunft, könnte ich nur glauben. — Die hoffnungslose Hoffnung erklärt, warum der Ungar den Sinn des Lebens im Kampfe sieht. „Was haben wir auf der Welt zu tun?“ fragt Vörösmarty in seinem Gedicht: *Gedanken in einer Bibliothek*, und antwortet gleich darauf: „Kämpfen — unseren Kräften gemäß für das Edelste“. Und deshalb ist die *Tragödie des Menschen* ein typisch ungarisches Werk — obwohl das ungarische Schicksal geschichtlich darin nicht behandelt ist — und Adam der Typus des Ungarn, der die ganze menschliche Entwicklung erlebt, von einer Enttäuschung in die andere stürzend, bis zu der furchtbaren Eskimoszene — und der seinem Leben und dem der ganzen Menschheit ein Ende machen will, was ihm aber nicht gelingt. Doch plötzlich — ohne Begründung und ohne Erklärung — erklingt die göttliche Mahnung: „Kämpfe und vertraue“. Es ist die Stellungnahme des Ungarn seinem nationalen Schicksal gegenüber.

Kämpfen — dieser Begriff erschöpft auch das Bewußtsein der nationalen Berufung. Seit langen Jahrhunderten steht Ungarn vor der Christenheit und der westlichen Kultur als Schutzbastei. Valentin Balassa schon

nennt sein Vaterland den „Schild des Christentums“. Zweifellos hat Ungarn diese Aufgabe vorbildlich erfüllt, und seine Führer haben dies auch immer betont — doch die Nation kämpfte nicht allein — dies bezeugt die Dichtung — um die westliche Kultur zu beschützen, sondern um ihren eigenen Bestand sicherzustellen. Sie kämpfte für das Christentum, aber für ihr eigenes; für den inneren Sinn ihres Lebens, den der türkische Halbmond gefährdete. In einem Lied nach 1657 heißt es, daß der ungarische Krieger für sein Vaterland sein Blut vergießt und stirbt, da er den Lohn von Christus dafür erhält. Der ungarische Krieger kämpfte während der blutigen Jahrhunderte nicht nur für, sondern auch gegen den „Westen“, wenn es eine nationale Notwendigkeit erforderte. Die Dichter sahen in der tatarisch-türkischen Invasion die Strafe für die Sünde des Volkes, eine Probe für ihr Christentum, und versuchten sie heldenhaft zu bestehen, um ihrer selbst, ihres irdischen und jenseitigen Wohles willen, selbst wenn die Führer wußten, daß der Kampf zugleich den Schutz des Westens bedeutete.

Während vieler Jahrhunderte, bis zur Aufhebung der Selbständigkeit Siebenbürgens und bis zum Freiheitskampf Rákóczis (1706—1710) war der Kampf des Ungariums in erster Reihe Selbstzweck und Selbstschutz. Von dieser Zeit an — der Freiheitskampf der Jahre 1848/49 ist hierin eine Ausnahme — stellten fremde Fürsten das Blut und die Tapferkeit des ungarischen Soldaten in den Dienst fremder Interessen. Obwohl der siebenjährige Krieg, die napoleonischen Kämpfe, später die Kriege um die italienischen Besitzungen Habsburgs, Königgrätz, die ungarische Lebenskraft schwächten, fand sich doch kein Dichter, der diese Kämpfe besungen hätte. (Dichter erhoben ihre Stimmen erst, als Napoleon die ungarischen Grenzen überschritt.) Der Soldatentypus dieser Zeit ist — in humoristischer Form — Johann Háy — in tragischer Form — der „märchenhafte Johannes“, der, wo Gefahr ist, retten muß.

Der Ungar mußte sehr viele Tugenden haben, um sich inmitten so vieler Gefahren erhalten zu können. Es war ein dauernder Kampf nach außen und innen, ein starkes Geschichtsbewußtsein, eine erbarmungslose Selbstkenntnis, eine Absage an alle Träumereien und Illusion nötig, um dies alles überstehen zu können.

Das starke Geschichtsbewußtsein ist ein Charakteristikum der ungarischen Dichter, die nicht nur die Tradition ihrer Dichter-Vorfahren, sondern auch die ungarische Vergangenheit in ihrem Blute tragen. Und nicht einmal ein „Revolutionär“ wie Andreas Ady bildet hierin eine Ausnahme.

Seitdem ungarische Dichter das ungarische Geschick besingen, gab es noch keinen, der das Endziel aller Kämpfe sowohl, als auch den Urheber des tragischen Geschicks nicht in der Nation selber gesehen hätte.

Andreas HORVÁT VON SZKHÁROS preist 1547 seine Nation glücklich, daß Gott sie eine kurze Zeit lang für ihre Sünden strafe. Dieses Motiv kehrt jahrhundertlang in den Werken der großen Dichter Ungarns immer wieder. In der *Zriniade* schickt Gott die Türken als Strafe, da die ungarische Nation viel Gutes, das ihr widerfuhr, mit häßlichem Undank lohnte. Genau so sieht es der Dichter des Hymnus, wenn er die mongolischen Räuber und das türkische Sklavenjoch den strafenden Blitz Gottes nennt.

Dieses selbstquälerische An-die-Brust-schlagen, dieses Leitmotiv der ungarischen Dichtung, macht das Gedicht David SZABÓS von Barót: „*An einen gefällten Nußbaum*“ unvergeßlich, erschütternd die mächtige Ode Berzsenyis „*An die Ungarn*“, es rauscht in der Ode Karl Kisfaladys: „*Mohács*“, steht hinter den großen Versen Vörösmartys, Arany's, und Vajdas und findet in Andreas Ady schließlich seinen furchtbarsten Sänger. Seitdem Nikolaus Zrinyi die Zeilen niederschrieb: „Ich kann dir, meine süße Nation nicht schmeicheln und dich nicht mit Lügen loben, . . . sondern ich sage dir deine Fehler“, hielt es der ungarische Dichter für seine edelste Pflicht, die Sünden seiner Nation zu geißeln, sie richtig zu erkennen. Die Dichter, die nur loben konnten, die selbst den Fehlern der Nation schmeichelten, waren entweder schlechte Dichter oder Ungarn, die erst seit kurzem zu solchen geworden waren.

Einer der größten ungarischen nationalen Fehler ist die Uneinigkeit. Schon Tinódi (um 1500 geboren) verflucht die Parteisucht der ungarischen Herren. Der Ungar war immer leicht dazu geneigt, für den Fremden mehr einzutreten als für sein eigenes Blut. Das Gastrecht hielt er hoch und öffnete die Tore seines Landes weit fremden privilegierten Zuzüglern, währenddem er seinen Landsmann zu vernichten trachtete. Diesen verheerenden Haß besingt auch Vörösmarty in einem seiner Gedichte. „*Buda halála*“ (Der Tod Budas von J. Arany) ist das Epos des Bruders. Und wenn der Haß schon unter dem Adel so undämmbar und vernichtend tobte, so war die Kluft zwischen Adel und der Leibeigenschaft noch größer. Es ist charakteristisch, daß die ungarische Volksphantasie bezaubernde Märchen um die Gestalt des Bauernjungen spinnt, der mit Hilfe seiner Klugheit die Königstochter gewinnt und dazu das halbe Königreich, oder um den Prinzen, der die Braut in einer Bauernhütte findet, doch niemals die Liebe zwischen Herr und Bauernmädchen besingt, oder wenn, so mit tragischem Ende, wie z. B. in der *székler* Ballade „*Kádár Kata*“. Eines der „beliebten“ Bilder der ungarischen Dichtung ist die Beschreibung, wie man den Bauern zur Unterwürfigkeit bringt: indem man ihn nämlich am Barte zieht und seinen Ochsen wegtreibt. (So in der Cantilena des Apáti und im Kuruzzenlied Csinom Palkó.) Der „Ludas Matyi“ ist die erste Parteinahme in dichterischer Form für das Bauerntum; Vörösmarty kämpft schon im Geiste Széchenyis für die große

ungarische Einheit, bis schließlich das ungarische Volk in Petöfi das Geschenk eines revolutionären Dichters erhält. Und in diesem Kampf um die völkische Einheit stehen die ungarischen Dichter bis auf heute.

Das Streben nach unbarmherziger Selbsterkenntnis, ob es nun mit den Waffen des Spottes kämpft (Petöfi: *Okatootája*, Arany: *Eldorado*) oder ob es die Nation noch so verbittert geißelt (Ady), entspringt doch immer der heißen Vaterlandsliebe und ist das strahlendste Merkmal der ungarischen Dichtung. Die ungarische Literatur kennt keinen Coriolanus. Andernteils aber: bei noch so grenzenloser Liebe für sein Vaterland, fällt der Ungar niemals in Übertreibungen; er ist — jeder mißgünstigen Auslegung zum Trotz — kein Chauvinist. Davor schützt ihn seine Selbstkritik. Die ungarische chauvinistische Dichtung ist die nicht sehr wertvolle Frucht der zweiten Hälfte des 19. Jh.s. Sie ist genau so, wie die wertlosen Erzeugnisse der „Petöfianer“, nur ein Auswuchs, wenn auch beide ein großes Vorbild für sich in Anspruch nehmen. Um die Wende des 19. Jh.s wädhnten die großen ungarischen Dichter dann in diesem „Patriotisch-tun“ den größten Fehler der ungarischen Nation zu sehen; doch war es ja nur ein Schmarotzergewächs in Ungarn, dem ein schnelles Welken bestimmt war.

Das Wissen um die Einsamkeit, das Angewiesensein auf sich selbst, die Eigenzwecklichkeit des ungarischen Bewußtseins, bedeuten aber keine kulturelle Vereinsamung. Es gab kaum eine geistige Strömung in Europa, die die großen Geister des Ungartums nicht auch erregt hätte. Andernteils war die Kultur der ungarischen Dichter aber immer viel zu urwüchsig, als daß eine vorübergehende Strömung ihre Eigenartigkeit hätte gefährden können. Der erste ungarische Dichter von Weltruf, dessen Name bekannt ist, ist Janus Pannonius, ein Humanist von europäischer Bedeutung. Die Ungarn erbten Pannonien, in dem der römische Geist noch lebte, nicht umsonst: der Geist der antiken, griechischen und römischen Klassik wurde die sichere Grundlage, auf der sich die ungarische Kultur aufbaute. Der ungarische Humanist blieb nicht bei den römischen Mittelern stehen, sondern kehrte zur ältesten Quelle, der griechischen Dichtung, zurück. Die Elektra des Sophokles wurde — in der Überarbeitung Peter Bornemiszas — schon im 16. Jh. in ungarischer Sprache aufgeführt, Zrinyi beruft sich stolz auf seinen Meister Homer, Kölcsey lernt als Kind griechisch, Berzsenyi beschwört in seinen Oden die griechische Klassik in Form und Geist. Auch gibt es einen ungarischen Dichter, der seine Verse in griechischer Sprache schreibt (Ladislaus Tórn von Ungvárnémet). Eine der Lieblingslektüren Arany's ist Homer, und ihm verdankt Ungarn auch die Übertragung der Komödien von Aristophanes. Der Geist der Latinität drang infolge des lateinischsprachigen Unterrichts und der lateinischsprachigen Verwaltung tief in das Volk ein. So ist es verständlich, daß das ungarische

Volk sich den lateinischen Völkern, den Italienern, Franzosen, nahe fühlte. — Die ungarische Dichtung lernte viel von der deutschen, übernahm sehr viele Stoffe von ihr, nicht aber ihren Geist. Es ist interessant, daß gerade die Werke der sog. „ungarischen“ Richtung, wie die Romane DUGONICS', die Dichtungen Alexander Kisfaludys oder die ersten Volksschauspiele aus dem Deutschen übernommen wurden. Der deutsche Geist wirkte in der Hauptsache durch die Reaktionen, die er auslöste auf die ungarische Dichtung, der lateinische hingegen zeigte ihr — nach dem Beweis Eckhardts — den Weg zu sich selbst und befreite ihre verborgenen Kräfte.

So wie das ungarische Volk — ein eigenartiger, bunter Farbfleck inmitten von Europa — im Brennpunkt der verschiedensten historischen Kräfte, immer verstand, seinen Bestand und sein Wesen zu bewahren, so blieb auch der ungarische Dichter — der wirklich bedeutende — trotz aller fremden Einflüsse, immer ursprünglich, und stand sogar zeitweise — in seinen größten Persönlichkeiten — in der ersten Reihe mit den Heroen der europäischen Kultur. Der ungarische Dichter ist eine europäische Angelegenheit, obwohl er niemals Anerkennung oder Ruhm im Auslande suchte. Das berühmte Bekenntnis Johann Arany's drückt die seelische Haltung aller großen Ungarn aus: der Mächtige möge sich ausbreiten, wie eine Flut, die zerstört und befruchtet; doch der Dichter eines kleinen Volkes muß sein wie dieses Volk — sich darüber hinaussehen bringt den Tod.

Der große ungarische Dichter war in Wirklichkeit immer dasselbe wie sein Volk; sowohl in seinen Tugenden, die er bescheiden verbarg, als auch in seinen Fehlern, die er erbarmungslos geißelte.

Wirkungen

von Sprachrhythmus und Satzmelodie im Lappischen.

Von

Wolfgang Schlachter (Berlin).

Das Lappische besitzt bekanntlich eins der kompliziertesten Lautsysteme, die wir überhaupt kennen. Mit seinen mindestens sechs Längegraden für sowohl Vokale als Konsonanten, die alle — wenn auch nicht immer im gleichen Dialekt — bei der Ausprägung der Formen produktiv beteiligt sind, bietet es Abstufungsmöglichkeiten in der Schwere der einzelnen Laute und deren Verteilung innerhalb des Wortes, die wir mit unserem in dieser Beziehung viel einförmigeren Lautsystem uns nur schwer lebendig vergegenwärtigen können. Eingehende Forschung hat nun gezeigt, daß die Verteilung der lautlichen Längegrade in ausgedehntem Maße deutlich faßbaren Regeln gehorcht, die das unter dem Namen Stufenwechsel bekannte System geschaffen haben. Der im Vergleich zum Finnischen erheblich erweiterte Geltungsbereich dieser strukturellen Eigentümlichkeit ist um so bedeutsamer, als die Vorfahren der heutigen Lappen die Urform ihrer jetzigen Sprache höchstwahrscheinlich von einem fremden Volk, eben den Finnen, übernommen haben. Während die „Protolappen“ in recht handgreiflichen Erscheinungen der Lautentwicklung sehr bald entschieden eigene Wege gingen — es sei nur an die völlige Umgestaltung des Vokalismus und dem offenbar damit zusammenhängenden Verlust der Vokalharmonie erinnert —, bildeten sie den Stufenwechsel zu einem System von bemerkenswerter Konsequenz und Vollständigkeit weiter. Es müssen demnach in ihnen psychophysische Vorbedingungen vorhanden gewesen sein, die gerade dieser Eigenart des übernommenen Finnisch besonders entgegenkamen. So stellen neben den vielen wesentlich lautphysiologisch orientierten Untersuchungen über das Lappische die unter psychologischem Gesichtspunkt angestellten Forschungen von E. LAGERCRANTZ eine durchaus berechtigte Ergänzung dar. Die einzelnen Dialekte haben das Stufenwechselsystem in sehr verschiedener Weise ausgestaltet; aber überall ist ein Streben nach Gleichgewicht innerhalb des Wortes unverkennbar, mag nun der in der schwachen Stufe eintretenden Kürzung

des Stammkonsonanten die Dehnung eines Vokals parallel gehen oder — wie hauptsächlich im Norwegischlappischen — in gewissen Fällen ein kürzerer Stammkonsonant einer kürzeren Endung, ein längerer Stammkonsonant einer längeren Endung die Waage halten (Nielsens Stufen AI und AII bzw. BI und BII, s. JSFOu. xx₁ (1902), 16f.). Sogar in den südlichsten Dialekten, die den Stufenwechsel aufgegeben haben, läßt sich diese gestaltpsychologische Tendenz noch nachweisen, indem dort nach langem Vokal die kurze Konsonantenstufe, nach kurzem die lange Konsonantenstufe verallgemeinert wurde.

Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß dieselben Kräfte, die dem einzelnen Wort einen so eigentümlichen Charakter verliehen, auch in der Wortgruppe und im Satz Spuren hinterlassen haben. Untersuchungen in dieser Richtung müßten mithin im Lappischen besondere Aussicht auf Erfolg haben.

Allerdings ist es sehr schwierig, über Faktoren wie Betonung, Rhythmus, Satzmelodie, Sprechtempo usw. genaue Beobachtungen anzustellen; besonders wenn man die betreffende Sprache nicht selbst hat sprechen hören. Deshalb beschränke ich mich im folgenden auf das Material, das ich selbst im Frühjahr 1940 in Malå (Västerbottens Län, Schweden) gesammelt habe. Die daraus gewonnenen Ergebnisse dürfen somit keinen Anspruch darauf erheben, für das gesamte lappische Sprachgebiet zu gelten; aber sie lassen sich ja, wenn es die Mühe lohnt, von Kennern ergänzen und können so zu einem Überblick über die einschlägigen Erscheinungen verhelfen.

Mein Material stammt von einem einzigen Gewährsmann, Lars Sjulsson. Meine Bemühungen, ihn zu längerem fließenden Sprechen oder zu lappischer Unterhaltung mit seiner Frau, einer Halbschwedin, die aber recht gut Lappisch konnte, zu überreden, scheiterten bis auf ein paar seltene Ausnahmen. Es war daher nicht möglich, persönliche Eigenschaften Sjulssons von den für den Dialekt überhaupt charakteristischen Zügen zu trennen.

Sjulssons Stimme hatte die schon von Castrén bei den Lappen beobachtete hohe Lage. Seine Satzmelodie war nicht „einförmig“, wie Nielsen für die Finnmarkdialekte angibt (Laercbok i Lappisk I § 23), und auch die Intervalle waren nicht klein; besser paßt auf ihn die leider nur andeutende Bemerkung von Lagercrantz in seiner „Sprachlehre des Westlappischen“ § 128, daß nämlich der Hochtou und der Hauptakzent im Wort sehr oft nicht zusammenfallen. Daß diese Divergenz besonders beim Märchen erzählen auftritt, wie Lagercrantz angibt, hatte ich keine Gelegenheit festzustellen.

Sie war, soweit ich mich erinnere, wesentlich bei zweisilbigen Wörtern zu hören, und zwar besonders dann, wenn das Wort einen Sinnakzent trug.

Die akustischen Erscheinungen sind hier so verflochten, daß eine ohne die andere nicht zu beschreiben ist. Bezeichnend für Sjulssons Rede war nämlich auch ein einigermaßen regelmäßiges Schwanken des Sprechtempos; auf eine oft recht lange, schnell gesprochene Satzstrecke folgte eine kurze, die meist eben nur aus einem solchen zweisilbigen Wort mit Sinnakzent und tieftoniger erster Silbe bestand; gelegentlich folgten auch zwei solche Wörter aufeinander. Wie man sieht, handelt es sich hier nicht um Sprechakte, die von möglichst gleicher Länge sein sollen und den Satz in Sinngruppen zerlegen, sondern um eine Gliederung des Redestromes, der sich mit wachsender Schnelligkeit auf gewisse, offenbar schon von Anfang im Bewußtsein vorhandene Haltepunkte zubewegt. Diese tragen, wie gesagt, einen Sinnakzent, insofern sie entweder den inhaltlichen Kern des Satzes oder eine wichtige Bestimmung enthalten; aber man hat doch den Eindruck, daß die durch sie bewirkte Stauung des Redestromes mehr physiologisch als psychologisch bedingt ist: die den Staudamm bildenden Wörter bestimmt zwar der Sinn; aber ihre Verteilung über den Satz richtet sich nach dem An- und Abschwollen der Sprechenergie, deren Ökonomie ihrerseits von der Beschaffenheit des Satzes, von seinem emotionalen Gehalt und seiner Funktion im Gesamtzusammenhang abhängt. Je sachlicher die Mitteilung, desto weniger treten solche Besonderheiten hervor. Die lebhaftere Erzählung aber erhebt sich in ihrem Intensitätsgang von der ruhigen Mittellage wellenweise zu gewissen Höhepunkten und kehrt dann unvermittelt zum Ausgangspunkt zurück. Das Satzende bringt jedoch immer eine Entspannung; der einzelne Höhepunkt und die mit ihm zusammenfallende Zäsur enthalten somit bereits den Hinweis auf die Fortsetzung des Gedankenganges.

Die Tonhöhe verhält sich in diesen Sätzen merkwürdigerweise meist umgekehrt wie die Intensität: von der ziemlich hohen Ausgangslage nimmt sie allmählich ab, um, wie bereits erwähnt, auf der ersten Silbe des sinnakzentuierten Wortes, also auf dem Intensitätsgipfel der prosodischen Einheit, plötzlich abzustürzen; die zweite Silbe bringt dann wieder ein Ansteigen bis etwas unterhalb der Normalhöhe. Der Gesamteindruck dieses Ablaufs läßt sich etwa mit dem einer verwunderten Frage unserer Sprachen vergleichen. Der melodischen Satzgliederung nach gehört also der Intensitätsgipfel mit der vorhergehenden aufsteigenden Kurve zusammen, die man als eine Art (freilich stark aufgeschwollenen) Auftakt bezeichnen könnte.

Dieser sozusagen nach vorwärts gerichtete Intensitätsverlauf steht in einem gewissen Gegensatz zu der entscheidenden Anfangsbetonung im Lappischen, die den Gipfel an den Beginn, nicht an den Schluß der prosodischen Einheit verlegt. Diese kann sich wesentlich aus zwei Gründen gegen die beherrschende Satzmelodie nicht durchsetzen, deren Wirkung

in dem unten mitzuteilenden Material mehrfach zutage treten wird: einmal nämlich hindert die bereits erwähnte Beschleunigung des Sprechtempos in dem „Auftakt“-Teil stärkere Entladung expiratorischen Druckes; zweitens ist besonders in Sätzen der hier besprochenen Art eine Neigung des Lappischen zu konstatieren, sinn- und intensitätsmäßig gewichtslose Wörter, diese aber gern in größerer Zahl, an den Anfang des Satzes zu stellen. Die inhaltlich wichtigsten Bestandteile bevorzugen dann also die Mitte oder das Ende des Satzes, eine Eigentümlichkeit, die für die Verteilung des Sprachstoffes auf die Sätze und für deren syntaktisches Verhältnis zueinander natürlich sehr wesentlich ist. Für die Frage nach dem psychologischen Sinn dieser Stellungsgewohnheit, für die Frage also, ob das vom Sprechenden primär Erstrebte die Anfangsstellung der leichten oder die Endstellung der schweren Wörter ist, scheint mir der schon angedeutete Umstand einen Fingerzeig zu geben, daß die leichten Wörter am Satzbeginn nicht selten gehäuft begegnen: zur Vermeidung eines schweren Satzanfangs genügt ein Wort, wie die ebenfalls zahlreichen Beispiele solcher Art zeigen; die Häufung dient vielmehr allem Anschein nach der Verzögerung und damit der Steigerung der Lebendigkeit im dramatischen Ablauf des Satzes. Es handelt sich ja, wie gesagt, um die Sprache der lebhaften Erzählung, in der solches Streben wohl angebracht ist.

Dann aber ist ein Zusammenhang zwischen den hier berührten Erscheinungen nicht zu verkennen: der Satz wird mehr oder weniger deutlich durch Sinnhöhepunkte in mehrere Abschnitte gegliedert; diese Höhepunkte bilden meist zweisilbige Wörter, an denen sich die hierbei übliche steigende Tonbewegung besonders deutlich ausprägen kann, weil die beschränkte Silbenzahl nur die Markierung von Anfang und Ende der Bewegung ohne vermittelnde Zwischenstufen zuläßt; die zwischen den Höhepunkten liegenden Satzstrecken führen mit wachsendem Tempo und steigender Sprechintensität, aber fallender Tonbewegung auf diese zu und bereiten sie prosodisch und inhaltlich vor; der ganze sprachliche Ablauf erhält auf diese Weise einen deutlich dynamischen Charakter, den die Spannungen zwischen expiratorischem Wortakzent und Satzmelodie einerseits, zwischen fallender Tonhöhe und steigender Sprechintensität andererseits noch eigens unterstreichen: die sinnakzentuierten Wörter oder Silben sind nicht Einschnitte, sondern — ungeachtet der Verlangsamung des Sprechtempos — nur Ruhepunkte, die die Fortsetzung des sprachlichen Ablaufs schon voraussetzen und überdies durch die ihnen eigentümliche steigende Tonbewegung deutlich zum Ausdruck bringen.

Diese leider recht lückenhaften, auf einigen wenigen Eindrücken beruhenden Beobachtungen über das außerordentlich interessante Gebiet der lappischen Prosodie müssen genügen. Bis zum gewissen Grade bestätigen ihre Richtigkeit die das eigentliche Thema dieser Arbeit bildenden

Untersuchungen an den Texten, für die sie nur hier in der Darstellung, nicht aber bei der Ausarbeitung des Stoffes, als Grundlage gedient haben.

Die Texte, denen ich das im folgenden mitzuteilende Material entnehme, zeichnete ich während der oben erwähnten Reise nach Sjulssons Diktat auf. Da sich bisher noch keine Gelegenheit zur Veröffentlichung gefunden hat, muß ich die Stellen in extenso vorführen, wobei sich eine gewisse Weitschweifigkeit nicht umgehen läßt. Es ist klar, daß ich bei dem Diktattempo, in dem ich die einzelnen Sätze zu hören bekam, über die hier zu untersuchenden Erscheinungen keine nennenswerten Beobachtungen anstellen konnte; mir ist nur der Klang einiger häufig wiederkehrenden Satzanfänge oder Phrasen im Gedächtnis geblieben; diese Erinnerungsbilder ließen sich gelegentlich bei Beurteilung von Textstellen verwerten.

Im übrigen ist man bei schriftlich fixierten Sprachdenkmälern auf indirekte Schlüsse angewiesen. Der Kriterien, auf die sie sich stützen können, sind in Sjulssons Text wesentlich zwei: die je nach der Betonung oder der rhythmischen Funktion wechselnde Lautform einiger Partikeln und die Verwendung bzw. Nichtverwendung gewisser inhaltlich wenig bedeutungsvoller, rhythmisch leichter Wörter zur prosodischen Ausgestaltung oder Glättung des Satzes. Beiden Kriterien ist eine Eigentümlichkeit gemeinsam, die sie gerade für den hier gewünschten Zweck verwendbar macht, nämlich daß die Wörter, an denen sie in Erscheinung treten, inhaltlich oder besser stofflich mehr oder weniger entbehrlich sind. Ihre Funktion muß also nicht die der Mitteilung, sondern eine allgemein stilistische sein, und da kommt — bei ihrer Farblosigkeit — theoretisch kaum etwas anderes als eine prosodische Aufgabe in Betracht. Nach den einleitenden Ausführungen ist nun aber der wichtigste Ort, wo solche Aufgaben erwachsen können, der Satzanfang, und die ebenfalls bereits erwähnte Feststellung, daß das Lappische mit Vorliebe leichte Wörter den Satz eröffnen läßt, rundet in willkommener Weise den Kreis der methodischen Leitsätze.

Reichtum an Partikeln ist im allgemeinen ein Kennzeichen für rhythmische Empfindlichkeit einer Sprache. Einen guten Überblick über die stattliche Zahl dieser leichten Wörtchen gibt Nielson Laerebok § 181. Es heißt dort einleitend: „Es gibt eine ganze Anzahl von Wörtchen, die gänzlich ohne Akzent sind. Die meisten von ihnen werden an dasjenige Wort im Satz gefügt, das den größten Nachdruck hat“. Das entspricht ganz den Erwartungen von der stilistischen Aufgabe der Partikeln, und man wird mit der Annahme nicht fehlgehen, daß der sprachliche Ausdruck für jenen „größten Nachdruck“ des der Partikel vorangehenden Wortes gerade die Anfügung der tonlosen Partikel ist: die Ökonomie der gleichmäßigen Sprechintensität erstrebt nach der Überschreitung der Normal-

stärke durch das besonders akzentuierte Wort einen Ausgleich in Gestalt einer unakzentuierten Lautfolge, die eine Entspannung und die Rückkehr zur Normalintensität ermöglicht. Daß es den Stimmbändern geradezu Schwierigkeiten verursacht, nach einer stark betonten Silbe eine normal betonte folgen zu lassen — anscheinend weil die Innervation dann zu ähnlich wird —, lehrt etwa der Satz „Ich habe kein Geld bei mir“ (mit stark betontem „bei“ und enklitischem „mir“ gesprochen): es ist fast unmöglich, die beiden letzten Silben nicht tonlich stark voneinander zu differenzieren. Es handelt sich also um eine Dissimilation; die Extremwerte der Intensität ziehen sich gegenseitig an, und daraus entwickelt sich dann auch das Gefühl, daß die beiden Gebilde auch syntaktisch zusammengehören.

Daß die besprochene Erscheinung in der Tat wesentlich physiologische Gründe hat, dafür ist der eben genannte deutsche Satz ebenfalls ein Beispiel: dem Sinne nach ist „bei“ nicht wichtiger, sondern eher unwichtiger als „mir“. Dasselbe gilt auch fürs Lappische. In dem maläppischen Satz *ib máanna daaidee* „ich weiß nicht (bestehend aus der 1. sg. des Verneinungsverbs, Personalpronomen und dem Präsensstamm des Verbs für „wissen“) sind dem Sinn nach die beiden Bestandteile des Prädikats etwa gleichwertig; der Akzent ist bei der infiniten Form stärker als bei der finiten. *ib* bekommt also seinen Ton nicht wegen seiner inhaltlichen Wichtigkeit, sondern infolge der Einschaltung des Pronomens; wenn dies fehlt, wird *ib* proklitisch. Nun ist aber einerseits der Gebrauch der Personalpronomina auch bei Sjulsson erheblichen Einschränkungen unterworfen (darüber s. 219), andererseits fehlen sie gerade in negativen Sätzen der zitierten Art sehr selten. Daraus ergibt sich ganz klar, daß sie hier dem Zweck dienen, einen alternierenden Rhythmus zu erzeugen bzw. — von der prosodischen Seite her gesehen — einen Satz mit zwei Tongipfeln zu schaffen. Mit den Partikeln stehen die Pronomina hier auch insofern in Übereinstimmung, als sie inhaltlich entbehrlich sind. Dies Kennzeichen ergibt sich auch deutlich aus der Art wie Nielsen a. a. O. die Partikeln umschreibt. Vgl. z. B. zu *-bâ*: „Hervorhebende Partikel. Die Partikel *-bâ* ersetzt z. T. den Mangel eines starken Satzakkentes in der Sprache (vgl. unten über *de*): *bal'ka-bâ diedost-ge* „Bezahlung gehört natürlich dazu“. Ähnlich werden *-bât* und *-hân* verwendet. Wichtig ist ferner die Charakterisierung von *de*, die, wie sich zeigen wird, fast uneingeschränkt auch für Sjulssons Sprache gilt: „*de*. Neben seiner temporalen Funktion . . ., besonders oft am Beginn eines Nachsatzes, ist es auch hervorhebende Partikel; als solche besonders nach dem Verneinungsverb . . . gebraucht sowie in Sätzen, die mit einem durch *-hân* hervorgehobenen Demonstrativpronomen beginnen.“ Weiter ist dann von verschiedenen Möglichkeiten die Rede, *de* zur Hervorhebung von Subjekt und Prädikat zu verwenden.

-ge wird u. a. gebraucht, „um in fragenden und zweifelnden Sätzen ein bestimmtes Wort hervorzuheben“. „-gis . . . hebt gerne etwas hervor, woran man vorher nicht gedacht hat“. In anderen Fällen hat sich eine anscheinend sehr spezielle Bedeutung entwickelt, aber dann wird man meist damit rechnen dürfen, daß die wesentlichste Vorbedingung dafür in den Sätzen zu suchen ist, in denen die betreffende Partikel auftritt (diese müssen dann freilich allmählich recht gleichartig geworden sein, was wieder von dem ursprünglichen Sinn der Partikel abhängt). So begegnet *son* „in Verbindung mit Fragepartikeln und fragenden Wörtern, wenn man eine verneinende Antwort erwartet oder ausdrücken will, daß man nicht Bescheid weiß . . . auch sonst als hervorhebende Partikel“. Als Beispiele werden folgende Sätze zitiert: *jogo-son?* „wirklich?“ *mōvt-son dāt læ* „wie ist das wohl?“ In beiden Fällen ist aus verschiedenen psychologischen Gründen das Fragewort hervorgehoben, wodurch die Sätze eine spezielle Färbung erhalten. Im Norwegischlappischen treffen also Armut an selbständigem Inhalt und hervorhebende Funktion bei den in Betracht kommenden Partikeln vielfach zusammen und erweisen die Berechtigung der Methode, aus der Verwendung solcher Wörter auf rhythmische und melodische Individualisiertheit des Satzes zu schließen.

Dasselbe gilt nun fürs Malälappische. Auch hier hängen sich gern partikelhafte Wörter inhaltlich wichtigen Satzgliedern an, um deren Ton zu verstärken, und dieser satzmelodischen Erscheinung schließt sich die rhythmische an, daß die beiden unter einem Ton gesprochenen Wörter schneller artikuliert werden als ihre Umgebung. Am größten ist die Veränderung natürlich bei dem Enklitikon; der Anteil des betonten Wortes an der Aussprachedauer des Satzes nimmt gewöhnlich etwas zu, sei es daß die tontragenden Bestandteile gedehnt werden oder daß (besonders wenn das Wort auf einen tonlosen Klusil endet) eine kleine „Pause“, eine Verzögerung der Explosion, vor dem Enklitikon eintritt. Der Wortkörper reicht sozusagen nicht aus, um die Akzentenergie des Enklitikons restlos zu resorbieren, und muß deshalb vergrößert werden. Hiermit hängt auch ein häufig zu beobachtender Wechsel in der Qualität des Akzentes zusammen: dieser wird vor einem Enklitikon schärfer, stoßweiser; der Gipfel konzentriert sich noch entschiedener auf den tontragenden Vokal der ersten Silbe; die übrigen Silben des Wortes sind fast so tonlos wie das Enklitikon selbst, das Tongefälle ist also sehr jäh. Am deutlichsten wird diese Veränderung bei einsilbigen Wörtern spürbar, und zwar bezeichnenderweise besonders dann, wenn die tonverstärkende Wirkung des Enklitikons nicht in der Sinnbetontheit des tontragenden Wortes, sondern nur in der rhythmischen Struktur des Satzes ihren Grund hat. Die obige Bemerkung, das Lappische liebe leichte Wörter am Satzbeginn, ist nämlich dahin zu präzisieren, daß diese Leichtigkeit sich auf den Inhalt, nicht auf den artiku-

latorischen Druck bei der Aussprache des Wortes bezieht. In vielen lappischen Sätzen, besonders wenn sie isoliert sind oder im Zusammenhang eine selbständige Stellung einnehmen, hebt sich der Anfang — eben eine Gruppe aus betontem Wort und Enklitikon — vom übrigen Satz ab und bildet so eine Art Entsprechung zu dem ja auch vielfach schweren Satzende.

Ich gehe jetzt zu den malälappischen Beispielen über, um, soweit das an Texten möglich ist, die Wirkungen von Sprachrhythmus und Satzmelodie im Bau der Sätze und Wortgruppen zu verdeutlichen. Zunächst einiges Material zum Gebrauch der Personalpronomina. Diese werden ja in allen finnisch-ugrischen Sprachen nur unter bestimmten Bedingungen gebraucht, sie sind im allgemeinen (hauptsächlich natürlich der nom. sing.) nach dem Zusammenhang selbstverständlich und eignen sich demnach, wie oben ausgeführt, zur Aufzeigung rhythmischer Tendenzen.

In negativen Sätzen gebraucht auch Sjulsson so gut wie ausnahmslos das Personalpronomen der 1. und 2. Person, z. B.: 1. . . ., *jühtè ittji säd'na mižželissa vil'sjöd* „denn er sah sich nicht um“. Das Subjekt ist dasselbe wie in dem regierenden Hauptsatz, das Pronomen also nicht „notwendig“; sein satzmelodischer und rhythmischer Zweck aber ist deutlich: es trennt das Verneinungsverb von der folgenden schweren Gruppe und hebt es heraus: nach den vorausgegangenen Schilderungen ist es in der Tat merkwürdig, daß der Stalo sich nicht umsieht. 2. . . ., *näu jühtè ii säd'na buutsida jáks* „so daß er [sc. der Vielfraß] die Rentiere nicht einholt“, ebenso; die Steigerung des Verneinungsverbs drückt die Befriedigung über diese lappenfreundliche Einrichtung der Natur aus. 3. *Men dè ittji säd'na bienjöv adnè, ittji gäna daaidè, güsè. . .* „Aber da hatte sie keinen Hund und wußte auch nicht, wo . . .“. Das Verneinungsverb kaum mehr betont als seine Natur es mit sich bringt; die Hinzufügung des enklitischen Pronomens wirkt hier fast formelhaft. An der zweiten Stelle fehlt bezeichnenderweise das Pronomen, weil hier das ebenfalls enklitische *gäna* dessen Funktion übernimmt. Ebenso in dem Satz 4. *Ib männa adnee bidnagida, . . ., jah ib gänà maahtee . . .* „Ich habe kein Geld, . . ., und auch kann ich nicht . . .“. Pronomina noch in folgenden Fällen: 5. *Ib männa düžžye leh ussjadama biärgöida vaddeet aaksjòn oodasta*. „Ich hatte nicht die Absicht, dir für die Axt Fleisch zu geben.“ 6. *ii säd'na büellèmòv adnee* „er habe keinen Branntwein“, Entgegnung auf die Frage, ob er Branntwein geben könne; betonte und unbetonte Wörter wechseln sich ab. Von Bedeutung kann bei der Formulierung des Satzes auch gewesen sein, daß er die Umsetzung eines *ib männa b. a.* ist.

Satzbeginnendes Verneinungsverb ohne stützendes Enklitikon ist selten, und zwar habe ich den Eindruck, daß Ausnahmen in der 1. und 2. Person noch weniger als in der 3. begegnen. In zwei Sätzen mit je einem Verneinungsverb in 2. und 3. Person erscheint das Hilfsverb *äib'madit*

„vermögen“; das ist offenbar kein Zufall: solche Verba eignen sich weniger als Träger eines starken Akzents, und den müßten sie bekommen, wenn schon das Verneinungsverb betont wäre. Die Sätze sind: 7. *Dād'na lèä dan ünnee, ih äib'mad dan gühkee laaidòv haalèhtit.* „Du bist so klein, du kannst nicht einen so langen Weg fliegen“ (zu einem Vogel) und 8. *Men jis ii äib'mad dahkat dab, die . . .* „Aber wenn er das nicht zu tun imstande sei, dann . . .“. Beim zweiten Satz liegen noch besondere Gründe für das Fehlen des Pronomens vor. Einmal geht nämlich ein Konditionalsatz mit dem Sinn „wenn er es vermöge“ vorher, so daß der Nachdruck auf dem Verneinungsverb liegt, während die finite Verbform fast enklitisch wird und so die Stützung übernehmen kann; außerdem ist das Subjekt dasselbe wie im vorhergehenden Satz, ein hinzutretendes *sād'na* „er“ hat aber leicht den Sinn „der andere“ (hierzu s. u.). Diese Gebrauchsweise rührt an den Wesensunterschied des Pronomens der 3. Person von dem der beiden anderen und dürfte den Hauptgrund für die hier behandelte Verschiedenheit abgeben, wenn sie wirklich besteht. — Weitere Ausnahmen bilden solche in der Umgangssprache häufigen Fälle wie *ib siid, ib vissj, ib muihtee* „ich will nicht, habe keine Lust, erinnere es nicht“, also kurze, affektlose Sätze, in denen nur die infinite Form betont, das Verneinungsverb aber proklitisch ist. Diese Beispiele zeigen besonders klar, daß druckmäßig das Verneinungsverb der infiniten Form unterlegen ist, daß also seine Betonung besonders ins Ohr fällt und ein wirksames Mittel zum Ausdruck der Steigerung darstellt; und schließlich leuchtet auch ein, daß die Trennung der beiden betonten Prädikatbestandteile durch ein Enklitikon die erstrebte Wirkung noch verstärkt.

Rhythmisch und melodisch sind die Sätze mit Enklitikon recht gleichartig: Satzanfang und -ende schwer, langsamer gesprochen, die Tonhöhe fällt meist gleichmäßig vom Anfang bis zum Ende. Wenn das Objekt oder die Bestimmung inhaltlich wichtiger als das Prädikat ist, wiederholt sich die rhythmisch-melodische Struktur des Anfangs im Satzinnern (so gleich im ersten Beispiel), und die Tonhöhe der Prädikatsergänzung kann wieder etwas ansteigen (3. Beispiel). Gemeinsam ist allen Sätzen eine gewisse Nachdrücklichkeit, die die Stellung des Verneinungsverbs erklärt, und die inhaltliche Entbehrlichkeit des Enklitikons, die es für seine rhythmische Aufgabe tauglich macht. Das dritte Beispiel konnte jedoch veranschaulichen, wie der Ausnahmecharakter dieser Sätze infolge der Natur der Verneinung bei Wahrung der formalen und prosodischen Struktur fast „usuell“ werden kann.

Zum Schluß noch zwei Fälle, wo das Verneinungsverb nicht am Satzbeginn steht: 9. . . ., *jühtè männa ib muihtee daggär bälida.* „Denn ich erinnere mich an jene Zeiten nicht“ (sc. als man selbst Branntwein brennen durfte). Das Pronomen hat hier einen gewissen Ton (andere erinnern sich

vielleicht noch), das Verb dagegen bringt keine inhaltlich wichtige Mitteilung, sondern umschreibt nur den Abstand des Sprechenden von der genannten Zeitspanne. 10. *Jus dè säd'na ii daggår bargòv sünzje maahè guhtjòt, maab . . .* „Wenn er ihm nun nicht solche Arbeit nennen könne, die . . .“: *säd'na* bezeichnet hier den Gesprächspartner und ist daher nicht völlig enklitisch; die Negation gehört zum ganzen Satz und überragt inhaltlich die übrigen Bestandteile nicht so stark, daß eine besondere Hervorhebung nötig wäre; wie in Beisp. 8 handelt es sich hier um einen Nebensatz, und als finites Verb fungiert ein Hilfsverb. In beiden Fällen besteht mithin kein Anlaß für Spitzenstellung des Verneinungsverbs, und dementsprechend ist auch die rhythmisch-melodische Struktur anders: Rhythmus und Sprechtempo gleichförmig, die schweren Teile und dementsprechend die größte Tonhöhe in der Mitte des Satzes, die Satzmelodie daher schwankend. Die prosodischen Erscheinungen bringen also hier erheblich voneinander abweichende Satztypen hervor und werden dadurch ein interessantes Beispiel für die Wechselwirkung von Sprache und Psyche: keine sprachliche Erscheinung ist ohne ihr seelisches Korrelat denkbar, und auch die Prosodie beruht letzten Endes auf Urerlebnissen der Schwere, der Zeit u. a. m., also auf außersprachlichen, von der Sprache unabhängig sich vollziehenden seelischen Abläufen; andererseits zwingen die so entstandenen Korrelationen von Erlebnissen und sprachlichen Formen den Ausdruckswillen zur Verwendung ganz bestimmter sprachlicher Mittel, die unabhängig von ihm im Rahmen des Sprachorganismus gewachsen sind. Die Auswirkung des rhythmischen Erlebnisses erfolgt in einer bestimmten, durch den Charakter des Rhythmus selbst festgelegten Weise; die Anwendung der sprachrhythmischen Mittel aber als Korrelate der wiederzugebenden Inhalte ist willkürlich ebenso wie die sich daraus ergebende Gestaltung und Anordnung der Wortgruppen und ermöglicht so dem Hörer das Verständnis des jeweils gewählten Ausdrucks.

Als eine Gruppe heben sich auch diejenigen Stellen heraus, wo der Erzähler sich selbst einschaltet. Da jedoch in solchen Sätzen an Affektbetontheit im allgemeinen nicht zu denken ist, stehen hier Fälle mit und ohne Pronomen anscheinend unterschiedslos nebeneinander. Dagegen ist mit einem anderen Faktor zu rechnen, der die Verwertbarkeit für rhythmische Untersuchungen beeinträchtigt. In dem Beispiel 11 (*klaahkàu.*), *juhk läh dahktüvvama güktè männa arvèdòv siavan ruugista* „(Skistab), die wie ich denke, aus Bambus gemacht sind“ (sic!), gehört der eingeschobene Satz nicht zu der sachlichen Angabe über die Art des Skistabmaterials, sondern ist eine subjektive Einschränkung; diese Nuance bewirkt *männa*: das bloße *güktè arvèdòv* ist rein aussagend und wäre in einem Zusammenhang denkbar wie „es kommt genau so wie ich vermute“. Das Pronomen ist hier also unbetont wie in der vorigen Beispielgruppe, hat aber eine inhalt-

liche Funktion; ob die in Beisp. 11 zu beobachtende druckmäßige und rhythmische Gliederung (das Pronomen trennt zwei etwas stärker hervorgehobene Wörter) durch die dauernd wirksamen Tendenzen der Sprache geschaffen oder bloßer Zufall ist, läßt sich nicht ausmachen. Jedenfalls sind diese Beispiele von anderer Art als die oben behandelten, was auch ihre Verwendungsweise bestätigt. Man vergleiche folgende Sätze: 12. (in dem See kann man bei Tage keine Fische fangen, weil das Wasser zu klar ist). *De männa jaahkäu, . . .*, „Und ich glaube“, (daß die Fische dann sehen können). 13. *Männa muihtäu aktan daalvèn, guh . . ., de . . .*, „Ich erinnere eines Winters, als . . ., da . . .“ (nach einleitendem Satz, der das Thema der neuen Erzählung angibt). Ähnlich 14. *Männa muihtäu, guh . . ., de . . .*, „Ich erinnere mich, als . . ., da . . .“ (Anfang eines neuen Zusammenhangs, der aber nicht angekündigt ist). 15. *Òddala läb männa dàdnè gir'jèsna suptstama gidda-giessè-miesèhkan birra*. „Früher habe ich in diesem Buch über die Wartung der Renkälber im Frühsommer berichtet“. 16. *Dee läb männa uumasè dai-bällasadtja tjällagina luhkama, àhtè . . .*, „Nun habe ich in vielen Schriften aus jener Zeit gelesen, daß . . .“. 17. *Jah dee müüidina männa tjuovröv mannat jah . . .*, „Und dann muß ich manchmal gehen und . . .“. 18. *Munna bäähkadijöv gialademen hàrràje*. „Ich erwähnte das Schlingenlegen“ (greift zurück).

Gemeinsam ist den Sätzen ihre Stellung am Beginn eines neuen Zusammenhangs, und darin mag die Setzung des Pronomens wesentlich ihren Grund haben: es macht den Satz etwas schwerer und hebt ihn aus der reinen Aussagesphäre heraus. Das Pronomen ist außer in Beisp. 16 und 17 proklitisch; seine rhythmische Aufgabe ist, wo überhaupt zu erkennen, schwer faßbar. Den Beispielen vom Typus „ich erinnere“, deren es noch mehr gibt, stehen andere ohne Pronomen gegenüber, vgl. 19. *Muyhtäu, gidda-daal'vèsna sàrdnan, . . .*, „Ich erinnere, im Spätwinter sagten sie, . . .“ (mitten im Zusammenhang). Ebenso 20. *Muyhtäu, guh . . .*, „Ich erinnere mich, als . . .“. 21. *Jah jaahkäu, . . .*, „Und ich glaube, . . .“ (im Gegensatz zu dem durch *de* abgesetzten Beispiel 12). 22. *Muyhtäu, akta baalèn, guh . . .*, „Ich erinnere, einmal, als . . .“ (der Zusammenhang nicht so fest wie in den anderen Beispielen, aber auch kein Einschnitt). Soviel ist aus diesen Beispielen klar, daß das Pronomen nicht zur Vergrößerung des Satzkörpers gesetzt ist, sondern offenbar den Satz stärker absetzt.

In einigen der genannten Fälle steht das Pronomen anscheinend im Dienste der Satzmelodie. Fehlte es etwa in Beisp. 18, stünde das Verb am Satzbeginn, eine Situation, die das Lappische möglichst vermeidet. Wie einleitend ausgeführt, bereiten vielmehr die leichten Bestandteile des Satzbeginns sozusagen auf das Kernstück vor; dieses wird dem Hörer nicht so unvermittelt zugeworfen, denn dann müßte es mit einem lästigen Kraftaufwand artikuliert werden. Wie die Sätze 15–17 zeigen, kann

derselbe Fall auch im Satzinnern eintreten; dann setzt das Pronomen einen relativ schweren Satzanfang gegen die Prädikatsgruppe ab und verdeutlicht so die Gliederung. Es ist wohl kein Zufall, daß *mánna* im letzten Fall dem finiten Verb vorangeht, ihm in den beiden ersten aber folgt, wo es aus dem *verbum substantivum* besteht. — Die hier behandelte verzögernde Funktion leichter Wörter läßt sich auch bei anderen Personalpronomina beobachten. Vgl. 23. *Guh . . . , die lijen dah luksa vual'gàma*. „Als . . . , da waren sie nach Osten davongezogen“ (*dah* „sie“ nimmt unmittelbar vorher eingeführten Begriff wieder auf, was nicht notwendig war); 24. *die äälgima . . . vuastàaida deäptjoot jah gáihkadit sijòv siidèn näláne*. „Dann begannen wir . . . Käse zu pressen und sie auf dem Käsebrett zu trocknen“ (das Pronomen hier ganz ungewöhnlich, trennt — hier auch rhythmisch — die schweren Satzglieder); so 25. *Dee äälgime . . . jah návài sijòv tjuhkòt*. „Dann begannen wir . . . und es [sc. das Schuhheu] zu kämmen“. 26. *die äälgime jah . . . vuassjat sijòv jah . . .* „dann begannen wir . . . und sie zu kochen und . . .“ (das Pronomen hebt den Infinitiv hervor). 27. *Dee sija völdan sáågèn tjaanàida, gáihkadijen jah . . .* „Dann nahmen sie Birkenschwamm, trockneten ihn und . . .“ (das einleitende *dee* betont, *sija* setzt ab). Solcher Gebrauch des Pronomens ist sonst so selten, daß schon dieser negative Grund für die rhythmische Funktion spricht (an unmittelbaren schwedischen Einfluß ist wegen der Selbständigkeit des Textes im übrigen nicht zu denken). 28. *dee lii säd'na dan sagga alvahtama*, „da sei er so sehr erschrocken“ (dasselbe Subjekt wie im vorigen Satz, das Pronomen also sachlich nicht nötig). Die Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, sind alle von der Art, daß das Enklitikon seinen Ton an ein inhaltlich wichtiges Wort abgibt und eine schwere Bestimmung von ihm trennt, so daß eine rhythmische und melodische Häufung von Gipfeln vermieden wird. Ist vielleicht auch damit zu rechnen, daß in diesen Fällen die Enklise nicht so vollständig wird wie bei den negativen Sätzen, so geschieht hier doch eine — durch Funktionsschwächung bewirkte — Degradierung des Personalpronomens, die gegenüber der sonstigen Gewohnheit der finnisch-ugrischen Sprachen sekundär sein muß. Und zwar scheint der Typus in negativen Sätzen, der meinen Eindrücken nach zu urteilen im Lappischen am weitesten verbreitet ist, ursprünglicher zu sein als die beiden anderen: man empfand offenbar ein bloßes *ib*, selbst wenn es betont war, als zu körperlos, um gleichzeitig die Negation und die pronominale Beziehung auszudrücken; denn sonst hätte man sich ja mit anderen Enklitika helfen können, z. B. mit *ib dab daaídee* „ich weiß das nicht“. Das Personalpronomen vergrößert den Wortkörper in der gewünschten Weise, ohne aus dessen Funktionsbereich hinauszuführen. Das ist demnach die überall verbreitete Tendenz zu analytischer Ausdrucksweise. Vorbereitet war diese durch die auch im Finnischen beliebten Fälle von

Anfügung anderer Partikeln an das Verneinungsverb (vgl. fi. *-kä, -hän* = lapp. *son* „er“ usw.), in denen es sich nicht um eine Vergrößerung des Wortkörpers sondern des Satzkörpers handelt, indem wie in den zuletzt besprochenen lappischen Beispielen die Einschaltung der Partikel die Ausbildung zweier Tongipfel im Satz ermöglicht. Wenn dann das Lappische gerade bei der 1. Person das Pronomen über andere Partikeln siegen läßt, zeigt es uns noch die Entstehungsursache dieses Sprachgebrauchs: in Sätzen mit der 1. Person als Subjekt ergab sich besonders leicht ein Anlaß zur Hervorhebung des Persönlichen und damit zu analytischer Ausdrucksweise, zumal wenn es in das bereits fertige rhythmische Schema hineinpaßte. Daß indessen heute das rhythmische Motiv überwiegt, ergibt sich aus dem Weiterwuchern der Erscheinung. Zwar dient auch in dem Typus *mánna muvhtàu* „ich erinnere mich“ das Pronomen der Vergrößerung des Satzkörpers, aber — nach dem Zeugnis des Inhalts — nicht mehr aus dem Grunde subjektiver Beteiligtheit und also auch nicht zur Ausgleichung eines hohen Druckgipfels, sondern in gewissen, durch den Sinnzusammenhang (also nicht durch den verschiedenen Erlebniswert des den Partikelgebrauch bedingenden Ausdrucks) bestimmten Fällen zur Vorbereitung und damit: Absetzung des den Satzkern bildenden Prädikatsverbs. Hier überwiegt also die analytische Formulierung das rhythmische Motiv; das Pronomen erscheint zwar als eine Art einleitender Auftakt, aber seine Hauptaufgabe ist offenbar die Deckung des folgenden Verbs, das ja möglichst nicht am Anfang stehen soll. Daher auch die (rhythmisch und melodisch im Lappischen viel weniger ausgenutzte) Voranstellung des leichten Wortes. Überhaupt kann man zweifeln, ob Sätze dieser Art echt lappisch sind. Jedenfalls bedeuten sie, obwohl aus derselben Wurzel erwachsen wie der negative Typus, infolge der Verstärkung der analytischen Tendenz auf Kosten der rhythmischen einen Fortschritt in der Mechanisierung des Pronomialgebrauchs. Dasselbe gilt in verstärktem Maße von den zuletzt angeführten Beispielen: hier trennt zwar das Pronomen wieder zwei Tongipfel, aber das Pronomen der 3. Person, das hier ausschließlich auftritt, bietet seiner Natur nach noch seltener Veranlassung zu besonderer Hervorhebung (besonders in den obliquen Kasus wie in Beisp. 24—26) und setzt für seine Anwendung als rhythmisierende Partikel weiteres starkes Anwachsen der analytischen Ausdrucksweise oder — in unserem Fall gewiß richtiger — das Muster der 1. Person bereits voraus. Beispiele dieser Art wirken so fremd, daß mittelbarer germanischer Einfluß zu erwägen bleibt. Um so wahrscheinlicher wird dann aber der Schluß, daß die Sprache sogar Veränderungen jüngsten Datums in den Dienst ihres unablässigen Strebens nach rhythmischer Gestaltung stellt.

Die noch übrigen Beispiele mit Personalpronomen bilden eine ziemlich homogene Masse (abgesehen natürlich von den Fällen mit inhaltlich be-

dingter starker Betonung), und es ist oft schwer zu bestimmen, ob die Funktion des Pronomens mehr rhythmisch oder inhaltlich bedingt ist. Es folgen noch einige Beispiele: 29. *Akta baalèn mánna lijòv bäätsòì-hieimasna, jah* . . . „Einmal war ich in einer Renwächterunterkunft, und . . .“ (am Anfang einer Erzählung; der Gebrauch erinnert an denjenigen in den Beisp. 12—18: der Satz soll etwas mehr Gewicht erhalten, der Erzähler setzt sich selbst als Hauptperson der Handlung. Besondere Betontheit ist damit nicht verbunden); ähnlich 30. *Guh lijòv mánna asskà nuarra báihtja, die* . . . „Als ich noch ein kleiner Junge war, da . . .“ (zu beachten die Stellung des Pronomens nach dem Verb, obwohl dies dadurch einen seinem Inhalt nicht entsprechenden Akzent bekommt; so in unseren Märchenanfängen: es war einmal . . .: hier also der Einfluß des Rhythmus deutlich); 31. *Akta ballèna mánna úd'tjòv tjuovvoot äihtagida* . . . „Einmal durfte ich die Eltern begleiten. . .“ (dagegen 32. *De dan ballèna lijòv mánna gaaihks nuarra baahrtja* „Damals war ich noch ein kleiner Junge“ mit nachstehendem Pronomen; dies scheint den Akzent des Verbs verstärken zu sollen, weil sonst zu viele leichte Wörter aufeinander folgten; vgl. Beisp. 30); 33. (*muihtalii*,) *gu säd'na aktan tjaktjan vüilgii sjäämbòv uhtsat*. „(erzählte,) wie er eines Herbstes fortging, um ein Pferd zu suchen“ (*gu* statt des üblichen *guh* zeigt dessen Tonlosigkeit, das Pronomen dagegen etwas hervorgehoben) usw. — 34. *Die jiddèdista mánna guhtjòhtuvvajijòv uhtsat*. . . „Da erhielt ich am Morgen den Auftrag zu suchen. . .“ (rhythmisch war das Pronomen nicht nötig; sein Erscheinen hängt eher mit der passivischen Verbform und der durch sie bedingten Trennung von Subjekt- und Verbsphäre zusammen); 35. *Die galgòv muihtalit, guh mija dahkime, guh* . . . „Nun will ich erzählen, wie wir es machten, wenn wir . . .“ (mit leichter Gegensatzbetonung); interessant 36. *Akta ballèna, guh lii säd'na asskà nuarra älmài*, . . . „Einmal, als er noch ein junger Mann war, . . .“ (meinem Gefühl nach hindert der Zusatz des Pronomens die Beziehung des Temporalsatzes auf die satzeröffnende Zeitbestimmung, setzt also wieder ab) usw.

Das Normale bleibt jedoch das Fehlen des Pronomens. Vgl. die Sätze: 37. *Die lähpòv sihpehkida jah*. . . „Da ließ ich die Skier zurück und . . .“ mitten in einer Erzählung; 38. *Die väd'tsòv bualhkòv. Die büühtòv iänòn vüesste. Die arvèdijòv dallàhk àhtè*. . . „Da ging ich ein Stück. Da kam ich gegen einen Fluß. Da vermutete ich sogleich, daß. . .“; 39. *Dassa büühtòv, die lii iemèda juura dällòv dahkama*. „Dahin kam ich, da hatte die Wirtin gerade Feuer gemacht“: hier wäre ein Pronomen geradezu unmöglich; vor dem Verb höbe es das Adverb zu stark heraus (das entspräche dem Inhalt nicht), und nach dem Verb steht das Personalpronomen nur, wenn der Rhythmus es fordert (also im allgemeinen nach schwachbetonten Verbformen), dann aber nicht am Satzschluß.

Ganz aus dem Spiel bleiben mußten natürlich in der obigen Betrachtung diejenigen Stellen, wo das Pronomen eine deutlich inhaltliche Aufgabe hatte. Hierfür zum Schluß noch einige Belege, damit die Wirkung prosodischer Faktoren in den anderen Fällen um so klarer hervortritt. Wie bereits erwähnt, ist das Hauptmotiv zur Verwendung des Personalpronomens — vom Rhythmus abgesehen — Hervorhebung aus inhaltlichen Gründen, insbesondere zur Fixierung eines Gegensatzes. 40. *Mánna aajai siidòv viiel'geet* „Ich will auch fortgehen“; 41. *Dád'na lèh dan ünnee* „Du bist so klein“ (Antwort auf das vorherige Beispiel; „du“ im Gegensatz zu den anderen, die fortgehen dürfen); 42. *jühtè sád'na líi dan stüerès* „denn er war so groß“ (im Gegensatz zu dem anderen Vogel, der zu Hause bleiben sollte) usw. — Nur eine Variante hiervon sind die Fälle, wo *sád'na* „er“ den Sinn von „der andere“ hat; auch dann ist das Pronomen inhaltlich notwendig, weil die vom Verb eingeschlossene Personenvorstellung sich natürlich auf das nächstliegende Wesen bezieht. Vgl. 43. (*däüidi*,) *jühtè sád'na líi süüstè viaksàba*. „(wußte,) daß er [sc. der Bursche] stärker als er [sc. der Stalo] war“. 44. . . ., *jus dè sád'na ii daggàr bargòv süünze maahètè guhtjòt, maab galgà sád'na dahkat; jus dee dab màhtà dahkat, die galgii dab hiäjòs àlmàu àdtjòt välldeet* . . . Men *jüis ii àibmad dahkat dab, die galgii sád'na àd'tjòt urroot*. . . ., wenn er [sc. der Mann] ihm nicht solche Arbeit nennen könne, die er [sc. der Teufel] ausführen solle; wenn er das aber vermöge [der Teufel], dann solle er den armen Mann zu sich nehmen dürfen. Aber wenn er das nicht ausführen könne, dann solle er [der Mann] frei sein dürfen“. Die Stelle hängt von einem Satz des Inhalts ab, der Teufel habe einen Zeitpunkt bestimmt und werde kommen; das Ganze ist also aus dem Geiste des Bösen gesprochen, und *sád'na* bezeichnet „den anderen“, den Vertragspartner. 45. (*dahta mierrè-àígee*,) *guh galgii bààhteet suu välldèt, jüs aktlaahkaasadtja gábmagè líi sád'na, di líi juo àllàst ussjadama, güktè* . . ., (der Termin), an dem er kommen sollte, um ihn zu holen, wenn er in gleichen Schuhen war, da hatte er sich schon ausgedacht, wie . . .“: derselbe Zusammenhang wie im vorigen Beispiel; auch hier ist der Teufel vorher Subjekt, aber der Anteil für den Menschen schimmert so deutlich durch, daß es am Anfang heißen kann *suu välldèt* „ihn mitzunehmen“. Bei der kurzen Wiederholung des Vertragsinhalts aber wird die Personenunterscheidung so wichtig, daß *sád'na* zur Bezeichnung des Menschen sich wieder aufdrängt — charakterischerweise aber erst am Satzschluß: das Pronomen ist hier so ungewöhnlich gestellt, daß man es nur als Nachtrag auffassen kann. — Ein deutlicher Unterschied zu den Beispielen 29—36 besteht darin, daß dort das Pronomen nur dann dem Prädikat folgt, wenn es das verbum substantivum enthält, hier dagegen immer — mit einer Ausnahme (Beisp. 43), wo bezeichnenderweise das verb. subst. erscheint: Hinter dem normal betonten Verb hat das Pronomen eben keine proso-

dische Aufgabe, und umgekehrt kann die Stellung nach schwachtonigem Verb leicht die inhaltliche Funktion verdunkeln. Die Nachstellung in den zuletzt besprochenen Beispielen führt zu der Vermutung, daß wir es in diesem Typus anfänglich mit Nachträgen zu tun haben (vgl. das letzte Beispiel), die in keiner genetischen Beziehung zu den analytischen Sprachdenken voraussetzenden rhythmisch bedingten Gebrauchsweisen stehen. — Schließlich sei nur darauf hingewiesen, daß um so häufiger Nebensätze auftreten, je weniger die rhythmische Funktion sich geltend macht. Das beruht offenbar darauf, daß die Nebensatzkonjunktion rhythmisch als leichter Auftakt zu werten ist und also die Tonsteigerung durch ein nachfolgendes Enklitikon nicht verträgt.

Der Rahmen dieser Arbeit gestattet nicht, das interessante Verhalten der Personalpronomina weiter zu verfolgen. Sie kamen hier nur deshalb so ausführlich zur Sprache, weil sich an ihnen infolge des Gegensatzes prosodischer und inhaltlicher Einflüsse die Wirkung von Sprachrhythmus und Satzmelodie gut klarlegen ließ. Es bestätigte sich die eingangs geäußerte Vermutung, daß rhythmische Tendenzen um so deutlicher greifbar werden, je weniger inhaltlich das Wort belastet ist. Die inhaltlich wichtigen Wörter, mehr oder minder stark betont, sind weit stärker dem Zwang des auszudrückenden Gedankens unterworfen als die „Füllwörter“; diese schieben sich glättend ein, wo sich im Zusammentreffen der schweren Wörter Unregelmäßigkeiten ergeben, und verleihen dem Satz eigentlich sein prosodisches Gepräge. In ihnen betätigte sich die individuelle Freiheit des Sprechenden leichter, weil sie ihn weniger in das System der sprachlichen Kategorien hineinziehen als die begrifflich bestimmteren Wörter. Je mehr in den durch den Inhalt festgelegten sprachlichen Ausdrucksformen die außersprachlich bedingten Forderungen der Prosodie — die ja zur Gesamtaußerung unbedingt hinzugehören — vernachlässigt erscheinen, desto handgreiflichere Mittel muß die Sprache anwenden, um ihnen nachträglich Genüge zu leisten, desto leichter lassen sich inhaltliche und prosodische Elemente scheiden.

Es ist nun interessant zu sehen, daß sich diese Korrektur der prosodischen Verhältnisse in den angeführten Beispielen ausschließlich im Anfangsteil der Sätze findet. Solange die eingeschobenen Wörter aus Pronomina bestehen, mag das nicht so merkwürdig erscheinen; aber es sei schon hier darauf hingewiesen, daß dasselbe auch für Partikeln gilt. Diese Eigentümlichkeit erinnert von ferne an die Zweitstellung der Enklitika im Indogermanischen und läßt vermuten, daß es sich hier um über die Einzelsprache hinausgreifende allgemeinere Tendenzen handelt. Anfang und Ende sind in beiden Sprachgruppen die Hauptbestandteile des Satzes; während aber in der Regel das Ende mehr die inhaltliche Abrundung, das Kernstück der Mitteilung enthält, bereitet der Anfang die Form, den Rahmen, die

Richtung des Verstehens vor. Daher fehlt es nicht selten am Anfang an Wörtern, deren Schwere der Bedeutung dieses Teiles entspricht; infolgedessen läßt sich dann gerade der Einsatz des neuen Gedankens druckmäßig schlecht markieren. So begreift man die Bindung der Enklitika an die zweite Stelle im Indogermanischen, die besonders in negativen Sätzen auch für das Finnische und Lappische gilt. Sonst aber scheint die Regel im Lappischen weniger mechanisch durchgeführt zu sein als im Indogermanischen, was sich z. B. den Fällen entnehmen läßt, wo das leichte Wort auf die Konjunktion und das verb. subst. folgt (vgl. Beisp. 36 u. ö.). Dieser Unterschied dürfte wenigstens z. T. mit demjenigen der Satzverbindung zusammenhängen. Diese besorgt im Lappischen meist das locker anreihende *de* „dann“, und zwar im allgemeinen so regelmäßig, daß man gelegentlich versucht ist, das Fehlen als Ausnahme anzusehen (eine Vorstellung davon gibt Beisp. 38). Dies *de* (mit Varianten, s. u.) genügt im allgemeinen zur Kennzeichnung des Satzanfangs; die einförmige Gedankenverzahnung bedarf nicht so starker Unterstreichung wie in Sprachen mit reicher entwickelten Verbindungsmöglichkeiten. *De* wird denn auch nur dann durch ein Enklitikon gestützt, wenn es besonders hervorgehoben werden soll (= „da“ im Sinne des bereits Erwarteten oder als Einleitung eines bedeutungsvollen Ereignisses). Dagegen trafen wir in einer ganzen Reihe von Fällen ein Pronomen mit der Aufgabe, das Erscheinen des folgenden Wortes zu verzögern. Hier spielt neben dem sinnlichen ein „gedanklicher“ Rhythmus eine Rolle: die inhaltlichen Höhepunkte des Satzes sollen möglichst mit solchen der Betonung zusammenfallen und voneinander — damit ihre Wichtigkeit sogleich spürbar wird — durch inhaltliche und prosodische Täler getrennt sein. Wenn nun am Satzbeginn ein schwereres Wort fehlt, so daß das Kernstück des Satzes die erste stärkere Hervorhebung ausmachen würde, dann kommt diese „gedankliche Alternation“ nicht zustande, der Kernpunkt erscheint nicht als Höhepunkt einer Reihe sondern als unvorbereiteter Gipfel. Um dies zu vermeiden, hat der Sprechende das Bestreben, das Wort nach dem Satzende zu verschieben, und dazu dienen jene „verzögernden“ Partikeln, die gleichzeitig den Ton des vorhergehenden Wortes unabhängig von dessen inhaltlicher Bedeutung verstärken und so dem im allgemeinen leichten lappischen Satzanfang etwas mehr Gewicht verleihen. Die entsprechende Erscheinung im Deutschen zeigt z. B. der Satz „Was machst denn du hier?“, wo „denn“ Subjekt und Prädikat trennt, um den Ton ohne unbequeme Häufung von Gipfeln auf beide verteilen zu können. — Vorbedingung für den Gebrauch der den Rhythmus glättenden Elemente ist schließlich auch die Kürze des ihnen vorangehenden Wortes: dies ist ein- oder zweisilbig; wächst die Länge darüber hinaus, bedarf es keines Mittels mehr, um die Tongipfel zu trennen.

Es hat sich also für den malälappischen Satz ein Streben nach einer annähernd gleichmäßigen lautlichen und gedanklichen Alternation bei allmählichem Zunehmen der Schwere ergeben; zu dessen Verwirklichung dienen rhythmisch leichte Wörter (bisher war von Personalpronomina die Rede), die sich einem höchstens zweisilbigen Wort unter Abgabe ihres Tones anschließen; hat dies Wort selbst schon starkes Gewicht, verhindert das Enklitikon das Zusammentreffen mehrerer Tongipfel; ist es dagegen leicht, schafft das Enklitikon einen ersten, vorbereitenden Tongipfel, als dessen Weiterführung dann das Kernstück des Satzes erscheint. Diese beiden scheinbar widersprechenden Aufgaben ergeben sich aus dem psychologischen Grundmotiv für die Anwendung solcher leichter Wörter, aus dem Streben, dem Satz Steigerung und Spannung zu geben. So sind die Enklitika, wie paradox das auch scheinen mag, ein Mittel zur Vereinheitlichung, Ordnung und Konzentrierung des Satzes, das um so willkommener sein muß, je einförmiger die Satzverbindung im übrigen ist.

Es versteht sich von selbst, daß die Personalpronomina nicht allein die Aufgabe der rhythmischen Satzgliederung erfüllen; dem partikelreichen Lappischen stehen daneben noch viele andere Wörter zur Verfügung. Wenn Sjulsson in seinen Erzählungen diese Möglichkeiten verhältnismäßig wenig ausnutzt, so ist das ein Zeichen dafür, daß er sich von den Fesseln des langsameren Sprechens und dem Bewußtsein, daß hier ein „Buch“ entstehe (dies hat er öfter geäußert), nicht ganz hat freimachen können. Teils aus diesem Grunde wurde das ziemlich reichliche und einheitliche Material der Personalpronomina an die Spitze gestellt; hinzu kommt jedoch, daß ihre Bedeutung und damit ihre Rolle im Satz viel klarer zu umreißen ist als die der Partikeln, so daß ein Schluß vom Fehlen einer ausgesprochenen inhaltlichen auf eine rhythmische Funktion bei ihnen eine sichere methodische Grundlage gewährleistet. Nachdem diese geschaffen ist, sollen eine Anzahl Beispiele die Gleichwertigkeit der Partikeln und der Personalpronomina bezüglich der rhythmischen Gliederung aufzeigen. Der Partikel *de* wird als der am vielseitigsten verwendeten ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Nach dem Verneinungsverb: 46. *Guh id'tjen gännà güksèu adnee, die . . .* „Wenn sie auch keinen Löffel hatten, dann . . .“ (führt einen negativen Konditionalsatz weiter, die Partikel also auch inhaltlich berechtigt); 47. *Güktè sa dee sjad'daa, dab iehpee iñe daaidee.* „Wie es dann wird, das wissen wir noch nicht“ (*iñe* nicht so unentbehrlich wie vorher *gännà*, aber rhythmisch notwendiger, weil die Prädikatsgruppe hier weniger Gewicht hat als dort und deshalb eine Verteilung des Druckes auf beide Verbformen erwünscht ist). Weitere Häufung von Beispielen lohnt sich nicht, sie sind alle von derselben Art. Die entsprechenden Fälle mit Personalpronomina gehörten alle dem Typus des Beisp. 46 mit schwerer Prädikats-

gruppe an, waren also deutlicher rhythmisch bedingt als die jetzt angeführten. Dasselbe ergibt sich aus der deutlich faßbaren inhaltlichen Aufgabe der Partikeln gegenüber den blassen Pronomina. Wenn indessen auch, wie angedeutet, mit einer gewissen Partikelarmut Sjulssons zu rechnen ist, so zeigt doch sein Sprachgebrauch im übrigen, daß hier tatsächlich ein Unterschied zwischen Pronomina und Partikeln bezüglich der Häufigkeit ihres Vorkommens vorliegt: diese sind hier recht selten, jene dagegen neben dem negativen Verb am häufigsten. Berücksichtigt man nun, daß das Pronomen der 1. und 2. Person weitaus überwog, so gewinnt man eine Stütze für die obige Deutung der Pronominalsätze als einer analytischen Ausdrucksform: die Negation begünstigt zwar an sich die Einschaltung eines Enklitikon, aber doch nicht in dem Maße, daß nicht die Fälle, in denen die Trennung von Negation und Personalbezeichnung als notwendig empfunden wurde, zahlreicher geworden wären. Beide Arten von Enklitika haben mithin zunächst vorwiegend inhaltlichen Zwecken gedient und sekundär zur Einprägung der prosodischen Formel „Verneinungsverb — Enklitikon — finite Verbform“ geführt; während aber das Personalpronomen, das sich seines Inhalts ja nie ganz entkleiden ließ, hier eigentlich an seinem Platz war, finden sich die Partikeln mehr an den Stellen, wo eine rein prosodische Aufgabe gegeben war.

Die übrigen Beispiele lassen sich nicht mehr analog denen mit Personalpronomina einteilen. Es folgen jetzt Fälle, wo die Partikel sich an Formen des verb. subst. anschließt. 48. . . . ,*jah uyht! lii guyht bälgès . . .* „und richtig! da war ja ein Weg“ (das Verb hat hier prägnante Bedeutung, die Tonsteigerung also verständlich, ebenso wie in der Übersetzung durch „ja“); 49. *Die lii juo säwd'njeda.* „Da war es schon dunkel“ (Partikel inhaltlich notwendig, Tonsteigerung aber erwünscht: die Dunkelheit ist der Orientierung im Gelände, um die es sich hier handelt, natürlich hinderlich); 50. *Guh . . . jah skùdnjää lii juo vuyd'nagäähtäma, die. . .* „Als. . . und der Netzsack schon zum Vorschein zu kommen begonnen hatte, da . . .“ (ähnlich wie der vorhergehende Satz, „schon“ jedoch inhaltlich blasser; die Partikel steht hier weiter im Inneren des Satzes, der Nachdruck ruht auf dem Subjekt und dem Partizip); 51. *Skùdnjää lii jis güddehtivvama nau, jühtè . . .* „Der Netzsack war wiederum so gewebt, daß . . .“ (in der Beschreibung eines Fischernetzes reiht *jis* die einzelnen zu beschreibenden Teile aneinander; bemerkenswert ist, daß die stützende Partikel nicht dem inhaltlich wichtigsten Wort — dem Subjekt — sondern dem finiten Verb folgt; der Erfolg ist, daß eine in größeren Wellen verlaufende Satzmelodie entsteht: vom Subjekt fällt sie gleichmäßig bis zur Partikel, um dann bis zum satzschließenden „so“ wieder zu steigen; das schwach betonte finite Verb setzt sich ja außerdem schon gegen das Subjekt ab); 52. (*geähtjat,*) *maab lä dal die suunija lähpäma.* „(nachzusehen,) was sie ihnen

denn nun gelassen hatten“ (*die* „nun“ zum Ausdruck der Erwartung hat einen gewissen Ton, der aber zu stark werden würde, wenn das Wort der erste Tonträger im Satz wäre; so erhält *lä* „haben“, obwohl inhaltlich unwichtig, den ersten Ton, und die Melodie steigt dann von der Partikel bis zum Partizip gleichmäßig); 53. *Di lii vist tjaimadama*, — „Dann hatte er wieder gelacht“ („wieder“ inhaltlich notwendig, das Beispiel ist zweideutig: auch *lii* „hatte“ könnte enklitisch sein; dagegen spricht aber das lange *i*); 54. „*Die lee dal Sihpèhkavårree büellèmen, jah . . .*“ „Da brennt nun schon S., und . . .“ (die Partikel verteilt den Druck auf beide Verbformen, um die Bedeutsamkeit und Unabänderlichkeit des Geschehens zu unterstreichen); 55. (*li gihtjama*), *juoku läh del die gaaihk tjähkanama*. „(hatte gefragt,) ob denn nun alle versammelt seien“ (*die* hier ziemlich konkret „jetzt“, die Partikel betont wieder die Tatsächlichkeit, der die Frage gilt; die Satzmelodie und der Druck steigt gleichmäßig). — Hierher auch die Fälle, wo *galgat* als Hilfsverb auftritt: 56. (*aajàhtallat*), *güktè galgà dl dee ååigadit* „(zu überlegen,) wie er sich denn nun verhalten sollte“ (ohne die Partikel bestünde der Satz aus einem tonlosen Anfang und zwei — wenn auch unterschiedlichen — Tongipfeln am Ende; so aber entsteht doch eine gewisse Alternation, und die Dringlichkeit der Frage wird erhöht); 57. *assèna galgà dal dee bahaagis bäähteet*. „Bald muß doch nun der Teufel kommen“ (rhythmisch wäre die Partikel entbehrlich; sowohl *dal* als *die* dienen hier offensichtlich der Verzögerung, um das gefürchtete Ereignis gebührend hervorzuheben); 58. (*gihtjije*), *maab galgà dl die sädna dahkat. . .* „(fragt,) was er denn nun tun sollte. . .“ (ganz ähnlich wie 56, nur daß hier noch *sädna* „er“ hinzutritt; dies bezeichnet dasselbe Subjekt wie *gihtjije* und hat daher nach den obigen Feststellungen höchstens schwachen Nebenton; es steht also ungefähr auf derselben Stufe wie die Partikeln und erhöht noch die verzögernde, Spannung erzeugende Wirkung; dies war insofern angebracht, als das farblose „tun“ hier den prägnanten Sinn von „ausführen“ hat und die Frage den Kern der ganzen Erzählung bloßlegt).

Es muß auffallen, wie stark die zusammengesetzten Verbformen die einfachen überwiegen, wo doch das Plusquamperfekt sonst recht ungebrauchlich, in einigen finnisch-ugrischen Sprachen geradezu unbekannt ist. Diese Eigentümlichkeit begegnet in Sjulssons Text sehr häufig, und man könnte sie als individuellen Zug unbeachtet lassen, wenn nicht Grund zu der Annahme vorläge, daß auch hier rhythmische Ursachen im Spiele wären. Man braucht nämlich nicht lange zu lesen, und man findet eine Fülle von Sätzen, in denen das Plusquamperfekt so unvermittelt eintritt, daß die Deutung als „Vorvergangenheit“, schon an sich recht abstrakt für die sonstige Erzählweise Sjulssons, höchst gezwungen wäre. Hierfür einige Belege; 59. *Di aktan aarrada vual'gaa dai säämì guygu dan hiergè dähä*.

Die lli hiergèu baaggòhtama jah galgii däl'gat ruapdòda häib'mija. Die däl'gaa, . . . Här'gee lli van'gama spàihita viaga raaigèu, . . . Dee lli gùllajama al'vajs gialòv minzèsna jah dee gùllaa, nuu guyht jáksaa. Här'gee lli aajai viicid'nèmissa al'vahtama. „Da geht er eines Morgens zu jenen Lappen wegen des Renochsen. Da hatte er den Ochsen gezäumt und wollte sich von ihm nach Hause ziehen lassen. Da fährt er . . . Der Ochse war schnell gelaufen. . . Da hatte er eine schreckliche Stimme hinter sich gehört, und da hört er, jetzt wird es ihn einholen. Der Renochse war auch sichtlich erschrocken“. Hier ist es schwerlich möglich, eine Ratio für den Tempuswechsel zu finden: warum beginnt z. B. die Stelle mit praesens historicum, ohne daß dem ersten Satz mehr als einleitende Bedeutung zukommt, und im nächsten, der unmittelbaren Fortsetzung, erscheint Plusquamperfekt? Oder warum soll man *gùllaa* „er hört“ als Erlebniswiedergabe verstehen, das unmittelbar folgende *lli al'vahtama* „war erschrocken“ aber nicht, obwohl es die Wahrnehmung des Menschen so eindrucksvoll bestätigt? Versuchen wir es dagegen einmal mit einer rhythmischen Deutung, so ergibt sich, daß Sjulsson das Plusquamperfekt da bevorzugt (mehr kann man natürlich nicht sagen), wo die dadurch gewonnene schwachtonige Form des verb. subst. zwei schwere Wörter trennt: im zweiten Satz *Die* und *hiergèu* (*Die* als Anfang der eigentlichen Geschichte wichtig), im dritten *här'gee* und *van'gama*, im vierten *Dee* und *gùllajama*, im fünften *här'gee* und *aajai*; umgekehrt: im zweiten Satz gibt *Die däl'gaa* „Da fährt er“ nur die Situation. *Die* hat kein Gewicht, sondern ist Auftakt zum Verb; im vierten dagegen malt *jah dee gùllaa* „und da hört er“ mit seinen zwei schweren Akzenten das Entsetzen des vom Gespenst Verfolgten.

60. *De guhtja gubmòlit suu asskèn nälle; galgii säd'na suu ääivèu njüddeet. Jah lli tjär'ga vaagòhtama, die guulatja maab gùllaa, ii äättjoo ääivèu lüig'njat.* „Da befiehlt sie ihm, er solle sein Gesicht in ihren Schoß legen, sie wolle seinen Kopf lausen. Und sie hatte ihn ernstlich ermahnt, er möge hören was er höre, nicht solle er den Kopf heben.“ Hier wirkt die Umschreibung verzögernd, sie ermöglicht die Zerlegung des Satzes in einen leichten Anfang und ein schweres Ende.

61. *De läh aajai muitalas, guh akta nuarra sjied'nee aktan giesèn vual'gaa buutsida röid'nahit. Tjuovrama lli geädhkamòv jug'lòina hardagisna güed'deet.* „Da gibt es auch Geschichten, wie eine junge Frau eines Sommers Rentiere hüten geht. Sie hatte die Wiege mit dem Kind auf dem Rücken tragen müssen“. Hier muß dem Bestreben, die wichtigsten neuen Vorstellungen weiter im Innern des Satzes zu bringen, sogar die Abneigung gegen Anfangsstellung des Prädikats weichen. Da dies besonders bei *tjuovrit* „müssen“ vorkommt, mag die dem Begriff anhaftende Affektbereitschaft mit hineinspielen.

62. *De säd'na väd'tsaa jah biejjaa giädòv dan skiäb'tjan nälle, juhku lli die dallähk guaktànama.* „Da geht er und legt seine Hand auf die Kranke, die dann sogleich geboren

hatte“: die beiden betonten letzten Worte des Satzes werden hinausgeschoben. 63. . . ., *jah gùllaa, guh luadda dan járb'gissa tsaphgèhta. De jár-gèhta dálla-gàddàje, sluaptjagòv giàhtjadallà jah uyht! luadda-raaigèu gàud'nà. De li dálla-gaaddèsna dab jìjìjòv àddàma.*, und er hört, wie eine Kugel in den Baumstumpf einschlägt. Da kehrt er zum Feuer zurück, besieht den Rock und richtig! findet er ein Kugeloch. Da hatte er am Feuer die Nacht geschlafen“. Ein gewöhnliches Präteritum hätte hier durchaus genügt; da aber die in der Handlung liegende Kaltblütigkeit unterstrichen werden sollte, mußte der Begriff „schlafen“ am Satzschluß stehen, und deshalb bedurfte es eines finiten Verbs, damit nicht die ganze Wortstellung des Satzes umgestoßen werden mußte.

Ist somit, wie mir scheint, die Beziehung dieses Tempusgebrauchs zur Prosodie, insbesondere zum „geistigen Rhythmus“ des Satzes deutlich, so bleibt doch die Wahl gerade dieses Mittels so befremdlich, daß diese Motivierung allein nicht befriedigt. In der Tat habe ich nach Durchmusterung einiger Fälle den Eindruck gewonnen, daß die Verschiebung des stofflich wichtigsten Prädikatsbestandteiles ans Satzende, unter die Bestimmungen, letzten Endes aus dem Bestreben heraus erfolgt, die formal wichtigen Satzglieder von den inhaltlich wichtigen abzusondern — ein Bestreben, das, wie ich einmal an anderer Stelle ausführen zu können hoffe, in vielen Sprachen weit verbreitet ist. Es erwächst aus der Schwierigkeit, an denselben sprachlichen Mitteln gleichzeitig das Wesentliche der Mitteilung und ihre Form zu erfassen: ein schnelles Verstehen ist unmöglich, wenn der Hörer nicht schon aus dem Anfang des Gesagten die Struktur des Ganzen erraten und sich sozusagen für den Inhalt freimachen kann; deshalb werden die formandeutenden Satzteile gern an den Anfang gestellt und das inhaltlich Wichtige „aufgespart“. So entsteht dieselbe Struktur, die uns bei Besprechung der Pronominalsätze als sprachliches Mittel zur Erzeugung von Spannung begegnete: die Anordnungsmöglichkeiten der Wortgruppen im Satz sind viel geringer als die Ausdruckswerte, denen sie entsprechen sollen; sie sind daher vieldeutig. Den Ausschlag gibt die Beschaffenheit des Inhalts. Die Trennung der inhaltlich und der formal wichtigen Satzteile gibt dem Satz natürlich auch eine ganz bestimmte prosodische Struktur, und diese kann nun wieder von sich aus den Charakter eines zur Wiedergabe des betreffenden Ausdruckswertes primär notwendigen Faktors gewinnen, so daß sie wichtiger wird als die mit ihr assoziierten rein sprachlichen Strukturerscheinungen. Dies ist anscheinend bei der hier besprochenen Ausdrucksweise weitgehend der Fall; denn die im Plusquamperfekt stehenden Verba sind nicht alle inhaltlich so wichtig oder ihre Sätze so kompliziert, daß eine solche Trennung immer einzu-sehen wäre. Vielmehr hat sich eine gewisse Vorliebe für diese Ausdrucksweise allmählich ausgebildet und mehr und mehr an Boden gewonnen.

Somit wäre auch hier wie im Falle der nachgestellten Pronomina der 1. und 2. Person eine ursprünglich durch das Wesen der sprachlichen Mittel gegebene Begleiterscheinung zu einem selbständigen Ausdruckswert emporgestiegen. Psychologisch von Bedeutung ist sie in beiden Stadien; aber im zweiten ragt sie schon so weit ins Bewußtsein hinein, daß sie in das System der Sprache eingegliedert wird und an dessen Weiterbildung mitwirkt.

Eine verwandte Erscheinung begegnet in dem häufigen Gebrauch von Hilfsverba in fast rein umschreibendem Sinne. Zwar hat das Lappische überhaupt eine Vorliebe für diese Wörter, so daß dieser Sprachgebrauch in der Sprache besser verankert ist als das Plusquamperfekt; aber allem Anschein nach kommt man in vielen Fällen mit einer inhaltlichen Erklärung nicht aus, sondern muß mit der Wirkung der Prosodie im Interesse der Satzgliederung rechnen. Deshalb seien auch hierfür einige Beispiele angeführt. 64. (*däidòv*,) *däärès bälgès galgii gáud'nat óddalisna* „(ich wußte,) ein Querweg mußte sich da vorne finden“: das Hilfsverb ist zwar sinnvoll, insofern es den Inhalt des Satzes von der reinen Tatsachenwiedergabe unterscheidet, aber immerhin steht nicht da „glaubte zu wissen“, und vom inhaltlichen Standpunkt aus hätte bloßes „es gab“ ausgereicht. Aber ohne das Hilfsverb hätte der Satz aus vier betonten Wörtern bestanden. Ähnlich 65. *Die däidòv oodatjista, àhtè sidda galgii gáud'nat lüldnè-nuor'tana . . .* „Da wußte ich von früher, daß sich ein Lappenlager in nordöstlicher Richtung finden mußte“, nur daß hier die Spannung zwischen dem Hilfsverb und dem daß-Satz noch stärker ist. 66. *De nau kranäställen . . . , jah galgòv jahteet, . . .* „So waren sie nun Nachbarn . . . , und ich kann wohl sagen, . . .“: das bloße „ich sage“ wäre hier zu wenig nachdrücklich. 67. *Die tjùhkajijen buutsida, nau jùhtè fiäragüht gälgen jütjasa buutsida äd'tjòt radhkeet, . . .* „Da sammelten sie die Rentiere, so daß jeder seine Rentiere aussondern können solle“: die Kombination von *nau jùhtè* „so daß“ und dem Hilfsverb *galgat* ist bei Sjulsson die übliche Form des Finalsatzes; immerhin hätte auch *äd'tjòt* allein diesen Zweck erreicht. Das eingeschobene *gälgen* setzt das Subjekt von den folgenden, ebenfalls betonten Satzgliedern ab. 68. *Jah nau àl'gen bijaas jùhteet fiäragüht jütjasa häib'mija.* „Und so begannen sie bergwärts zu ziehen, ein jeder zu seinem Wohnplatz“: gerade dieser spezialisierende Zusatz verträgt sich nicht recht mit „beginnen“, zumal der Satz die Erzählung abschließt; die Umschreibung ermöglicht aber eine Herauslösung der sachlichen Angaben aus dem Erzählungsverlauf. 69. *Guh die häib'mija büüdima, die äälgima aaldöida bühtjeet jah vuasståida deäptjoot jah gáihkadit sijòv . . .* „Wenn wir dann nach Hause kamen, dann begannen wir die Renkühe zu melken und Käse zu pressen und sie zu trocknen“: diese Kette aufeinander folgender Handlungen kann man nicht gleichzeitig „beginnen“, sie bilden aber bei dieser Satzform eine aus dem Zeitablauf herausgenommene, statische „Gegebenheit“.

70. *Die galgòv muvhtalit, gùktè mija dahkime guh galgime aaldòida bühtjeet.* „Jetzt will ich erzählen, wie wir es machten, wenn wir die Renkühe melken wollten“: die Umschreibung überflüssig, schiebt aber die einheitliche Vorstellung „Renkühe melken“ zusammen und nimmt so dem Satz das Aussehen der Aussage. 71. (*dan deehhta,*) *jühtè daggàr tjuwgas tjaatsèsna güellee galgaa viieid'neet.* „(deshalb,) weil in so hellem Wasser der Fisch sehen kann“: die Umschreibung drückt den Charakter der Vermutung aus, obwohl die ganze Periode schon von „ich glaube“ abhängt; der Begriff des Sehens ist durch den Zusatz des Hilfsverbs hervorgehoben. 72. *De giddak, guh galgii sàjjoo àl'gat, di . . .* „Da im Frühjahr, als die Aussaat beginnen sollte, da . . .“: gutes Beispiel für die Doppelwertigkeit der sprachlichen Mittel. Das Hilfsverb inhaltlich berechtigt, insofern der Beginn in der Zukunft liegt; gleichzeitig soll aber durch die Umschreibung das Subjekt mehr Nachdruck erhalten, wie aus der Umstellung von Subjekt und finitem Verb hervorgeht. 73. *nau jühtè biegnje galgaa viieid'neet, gùktè al'matj gälg dahkat.* „damit der Hund sehen soll, wie es die Menschen machen“: das erste Hilfsverb wie in Beisp. 67, das zweite kaum mehr als ein Mittel zur Trennung von Subjekt und Infinitiv.

In allen Beispielen läßt sich somit dem Hilfsverb ein gewisser Sinn abgewinnen; aber wenn sich gleichzeitig ergibt, daß das hinzutretende Hilfsverb den Intensitätsverlauf des Satzes in einer ganz bestimmten, aus dem Gesamtzusammenhang heraus sinnvollen Weise verändert, die noch dazu mit der bei der plusquamperfekten Umschreibung beobachteten übereinstimmt, muß man sich fragen, ob nicht die inhaltliche Funktion des Hilfsverbs vielfach weiter nichts ist als der sprachliche Reflex dieses Gedankenrhythmus. Wenn der Sprecher an einen einigermaßen regelmäßigen Wechsel wichtiger und weniger wichtiger Satzglieder gewöhnt ist, bietet sich ihm für Sonderfälle ganz von selbst die Unregelmäßigkeit an; er betritt damit neue Wege, ohne den Rahmen der sprachlichen Gegebenheiten zu überschreiten. Die sprachlichen Mittel zur Versinnlichung dieser „Unregelmäßigkeit“ sind durch den Inhalt des wiederzugebenden Gedankens nahegelegt (daher im vorliegenden Fall die Doppeldeutigkeit). Dadurch entsteht jedoch wieder eine Art Regelmäßigkeit, die ihrerseits zu einer sprachlichen Formel erstarren kann und sich im Bedarfsfall als gangbares Ausdrucksmittel anbietet. So ist es durchaus denkbar, daß der lappische Sprecher, wenn ihm als Hauptinhalt eines Satzes die einheitliche Vorstellung „Renkühe melken“ vorschwebt, im richtigen Gefühl für die Statik dieses Ausdrucks den Begriff „melken“ durch eine infinite Verbform (Part. Perf., Gerundium, Infinitiv) wiederzugeben sucht; die besonders bei Zeitlosigkeit oft mitschwingenden Nebenvorstellungen von Absicht, Vermutung schleichen sich dann auch da als mit der Sprache gegebene Denkformen ein, wo sie dem Sinn nach nicht hingehören, so wie

etwa in Beisp. 71 und 73. So scheinen mir gerade die prosodischen Faktoren geeignet, gelegentlich das schier unentwirrbare Geflecht von sprachschöpferischem Geist und geistformender Sprachsystematik mit einem erhellenden Strahl zu durchdringen.

Doch kehren wir zur Besprechung der Beispiele 48–58 zurück. Das Überwiegen der zusammengesetzten Tempora hat sich also als eine ihrer Entstehung nach inhaltlich und prosodisch bedingte, heute aber offenbar mehr vom Gefühl für prosodische Gliederung geforderte Erscheinung erwiesen. Man kann sogar in der Bestimmung ihrer Bedingungen noch einen Schritt weiter kommen. In zwei von den elf Fällen (Beisp. 50 und 51) steht das Subjektwort vor dem Verb, das Enklitikon gerät also weiter ins Satzinnere als bisher. Es ist zwar zu berücksichtigen, daß in den Pronominalsätzen das Subjektwort zugleich das Enklitikon war, aber andererseits werden wir unten Belege dafür anführen, daß sich Enklitika auch unmittelbar nach satzeröffnendem Subjekt finden. Das Subjekt ist in beiden Fällen nicht besonders betont; ein zur Enklise neigendes Wort wie das verb. subst. mußte daher die prosodische Situation verwirren; folgte ihm aber ein Enklitikon, so entstand die oben angedeutete Satzmelodie. Die Partikel dient hier also weniger dazu, den Satzanfang schwerer zu machen (in dieser Funktion war ja die Zweitstellung entstanden), sondern dem Ausgleich des Satzakkzents. Diese Verwendungsweise ist also nicht vom Inhalt bedingt und ist insofern mit derjenigen des Plusquamperfekts zu vergleichen, als auch sie die Rückwirkung der Prosodie auf die Sprache im engeren Sinne veranschaulicht. In den übrigen Fällen mit nominalem Subjekt (Beisp. 54, 55, 57) ist dieses stark betont und deshalb ins Satzinnere verschoben.

Wenn die Partikeln hier häufiger auftreten als nach Negation, so beruht das nach den vorstehenden Ergebnissen weniger darauf, daß sich hier mehr Gelegenheit zu der ihnen gemäßen rein rhythmischen Verwendung geboten hätte als auf der sie begünstigenden Wirkung der umschriebenen Tempusformen. Das Bedürfnis nach stärkerer Betonung des verb. subst. führte zu häufigerem Gebrauch von Partikeln, zumal die Personalpronomina infolge ihrer Bedeutung hier kaum als Konkurrenz in Betracht kamen (in dem einzigen Beispiel mit pronominalem Subjekt — 58 — ist dieses nicht enklitisch).

Einen negativen Beiweis für die wichtige Rolle gerade das verb. subst. in diesem Zusammenhang liefert der Umstand, daß nach anderen finiten Verbformen Partikeln selten sind. Vgl. 74. *Jah de büektigan vist iälòv jah. . .* „Und dann brachten sie die Herde zurück und . . .“ (die Partikel inhaltlich notwendig, konnte nicht anders gestellt werden). 75. „*Lügne del giara-gietjèu*“ „Heb nun das Kronenende an“ (der Imperativ nimmt natürlich als druckstarke Form eine Sonderstellung ein, was ja auch schon aus der

Stellung am Satzbeginn hervorgeht). Ähnlich in dem Satz 76. *baajah del suu fröystat* „er solle ihn nur herausfordern“. 77. (*li jahtäma,*) *mähtaa huu säd'na uksöv rahpat.* „(hatte gesagt,) er könne die Tür schon öffnen“ (Antwort auf die Bemerkung des Gesprächspartners, er könne die Tür nicht öffnen; auf dem pronominalen Subjekt liegt also der Hauptdruck, deshalb wird es in den Satz hineingeschoben; so kommt ausnahmsweise das Verb an den Satzbeginn, und die Partikel dient weniger der Tonsteigerung als der Verzögerung.) 78. „*Die sa galgà dal dahta muu bäätsòì-buoùd biuelleet!*“ „Dann brennt ja mein Rentierhügel ab!“ (der Ausruf verrät große Erregung, das finite Verb ist trotz seines noch deutlich fühlbaren Sinnes als Hilfsverb anzusprechen). Überall liegen also besondere Bedingungen für das Zustandekommen der Gruppe Verb + Partikel vor, die die betreffenden Sätze deutlich von denen mit verb. subst. unterscheiden. Besonders deutlich wird der Ausnahmecharakter in den beiden letzten Beispielen, den einzigen mit Subjekt, dem in beiden Fällen die Partikel vorangeht.

Viel zahlreicher sind die Belege für Stützung anderer Satzteile durch Partikeln. In ihnen ist offensichtlich das prosodische Motiv maßgebend, und sie stehen denn auch in klarem Gegensatz zu den Fällen mit verb. subst. 79. (*jääihkii,*) *die dal gùd' dòv äd'nan skuunjäсна.* „(glaubte), da hätten sie einen Baumstumpf im Netzsack“ (Verstärkung von *die* „da“ zum Ausdruck der Verwunderung über den unerwarteten Fang); so 80. *Die dal jis bieğ'ņja lii harhksama jah . . .* „Da hatte aber der Hund gebellt und . . .“; 81. (*güllaa,*) *nuu guyht jaksaa.* „(hört,) so holt er ihn ein“ (*nuu* ist wie üblich stark betont; es bekräftigt die Aussage: er holt ihn gewiß ein); 82. *Die vist àl'gà fuaihkdit.* „Da fängt es wieder an zu jammern“ (ähnlich wie Beisp. 53; die Form von *die* weist auch hier auf dessen tonliches Übergewicht hin); so 83. *Guh dee vist bäähtaa,* „Als er dann wiederkommt, . . .“ (*dee* im Satzinnern verstärkt wie etwa 84. *Nä dee uyht gubmòla,* „Na, er verbirgt also sein Gesicht“); 85. *Die jis luaidòhka väd'tsaa jah . . .* „Dann geht aber die Bachstelze und . . .“ (letzter, interessantester Fall in der Erzählung, daher *die* betont); 86. (*leigan sàrdnama,*) *die dal säändòì vüeid'nè-väggan.* „(gesagt hatten,) jetzt sähen sie etwas“ (*die* hebt konkret den bestimmten Zeitpunkt heraus); 87. . . ., *nü se galgà säd'na säämida gäd'deet.* „. . . er werde noch die Lappen töten“ (wie 71); 88. *Die se li dahta muu sjuuvarja güllajama,* „Da hatte mein Treibhund gehört“, . . . (Diese wichtige Mitteilung lenkt wieder in den Hauptgedankengang ein); 89. „*Die dal vüejjèl, jus äibmad*“. „Jetzt treibe nur [sc. die Rentiere], wenn du kannst“. (Der Imperativ steht hier am Satzbeginn; es ist nur eine Aufforderung, noch dazu ironisch gemeint, kein Befehl: *die* weist auf die Vorkehrungen hin, durch die der Sprecher das Handeln des anderen unmöglich gemacht zu haben glaubt.) 90. (Fortsetzung von Beisp. 78) *jah die se dal aajai Beäulavaardòv galgà biuelleet*“. „. . . , und dann wird auch B. abbrennen“.

Die Beispiele dieser Art sind weit in der Überzahl. Hier kommt also auch einmal die Zweitstellung der Partikel zu ihrem Recht; überall besteht besonderer Anlaß zur Hervorhebung des Satzanfangs. — Ein paarmal folgt die Partikel auf eine Nebensatzkonjunktion: 91. *Guh dal dee bäähtaa diävän tjähkija*, „Als er nun auf den Gipfel des Hügels kommt“, . . . (*dal* dient hier wohl mehr zur Verzögerung des eine wichtige Situation andeutenden *dee* als zur Erzeugung eines alternierenden Rhythmus, da *dee* nicht in der Weise vorbereitet zu werden braucht wie das oben vom Subjekt ausgeführt wurde); so 92. *Guh dal dee männa gättjöv, die . . .*, „Wenn aber ich Wasser lasse, dann. . .“. 93. *Guh jis nauhk iälöina jühtan*, „Wenn sie dagegen nur mit der Herde zogen“ (den stärkeren Ton zum Ausdruck des Gegensatzes, den die Partikel nicht tragen kann, übernimmt die Konjunktion). 94. *Güktè sa dee sjad'daa, dab iehpee iže daaidee*, „Wie es aber dann wird, das wissen wir noch nicht“. (auf der interrogativen Konjunktion liegt wie oft, wenn die Frage Ungewißheit ausdrückt, etwas Nachdruck).

Die Sätze sind einander sehr ähnlich: in allen ist die enge Zusammengehörigkeit mit dem Vorhergehenden durch eine auf das Enklitikon folgende verknüpfende Partikel angedeutet, die außer in Satz 83 betont ist; kein Beispiel hat ein Objekt, nur 82 ein (gegensatzbetontes) Subjekt; schwerere Bestimmungen treten zweimal auf, einmal als Träger des Gegensatzes (93), einmal ohne besondere Hervorhebung; das Prädikat gelangt nirgends über die Bedeutung im gewöhnlichen Aussagesatz hinaus. Alle diese Kennzeichen zusammen charakterisieren die Sätze als kurze, relativ inhaltarme verbindende Zwischenglieder zwischen dem Vorhergehenden und etwas Wichtigerem, das folgt; sie haben einen relativen, durch den Zusammenhang bestimmten Sinn, und diese Bezogenheit kommt in dem Nachdruck zur Geltung, mit dem einzelne Wörter unverhältnismäßig stark über ihre Umgebung herausgehoben werden, und zwar an wichtigen Satzteilen nur das Subjekt in Beisp. 92. Die starke Bezogenheit der Sätze äußert sich auch in der deutlichen Aufwärtsbewegung des Tons auf der am meisten hervorgehobenen Silbe. Solche Ausnahmestellung findet natürlich auch ihren Niederschlag in der Prosodie; an die Stelle ruhiger Alternation tritt eine ziemlich regelmäßig ansteigende Saltmelodie, die in gewissem Gegensatz zu dem Intensitätsverlauf steht, der sich zu einem Gipfel erhebt, um dann wieder abzufallen. Gerade darin liegt das prosodische Hauptmerkmal dieser „bezogenen“ Sätze. Da nun in allen Beispielen der Intensitätsgipfel entweder nahe am Satzanfang liegt oder durch keine schweren Wörter von ihm getrennt wird, macht sich hier das nun schon häufig erwähnte Bedürfnis nach Vorbereitung und Verzögerung besonders leicht geltend, und daraus erklärt sich die an sich etwas befremdliche Erscheinung, daß eine enklitische Partikel hinter einer Konjunktion auftritt. Mitgewirkt haben wird noch der Umstand, daß es sich ausschließlich um Nebensatz-

konjunktionen handelt: ein Nebensatz bedeutet einen Niveauwechsel in der Darstellung, sein Anfang ist wichtiger als der des Hauptsatzes, weil er die Richtung der Abweichung angibt; er muß also auch prosodisch etwas sorgfältiger behandelt werden als der des Hauptsatzes, zumal wenn der betreffende Satz einen steilen Intensitätsgipfel enthält, bei dem immer die Gefahr besteht, daß alle vor ihm liegenden Wörter schneller als gewöhnlich gesprochen werden.

Die seltenen Fälle, wo sich das Enklitikon anderen Wörtern anschließt, sind von derselben Art wie die eben besprochenen; die hervorgehobenen Wörter sind im allgemeinen gegensatzbetont. 95. *Bijjè-biälläje jis dab'ròhtijen lyywáida, juhk . . .* „An der Oberseite befestigten sie Schwimmbrettchen, die . . .“ (der vorhergehende Satz beginnt so: *Vüellè-biälläje dab'ròhtijen. . .* „An der Unterseite befestigten sie . . .“, also zwei ganz parallel gebaute Satzanfänge mit komplementären Hauptbegriffen); 96. *De dallàhk jis básskada syöddije, náu jühtè . . .* „Dann sticht er sogleich in die Seite, so daß . . .“ (Beschreibung des Rentierschlachtens; dem Herzstich geht die Durchtrennung des Rückenmarks voraus, damit das Tier keine Schmerzen haben soll; *jis* reiht also zugleich an und unterstreicht „sogleich“); anreihend auch 97. *Maalèu jis giivan tjääivèn süsa . . .* „Das Blut wiederum schöpften sie in den Magen“ (die einzelnen Verrichtungen beim Schlachten werden vorgeführt); 98. *Die dáhte tjühkas süelèsta jis müüdina gaamsida vüüssjan, . . .* „Dann kochten sie auch manchmal von diesem dicklichen Blutfett Blutklöße,“ (vorher eine andere Verwendungsweise angegeben); 99. *Jyv'vadahkii gád'nès líi íemèdan àssee, báändàn jis ódda-gietjèn güikte daaktee.* „Das Kreuzbein war der Anteil der Hausmutter [sc. bei der ersten Mahlzeit nach dem Schlachten], der des Bauern aber zwei Knochen des vorderen Endes [sc. vom Rückgrat]“; 100. „*Lügze del giara-gietjèu, die galgòv mánna jis maddagòv lügnjat.*“ „Heb das Kronenende an, dann werde ich das Wurzelende anheben“; 101. . . ., *náu jühtè saameeh tjuovrijen bargat sühta bieivee, óddala guh tjáhkaje vist úd'tjan.*, so daß die Lappen mehrere Tage arbeiten mußten, ehe sie sie [sc. die zerstreute Herde] wieder zusammen hatten“ (bei ruhiger Aussage hätte es *vist tj. ù.* geheißen). Erwähnt seien schließlich die beiden Formen *dannàse diahta* „deshalb“ (am Satzschluß, folgt abhängiger Nebensatz mit *guh* „weil“) und *mannàse diahta* „weshalb (denn)“ (am Anfang eines indirekten Fragesatzes). Hier bedeutet *diahta* „wegen“, *se* die schon öfter angeführte enklitische Partikel, der Rest des Phonems eine offenbar aus rhythmischen Gründen verlängerte Form von *dan* und *man*, Genitiven des demonstrativen bzw. interrogativen Pronomens *dahte* bzw. *mi* (vgl. *mánna* „ich“, *dád'na* „du“, *sád'na* „er“ gegenüber lulelapp. *mán, tán, sán* — daneben auch dort die längeren Formen, „wenn das Pronomen besonders hervorgehoben und betont werden soll“ Wiklund, *Lärobok i lapska språket* S. 47 —, malälapp. *mijja* neben *mii* „wir, *dijja*

neben *dii* „ihr“ usw.). Diese verlängerten Formen, auf die unten noch einmal kurz zurückzukommen sein wird, sind ebenfalls „besonders betont“, die erste als Stützwort eines Nebensatzes, die zweite in ähnlicher Weise wie in Beisp. 84.

Auch hier sind also wieder Gegensatzbetontheit und enge Verbundenheit mit dem Vorigen (in Form der Aneinanderreihung mehrerer, gleichgeordneter Handlungen zu einem einheitlichen Geschehen) der Grund für die Einschlebung der Partikel. Gewisse Unterschiede zu der vorhergehenden Gruppe ergeben sich aus der Struktur der Beispielsätze. So stützt die Partikel in allen Fällen außer Beisp. 100 adverbiale Bestimmungen, die sämtlich am Satzbeginn stehen (nur *De* „dann“ und einmal eine Nebensatzkonjunktion steht davor), während in dem einzigen Fall, wo ein Subjekt gestützt wird, dieses nach dem Verb erscheint (Beisp. 100): für das Subjekt bedeutet diese Stellung genau dieselbe, durch den Charakter des Satzes bedingte Abweichung vom Normalen wie die Anfangsstellung für die sonst am Ende stehenden Bestimmungen. Diese Doppelheit ist also eine Bestätigung für den Ausnahmecharakter der fraglichen Fälle. Bis auf Beisp. 101 sind die Sätze Hauptsätze, schwerer als die der vorigen Gruppe. Prosodisch unterscheiden sie sich von ihr dadurch, daß im allgemeinen der melodische Höhepunkt und der Tongipfel nahe am Satzanfang liegt und beide dann abnehmen; am Satzschluß ist meist eine tiefe Tonlage erreicht (im Gegensatz zur vorigen Gruppe, die ja ausschließlich aus Vordersätzen bestand), während die Intensität wieder etwas zunimmt.

Bezüglich der psychologischen Voraussetzungen und der prosodischen Wirkungen besteht mithin weitgehende Übereinstimmung zwischen den Personalpronomina und den Partikeln; die Unterschiede ergeben sich aus der verschiedenen Funktion der beiden Wortarten im Satz. Während die rhythmische Funktion der Personalpronomina sich durchweg als zur Gewohnheit gewordene und dann verselbständigte Folgeerscheinung der durch die analytische Ausdrucksweise bedingten inhaltlichen Schwächung erwiesen hatte, deuteten besonders die beiden letzten Gruppen der Partikelbeispiele auf primär rhythmische Verwendung der Enklitika. Hier finden sich dann auch die früher aufgestellten Kennzeichen erstrebter rhythmischer Gliederung am klarsten ausgeprägt: die bezüglich ihrer Bedeutung sehr unbestimmten, im Deutschen nicht selten nur durch die Betonung wiederzugebenden Partikeln *dal*, *jis*, *juo*, *se*, *vist* stehen fast ausnahmslos zusammen mit den von ihnen gestützten Wörtern so nahe wie möglich am Satzbeginn. Während in der letzten (und vielleicht auch in der ersten) Gruppe das Bedürfnis nach Heraushebung und Stützung aus inhaltlichen Gründen geschieht, dient die Partikel in der zweiten und besonders in der vorletzten Gruppe (Enklitikon nach verb. subst. bzw. Nebensatzkonjunktion) ganz offensichtlich nur mittelbar dem Satzinhalt

(der ja auf keine sprachliche Erscheinung ganz ohne Einfluß bleibt), in der Hauptsache jedoch dem Rhythmus als physiologischem Phänomen: Ton und Intensität der gestützten Wörter wird hier über das übliche Maß hinaus gesteigert, um den später folgenden Tongipfel vorzubereiten oder das Auseinanderfallen des Satzes in eine leichte und eine schwere Hälfte zu verhindern — ganz ohne Rücksicht darauf, daß der Sinn der (wenn auch nur wenig) hervorgehobenen Wörter einem solchen Verfahren nicht entgegenkommt. Personalpronomina und Partikeln können zwar beide diese Aufgabe übernehmen, aber gewisse Unterschiede scheinen doch auch hier zu bestehen (zu endgültiger Beurteilung reicht das Material nicht aus); so habe ich keine Fälle von Stützung einer Nebensatzkonjunktion durch ein Personalpronomen gefunden, andererseits nur einen, wo auf eine Verbform in 1. oder 2. Person nicht ein Pronomen, sondern eine Partikel folgt: 92. „. . . *De läb de männa duu*“. „Dann bin ich also dein“ (die Tochter der Unterirdischen zu dem Lappenburschen, der sie durch Zauber an sich gefesselt hat). Hier steht aber Partikel und Pronomen; beide dienen der Verlängerung des für seine Bedeutung allzu körperlosen Satzes; die Intensität steigt über die drei Stufen *läb, män-, duu*, das zweite *de* und die Silbe *-na* bilden die geeigneten Täler. Inhaltlich ist aber das Pronomen nur ein Zusatz zum Verb und bereitet das Objekt vor. Der Fall steht also auf derselben Stufe wie die mit Verb + Pronomen. Die beiden soeben erwähnten Beobachtungen stützen sich gegenseitig: das Personalpronomen wird eben nicht aus rein rhythmischen Gründen gebraucht, die allein die Folge Konjunktion + Pron. hervorrufen könnten; wenn andererseits das Bedürfnis entsteht, eine Verbform in 1. oder 2. Person hervorzuheben, ist das natürlichste Mittel hierzu das entsprechende Pronomen und nicht eine Partikel, die zunächst nur rein physiologisch, nicht aber inhaltlich eine Verstärkung bringt. Auch diese Überlegung führt wieder zu dem Ergebnis, daß die Personalpronomina eher eine Art „geistigen Rhythmus“ verwirklichen helfen: sie bilden inhaltlich ein „Tal“ zwischen dem (sie bereits enthaltenden) Verb und dem folgenden Begriff, und erst diese Funktionsschwäche ermöglicht die Verwendung als Täler auch im sinnlichen Rhythmus. Aber auch dann bleibt der innere Zusammenhang zwischen Verb und Pronomen so lebendig, daß dieses als Enklitikon vor anderen Partikeln bevorzugt wird, auch wenn es sich um rein rhythmische Aufgaben handelt. So findet sich in der Regel ein Pronomen da, wo dem Verb ein stärker betontes Wort vorangeht, in dessen Schatten das Verb leicht zum Enklitikon herabsinkt; das hat dann wieder eine Hervorhebung des vorangehenden Wortes zur Folge, die störend wirkt. Das verhindert das dem Verb folgende Enklitikon — bei der 1. und 2. Person meist das Personalpronomen, im übrigen eine Partikel. Hierzu stimmt, daß in den zahlreichen Fällen, wo ohne hinreichenden inhaltlichen Grund das Plusquamperfekt auftritt, das

verb. subst. nicht durch ein Pronomen gestützt sein wird; denn dann ist das verb. subst. mehr oder minder enklitisch und stützt selbst vielfach eine verbindende Partikel, während die schweren Satzbestandteile am Satzende stehen.

Sehr deutlich wird die prosodische Funktion der Partikeln wiederum wesentlich in den beiden letzten Gruppen — auch durch die Art, wie sie die vor ihnen stehenden Wörter herausheben. Es ist bezeichnend, daß Pronomina hier nicht auftreten; diese sind für diese Aufgabe nicht farblos genug. Daß die Funktion der Partikeln wirklich nur in der Hervorhebung besteht, erhellt u. a. aus dem geradezu gegensätzlichen Charakter der in den beiden letzten Gruppen begegnenden Sätze. Die einen haben wesentlich verbindende Aufgabe, und bei ihnen liegt denn auch ein gewisser Nachdruck auf der durch das Enklitikon gestützten Partikel; die anderen haben selbständigen Inhalt, viele adverbiale Bestimmungen und zeigen ausgesprochen „okkasionelle“ Färbung, zu deren sprachlichem Ausdruck Wortfolge und Prosodie herangezogen werden. Ebenso unterschiedlich ist, wie bereits erwähnt, die Satzmelodie in den beiden Typen. Dabei ist wohl ein Umstand beteiligt, dessen ich mich aus Sjulssons Sprechweise noch zu erinnern vermag: ein durch ein folgendes Enklitikon starktonig gewordenes Wort hatte einen etwas anderen Akzent als sonst ein gewöhnliches Vollwort. Es wurde mit ziemlich hohem, scharfen Ton gesprochen, der dann überdurchschnittlich schnell und tief abfiel; auch schien mir das Sprechtempo etwa bei der Folge *güktè sa* schneller zu sein als bei *men güktè* „aber wie“, so daß auch hier die Verschmelzung zu einem Wort vollzogen schien. Von der eben beschriebenen Betonung unterscheidet sich die durch Gegensatzlichkeit bedingte deutlich durch die aus einer mittleren Lage kräftig ansteigende Tonbewegung und den weicheren, „geschleiften“ Intensitätsverlauf. Die Wirkung der Partikel äußert sich in solchen Fällen kaum anders als daß die im vorangehenden Wort entwickelte starke prosodische Energie in ihr abklingt. Damit rücken diese Fälle in die Nähe derjenigen mit „verzögernden“ Enklitika, die ja überhaupt ihre Entstehung anscheinend zunächst inhaltlichen Faktoren verdanken.

Schließlich gestatten die hier geschilderten prosodischen Verhältnisse einen Schluß auf die Konstanz der Wortanordnung im lappischen Satz. Die Schaffung vorbereitender Tongipfel, die Verzögerung wichtiger Satzglieder, das Streben nach lautlicher und gedanklicher Alternation haben sich offenbar an einem Satz entwickelt, der sich von dem jetzigen nicht allzu wesentlich unterschied; auf eine leichte Veränderung deutete nur der Gebrauch der Personalpronomina. Speziell auf die beherrschende Geltung der Anfangsbetonung weist die geringe Ausnutzung des Auftaktes.

Etwas ausführlicher soll schließlich noch über die Partikel *de* gehandelt werden, weil bei ihr die Wirkungen von Sprachrhythmus und Satz-

melodie auch an der Lautgestalt sichtbar werden und so eine unmittelbare Anschauung der prosodischen Verhältnisse vermitteln. Neben der Form *de* finden sich nämlich bei Sjulsson folgende Varianten: *dè, dee, die, di, di, dii*. Bei genauerem Studium der Verteilung ergibt sich, daß die Formen mit halblangem Vokal sich von denen mit langem im Gebrauch nicht unterscheiden; daß die *i*-Varianten durchweg lautlich und funktionell schwächer sind als diejenigen mit *e*; daß die langen Formen prosodisch und funktionell stärker sind als die kurzen; und endlich daß *dee* meist schwerer ist als *die*. Nach Ausweis anderer Dialekte hat man von *de* auszugehen, woraus sich die übrigen *e*-Formen durch Dehnung unter besonderem Ton entwickelt haben, während *die* aus besonders scharf und intensiv artikuliertem *dee* entstanden zu sein scheint: der schwerere Eindruck von *dee* dürfte darauf beruhen, daß dessen Akzent mehr geschleift ist; dazu stimmt, daß *dee* anscheinend weniger oft durch Enklitika gestützt wird als *die*. Die *i*-Varianten endlich sind Schwächungen und daraus hervorgegangene sekundäre neue Dehnungen von *de*.

Diese auffallende Buntheit erklärt sich aus der außerordentlich mannigfaltigen Verwendung der Partikel, die stark an diejenige von *nu* in den isländischen Sagas erinnert. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß *de* besonders am Satzbeginn so häufig ist, daß sein Fehlen bei parataktischer Konzentration fast eher einer Erklärung bedarf als sein Gebrauch. Zur Veranschaulichung dieses Sachverhalts folgen jetzt Beispiele. 102. *Die leimen güektès, juhku. . .* „Da waren wir zwei, die. . .“ (zweiter Satz in der Erzählung; der erste gibt an, daß Sjulsson einmal als Junge mit beim Rentierhüten war. Also Anreihung ohne inhaltliche Notwendigkeit, nur um den Erzählungston zu wahren). Solchen Fällen stehen die sehr zahlreichen Stellen nahe, wo die Partikel vor einer Zeitbestimmung steht. Auch hier reiht sie nur an, lenkt aber oft in die eigentlich zu erzählende Begebenheit ein. 103. *Die jiddèdista mánna guhtjòhüuvajijòv uhtsat deidè sarranida.* „Da am Morgen erhielt ich den Auftrag, die abhanden gekommenen Tiere zu suchen“ (hieraus ergibt sich alles Weitere; die Partikel ist tonlich selbsständig, dem Adverb jedoch unterlegen); 104. *Die aktan bieivèn galgimen tjühkat buutsida, jah . . .* „Da wollten wir eines Tages die Rentiere sammeln, und. . .“ (Anfang der eigentlichen Erzählung); 105. *Die gasska-bieivee baaihèn lieuhnòs dàlhkee sjaddii* „Da wurde ungefähr mittags mildes Wetter“ (wichtig für das Folgende); 106. *Die guh iehkèda alldäniü, die. . .* „Als dann der Abend herankam, da. . .“ (die Konjunktion als Tal zwischen den betonten Wörtern); die umgekehrte Reihenfolge begegnet jedoch häufiger, s. u.)— Enklitika hat *die* z. B. an folgenden Stellen neben sich: 107. *Die mánna ladhkanijóv mizvèsna dan fiäl'dan mähta.* „Da trabte ich hinterher, der Spur nach“; 108. (*jähüü,*) *die dal äd'nan gud'dòv skuunvjäsna.* „(sagte,) da hätten sie einen Baum im Netzsack“ (die Partikel und das vor das

Verb gezogene Objekt stark betont, durch das Enklitikon getrennt); 109. *Die guh bäähtävägan gib'mäje*, „Als sie dann an den Balzplatz kamen,“ (*de* führt das Vorige fort und hat daher einen gewissen Ton); 110. (*leigan sårnana*), *die dal sårnõdi vüeid'näväggan*, „(hatten gesagt,) jetzt sähen sie etwas“ (die Fixierung des Augenblicks besonders wichtig); 111. *Die jis saamee üd'tjan gillat, àhtë . . .*, „Da hörten nun die Lappen, daß . . .“ (Neueinsatz im Zusammenhang); 112. *Die jis ryöktahka sâagèn luddajijen*, „Dann spalteten sie eine gerade Birke“ (neue Teilhandlung beim Schlittenbau); 113. *Die jis naagan jug'loo ädnii ulkõldis vaanèsvuadõv, di*, „Dann wieder hatte ein Kind ein äußeres Gebrechen, dann . . .“ (ungewöhnliche Parataxe; weiterführend). Im Verhältnis zur Häufigkeit des ungestützten *die* sind die Beispiele selten; sie zeigen die Partikel in einer prägnanten, über die bloße Anreihung hinausgehenden Funktion, daher der stärkere Ton: für die normale Aufgabe reicht eben schon die Form an sich aus. — Noch viel seltener sind dementsprechend Fälle, wo auf satzeröffnendes *die* ein stärker betontes Wort folgt. Vgl. 114. *Birsa lii faarõsna. Die dab lii biejjama däärèlissa*. „Er hatte eine Büchse bei sich. Da hatte er die beiseite gelegt“ (Partikel und Pronomen konkurrieren in der Anknüpfung; Einzelfall); 115. *Die vist àl'gà fuaihkdit*, „Dann beginnt es wieder zu jammern“ (*die* konkret temporal; das Zusammentreffen der beiden Tongipfel beachtet).

Nachdem so die Volltonigkeit der Form *die* erwiesen ist, folgen noch eine Anzahl Belege für die Vielseitigkeit ihrer Funktion. 116. *Die lii juo säv'dneda, jah die dâidõv, . . .*, „Da war es schon dunkel, und da wußte ich, . . .“ (das erste *die* temporal, das zweite inhaltlich überflüssig, da die Anknüpfung ja *jah* „und“ besorgt; die Partikel verlängert aber den Satz und verzögert das betonte Verb). 117. *Die dan juhtäjama-bievèn aarrada, die. . .*, „Dann am Morgen des Abwanderungstages, dann . . .“ (das erste *die* knüpft in der bereits erwähnten Weise an, das zweite fixiert den Zeitpunkt). 118. *Die dahta guhtjõhtuuvii släähpat*. „Das nannte man dann *sl*. (Abschluß des vorher beschriebenen Vorgangs; die Partikel bezieht die sachliche Angabe in die Erzählung ein). 119. *Die aajai pläägima. . . jah die deidè güelide vuassjime*. „Dann pflegten wir auch . . . und dann kochten wir die Fische“ (die Anknüpfung besorgt *aajai* „auch“, das aber nicht am Satzbeginn stehen kann; die Partikel deckt hier den Satzanfang; das zweite *die* leitet wichtiges neues Moment ein); ähnlich 120. *Die lee aajai güelii val' demarâidoo, juhku. . .*, „Dann gibt es auch ein Gerät zum Fischen, das . . .“ (*die* dient wesentlich der Deckung des Satzanfangs). 121. *Die dai luosiguima häib'mija suugime*. „Dann ruderten wir mit den Lachsen heim“ (lenkt in den unterbrochenen Zusammenhang ein). 122. *Die galgii aajai dahta urroot seühka*, „Das sollte auch eine Krankheit sein“, (abschließende Deutung einer Geschichte, in der die Krankheit als Gespenst auftritt). 123. *Die*

galgòv daalee suptsastit dāiballaasadtja muhtalassòv, „Nun will ich eine Geschichte aus früherer Zeit erzählen“ (*daalee* genügt zur Einleitung; *die* tritt gewohnheitsmäßig hinzu). 124. (*jah lī . . . vaagòhtama*,) *die guulatja maab gūllaa, ii äättjoo . . .* „(hatte ihn . . . ermahnt), er möge nun hören was er wolle, nicht dürfe er. . .“ (auch hier scheint die Hauptaufgabe der Partikel Deckung des Satzanfangs zu sein). Dies ganz deutlich in folgendem Satz: 125. *Die nau dah jug'looh viesòigen meäl'gaddòv, . . .* „So lebten denn die beiden Kinder lange Zeit“. 126. „*Die äättjooch dād'na dab jiiitjad gietjèu lüeihteet*“ „Jetzt darfst du dein Ende loslassen“ (rein temporal). 127. *Sää-mès sijina, güsne . . . die daggår daivide gaas pläägajijen säivòt*, „An einigen Stellen, wo . . . da pflegten an solchen Stellen die Wildgänse einzufallen“ (solche Anakoluthe begegnen nicht selten). Die hier gegebene Auswahl von Schattierungen läßt den Kern der Funktion noch gut erkennen: *die* reiht einander gleichwertige Gedanken locker aneinander. Je nach dem Zusammenhang kann diese Aneinanderreihung Verbindung, Trennung (Absetzen) oder Eingliederung bedeuten. Jedenfalls ist die Partikel immer so wesentlich, daß die Wahl der betonten Form *die* begründet erscheint.

Die Variante *dee* ist, wie eingangs erwähnt, meist schwerer, d. h. sie markiert schärfer einen Einschnitt, eine unerwartete Wendung des Geschehens o. dgl. Ihr etwas geschleifter Akzent gestattet im allgemeinen nicht den engen Anschluß von Enklitika. Hier einige Beispiele: 128. *Dee guhtsājijòv*, „Da erwachte ich“ (sonst wäre er im Schnee erfroren). 129. *Guh dee määnòì bìiüidimen suu gäähtäje jah. . .* „Als wir nun zu seiner Kote kamen und . . .“ (diese Verbindung ist sehr häufig, während die umgekehrte oder Zusammenstellung mit *die* viel seltener begegnet. Der Einschnitt vor einem die Periode eröffnenden Nebensatz ist eben stärker als zwischen Hauptsätzen, und andererseits wird die Konjunktion nach *dee* leicht enklitisch, was möglichst vermieden wird: nach *dee* folgen meist gleich wichtige Satzglieder, gerne so, daß mehrere Tongipfel zusammenreffen; diese Abweichung von der Alternation ist ebenfalls ein Zeichen für die Wichtigkeit des betreffenden Satzes. 130. *Ja dee röid'naheimè jah . . .* „Und dann hüteten wir die Rentiere und . . .“ (die Hauptsache nach vorbereitender Schilderung; die seltene Form *ja* statt *jah* zeigt die Proklise des Wortes, ebenso bei *guh*). 131. *Die dan nälle bijjen gāb'dnèu, jah dee löyhkan mielgèu dan gāb'dnāja*. „Dann stellten sie darauf einen Kessel, und dann gossen sie die Milch in den Kessel“ (*die* führt die Schilderung weiter, *dee* bringt einen gewissen Abschluß). 132. *Dee sija vāl'dan säägèn tjaanàida*, „Dann nahmen sie Birkenrinde“ (Rezept für Kaffeebereitung; einer der wenigen Fälle, wo auf *dee* ein Enklitikon folgt; *dee* in diesem Zusammenhang überhaupt nicht recht verständlich). 133. *Die nüehtèu laahpèhtemen jah dee birra dai güelii, jah náv nüehtèu gāddàje*

giisimen. „Dann ließen wir das Netz um die Fische herum ins Wasser, und dann zogen wir das Netz ans Ufer“ (wie Beisp. 131). Eine enklitische Form des verb. subst. folgt in dem Satz 134. *Dee li dägga, giisnee*. . . , *dee* „Nun war da, wo. . . , da. . .“ (ohne *dee* hätte das Satzstück vor dem Relativsatz nur aus dem Adverb bestanden, da ja das Verb den Satz nicht eröffnet). *Die guh dee gùllaa*, „Als er da hört“ (die Formelhaftigkeit der Variante *die* hier besonders deutlich; sie dient hier nur dazu, den Auftakt zu dem stark betonten *dee* zu verlängern; dieses steht wie üblich unmittelbar neben dem ebenfalls betonten Verb. An einer anderen Stelle das noch leichtere *de* statt *die*). 136. *Jah dee lii nau die vual'gàma bàlgès raaigèu*. „Und dann war er so seines Weges gegangen“ (abschließend; *die* verzögert das Partizip). 137. *Die aarrada, guh . . . , dee li giarraga vüelèsna gàu'd'nama almatjan dàäktida*. „Da am Morgen, als . . . , da hatte er unter dem Baum die Knochen eines Menschen gefunden“ (*die* wie oft vor Zeitadverb, *dee* führt eine wichtige neue Wendung ein). 138. *Die galgòv suptstit, gùktè giesè-urròma-sijeeh guhtjòhtüwvajijen dadnè Maalähka suoknòsna: dee . . .* „Nun will ich berichten, wie die Sommerwohnplätze hier im Kirchspiel Malå hießen. Da war. . .“ (folgen die Namen; *dee* wie in Beisp. 134). 139. *Dee jiddèdista gùiktè àlmaa. . . tjuovreigan tjuaiगत. . .* „Dann mußten abends zwei Männer losfahren. . .“ (vor dem Zeitadverb und auch dem Zusammenhang nach wäre hier *die* zu erwarten). Im allgemeinen ist jedoch der Unterschied zwischen *die* und *dee* eingehalten, wie aus der inhaltlichen Besonderheit der Sätze, dem Fehlen der Folge „*dee*+Enklitikon“, insbesondere „*dee*+*guh*“ sowie dem eigenartigen Intensitätsverlauf der *dee*-Sätze (am Anfang zwei Tongipfel) zu ersehen ist. Diese Kennzeichen bestätigen die aus der Lautgestalt zu erschließende Entstehung der Variante: eine durch besondere Umstände bedingte Dehnung, nicht die sich aus der anknüpfenden Funktion ergebende Verschärfung des Tons wie bei *die* schuf allmählich im Sprecher die Vorstellung, daß *dee* deutlich vom Vorigen absetzt und seinem Satz besonderen Nachdruck verleiht. — Die Variante *dè* ist selten und von *dee* nicht zu unterscheiden. Vgl. 140. (*muhtalis*.) *gùktè vuastas daattj, guh . . . , dè aajai dahkigen aainàu unna stuubatjòv*. „(eine Geschichte,) wie die ersten Schweden, als sie . . . , da bauten sie auch ein einziges kleines Häuschen“ (dasselbe war vorher in ähnlichem Zusammenhang erzählt worden; das gedehnte *dè* weist auf die Wichtigkeit des Ereignisses, das aber, wie meistens bei *dee*, nicht als unmittelbare Folge des vorhergehenden Satzes, sondern als selbständig eintretend erscheint. Daher dient als Nachsatzeinleitung viel häufiger *die* als *dee*). 141: *Dè galgòv sàrdnòt, gùktè lee muu mèàrr'ka*. „Nun will ich sagen, wie meine Ohrenmarke ist“ (persönliches Detail, das dem Sprecher natürlich wichtig ist) usw.

In dieses recht einheitliche Bild kommt nun scheinbar dadurch eine Störung, daß *die* und auch *dee* im Satzinnern, und zwar gelegentlich fast

enklitisch, gebraucht werden. Es ist dies das Gegenstück zu dem sekundär gelängten *di* und *dii*. Funktionelle Sonderentwicklung, wie sie oben für *die* und *dee* erwiesen wurde, begünstigt natürlich solche Mischung. Vermittelt haben mögen die (besonders für *dee* zahlreichen) Fälle von *Guh dee* „Und als“ (s. o.), von denen sich Satzeinleitungen wie *jah guh dee* „und als dann“ nur prosodisch unterscheiden, insofern hier der Auftakt länger und das Hinstreben auf *dee* intensiver ist. Z. B. 142. *Jah guh dee nav leimè juhtàma. . .* „Und als wir dann so gewandert waren“ (der Zusammenhang eng genug, um *jah* „und“ zu rechtfertigen, *dee* deutet das Einlenken in den Schluß der Schilderung an; der Satz wird dann durch Zwischenglieder unterbrochen und kehrt mit demselben *jah guh dee* zum Ausgangspunkt zurück). Interessant ein seltener Fall wie 143. *Guh dal dee bäähtaa diävàn tjähkija*, „Als er nun auf die Spitze des Hügels kommt“: prosodisch mit der Form *jah guh dee* verwandt, nur daß das enklitische *dal* die Konjunktion etwas mehr hervortreten läßt. Solch geringer Unterschied genügt schon, um diese Satzeinleitung zur Ausnahme zu stempeln. Stark formelhaft, prosodisch bedingt 144. *Die guh dee gùllaa*, „Als er nun hört“: die Form *Dee guh gùllaa* ist, wie oben erwähnt, ungebräuchlich; *die g. g.* ist offenbar zu schwach; so schafft das hinzutretende *dee* einen ersten Tongipfel, wie üblich unmittelbar vor dem schweren Satzglied. Der Satz also im Grunde gleichwertig mit *jah guh dee* und damit eine Variante von *Guh dee. . .* Ebenfalls keine eigentlichen Ausnahmen sind die mit *men* „aber“, *jühtè* „denn“ u. ä. eingeleiteten Sätze, für die hier keine Beispiele angeführt zu werden brauchen, zumal sie nicht häufig sind. Etwas weiter vom Normalfall entfernen sich bereits diejenigen Beispiele, wo die Partikel auf eine andere Nebensatzkonjunktion folgt, die das Darstellungsniveau stärker unterbricht als die temporale. Ich habe notiert: 145. (*sèuva-gàddàja*,) *güsnè die buarahka guahtòma duostòì* „(ans Meer,) wo uns dann gute Weide erwartete“ (*die* deutet wie öfter den Abschluß an; diese Aufgabe, für *dee* zu gering, bewahrt die Partikel anscheinend vor gänzlicher Tonlosigkeit). Ein Relativpronomen geht auch in folgenden Fällen voraus: 146. *Di le duahpanja gaarvès, maina dee dallàhk sühpìje miesèu jah. . .* „Dann ist ein Lasso bereit, mit dem sie dann das Kalb festnehmen und. . .“ (die Partikel bezeichnet das Fortschreiten zu einem wichtigen neuen Punkt; die Form *dee* wirkt jedoch etwas zu schwer; wesentlich für die Beurteilung ist auch, wie man sich zu der Frage nach der Ursprünglichkeit der „unechten“ Relativsätze im Lappischen stellt); 147. (*deidè guoktòide*,) *juhk die aavòsna sjaddigen. . .* „(dem Ehepaar,) die dann froh wurden“ (ebenfalls unechter Relativsatz, *die* berechtigt, eben weil der Satz noch einen Gedanken bringt, dem eigentlich ein Hauptsatz gebührte); 148. (*gissa läüigida*,) *meistè die suahpanjöv büd'vjen*. „(dickes Garn,) aus dem sie dann den Lasso drehen“ (ebenso). Der Charakter des „unechten“ Relativsatzes

erklärt den Partikelgebrauch. Nach anderen Konjunktionen ist die Partikel selten: 149. *Jus die daggår miessee ii villee iädneù tjuovvoo, die . . .* „Wenn nun solches Renkalb der Mutter nicht mehr folgt, dann . . .“ (nämlich ein Kalb, dem die Ohren abgefroren sind; dies vorher geschildert; *die* lenkt also in den Hauptzusammenhang zurück. Für die Satzeröffnung ist es zu abstrakt); 150. *Jus dee iäh gaauna, die . . .* „Wenn sie es dann nicht finden, dann . . .“ (näml. wenn sie die Spur der Herde umfahren haben, was vorher geschildert wird; *dee* also ziemlich konkret, vielleicht deshalb nicht *die*. Hauptgrund für die Verwendung der Partikel aber doch wohl Schaffung eines Tongipfels vor der Negation); 151. . . ., *nau jühtè die gir'koo lii älläst dähktiüvvama viihtana bieivèsna, ,. . .*, so daß nun die Kirche am fünften Tage fertig gemacht war“ (*die* wegen der Pünktlichkeit, mit der der Teufel sein Versprechen, in der angegebenen Zeit eine Kirche zu bauen, eingelöst hat). Wie man sieht, sind das alles spezielle Fälle; *die* herrscht vor, seiner Funktion entspricht denn auch eine mittlere Tonstärke.

Den Eindruck der Zufälligkeit machen auch die wenigen Fälle, wo die Partikel dem Verb folgt, sofern dies nicht das verb. subst. ist; diesem schließt sich dagegen die Partikel in der überwiegenden Mehrheit der hierhergehörigen Sätze an. Worin dieser Unterschied begründet liegt, wird sich aus den Beispielen ergeben. 152. *Jah guh galgigen die välldat,* „Und wenn sie dann heiraten wollten“ (ebenso möglich der üblichere Anfang *Juh guh die . . .*; die Voranstellung des schwachtonigen Hilfsverbs — vgl. das kurze *i* — verlängert den Auftakt und rückt die beiden Tongipfel zusammen; ein Grund hierfür ist nicht einzusehen); 153. *Guh . . . jah . . . jah galgigen die äddäjht, de . . .* „Als sie . . . und . . . und sich dann schlafen legen wollten, da . . .“ (wiederum Nebensatz und Hilfsverb; *die* vor dem Verb verselbständigt anscheinend den Satz zu sehr.

Die prosodische Komponente tritt hier also stärker hervor als in den bisher besprochenen Fällen und auch als bei *die* am Satzbeginn; hierin liegt die Erklärung für das Nebeneinander der verschiedenen Verwendungstypen.

Die zahlreichen Beispiele mit Partikel nach verb. subst. sind sehr gleichförmig: das Prädikatsverb ist ausnahmslos eine umschriebene Zeit, bis auf wenige Fälle ein Plusquamperfekt. Von den Satzarten sind die temporalen Nebensätze weitaus am häufigsten vertreten. Ich führe die einzelnen Typen kurz vor. Unter den temporalen Nebensätzen fällt besonders eine formelhafte Wendung auf: 154. *Guh leimè dee gierèhtsida älläst gàrrama,* „Wenn wir dann die Schlitten fertig verschnürt hatten“: der Satzinhalt ist meist im vorhergehenden Satz als neue Mitteilung gebracht worden, so daß der Nebensatz als eine Art Atemholen, eine Vorbereitung des Neuen erscheint; diese Breite ist bezeichnend für literaturlose Sprachen. Das ist dieselbe Art der Verzögerung durch einen ganzen Satz, wie sie durch

Wörter nun schon so oft begegnet ist. Von derselben Art 155. *Guh lijn die buuts alläst livvadama, die . . .* „Wenn die Rentiere dann fertig geruht hatten, dann . . .“: der Unterschied zu der bereits besprochenen Eingangsformel *Guh dee* liegt darin, daß dort das auf *dee* folgende wichtige Wort eine neue Vorstellung bringt, während hier, dem wiederholenden Charakter des Satzes entsprechend, das Subjekt bekannt ist; daß dieses hier seinen Platz der die Verbindung zum Vorigen herstellenden Partikel abtreten muß, ist verständlich. Die Partikel fängt in solchen Sätzen den ersten Tongipfel ab, für den sich das Subjekt nicht recht eignet, eben weil es bekannt ist. Auch bei dieser Verwendungsweise überwiegt also ersichtlich das prosodische Moment. Die Varianten *dee* und *die* halten sich ungefähr die Waage, was inhaltlich nicht zu rechtfertigen ist; auch hierbei scheint das Streben nach einem schweren Satzanfang entscheidend zu sein. Einmal begegnet ein Relativsatz: 156. (*dan skiäb'tjan nälle,*) *juhku lii die dallähk guaktänama* „(auf die Kranke,) die dann sogleich geboren hatte“: unechter Relativsatz wie in den obigen Fällen; das finite Verb schwächer betont als dort, deshalb vor der Partikel wie in der Gruppe *Guh dee . . .* Hauptsatz findet sich nur zweimal: 157. *Guar'ga li die sinze jahtäma*, „Der Kranich hatte da zu ihr gesagt“; 158. *De leigan . . . jah leigan die vuaid'näjama . . .* „Da hatten sie . . . und hatten dann gesehen . . .“: das ist einfach eine weniger hervortretende Form der Verknüpfung; *die* hätte auch am Satzbeginn stehen können. — Die Fälle mit verb. subst. stimmen also grundsätzlich mit den vorher besprochenen überein, insofern es sich auch dort um schwachtonige Hilfsverba handelt, und hierin liegt offenbar die Vorbedingung für den Stellungstypus „Verb + *dee (die)*“ überhaupt. Vom inhaltlichen Standpunkt aus ist die Häufigkeit der Variante *dee* auffällig, da die betreffenden Sätze selten so wichtig sind, daß die Wahl der schwersten Form gerechtfertigt erschiene. Der Grund wird daher in den prosodischen Verhältnissen zu suchen sein. Bei Behandlung des Typus *Guh dee . . .* hatte sich ergeben, daß sich in den betreffenden Sätzen an den Tongipfel von *dee* unmittelbar ein zweiter anschloß, und als Grund dafür war meistens die Tendenz zur Verzögerung oder Absetzung der folgenden Satzglieder zu erkennen gewesen. Dasselbe Bestreben zeigt sich nun hier, und wenn man sich fragt, worin dieser gemeinsame Unterschied zu den Fällen mit Partikel am Satzbeginn begründet sein könnte, so liegt ja auf der Hand, daß am Satzbeginn die Partikel in ihrer verbindenden Funktion weit wichtiger ist als weiter drinnen im Satz, und zwar um so mehr, je weiter in den Satz hinein die Partikel rückt. Dadurch wird sie immer stärker zum Bestandteil ihres eigenen Satzes, ihre Funktion bezieht sich in erster Linie auf ihn, nicht so sehr auf den Zusammenhang zum Vorigen. Was wird aber in solchem Fall aus einer anknüpfenden Partikel? Nun, ein Wort, das angibt, daß der Gedankenablauf einen Schritt

weitergeht, daß ein neues, selbständiges Glied beginnt. Die Anknüpfung liegt hier geradezu in der Distanzierung, weil diese beide Sätze als in denselben Zusammenhang gehörig charakterisiert. Prosodischer Ausdruck dieses Sachverhalts ist das Zusammentreffen der beiden Tongipfel, deren erster gleichsam den Satz als selbständig konstituiert, während der zweite das inhaltlich Wichtige vermittelt. Da nun das Verb im allgemeinen inhaltlich nicht wesentlich genug ist, um einen solchen „zweiten“ Tongipfel übernehmen zu können, andererseits auch nicht schwach genug, um als bloßes Enklitikon mehr als ausnahmsweise hinter die Partikel treten zu können, waren die beiden am häufigsten sich ergebenden prosodischen Typen die, daß das schwachtonige Verb vor der Partikel stand (vorausgesetzt, daß es dadurch nicht an den Satzbeginn geriet), das stärker betonte dagegen von der Partikel getrennt gehalten wurde. Im ersten Fall, der uns hier interessiert, ist die prosodische Folge der Wortstellung, wie bereits erwähnt, ein verlängerter Auftakt und die meist damit zusammengehende Verstärkung der Intensität auf dem ersten Tongipfel. Hierin dürfte die Erklärung für das häufige Auftreten von *dee* neben *die* zu suchen sein; d. h. also in einem physiologischen, nicht in einem inhaltlichen Umstand. Es zeigt sich somit, daß auch diese zahlreiche Fällegruppe keinen Widerspruch zu dem Normaltypus am Satzbeginn enthält: die Verschiebung ins Satzinnere erfolgt aus inhaltlichen Gründen, die prosodische Rolle der Partikel bleibt jedoch dieselbe, nur daß die veränderte Stellung im Satz eine prosodische Anpassung an die neuen Verhältnisse erfordert.

Die noch übrigen Beispiele mit *die* brauchen nur noch kurz erwähnt zu werden, sie sind alle aus der individuellen Lagerung des Textes zu verstehende Sonderfälle. So begegnet — wenn auch seltener als der bereits behandelte umgekehrte Fall — die Partikel nach satzeinleitender Zeitbestimmung, z. B. 159. *Akta bàllèna die vüelgimen . . .* „Einmal gingen wir fort . . .“ (die Partikel schaltet den Satz nur in die erzählende Aussageform ein; sie ist — entsprechend der Funktionsschwächung — weniger betont als am Satzbeginn und bietet so prosodisch den Vorteil, daß sie die beiden umgebenden starktonigen Wörter trennen kann). — Gelegentlich sinkt die Partikel wirklich ganz zum Enklitikon herab, und es ist nicht ersichtlich, warum dann nicht die schwächste Lautgestalt auftritt. Man vergleiche: 160. *Die dasnè die urròima gàihka daalvèu.* „So blieben wir dort nun den ganzen Winter“; 161. *Die dahte beäl'loo juura die guulii meäl'gadisna.* „Die Renschelle hörte man deutlich in der Ferne“. 162. . . ., *idtjöv die daaidee, gábbèlisna* „ . . . , aber ich wußte nicht, wo“. — Relativ häufig begegnet dann noch die Gruppe *nau dee* „so“, „also“, gern mit vorhergehendem *jah* „und“, z. B. 163. *Nau dee vād'tsàje, galgà . . .* „Und so geht sie, sie will . . .“ (das Gehen Folge des vorher wiedergegebenen Gedankenganges); 164. . . ., *jah nau dee dassa jàkstilligän* „und so wurden

sie dort endlich eingeholt“. In dieser Verbindung hat *dee* (*die* scheint hier seltener zu sein) ausgesprochen absetzende Funktion, während *nau* die Beziehung nach rückwärts herstellt.

Bis auf ein paar Ausnahmen haben somit die Beispiele die eingangs gemacheten Angaben über die Varianten *die* und *dee* bestätigt. Mit erstaunlichem Feingefühl hält die Sprache an den einmal entwickelten Unterschieden fest und bildet sie zu subtilen Mitteln der rhythmischen und melodischen Satzgliederung aus. Wieder aber gilt die Beschränkung, daß nur der Beginn des Satzes bis zum ersten inhaltlich wichtigen Tongipfel mit besonderer Sorgfalt behandelt wird, während nach dem Schluß zu die Alternation oft zugunsten einer Häufung von schweren Wörtern gelockert wird.

Die Variante *de* endlich gibt nicht so viele Probleme auf. Sie ist aus inhaltlichen Gründen nie betont, erhält aber nicht selten durch ein folgendes Enklitikon eine prosodisch bedingte Akzentverstärkung, die dann, wie schon mehrfach hervorgehoben, mit schärferer Intonation Hand in Hand geht. Der Vokal wird dabei gern etwas gekürzt und — besonders vor einer *i* enthaltenden Silbe — geschlossener. Werden diese Veränderungen hinlänglich deutlich, entsteht die Variante *di*, die dann wieder zur Halb- und Ganzlänge gedehnt werden kann. Die hauptsächlichste Verwendungweise von *de* und *di* ist die als halb proklitische Partikel am Satzbeginn; prosodisch bedeutet das die Rolle eines Auftaktes. Infolgedessen ist das folgende Wort im allgemeinen volltonig und inhaltlich wichtig. Melodisch prägt sich der Gegensatz zweier solcher Wörter oft darin aus, daß die Partikel hoch und scharf, das zweite Wort tiefer und ruhiger artikuliert wird; das Intervall erreicht einen Umfang von bis zu einer Quart. Beispiele: 165. *De dallàhk minzelahk ài färroo büüdi jah . . .* „Dann gleich darauf kam auch das übrige Hausvolk und . . .“: es gibt natürlich keine scharfe Regel, die diesen Typ von demjenigen mit *dee* + adverbialer Bestimmung trennt; es ist nur zu konstatieren, daß die Bestimmung in den zuletzt angeführten Sätzen stärker überwiegt und die Partikel zu einem bloßen Verbindungswort herabdrückt, das den Satz in der Sphäre der Erzählung hält. 166. *De nau krannáställen gähka daalvèu.* „So waren sie da Nachbarn den ganzen Winter hindurch“: hier überwiegt tonlich und inhaltlich das Adverb die Partikel, umgekehrt wie in dem oben besprochenen Typ *Nau dee . . .* So entsteht das auf den ersten Blick paradoxe Verhältnis, daß die Partikel an derjenigen Satzstelle, die nach den bisherigen Erfahrungen mit starkem Ton ausgezeichnet zu sein pflegt, in schwächerer Gestalt erscheint als an derjenigen, die sonst die Enklitika bevorzugen. Hier zeigen sich wortstellungsmäßig die Folgen der soeben beschriebenen Betonungsweise: *de* wird nie ganz zum Enklitikon, anscheinend weil seine Aufgabe, die Erzählungssphäre festzuhalten, das nicht gestattet; hiermit

hängt auch offenbar zusammen, daß statt dessen *die* gelegentlich tonlos werden kann. Weiterhin ergibt sich aus der Aufgabe der Partikel, daß sie hier besonders den Satzbeginn bevorzugt, obwohl sie tonlich dem folgenden Wort gegenüber als Auftakt fungiert; prosodisch entsteht derselbe Typus wie bei *Guh dee*, wo auch das leicht betonte Wort die Beziehung nach rückwärts angibt, das folgende schwerere dagegen eine Aufgabe innerhalb des Satzes zu erfüllen hat. 167. *De vaastas snuhpöv, maab . . .*, *die giarastähtime aktöv buutsöv jah . . .* „Dann das erste Rudel, das . . ., dann zäumten wir ein Rentier und . . .“: hier erscheint statt einer Bestimmung ein Objekt am Satzbeginn, und zwar mit starkem Ton, wie sich aus der Wortstellung ergibt; diese Struktur ist überhaupt charakteristisch für die *de*-Sätze. Ebenso 168. *De deidè biärgòida gähtsòima äihtija gidda-nästèna*. „Dann hängten wir das Fleisch in die Vorratsbude als Frühjahrsnahrung“: (hier ist *de* stark formelhaft, denn es handelt sich nicht um eine fortlaufende Handlung sondern um mehrere, nur durch die Sache zusammengehaltene Handlungen). — Aber die Parallelität in der Verwendungsweise mit den stärkeren Varianten geht weiter. *De* erscheint auch nach *jah* „und“ und *guh* „als“, nur daß das Häufigkeitsverhältnis sich umkehrt: es ist nach *jah* gewöhnlicher als nach *guh*, eben weil es eine schwächere Zäsur darstellt. 169. *Jah de jühtima häi'bmiija jah . . .* „Und dann zogen wir nach Hause und . . .“: lockere Anknüpfung; der Satz bildet nur den Übergang zu dem, was nach dem Zusammenhang das Wichtigere ist. 170. . . ., *jah de náv dahkime gäihka tjaktjöv*. „ . . ., und so machten wir es den ganzen Herbst“: stärkeren Akzent hat außer der Partikel nur die adverbiale Bestimmung; der mittelstarke Druck der beiden übrigen Wörter reicht für den Satzbeginn nicht aus. Für die längeren Varianten aber ist der Inhalt wieder nicht bedeutungsvoll genug. Häufiger erscheint jedoch vor *de guh*, während es vor *jah* fehlt. 171. *De guh leimè die allàst buhtjàma, die . . .* „Wenn wir dann fertig gemolken hatten, dann . . .“: *de* gestaltet die Verbindung zum Vorigen enger und damit die Erzählung lebhafter; es wird hier zum stilistischen Mittel; prosodisch drückt sich die größere Lebhaftigkeit durch die gesteigerte Schnelligkeit aus, mit der die Wörter bis zur ersten starkbetonten Silbe (*die*) ausgesprochen werden. 172. *De guh dee guassma-skärrèhka guarasmii, die . . .* „Wenn dann der Kaffeesack leer wurde, dann . . .“: hier ist gesteigerte Lebhaftigkeit nicht ohne weiteres durch den Inhalt gerechtfertigt, vielmehr verlängert *de* den Auftakt, wodurch ein Gleichgewicht gegen das schwere *dee* hergestellt ist. Daß die zahlreichen Fälle von *De guh . . .* die eben gegebene Deutung des Frequenzverhältnisses von *jah de* und *guh de* nicht widerlegen, beweist der Umstand, daß in den durch *De guh* eingeleiteten Sätzen auffallend häufig später ein *die* oder sogar *dee* folgt: dieses stellt eigentlich das Verhältnis zum Vorigen her, während *de* wie gewöhnlich den lebhaften Er-

zählungston wahren hilft. Prosodisch ist *de* in den seltenen Fällen nach *guh* fast enklitisch, nach *jah* und vor *guh* dagegen hat es stärkeren Ton als die Nachbarwörter. Diese Verschiedenheit erklärt sich aus einer solchen der Funktion: das betonte *de* ist inhaltlich wichtiger als das (wesentlich rhythmisch bedingte) unbetonte. *De* begegnet auch vor anderen, Nebensätze einleitenden Wörtern, z. B. 173. *De gūsñè dāiden vāādida, de laah-pèdijen jah . . .* „Wo sie dann Fischbuchten wußten, da legten sie aus und . . .“: das erste *de* stellt wieder enge Verbindungen her, das zweite ist die schwächere Entsprechung des weiterführenden *die*. In dieser Funktion ist es sehr häufig. Es setzt weniger ab als *die*, bezeichnet vielmehr ein neues Einzelgeschehen im Zusammenhang, der es inhaltlich vorbereitet hat. Solche Sätze haben vielfach kein Subjektwort, das unmittelbar auf die Partikel folgende Verb hat den ersten starken Ton, der Akzent ist jedoch ruhiger als bei jener, und melodisch liegt die Partikel höher als das Verb. Z. B.: 174. *De lūihtime buutsida väihtoo* „Dann ließen wir die Rentiere frei“: der Satz veranschaulicht zugleich eins der Hauptmotive für die Häufigkeit des satzeröffnenden *de*: fehlte es hier, geriete das Verb an den Satzbeginn. 175. *De 'ài muihtàu, guh . . .* „Ich erinnere mich auch, als . . .“. Das leitet zu den auch bereits bekannten Fällen über, wo die Partikel den Satzanfang deckt: 176. *De männa jaahkàu*, „Ich glaube nun“: der Typus mit satzbeginnendem Personalpronomen ist, wie oben erwähnt, nicht häufig; solche Sätze werden leicht zu feierlich und zu isoliert, weil das Hinzutreten des Pronomens noch nicht selbstverständlich ist. 177. *De galgòv männa daale saaihtèu duu jah duu gällagan tjadda bāsskadit* „So werde ich jetzt den Spieß durch dich und deine Frau rennen“: zur Rache. Das Pronomen als Gegensatzträger stark genug für den Satzbeginn, aber der Satz steht dann zu isoliert.

Von Interesse sind schließlich auch die im Vergleich zur sonstigen Bezeugung seltenen Fälle von schwachtonigem oder enklitischem *de*, das uns ja nach *Guh* bereits begegnet war. Es folgen einige weitere Beispiele. 178. *Aarra-guassmagissa de vāl'dan tjaanàu, juhka . . .* „Zum Morgenkaffee nahmen sie Birkenschwamm, der . . .“: im Gegensatz zum folgenden Mittags- und Abendkaffee. Der Gebrauch der Partikel erinnert an den von *die* in Beisp. 161, nur daß der Ausnahmecharakter dort noch stärker hervortrat. 179. *De lāb de männa duu*. „So bin ich denn dein eigen“ (das Enklitikon steigert die Tatsächlichkeit). 180. . . . *guh, . . ., de gasskajijen de sjūd'gaa biüüdi jilleda*. „ . . ., als . . ., da kam um Mitternacht das Käuzchen von Westen“. 181. *Guh lāh de nau sühtäs, juhk . . .* „Wenn's ihrer nun viele sind, die . . .“: das verb. subst. hier wegen seiner prägnanteren Bedeutung tonlich gesteigert, prosodisch der vorbereitende erste Tongipfel für das folgende starktonige Prädikatsnomen. 182. . . ., *akta gāihka, gussa de aai viilk*. „ . . ., ganz gleich, wohin immer sie laufen (sc.

die Rentiere)“: 183. *Jah gu lii de sàw'dnjeda*, „Und da es dunkel war“: beide Prädikatswörter des Nachdrucks wegen betont, das verb. subst. braucht dazu eine Stütze. Das auf den ersten vorbereitenden Tongipfel hindrängende Sprechtempo ersieht man aus der *h*-losen Form *gu*. In allen Beispielen ist also das gestützte Wort vom Satzbeginn nur durch Konjunktionen getrennt, die Stützung mithin wie gewöhnlich in diesem Fall mit Spitzenstellung verbunden. Der enklitische Gebrauch von *de* macht einen lebendigeren Eindruck als der von *die*, obwohl er selten bleibt. Es handelt sich also wirklich um (inhaltliche und prosodische) Schwächung eines sonst selbständigen Wortes.

Erwähnt sei dann schließlich nur noch, daß *de* die gewöhnliche Nachsatzeinleitung ist, besonders regelmäßig nach Temporalsätzen. Diese Vorliebe erklärt sich wohl wesentlich aus satzmelodischen Gründen; denn wenn die Partikel fehlt, besteht ja trotzdem nicht die Gefahr einer Verwechslung mit einem aus der Erzählung herausfallenden isolierten Aussagesatz. Dagegen eignet sich die Partikel gut als Wendepunkt der Satzmelodie: diese steigt meist bis gegen den Schluß des Vordersatzes an und sinkt dann innerhalb des Nachsatzes; beim Aussprechen der Partikel selbst verläuft sie vielleicht mit einer unbedeutenden Steigerung, im wesentlichen aber in gleichbleibender, ziemlich hoher Lage. Auch hier ist also die prosodische Steigerung der Partikel gewahrt.

Oben wurde vermutet, daß die Form *di* eine meist durch folgende *i*-haltige Vokale bedingte, im übrigen mit *de* gleichwertige Variante der Partikel sei. Hierfür noch kurz einige Belege. 184. *De giddak, guh . . .*, *di lii vual'gàma màhtsàje* „Da im Frühjahr, als . . ., da war er ins Ödland gegangen“; 185. *Di aktan aarrada . . .* „Da eines Morgens“ (die bekannte Stellung vor Zeitadv. folgt jedoch kein *i*-haltiger Vokal); 186. *Di lii näyhtè gàiška jìjòv tjuovrama sijjida mul'sadiht.* „So hatte er denn die ganze Nacht die Plätze wechseln müssen“ (für die oben erwähnte häufiger begegnende Gruppe *De nau . . .* ist das Adverb, das seinen Satz nur als Konsequenz des vorigen charakterisiert, also anaphorisch, nicht demonstrativ ist, zu schwach); 187. *Di viiel'gévàgan dààrèlissa . . .* „Da gingen sie auf die Seite . . .“ (Übergang zur eigentlichen Geschichte, so daß man eine der schweren Varianten erwarten sollte; die Stelle wirkt auch tatlich etwas merkwürdig) usw. An Wörtern, die auf *di* folgen, habe ich noch aufgezeichnet: *lijen* „sie waren“, *dassa* „dahin“ (188. *Jah gu di dassa büüdigen* „Und als sie dahin kamen“, schnell gesprochener Auftakt mit schwacher Partikel), *minzèla* „danach“, *giadóv* „die Hand (acc.)“, *lè* „ist“, *väaldì* „nahm“, *müühtèma* „einige“. Weitaus die meisten Fälle stellt jedoch das Präteritum des verb. subst.; daneben steht aber — vielleicht nicht ganz so häufig — *de lii* u. ä. Solche Lautveränderungen gelangen

ja selten zu gesetzhafter Regelmäßigkeit, besonders wenn unter den Bedingungen ihres Auftretens prosodische sind.

An der Partikel *de* zeigen sich also Wirkungen von Rhythmus und Satzmelodie nicht allein in Stellung und Funktion sondern auch in der Lautgestalt. Es gibt noch andere Wörter, bei denen sich ähnliches beobachten läßt, und da dieselbe Erscheinung aus anderen lappischen Dialekten geläufig ist, wird man ihr allgemeinere Verbreitung zusprechen dürfen. Hier sei nur noch auf Sjulssons Dreiheit *ài (ai)*, *aai*, *aajai* „auch“ hingewiesen, die je nach der Betontheit des Wortes wechseln; vgl. 189. *Die galgimen. . . tjùhkat. . . jah náv ài tjùhkimen* „Da wollten wir . . . sammeln und so sammelten wir denn auch“: die Verbindung *jah náv ài* „und so auch“ ist sehr häufig, die anderen Varianten kommen darin nicht vor. 190. (*fårroo*.) *juhk aai dassa giivka gáádee tsiggajijen* „(eine Familie,) die ebenfalls dort zwei Koten errichteten“ (wie es vorher von einer anderen erzählt war); 191. *Die aajai pláágima àg'gòt vuuskanida* „Dann pflegten wir auch Barsche zu angeln“ („auch“ bezieht sich auf den ganzen Satz, nicht nur auf das Objekt, hat also nicht nur enumerative sondern auch verbindende Funktion.

An den Schluß dieser Ausführungen sei eine Frage gestellt — eingehendere Behandlung gestatten Raum und Zeit nicht mehr —, auf die die obigen Beobachtungen unmittelbar die Aufmerksamkeit lenken. Schon Wiklund stellte in seiner „Urlappischen Lautlehre“ kurz fest, daß die Stufenwechselverhältnisse im Malälappischen schwankend seien. Dasselbe konnte auch ich fünfzig Jahre später beobachten, und es fragt sich nun, von welcher Art die Kräfte sind, die dies sonst im Lappischen mit so großer Zähigkeit festgehaltene und ausgebaut System verwirren und — im Unterschied zum stufenwechsellosen Südlappischen — so lange in einem Zustand halben Verfalls erhalten konnten. Wie bei allen unwälzenden sprachlichen Veränderungen werden auch hier mehrere Ursachen zusammenwirken; eine von ihnen aber ist gewiß die Prosodie. Viele derartige Lautveränderungen sind aus lappischen Dialekten bekannt, so z. B. die Längung von *a* und *å* in zweiter und vierter Silbe nach vorhergehender kurzer offener Silbe im Lulelappischen. Auch bei Sjulsson wird oft ein *a* einer nicht auslautenden Silbe nach kurzer offener erster Silbe zur Halb- oder gar Volllänge gedehnt, z. B. *al'dànit (al'daanit)* neben seltenerem *al'danit* „sich nähern“. Weiter schwankt die Quantität des *i* in Flexionsendungen bei *a*-Stämmen (seltener bei *e*-Stämmen, nie bei *o*-Stämmen) sowohl im Wortinneren als im Auslaut, und zwar scheint Kürze mit Vorliebe bei schnellem Sprechtempo und nach nicht kurzer erster Silbe aufzutreten wie etwa in *galgimen* neben *galgimen* „wir sollten“. Dem alten Unterschied zwischen einfachen und geminierten Klusilen unabhängig von der Quantität des vorhergehenden Vokals steht bei Sjulsson die Tendenz

gegenüber, stimmlosen Klusil nach kurzem Vokal durch halblanges, kräftig artikuliertes h+einfachem Klusil, nach Halblänge oder Länge durch gehauchtes kurzes h+einfachem Klusil wiederzugeben, also etwa *luh'kat* „lesen“, *màhtè* „können“. In allen diesen Fällen sind flexivische Verschiedenheiten zugunsten eines Strebens nach Gleichgewicht in Wort und Wortgruppe verwischt, wie auch E. Lagercrantz das von einem anderen Ausgangspunkt her gezeigt hat. Das Stufenwechselsystem, das dort, wo es lebendig ist, in der Formenlehre geradezu eine Art „Binnenflexion“ hervorruft, wird hier nur da geduldet, wo es der prosodischen Alternation nicht allzu schroff entgegentritt. Wie unempfindlich gegenüber einem unter solchen Umständen vielfach unvermeidlichen Formenzusammenfall man geworden ist, zeigen Formen wie *vaddà* „du gibst“ und „er gibt“, zwischen denen Sjulsson bei mehrfachem Befragen keinen Unterschied hören konnte und meinte, das sehe man ja aus dem ganzen Satz. Ist man aber erst einmal so weit, dann können Länge der Laute, Intensität, Art und Lage des Tons usw. in den Dienst des Ausdrucks treten, der daraus — das sollte diese Arbeit dartun — außerordentlich feine, auch in der äußeren Sprachform faßbare Mittel zur Wiedergabe differenzierter seelischer Vorgänge gebildet hat.

Bismarck und die Ungarische Emigration.¹⁾

Von

Isolde Mittelstaedt (Berlin).

I.

Die Pläne der ungarischen Emigration und die preußische Politik bis Königgrätz.

Die schleswig-holsteinsche Frage hatte die beiden deutschen Mächte in ihren Bann gezogen. Gemeinsam waren sie gegen den Feind ins Feld gerückt, gemeinsam hatten sie die Herzogtümer von der rauhen Faust der Dänen befreit. Doch die Fahnen der Freude wehten noch, als schon Fragen aufbrachen, deren Lösung entscheidend wirken sollte auf das deutsche Schicksal von Jahrzehnten.

Schönbrunn zeigte noch einmal den Willen zur Verständigung auf beiden Seiten, doch der innere Gegensatz ließ sich nicht überbrücken, und man kam über den Rahmen wohlwollender Erörterung der strittigen Punkte nicht hinaus. Die Spannung wurde nicht beigelegt, verschärfte sich vielmehr durch das Wissen um die Verschiedenheit der Auffassungen. Durch den Rücktritt RECHBERGS, der der unfreundlichen Haltung Preußens in der Zolleinigungsfrage zum Opfer fiel, wurde das Aufbrechen der Krise beschleunigt. Rechbergs Nachfolger, Graf MENSdorFF, trug das Signum der Preußenfeindschaft und suchte Österreichs Stellung im Bunde durch Zusammengehen mit den Mittelstaaten von neuem zu stärken. Er war sich bewußt, daß der Augustenburger an der Spitze Schleswig-Holsteins in steter Abwehr der preußischen Bevormundung zur Anlehnung an Österreich und die Mittelstaaten gezwungen sein würde und setzte sich daher im österreichischen Interesse für seine Kandidatur ein. BISMARCK machte sein Einverständnis abhängig von der Bereitwilligkeit des Herzogs, sein Land dem politischen, militärischen und wirtschaftlichen Einfluß der preußischen Krone unterzuordnen. Damit stellte er sich in scharfen Gegen-

¹⁾ Die beiden hier mitgeteilten Abschnitte stammen aus einer größeren Arbeit der Verfasserin: „Bismarck und Ungarn“, die demnächst erscheinen wird. Die Schriftleitung.

satz zu der österreichischen Forderung, und der Bruch zwischen den beiden Mächten schien sicher. Schwierigkeiten in der Verwaltung der Herzogtümer, Demonstrationen für den Augustenburger unter österreichischem Protektorat machten eine endgültige Klarstellung der Verhältnisse zur unbedingten Notwendigkeit. Die Spannung wuchs täglich, und jede Stunde konnte den Ruf zu den Waffen bringen.

Die europäische Lage aber machte nochmals eine Verständigung erforderlich; die Haltung Napoleons war unklar, und auch in Italien schien die Entwicklung noch nicht abgeschlossen. Anfang August 1865 kam man in Gastein zusammen. Österreich, wo die an der deutschen Politik wenig interessierten ungarischen Altkonservativen wieder Einfluß gewonnen hatten, verzichtete auf seine mittelstaatlichen Pläne und willigte in der Gasteiner Konvention vom 14. VIII. 1865 in eine vorläufige Teilung der Elbherzogtümer ein: Schleswig wurde der Verwaltung Preußens, Holstein derjenigen Österreichs unterstellt. Da das Besitzrecht aber beiden gemeinsam verblieb, war die Möglichkeit zu einer jeweiligen Aufrollung der Frage unter günstigeren Umständen sichergestellt. Und mehr wollte Bismarck auch kaum — einen Aufschub der Entscheidung, da sich die Fronten noch nicht klar formiert hatten, keine endgültige Regelung.

Wie man in österreichischen und ungarischen amtlichen Kreisen die Lage sah, geht aus einem Artikel des Pester Lloyd vom 20. August 1865 hervor, Die Erfolge Bismarcks betitelt. Man erkannte zwar an, daß der Krieg vermieden sei und Bismarcks Politik einen Sieg errungen habe, aber das deutsche Volk sei zum Werkzeug seiner politischen Kombinationen geworden, sein „Glück, Freiheit und Recht dem Ehrgeiz eines Ministers“ zum Opfer gefallen. Daß diese Stellungnahme nur durch politische Berechnung bestimmt war, braucht nicht besonders betont zu werden. Sichtlich verfolgte die ungarische offiziöse Zeitung durch ihre Parteinahme für Österreich das Ziel, die Regierung im Hinblick auf die wunschgemäße Erledigung der eigenen Angelegenheiten von der loyalen Haltung Ungarns zu überzeugen.

Da Bismarck solche Presseäußerungen nicht unbekannt blieben und er durch die Berichte seines Gesandten ebenfalls über die Fortschritte der österreichisch-ungarischen Verständigung unterrichtet war¹⁾, wollte er sich jetzt, da die bewaffnete Auseinandersetzung fast unvermeidlich schien, durch Informationen über die Absichten der den Ausgleich bekämpfenden revolutionären Kreise ein abgerundetes Bild über die politische Lage in Ungarn schaffen, um Klarheit über die sich im Konfliktsfalle mit Österreich bietenden Möglichkeiten zu gewinnen. So ließ er im Herbst 1865 durch den preußischen Konsul in Paris, Dr. BAMBERG, den Grafen SEHERR-THOSZ auf-

¹⁾ Bericht des Botschafters in Paris Grf. v. d. GOLTZ vom 12. VI. 1865. Geh. St. A.

fordern, ihm wieder Berichte zu senden¹⁾. Seherr-Thosz aber, ein begeisterter Verfechter des Liberalismus, weigerte sich, die Verbindung mit dem reaktionären preußischen Politiker wieder aufzunehmen. Er äußerte die Meinung, daß Ungarn von diesem Preußen keine Hilfe im Kampf um seine Verfassung erhoffen könnte²⁾.

Ludwig Kossuth aber, dem jeder Bundesgenosse zur Erniedrigung Österreichs willkommen war, vertrat eine andere Auffassung. Er sah in Bismarck in erster Linie den Feind seines Feindes, und mit diesem suchte er in Verbindung zu kommen. Er, der früher die Hilfe Frankreichs und Italiens vorgezogen hatte, setzte jetzt seine ganze Hoffnung auf Preußen³⁾. So stimmte er dem Plane seines Vertrauensmannes Nikolaus Kiss v. Nemeskér, Bismarck persönlich aufzusuchen und ihm die Vorteile eines gemeinsamen preußisch-ungarischen Angriffes auf Österreich vor Augen zu führen, mit freudiger Bereitschaft zu. Viel Hoffnung, daß Bismarck mit ihm paktieren würde, hegte er jedoch nicht. Denn durch seine Beziehungen zum Hofe von Florenz wußte er, daß Bismarck bei den in Italien gepflogenen Besprechungen immer zur Grundlage gemacht hatte, „daß alles, was nach Revolution roch — besonders Ungarn — ausgeschaltet bleibe . . .“⁴⁾.

Aus dieser Furcht vor der Revolution erklärte sich Kossuth auch die neue Richtung der Bismarckschen Politik, seit dieser den Ministersessel inne hatte: Jetzt sei sein Bestreben, Österreichs Ehrgeiz in andere Bahnen zu lenken, um das deutsche Feld für Preußen frei zu machen. Das zeige sein Ratschlag, Österreich solle den Schwerpunkt seiner Macht nach Ofen verlegen und seine Ausdehnungsmöglichkeiten nicht im Westen, sondern im Osten suchen, während er früher als Ziel seines Lebens erklärt habe, Österreich zu zerstören.

Kossuth aber sah keinen Mittelweg, da die österreichisch-preußische Rivalität nicht nur eine Macht-, sondern eine Lebensfrage sei. Einer von beiden müsse weichen! Diese Tatsache sei der Treffpunkt preußisch-ungarischer Interessen; vorläufig jedoch könne man nichts von Berlin erhoffen, da dieses nur im Einverständnis mit Napoleon gegen Österreich vorgehen werde. Dessen antiösterreichischer und nationalitätenfreundlicher Haltung werde aber immer die Furcht vor der Bildung eines machtvollen, einheitlichen Deutschen Reiches die Waage halten. Eine viel aussichtsreichere Möglichkeit für Bismarck biete die Einwirkung auf Florenz, nur mit diesem gemeinsam könne er Österreich zu Fall bringen⁵⁾.

¹⁾ SEHERR-THOSZ: *Erinnerungen aus meinem Leben*. Berlin 1881. (Genaueres Datum nicht angegeben.)

²⁾ ebenda.

³⁾ Brief Kiss v. Nemeskérés an Kossuth vom 7. XI. 1865 in *Schriften Ludwig Kossuths*, VI. Bd., S. 39ff. (ungarisch).

⁴⁾ ebenda.

⁵⁾ ebenda, S. 42.

Ob es wirklich zu der beabsichtigten Unterredung zwischen Kiss und Bismarck kam, ist aus den Akten nicht festzustellen. Bismarck äußerte sich zwar in einem an WERTHER gerichteten Telegramm vom 8. Februar 1866, daß er einen Ungarn gesehen hätte, „der ihm aber als österreichischer Spion bezeichnet war und entsprechend bedient worden wäre“¹⁾. Kiss jedoch kann damit kaum gemeint sein, da Bismarck ihn einerseits schon von Paris her kannte, andererseits sein Besuch seinem Brief zufolge noch 1865 stattgefunden haben mußte.

So ist es nicht sicher, ob Bismarck schon vor 1866 Beziehungen zur ungarischen Emigration hatte. Falls ja, so beweist sein späteres Verhalten, daß er diese nur als Mittel zur Sichtung der politischen Möglichkeiten und zur Klärung der gegnerischen Position betrachtete.

In Ungarn war man unterdessen eifrig um das Zustandekommen des Ausgleiches bemüht. Der Sturz SCHMERLINGS hatte den Weg geebnet, den der für Ende Dezember 1865 einberufene Reichstag zu Ende gehen sollte. Da aber die Februar-Verfassung noch immer in Wirkung war, somit sich bei dem Zusammentreten des Reichstages von neuem die Schwierigkeit der Entsendung von Abgeordneten in den Reichsrat nach Wien ergeben hätte, „sistierte“ BELCREDI durch das Manifest vom 20. September 1865 die Verfassung und damit den Reichsrat, der sich nie zur Anerkennung der ungarischen Forderungen bereit erklärt hätte. Graf ESZTERHÁZY soll nach Mitteilung des preußischen Gesandten der Urheber des Manifests gewesen sein und seine Grundzüge schon lange in Vorbereitung gehabt haben, um es zu gegebener Stunde ausspielen zu können²⁾.

So kam trotz heftigen Protestes aller Anhänger der Reichseinheit am 11. Dezember 1865 der ungarische Reichstag zusammen. Seine Abgeordneten, in erster Linie der Vertreter von Sátoraljaiújhely, Graf ANDRÁSSY, traten sofort in die Verhandlung der brennendsten Frage — des Ausgleiches mit Österreich — ein. An der Forderung aber, daß dieser nur auf Grund der Ernennung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums abgeschlossen werden könne, nahm die Krone Anstoß. Wie die Eröffnungsrede des Kaisers, die er in ungarischer Sprache hielt, betonte, sah man demgegenüber in Wien in einer Revision der 1848-er Verfassung, die willkürlich über die in der pragmatischen Sanktion festgelegten gemeinsamen Angelegenheiten hinweggeschritten war, die notwendige Grundlage der Annäherung. Zweifellos trug auch die Einflußnahme der ungarischen Altkonservativen, deren Programm nicht 1848 hieß, sondern „Wiederherstellung des Ständestaates vor 1848“, dazu bei, den Herrscher gegen die freiheitlichen ungarischen Forderungen einzunehmen.

¹⁾ Ausw. Pol. Preußens, V. Bd., Nr. 237, Telegr. Bismarcks an Werther vom 8. II. 1866.

²⁾ Bericht Werthers vom 28. IX. 1865, zit. b. WERTHEIMER, *Andrássy I.*, S. 183.

So erlitten die Ausgleichsverhandlungen wiederum eine Verzögerung. Da aber „das ungarische Volk den Ausgleich wünsche“, wie Werther nach Berlin berichtet, und „diese Stimmung auf die Ausgleichsverhandlungen nicht ohne Einfluß bleiben und einen mächtigen Faktor bilden werde, um die großen Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, welche dem Zustandekommen des Ausgleiches gegenwärtig noch in materieller Hinsicht entgegenstehen“ . . . , hängt sein Zustandekommen „also im wesentlichen davon ab, ob der ungarische Landtag sich innerhalb seiner Grenzen halten und ob er die im Interesse der Großmachtstellung Österreichs unerläßlichen Konzessionen machen wird.“¹⁾

Daß besonders letzteres noch erbitterte Kämpfe zwischen der gemäßigten und der radikalen Gruppe hervorrief, meldet der Bericht LADENBERGS vom 17. I. 1866, der „die Stimmung in Ungarn von Mißtrauen gegen die Regierung erfüllt“ sieht und die Hartnäckigkeit der Ungarn damit erklärt, daß sie sich von der österreichischen Regierung so oft betrogen fühlten und darum jetzt „fester denn je auf ihren Forderungen beharren, um nicht abermals hinters Licht geführt zu werden.“ Den Hauptgrund des ungarischen Widerstandes übersah Ladenberg. Dieser lag in der wachsenden preußisch-österreichischen Spannung, die die Lage für Ungarn außerordentlich günstig gestaltete und den politischen Hintergrund für ihre Festigkeit bildete²⁾.

Die Zeit arbeitete weiter. Österreich war durch die Reise Bismarcks nach Biarritz verstimmt und man lehnte sich wieder an den Bundestag und die Mittelstaaten an. So zerriß der in Gastein gesponnene dünne Faden allmählich. Die Agitationen für den Augustenburger, die Österreich in Holstein gestattete, verschärften die Spannung. Bismarck war nicht gewillt, dem ruhig zuzusehen und forderte die österreichische Regierung in einer Depesche vom 27. I. 1866 in scharfem Tone auf, „den Schädigungen, welche die monarchischen Grundsätze und die Einigkeit beider Mächte durch das jetzt in Holstein gehandhabte Verfahren leiden, ein Ziel zu setzen“.

Der lachende Dritte bei der Zuspitzung des österreichisch-preußischen Konfliktes war Ungarn. Der Aufenthalt des Kaisers und der Kaiserin in Pest Mitte Februar 1866, wo das Volk sie begeistert umjubelte³⁾, zeigte, daß man in Wien gewillt war, den Ungarn noch weitere Zugeständnisse zu machen, um der Gefahr einer preußisch-ungarischen Verständigung die Spitze abzubrechen. Denn daß diese tatsächlich bestand, darüber herrschte in Wien kein Zweifel. Liefen doch fast täglich Berichte über preußische Agenten ein, die „nicht bloß, um die öffentliche Meinung zu sondieren,

¹⁾ Bericht Werthers vom 9. I. 1866. Geh. St. A.

²⁾ Bericht Ladenbergs vom 17. I. 1866. Geh. St. A.

³⁾ Bericht Leg. Sekr. Grf. Galen, Wien, 15. II. 1866. Geh. St. A.

sondern auch, um auf die Stimmung im Publikum im Interesse preußischer Zwecke einzuwirken“, das Land unsicher machten. Wie der Leiter der Pest-Ofener Polizeidirektion meldete, legten alle in ihren Gesprächen „eine und dieselbe Tendenz an den Tag, dahingehend, der Kaiser von Österreich sei einer der klügsten Monarchen in Europa, da er sehr wohl erkenne, daß das Schwergewicht Österreichs in Ungarn und nicht in Deutschland liege; in Deutschland könne Österreich nichts hoffen und von dort könne es für die Zukunft nichts erwarten; Deutschland sei in allem auf Preußen hingewiesen¹⁾.“

Von preußischer Seite liegt keine Bestätigung über Entsendung von Agenten nach Ungarn vor, und späteren Äußerungen Bismarcks zufolge ist auch kaum anzunehmen, daß man auf diese Weise offen sein Interesse für Ungarn zu erkennen gegeben hätte. Wahrscheinlicher ist, daß diese Agenten dem Kossuth-Kreise entstammten. Denn, wie sich später noch erweisen wird, schob man dort mit Vorliebe die Preußen vor. Einerseits hoffte man dadurch, die deutsche Spannung ihrem endgültigen Bruch entgegenzutreiben, andererseits wollte man der ungarischen Opposition durch den Hinweis auf den preußischen Verbündeten den Rücken stärken.

Sie erreichten ihren Zweck; die dauernden Gerüchte um die preußischen Agenten steigerten die Verwirrung, und die Angst, die in jedem harmlosen Reisenden einen preußischen Verschwörer sah, wuchs sich bald zur Psychose aus²⁾.

Man rechnete jetzt schon ganz sicher damit, daß die preußisch-österreichischen Schwierigkeiten sich für die Entwicklung der ungarischen Frage in irgend einer Weise nutzbringend auswirken würden, und die k. k. Polizeidirektion in Ofen war der Ansicht, „daß die Beschlußpartei bei Verfolgung ihrer Absichten auf die Verwicklung mit Preußen“³⁾ baute. Damit ist auch klar, daß die in führenden Tageszeitungen erfolgenden patriotischen Kundgebungen Ungarns für die Erhaltung der deutschen Stellung Österreichs⁴⁾ als politische Schachzüge zu beurteilen sind. Bezeichnend ist, daß solche Äußerungen in Wien auch nicht ernst genommen wurden⁵⁾. Man wußte vielmehr, „daß Ungarn als Lohn für seine opferfreudige Bereitwilligkeit auf Erfüllung aller seiner Forderungen rechne⁶⁾.“

1) Informationsbüro 1866, Wien, den 18. II. 1866; K. k. Polizeidirektion Pest-Ofen. H. H. u. St. A.

2) Informationsbüro 1866, Wien, den 9. IV. 1866; Bericht 147, R. R. H. H. u. St. A.

3) Informationsbüro 1866, Wien, den 18. II. 1866; K. k. Polizeidirektion Pest-Ofen. H. H. u. St. A.

4) Vgl. *Hon und Pesti Napló*.

5) Bericht Werthers vom 28. III. 1866. Geh. St. A.

6) Bericht Werthers vom 11. IV. 1866. Geh. St. A.

Das amtliche Ungarn unterstützte Österreichs deutsche Politik, um so zum Dualismus zu kommen. Dadurch, daß man sich selbst als Retter der österreichischen Großmachtstellung aufspielte, hoffte man, diese ganz den ungarischen Interessen zu unterwerfen und auch der Innenpolitik für immer die Rückkehr zu einem deutsch orientierten Zentralismus abzuschneiden. Nur wenn man durch ein selbständiges Ministerium vor diesem gesichert sei, äußerte Andrassy einmal Belcredi gegenüber, würde „ganz Ungarn nach Berlin marschieren“¹⁾.

Daß der Kaiser bald vor die Initiative gestellt werden sollte, den ungarischen Forderungen nachzugeben oder sich im Zielfeuer zweier Fronten zu befinden, zeichnete sich bereits im Februar 1866 am Horizont ab. Die harten Worte Bismarcks, mit denen er dem österreichischen Vertreter in Berlin am 9. Februar das Erlöschen des Bündnisses von 1864 erklärte²⁾, waren zwar noch nicht der endgültige Bruch, ließen aber keinen Zweifel darüber, daß nur ein Nachgeben Österreichs auf der ganzen Linie — ein österreichisches Olmütz — den Frieden retten konnte.

Ebenso wie man in Ungarn mit Spannung das Aufeinanderprallen der preußisch-österreichischen Gegensätze verfolgte, so noch mehr in den Kreisen der Emigration. In der Umgebung Kossuths fiel wieder der Name Bismarcks. Johann LUDVIGH, ein alter Mitkämpfer des Ex-Gouverneurs, der mit Empörung das scheinbare Zurückweichen Italiens vor der kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich verfolgt hatte, schlug Kossuth als besseren Bundesgenossen den preußischen Ministerpräsidenten vor³⁾. Man müsse Bismarck einige Ausführungen über die Lage in Ungarn zu gehen lassen, um ihn an einer Zusammenarbeit zu interessieren. „Wenn Preußen Rákóczi nicht abgewiesen hat“, stellt er Kossuth in seinem Schreiben vom 3. März 1866 vor, „ja, ihm nach seinem Sturz noch die Erinnerung an die preußische Freundschaft blieb“, so wird die norddeutsche Großmacht auch jetzt Verständnis für die ungarischen Schwierigkeiten haben⁴⁾.

Kossuth erwartete allerdings — da er bei Bismarck kein Entgegenkommen fand — von Italien mehr, denn mit diesem war er ja schon seit 1859 durch Verschwörungen aller Art verbunden, wogegen er bei Preußen immer wieder die Absicht bemerkt hatte, sich von ihm fernzuhalten. Der preußische Gesandte in Florenz war zwar ein begeisterter Verfechter der ungarischen Freiheitsideen, stand aber mit der Kossuth-gegnerischen Gruppe in engerer Verbindung, als mit dem alten Revolutionär selbst. Wie

1) Aussage des Grafen Andrassy in: BELCREDI: *Fragmente*, S. 420; zit. b. Wertheimer, a. a. O., I. Bd., S. 205.

2) ERICH MARCKS: *Der Aufstieg des Reiches*. Berlin 1936. II. Bd., S. 144.

3) Brief Ludvighs an Kossuth, Brüssel, den 3. III. 1866 in: Kossuth, *Schriften*, VI. Bd., S. 101.

4) ebenda.

Theodor von BERNHARDI, der preußische Militärbevollmächtigte in Florenz, meint, arbeitete USEDOM zwar „ohne Auftrag seiner Regierung, aber umso eifriger nach einem persönlichen Herzensdrange“¹⁾ ganz im ungarischen Sinne. Sein „leicht entzündliches Gemüt“ — um mit SYBEL zu sprechen — war durch die Ausführungen der ungarischen Emigranten vollkommen gewonnen und „mit allen ihren Bildern und Träumen erfüllt“²⁾. Um die Wichtigkeit der ungarischen Verhältnisse für Preußen darzutun, schickte er Meldung um Meldung nach Berlin³⁾. Seine Berichte wurden mit Interesse aufgenommen; man hielt aber die Zeit noch nicht für gekommen, der Angelegenheit offiziell näher zu treten, wie dies deutlich in der Weisung Bismarcks an Usedom vom 3. März 1866 zum Ausdruck kam: „Zusicherungen können nicht ohne Genehmigung Seiner Majestät des Königs gegeben werden, Allerhöchstwelchem ich es ersparen muß, in diese Relationen hineingezogen zu werden. Die Sache selbst aber kann ein wichtiges Moment bilden und ist darum nicht aus den Augen zu lassen“⁴⁾.

Solange die Spannung mit Österreich noch nicht zum Bruch gediehen war, verhielt sich Bismarck der ungarischen Emigration gegenüber passiv. Er sah es zwar nicht ungern, daß sein Gesandter Usedom die Beziehungen zu derselben pflegte, da diese vielleicht Vorteile für die Zukunft bieten konnten, hielt seine eigene Persönlichkeit aber strengstens davon fern. Als Usedom am 6. April das baldige Eintreffen des Führers der ungarischen Emigration in Italien, des Grafen CsÁKY, zur Rücksprache mit Bismarck ankündigte⁵⁾, wies dieser ihn sofort an, das auf jeden Fall zu verhindern⁶⁾.

Zudem lauteten die Berichte über die Stimmung in Ungarn, die Werther dem Außenministerium zuleitete, wesentlich anders, als die von der ungarischen Emigration inspirierten Ausführungen Usedom's. Auch das war ein Grund für Bismarck, vorsichtig zu sein. Werther meldete unter dem 21. III. 1866, daß die Aussichten auf den Ausgleich zwar wieder in weite Ferne gerückt seien, aber man sich beiderseits bemühe, den offenen Bruch

¹⁾ *Aus dem Leben Theodors von Bernhardt*, Leipzig 1897. VII. Bd., S. 17.

²⁾ Heinrich SYBEL: *Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.* Bd. V, S. 73.

³⁾ Bernhardt, a. a. O., VII. Bd., S. 14.

⁴⁾ BISMARCK: *Gesammelte Werke*. Bd. I—XV. Herausggb. von H. v. Petersdorf. V. Bd., S. 423.

⁵⁾ Bericht Usedom's vom 6. IV. 1866. Geh. St. A. vgl. Bericht Usedom's vom 22. III. 1866 (Geh. St. A.), den Wertheimer (Bismarck im pol. Kampf, S. 237ff.) zu einem Erlaß Bismarcks an Usedom macht, was ein vollkommen anderes Bild hervorruft. Richtiggestellt in: Reiswitz, Belgrad-Berlin, Berlin-Belgrad 1866—1871. München/Berlin 1936.

⁶⁾ Somit widerlegt sich Wertheimers Ansicht, die Initiative zur Aufnahme der Beziehungen mit der ungarischen Emigration sei von Bismarck ausgegangen. (Vgl. o. a. Bericht vom 6. IV. 66.)

zu vermeiden: „Die Regierung versucht, die Verhandlungen fortzusetzen, wenn nicht Ereignisse von zwingender Natur ihr einen Ausgleich um jeden Preis wünschenswert machen sollten. (!) . . . Die Ungarn werden bei ihren Forderungen verharren, dieselben immer wieder auf das nachdrücklichste hervorheben, keine prinzipiellen Konzessionen machen, im übrigen werden aber auch sie jeden Anlaß zum Bruche zu vermeiden suchen, u. zw. umso mehr, als sie im Stillen hoffen, die Verlegenheiten der kaiserlichen Regierung und die zwingende Macht späterer Ereignisse werde ihnen schließlich doch zur Erreichung ihrer Wünsche verhelfen¹⁾.“ Ein besseres Zeugnis für die preußisch-ungarische Verbundenheit gegen Österreich ist wohl kaum beizubringen.

Und die Ungarn sollten sich nicht getäuscht haben. Sie kamen den Wünschen Wiens zwar durch die Bildung eines 67-er Ausschusses entgegen; das aus ihm hervorgehende 15-köpfige Subkomitee nahm die Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten in Arbeit, blieb aber, wissend, daß der Kaiser noch vor Ausbruch des offenen Konfliktes mit Preußen auf jeden Fall zu einer Einigung kommen wollte, fest bei seinen Forderungen. Kaiserlicherseits machte man noch einen Versuch. Das Reskript vom 3. März 1866 gab die Gesetze von 1848 an, deren Abänderung man wünschte²⁾. Das ungarische Abgeordnetenhaus erkannte in seiner Antwort darauf zwar das „väterliche Herz Seiner Majestät“ und sein Entgegenkommen an, lehnte es aber nach wie vor ab, vor Wiederherstellung der Rechtskontinuität der 48-er Gesetze in nähere Verhandlungen einzutreten³⁾. So kamen diese wieder ins Stocken. Die Kriegsgefahr führte zur Vertagung des Reichstages, der jedoch als Ergebnis seiner Besprechungen die später als Grundlage des Ausgleichs dienenden Vorarbeiten des 67-er Ausschusses der Öffentlichkeit zur Kenntnis brachte. Damit war sowohl die ungarische wie auch die österreichische Politik für alle Wechselfälle des Krieges gebunden.

In Deutschland wuchs die Spannung von Tag zu Tag. Der Aufruf des preußischen Ministerrates vom 27. III. 1866 zur Teilmobilisierung bewies, daß man die Entscheidung in kürzester Zeit erwartete. Um Preußen, das man in Europa allgemein als baldiges Opfer österreichischer Übermacht betrachtete, zu stärken, bemühte sich Napoleon III., ein preußisch-italienisches Bündnis zustande zu bringen. Bismarck erkannte scharfen Blickes den doppelten Vorteil, den dieses bot. Einerseits band ein gleichzeitiges Vorgehen Italiens im Kriegsfall eine beträchtliche Anzahl österreichischer Truppen; andererseits — und dieser Grund wog bei weitem schwerer — hatte man Frankreich, den alten Vorkämpfer italienischer Freiheit, dadurch

1) Bericht Werthers vom 21. März 1866. Geh. St. A.

2) DEÁK: *Reden* 1861—66, III. Bd., S. 608.

3) Josef REDLICH: *Das österr. Staats- und Reichsproblem*. Leipzig 1926. II. Bd., S. 467.

auf die eigene Linie festgelegt. Daß Napoleon den Krieg betrieb, um in Erfüllung eines europäischen Schiedsrichteramtes der wachsenden Unzufriedenheit in Frankreich entgegenzuwirken und durch diplomatische und territoriale Erfolge den französischen Stolz für immer seiner Person zu verpflichten, wußte Bismarck. Durch das indirekte Bündnis über Italien aber hoffte er ihn zu fesseln und auch ein plötzliches Überschwenken auf die österreichische Seite zu verhindern. Der Generalstabschef MOLTKE, der als wärmster Befürworter gemeinsamen Vorgehens mit Florenz galt, wurde damit beauftragt, am Hofe VIKTOR EMANUELS die Verhandlungen aufzunehmen. Die Italiener kamen dieser Absicht aber zuvor, indem sie den General GOVONE zur Besprechung der Einzelheiten noch vor der geplanten Abreise Moltkes nach Berlin sandten¹⁾.

Der offiziöse Pester Lloyd hielt am 31. III. 1866 die preußisch-italienische Allianz bereits für eine feststehende Tatsache: „Bismarck geht mit dem erbittertsten Feinde Österreichs ein kriegerisches Bündnis ein . . . Wenn das nicht schändlicher Verrat wäre, dann gäbe es überhaupt kein moralisches Gesetz mehr.“

Am 8. April 1866 kam es zum endgültigen Abschluß des Bündnisses zwischen Preußen und Italien: Italien verpflichtete sich zur Kriegserklärung an Österreich, wenn Preußen innerhalb der nächsten 3 Monate sich genötigt sähe, wegen der deutschen Frage zu den Waffen zu greifen.

Daß bei diesen Abschlußverhandlungen das Gespräch auch auf eine durch Revolutionierung Ungarns mögliche Verstärkung der Front kam, wird von Govone selbst bestätigt: Er habe, wie er schreibt, „sehr oft mit Moltke den Wert einer derartigen Kombination“ erwogen²⁾. Dieser habe stets die Ansicht vertreten, daß Österreich zwei oder drei Schlachten ohne große Gefahr verlieren könne, „aber eine Revolution in Ungarn mache der Sache ein Ende“³⁾.

Wie Stephan TÜRRE, einer der führenden Köpfe der Emigration und Flügeladjutant Viktor Emanuels, schreibt, erfüllte die Reise Govones nach Berlin die ungarische Emigration mit hochgespannten Hoffnungen⁴⁾; daß man um den Zweck der Reise wußte, zeigen die Ausführungen PULSZKYS und SEHERR-THOSZ' in ihren Memoiren⁵⁾.

¹⁾ Wertheimer, Bismarck im pol. Kampf, S. 242.

²⁾ Umberto GOVONE: *General Govone*, Berlin 1903, S. 25 und S. 38.

³⁾ Bei SYBEL, a. a. O., V. Bd., S. 74.

⁴⁾ Stefan TÜRRE: *Fürst Bismarck und die Ungarn*. Stuttgart-Leipzig 1900. S. 313.

⁵⁾ PULSZKY: *Meine Zeit, mein Leben*. Preßburg-Leipzig 1883., IV. Bd., S. 239. SEHERR-THOSZ, a. a. O., S. 69. Die Ansicht Kienasts, daß die Führer der ungarischen Emigration, Komáromy und Graf Csáky, sich z. Zt. des italienischen Bündnisabschlusses in Berlin aufhielten und mit Bismarck Verhandlungen über die Bildung einer ungarischen Legion gepflogen hätten, ist quellenmäßig nicht beweisbar. Das Verhalten

In Italien war man unterdessen eifrig bestrebt, in engster Zusammenarbeit mit den dort ansässigen Ungarn — der Mittelsmann war eben jener Türri — das Netz um Österreich fester zu ziehen. Türri wurde nach Serbien geschickt, um Vorbereitungen für einen von dort aus geplanten Einfall nach Ungarn zu treffen und die Unterstützung desselben durch die nationalserbischen Politiker sicherzustellen¹⁾. Durch seine Vermittlung kam die Verbindung zwischen Bismarck und dem serbischen Ministerpräsidenten GARAŠANIN zustande; die Gemeinsamkeit der Interessen fand ihren Ausdruck in dem Abkommen, das der Vertrauensmann des Fürsten MICHAEL und Verfechter des großserbischen Staatsgedankens, Oberst Anton OREŠKOVIĆ, mit den Konsuln Preußens und Italiens traf: Serbien versprach, die k. u. k. Grenzregimenter im Kriegsfall zu beschäftigen und erhielt dafür von Preußen und Italien den Erwerb Bosniens zugebilligt²⁾.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen war Bismarck bemüht, Österreich weiter einzukreisen. Er unterstützte eifrig die Anwartschaft des Prinzen KARL VON HOHENZOLLERN-SIGMARINGEN auf den rumänischen Thron und forderte ihn am 19. April 1866 sogar auf, durch die Annahme der Wahl des rumänischen Volkes die Welt vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Die politische Lage sei im Augenblick verhältnismäßig günstig, Frankreich, England und Italien wären ohne weiteres einverstanden . . . „Österreich wird alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen, doch ist gerade von dieser Seite nicht viel zu befürchten, da ich Österreich für einige Zeit zu beschäftigen gedenke!“³⁾

Noch aber konnte Bismarck die Entscheidung nicht herausfordern. Die Unklarheit über die Haltung Napoleons im Konfliktsfall warnte ihn vor übereiltem Tun. Der Kaiser der Franzosen hatte schon zur Zeit der italienischen Verhandlungen zu verstehen gegeben, daß er für ein Erstarken Preußens, das möglicherweise die deutsche Einigung — ohne Österreich — nach sich ziehen konnte, entsprechend entschädigt werden müßte. Die kühle Zurückhaltung und kluge Vorsicht, mit der Bismarck auf die Vorstöße Napoleons antwortete, das Aufwerfen des Reformplanes für den Frankfurter Bundestag⁴⁾, — ohne Zweifel auch bestimmt, Frankreich auf die noch immer bestehende Möglichkeit der Verständigung mit Österreich hinzuweisen und zu warnen —, das Verstecken Bismarcks hinter der Bismarcks diesem Fragenkreis gegenüber berechtigt nicht dazu, diese Annahme auch nur als wahrscheinlich zu bewerten.

¹⁾ Vgl. H. WENDEL: *Bismarck und Serbien im J. 1866*. Berlin 1927.

²⁾ KIENAST: *Legion Klapka*, S. 49, zit. aus *Dnevi List* (Tageblatt) vom 16. IX. 1895 „Etwas mehr Licht“ — von OREŠKOVIĆ veröffentlicht. Die Behauptung ist aktenmäßig nicht beweisbar, der damaligen Lage nach zu urteilen aber möglich.

³⁾ KIENAST: a. a. O., S. 51, zit. aus *Aus dem Leben König Carols von Rumänien, Aufzeichnungen eines Augenzeugen*, I. Bd., S. 17.

⁴⁾ Vgl. SYBEL, a. a. O., VI. Bd., S. 345 ff.

königlichen Ungeneigtheit, sich Bündnisse mit deutschem Land zu erkaufen, brachte dem Franzosen zum Bewußtsein, daß der preußische Ministerpräsident kein gefügiges Werkzeug seiner Politik sein werde.

Von Preußen im Unklaren gelassen, kam er den österreichischen Annäherungsversuchen wohlwollend entgegen. Österreich bot, um Preußen und Italien zu trennen, den Verzicht auf Venetien an. So hoffte die kaiserliche Regierung, mit Italien zu einem friedlichen Ausgleich der Gegensätze zu kommen und die unzersplitterte Kraft des Reiches bei einem preußischen Kriege ins Feld werfen zu können.

Bismarck war sich der Gefährlichkeit der Lage wohl bewußt. Er kannte die Bedeutung des napoleonischen Einflusses in Italien und fürchtete von der Unsicherheit der italienischen Staatsmänner, ihre Forderungen bis zum Letzten durchzusetzen, ein Auseinanderbrechen der Front. In dieser Lage nun, in der ein Aufstand in Ungarn das einzige Mittel schien, sich der militärischen Mitwirkung Italiens in dem bevorstehenden Kriege bis zum Äußersten zu versichern¹⁾, griff Bismarck wieder auf den Plan der Bildung einer ungarischen Legion als Stoßtrupp gegen Österreich zurück. Den ganzen April hindurch war es still darüber gewesen. Usedom hatte zwar am 6. und 7. April Bismarck die Entsendung von preußischen Agenten nach Ungarn vorgeschlagen, aber dieser sah nicht die Notwendigkeit eines solchen Schrittes ein und wollte den Italienern dieses Betätigungsfeld überlassen. „Sie haben bessere Verbindungen und geschicktere Leute dazu, sind auch ihrer Stellung zu Österreich nach berechtigter, schon im Frieden derlei Mittel anzuwenden²⁾.“ Eine Denkschrift Usedom vom 17. April über das ungarische Problem, die aus Gesprächen mit den ungarischen Emigranten erwachsen war, blieb ohne Beantwortung; ebenso das Telegramm des Gesandten vom 27. April, das dringend zur Aufstellung einer ungarischen Legion riet, da die Kriegsgefahr täglich wachse³⁾.

Nun aber stand die Aktualität der ungarischen Frage außer Zweifel. Und mit der ihm eigenen Entschlußkraft riß sie Bismarck aus ihrem Dämmerdasein und stellte sie in die politische Wirklichkeit. Bezugnehmend auf das Usedom'sche Telegramm vom 27. April fragte er unter dem 3. Mai an, welche Summe für die Organisation der Legion benötigt werde und welche Sicherheit der entsprechenden Verwendung von Seiten der Empfänger bestände⁴⁾.

Einige Tage später erhielt Bismarck einen persönlichen Vortrag über die ungarische Frage. Jener schon erwähnte ungarische Honvédoberst

¹⁾ BERNHARDI, a. a. O., VII. Bd., S. 14.

²⁾ Bismarck an Usedom vom 9. IV. 1866, zit. b. Wertheimer, Bismarck im pol. Kampf, S. 240.

³⁾ Telegr. Usedom an A. A. vom 27. IV. 1866, zit. bei Wertheimer, Bismarck im pol. Kampf, S. 245.

⁴⁾ BISMARCK: a. a. O., Bd. V, Nr. 351 vom 3. V. 1866.

Nikolaus Kiss von Nemeskér, den der preußische Ministerpräsident schon von Paris her kannte, suchte ihn Anfang Mai auf, allerdings in erster Linie, um in französischem Auftrage ein preußisch-italienisch-französisches Bündnis in Vorschlag zu bringen¹⁾. Die französischen Bedingungen überboten aber an Maßlosigkeit alles Vorhergehende, sodaß Bismarck sich weigerte, dem König den Vorschlag zu übermitteln. Wie eine Aktennotiz beweist, kam das Gespräch bald auf die „Möglichkeiten einer preußisch-ungarischen Kooperation“ in dem kommenden Kriege²⁾. Kiss ist aber sehr enttäuscht über die Einstellung Bismarcks, der sich vor Kriegsausbruch mit keiner revolutionären Persönlichkeit in Verbindung setzen wollte. „Dort (in Berlin) atmet nicht Cavours hoher Geist“, schreibt er am 14. Mai verbittert an Kossuth, „sondern eine ängstliche, skrupelgeplagte Regierung mit engem Horizont!“ Trotzdem habe er aber, wie er Kossuth in demselben Schreiben versichert, durch diese Unterredung die Gewißheit erhalten, daß bei Kriegsausbruch sofort ein preußisches Regiment in Ungarn einbrechen und durch Mitnehmen von Waffen dort eine allgemeine Erhebung organisieren werde³⁾. Da diese Mitteilung Kiss' in keiner Weise mit der von Bismarck bisher bei ähnlichen Gelegenheiten bewiesenen Zurückhaltung zu vereinbaren ist und von keiner anderen Seite bestätigt wird, ist sie mit Sicherheit als Übertreibung, wenn nicht als reine Erfindung zu werten. Kiss verfolgte wohl dadurch den Zweck, die Wichtigkeit seiner Vermittlertätigkeit Kossuth gegenüber zu betonen.

Obgleich die ungarische Emigration sich ausdrücklich anbot und der noch immer nicht erfolgte Abschluß des Ausgleichs die Aussichten Bismarcks steigerte, war er doch auch jetzt noch bei der Behandlung der ungarischen Angelegenheit außerordentlich vorsichtig. Neben Erwägungen politischer Natur hielt ihn wohl auch das Gefühl zurück, daß — wie es Bernhardi Tür gegenüber äußerte — die Bildung solcher Legionen mit den der preußischen Armee eigenen Ideen von redlicher, ritterlicher Kriegsführung in einem entschiedenen Widerspruche stehen würde⁴⁾. Vor allen Dingen aber wollte er sich erst über die realen Hintergründe des Planes Klarheit verschaffen, ehe er ihm näher trat. In diesem Sinne fragte er am 21. Mai — in Beantwortung des Usedomischen Telegramms vom 16. Mai, das den Operationsplan für den Einbruch in Ungarn dargelegt und die Geldfrage angeschnitten hatte⁵⁾, bei dem Gesandten an, „ob die vorgetragenen Pläne mehr als

¹⁾ MARCKS: a. a. O., II. Bd., S. 148.

²⁾ BISMARCK: a. a. O., Bd. V, Nr. 362 vom 30. VI. 1866. Vgl. Brief Kossuths an Kiss vom 6. V. 1866 in: Kossuth, Schriften, VI. Bd., S. 181.

³⁾ KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 131.

⁴⁾ BERNHARDI: a. a. O., VII. Bd., S. 24.

⁵⁾ Telegr. Usedom an Bismarck vom 16. V. 1866, zit. b. Wertheimer, Bismarck im pol. Kampf, S. 295.

das Werk kleiner Parteien seien“ und ob wirklich eine allgemeine und nationale Teilnahme dafür in Ungarn in Aussicht stände. Die Sicherheit, „auf welche allein sich Berechnungen gründen ließen, könnte nur durch Persönlichkeiten gegeben werden, welche die eigentlichen Führer der großen Parteien sind, als solche in Ungarn mehr als irgend anderswo einen entscheidenden Einfluß genießen und, wenn sie nicht teilnehmen, der Erhebung jede Aussicht nehmen . . . Wir können uns nicht auf nähere Beziehungen einlassen, ohne zu wissen, mit wem wir es zu tun haben. Eine mißglückende Unternehmung würde unberechenbaren Schaden tun und Österreich moralisch und physisch stärken.“ Darum sollte man vorläufig zwar den Faden vorsichtig in der Hand behalten, aber alles vermeiden, was kompromittieren könnte. Wenn der Krieg wirklich ausbräche, würde es voraussichtlich angemessen sein, die ungarischen Agenten nach Berlin zu bestellen; aber auch dann wäre es nötig, daß sie durch ihren Namen, ihre Persönlichkeit oder auf irgend eine andere Weise dafür bürgten, daß sie wirklich die nationale Meinung Ungarns vertreten¹⁾.

Damit war die ungarische Angelegenheit zu einer Frage der großen Politik geworden. Nicht eine kleine Gruppe von Rebellen, die im Larde keinen Rückhalt hatte und deren Unterstützung von vornherein zum Mißlingen bestimmt war, sollte gegen Österreich aufgerufen werden, sondern ganz Ungarn.

Zugleich aber kennzeichnen die Äußerungen Bismarcks seinen vollkommen loyalen Standpunkt, der zu diesem Mittel nur im Falle äußerster Gefahr — wie es tatsächlich dann auch geschah — greifen wollte. Und da er wußte, daß die Verbindung mit Kossuth ihm dies unmöglich machen würde, verhielt er sich dessen Annäherungsversuchen gegenüber nach wie vor ablehnend.

In einem vom 21. Mai 1866 datierten Schreiben machte Kiss von Nemeskér erneut den Versuch, Bismarck für die Kossuthschen Pläne zu gewinnen: Durch äußere Gegner allein könne Österreich nicht geschlagen werden; „nur die innere Auflösung könne ihm den Todesstoß geben“²⁾. Ausgehend von dieser Voraussetzung machte er Bismarck Vorschläge für das Verhalten vor und nach der Kriegserklärung und riet ihm, durch Einflußnahme auf die ungarische Presse die Stimmung für den Einmarsch der Legion vorzubereiten. Eine Fühlungnahme mit der ungarischen Reichstagsopposition hielt er ebenfalls für aussichtsreich, da diese in ihrem Kampf um den Ausgleich dadurch einen außenpolitischen Rückhalt hätte. Kiss ging noch weiter mit seinen Vorschlägen: Die Führer der ungarischen Emigration seien nach Berlin zu berufen — er dachte in erster Linie an Kossuth, KLAPKA, PERCZEL und VETTER —, wo man ein ungarisches Nationalkomitee

¹⁾ BISMARCK: a. a. O., Bd. V., Nr. 351, vom 21. V. 1866.

²⁾ KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 24.

gründen solle. Das Komitee müsse einen Aufruf in deutschen, französischen und englischen Zeitungen erlassen, in dem die ungarischen Soldaten zum Eintritt in die Freiheitslegion aufgefordert würden. Die Legion solle in Berlin in einer eigenen Kaserne untergebracht werden. Ihre Offiziere würden vom preußischen König ernannt und den preußischen in jeder Hinsicht gleichgestellt werden. Die Legion solle die ungarische Fahne führen und die Uniform der 1848/49-er Honvéd tragen, aber den Eid auf den preußischen König ablegen. Zur Erstorganisation erbat der Schreiber 5—600000 Taler. General Klapka, der als Kommandant der Legion in Aussicht genommen sei, habe der preußischen Regierung darüber Rechnung zu legen.

Bismarck beantwortete diese, immerhin reichlich anmaßenden Vorschläge nicht; er nahm sie lediglich zur Kenntnis, da es nicht in seiner Absicht lag, — wie er wiederholt ausgeführt hatte — sich vor Kriegsausbruch offiziell festzulegen und dadurch zu kompromittieren. Seinen ungarischen „Freunden“ aber war es gerade darum zu tun, um den Bruch zwischen Preußen und Österreich unvermeidlich zu machen. Dieses Ziel verfolgte auch die schon erwähnte Entsendung angeblich preußischer Agenten nach Ungarn und eine Menge von Flugschriften und Proklamationen. So meldete der österreichische Geschäftsträger in Galatz/Rumänien, Ritter von KREMER, am 22. Juni 1866, er habe eine Flugschrift in die Hand bekommen, die die im österreichischen Heer dienenden Ungarn zur Fahnenflucht auffordere und „Euere preußischen Brüder“ unterzeichnet sei. Kremer nahm an, daß das Flugblatt auf dem Weg über Italien in die österreichischen Reihen gedrungen sei. — Zu gleicher Zeit tauchten noch zwei andere, in Wortlaut und Sinn überraschend ähnliche Proklamationen auf, die beide aus Bologna kamen und von italienischer Seite an die Ungarn und an die kroatischen Grenzregimenter gerichtet waren. So ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch der „preußische“ Aufruf aus derselben Quelle stammte. Nach der Bismarck gegenüber geäußerten Absicht Kiss', durch aktive Maßnahmen ungarische Regimenter zum Abfall zu bringen, liegt der Verdacht nahe, daß die ganze Angelegenheit von ihm und Kossuth — ohne Wissen der preußischen Regierung — in die Wege geleitet worden war¹⁾. Ein Telegramm Usedom vom 2. Juni 1866, in dem er berichtet, daß Kossuth die Absicht habe, ein Manifest an die kämpfenden Ungarn zu erlassen, macht diese Vermutung zur Gewißheit²⁾.

Der Text der Proklamation verdient immerhin angeführt zu werden:

¹⁾ KIENAST: a. a. O., S. 57, glaubt an die Urheberschaft Türri, Klapkas und Pulszkys, die er aber nicht beweisen kann.

²⁾ Telegr. Usedom vom 2. VI. 1866, zit. b. Wertheimer, Bismarck im pol. Kampf, S. 253.

„Tapfere Ungarn! Auch für Euch ist die Stunde der Entscheidung gekommen. Der Todfeind Eueres Vaterlandes, der Österreicher, ist von der Großmacht zweier Länder angegriffen, von Italien und Preußen. Der Sieg beider wird auch der Sieg Ungarns sein; ebenso sicher ist es aber, daß ein österreichischer Sieg Eurer Heimat neue Ketten bringen würde.

Das wißt Ihr gut, Ihr fühlt es, tapfere Ungarn, die ihr mit Abscheu in der schwarz-gelben Armee dient.

Darum weg von der gehaßten Fahne! Weg in Scharen oder einzeln, aber weg um jeden Preis! Euer Platz ist nicht da, wo der dreihundertjährige Tyrann über Euere Heimat gebietet, sondern hier, wo zwei freie Nationen für Freiheit und Unabhängigkeit kämpfen.

Darum weg von der verhaßten Fahne, sofort, auf jedem Wege, um jeden Preis!

Nicht der ist fahnenflüchtig, der zum Bündnis der Gerechtigkeit und des nationalen Rechtes übergeht, sondern der, der die heiligen Interessen der Freiheit und der Nation leugnet und in der Armee des verräterischen Habsburg bleibt, bei dem Todfeind von Freiheit und Nationalität.

Darum rechnen auf Euch Ludwig Kossuth, der ehemalige Gouverneur Eurer Heimat, Garibaldi, der Held der Volksfreiheit, die italienische und die preußische Nation!

Helden, so segne Euch der Gott der Ungarn, wie Ihr dieser vierfachen Erwartung entspricht!

Eilt her, hier ist die ungarische Fahne und die ungarische Führung! Dreifacher Sieg und der Segen dreier Nationen¹⁾.“

Das Auftauchen der Proklamation in dem rumänischen Galatz läßt sich damit erklären, daß die Emigration wohl zuerst die Wirkung solcher Schritte auf die von starkem Nationalismus erfüllte magyarische Bevölkerung Siebenbürgens und der Theißgegend beobachten wollte. Wahrscheinlich hatte Stephan Türr, der über die weitest verzweigten Verbindungen auf dem Balkan verfügte, es übernommen, die Proklamation von dort aus in die ungarischen Reihen zu bringen.

Indes befaßte sich die preußische Gesandtschaft in Florenz, um der Anfrage Bismarcks vom 21. Mai 1866 nachzukommen, mit der Erkundung der Zusammenhänge zwischen der ungarischen Emigration und den heimatischen Parteien. Wie Bernhardt berichtet, setzte ihm Graf Csáky in mehreren Unterredungen das Wirken des geheimen Revolutionskomitees in Pest auseinander: das Land sei in acht Bezirke aufgeteilt, von denen jeder unter einem kommandierenden General stehe. Die Organisation sei der der Freimaurer ähnlich; keiner, der sich der Verschwörung angeschlossen habe, wisse mehr als den Namen seines Vorgesetzten. So sei Verschwiegenheit

¹⁾ Galatz, den 22. VI. 1866. H. H. und St. A.

gewährleistet und erst in dem Augenblick, da die Nationalfahne zum Freiheitskrieg erhoben würde, werde dem Feind die Stärke der Bewegung offenbar¹⁾).

Wie Bernhardi berichtet, kam im Verlauf dieser Unterredung die Sprache auch auf Kossuth. Der Gegensatz zwischen ihm und der aristokratischen Gruppe um den Grafen Csáky war bekannt. Der Zwiespalt stammte schon aus dem Jahre 1849, als Kossuth den Vorwurf des Verrates gegen GÖRGEY erhoben hatte²⁾. Ein Teil der Emigranten nahm für Görgey Partei und rückte dadurch innerlich immer mehr von dem Radikalismus Kossuths ab. Dazu kamen persönliche Gegensätze, wie der zwischen Kossuth und Klapka, der sich bei der Organisation der Legion in Italien 1859 ergeben hatte. Schwierigkeiten privater Natur, mit denen Kossuth im Anfang der 60-er Jahre zu kämpfen hatte, gaben der gegnerischen Gruppe Gelegenheit, seinen Einfluß auch in der Heimat zurückzudrängen, sodaß er, auch abgesehen von der ausgleichsfreundlichen Stimmung, kaum noch Anhänger in Ungarn besaß. Lediglich im Volke, das im politischen Leben keine Rolle spielte, wurde er noch als Heros der ungarischen Freiheit verehrt.

Kossuths Versuch, sich 1866 aktiv einzuschalten, wurde von der Gruppe um Csáky mit großem Mißvergnügen zur Kenntnis genommen. Man hielt ihn für feige, eitel und herrschsüchtig und warnte die Preußen vor ihm. „Einmal eingeweiht, würde er die Diktatur an sich reißen und die Bewegung in eine extrem-demokratische Richtung zu bringen suchen³⁾.“

Durch die Mitteilungen Csákys in seinem Eifer bestärkt, telegraphierte Usedom sofort nach Berlin, um die gewünschte Verbindung mit den Ungarn endlich ins Werk zu setzen⁴⁾. Auf die Rückfrage Bismarcks vom 3. Juli 1866, ob die in Italien weilenden ungarischen Generale zu einer Besprechung nach Berlin kommen könnten, kündigte Usedom sogleich die Abreise Türrs, Csákys und Klapkas an⁵⁾.

Kiss, der als Vertrauter Kossuths nicht aufgefordert wurde, glaubte nicht recht an ein Gelingen der Pläne, denn „schwer ist die Stellung Bismarcks“, schreibt er am 6. Juni an Kossuth, „erschreckend schwer; ein Damoklesschwert hängt über seinem Haupte und der Boden glüht unter seinen Füßen; seine Unbeliebtheit ist erschreckend; es ist nur sein Glück, daß sein Ehrgeiz, seine Kraft, seine Ausdauer gerade so erschreckend sind. Aber meiner Meinung nach versteht er noch nichts von der Kunst, mit der

1) Vgl. Kienast, a. a. O. S. 40 f.

2) Brief aus der Widdiner Verbannung vom 12. IX. 1849.

3) BERNHARDI: a. a. O., S. 34.

4) Telegramme vom 31. V., 2. und 3. VI. 1856. H. H. u. St. A.

5) BERNHARDI: a. a. O., S. 35. Teleg. Usedom vom 5. VI. 1866. Geh. St. A.

man Königreiche vergrößert oder auch nur rettet¹⁾." Kiss sollte sich schwer getäuscht haben. Gerade durch seine Zurückhaltung Kossuth gegenüber bewies Bismarck am besten, daß er nicht der unpolitische Kraftmensch war, für den Kiss ihn hielt. Er arbeitete für die Zukunft und wußte, daß einem mit Kossuth verbündeten Preußen die spätere Aussöhnung mit Österreich, die sein Endziel war, kaum möglich sein würde. Diese Erwägung bestimmte seine Politik.

Jedoch war Bismarck auch nicht gewillt, sich durch den Klapka-Kossuth-Gegensatz²⁾ seine Pläne durchkreuzen zu lassen und die Legion zum Gegenstand widerstreitender ungarischer Interessen zu machen, deren Folgen dann Preußen zu tragen hätte. So bestand er, trotz seiner Abneigung Kossuth gegenüber, auf Aussöhnung beider Richtungen. Erst dann wollte er die Besprechungen aufnehmen³⁾. Von der tatsächlichen Einflußnahme hielt er aber nach wie vor Kossuth geschickt fern.

So empfing er am 10. und 11. Juni — als die Krise in den Herzogtümern und die Verhandlungen beim Bundestag keinen anderen Ausweg als den Krieg zeigten — nur Türri, Klapka und den Grafen Csáky zur Unterredung.

Von Türri liegt ein Bericht über seine Zusammenkunft mit Bismarck vor. Wie er schreibt, wurde er am Bahnhof im Namen der preußischen Regierung durch den Oberst von DOERING erwartet⁴⁾, der ihn sofort zu Bismarck brachte. Hier führte er sich mit einem Schreiben Bernhardt ein, das den Wert der ungarischen Aktion militärisch klar und sachlich auseinandersetzte und neben der Warnung Türri vor Italiens zweifelhafter Bundesgenossenschaft⁵⁾ Bismarck den Gedanken der Zusammenarbeit mit der ungarischen Emigration näher brachte, als alle Ausführungen Usedom vorher⁶⁾. Noch am selben Tage — 10. Juni — schickte Bismarck einen Erlaß an seinen Gesandten in Florenz, in dem er eine Erhebung in Ungarn als „sehr erwünscht“ bezeichnete⁷⁾. Zugleich aber machte er Usedom auf die Schwierigkeit aufmerksam, von Preußen aus durch Druck-sachen und andere Werbemittel auf die ungarischen Regimenter einzuwirken. Der italienischen Regierung sei das leichter, da sie „in der Ausgabe

¹⁾ KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 209. Schrb. vom 6. VI. 1866.

²⁾ Vgl. die 1936 erschienene Diss. von T. Lengyel: Georg Klapkas Erinnerungsschriften und sein Wirken in der Emigration (ungarisch).

³⁾ Ebenda, S. 60.

⁴⁾ Vgl. KIENAST: a. a. O., S. 70.

⁵⁾ BISMARCK: a. a. O., Bd. VII. Türri, a. a. O., S. 313f.

⁶⁾ Der Streit der Historiker, ob Türri am 9. Juni (Reiswitz) oder am 10. (Kienast, Wertheimer, Wendel) in Berlin eingetroffen ist, scheint m. E. unwesentlich. Ich schließe mich der Aussage Türri — die er schon 1870 tat, nicht erst 1900, (Reiswitz); vgl. auch Kienast a. a. O. S. 71 -- an.

⁷⁾ BISMARCK: a. a. O., V. Bd., Nr. 365, Erlaß vom 10. VI. 66.

bedeutender Mittel durch formelle Hindernisse nicht beschränkt sei.“ Sie solle daher die einstweilige Finanzierung der ungarischen Legion übernehmen. Preußen werde das Geld nach Kriegsschluß zurückerstatten.

Dieser Erlaß Bismarcks — wenn er auch sein prinzipielles Einverständnis mit der Aufstellung der ungarischen Legion zum Ausdruck brachte — ist doch als Verschleppungsmanöver zu werten. Bevor der Krieg zur Tatsache geworden war, fühlte sich der preußische Staatsmann nicht berechtigt, die Legion offiziell in Erscheinung treten zu lassen. Und dem Drängen der Ungarn gegenüber berief er sich — ähnlich wie bei der Ablehnung der Napoleonischen Forderungen — auf die Ungeneigtheit des Königs, ohne dessen Zustimmung er keine Entscheidung treffen könne¹⁾, — klugerweise damit die Tür der Verhandlungen für die Zukunft offen haltend.

Doch der Ministerrat vom 11. Juni 1866 erfüllte die Voraussetzungen Bismarcks, und die politische Entwicklung zwang den König, kein Mittel ungenützt zu lassen, das geeignet war, den Feind zu schwächen.

So konnte Bismarck dem General Türr, der ihn verabredungsgemäß nach dem Ministerrat aufsuchte, die Versicherung geben, daß „der Krieg und auch die Kooperation mit Ungarn“ beschlossen sei²⁾. Um, wie es der Ernst der Lage erforderte, schnellstens die Bildung der Legion in Angriff zu nehmen, bat er Türr, das baldige Eintreffen General Klapkas zu veranlassen. Dieser hielt sich aber schon in Berlin auf und sprach noch am selben Tage bei Bismarck vor. Den Eindruck, den er auf ihn machte, schildert Bismarck als durchaus „günstig“³⁾.

Über die Besprechungen gibt das noch am selben Tage an Usedom abgehende Telegramm Aufschluß. Dieser erhielt offiziell den Auftrag, sich mit Italien über die Legionsangelegenheit zu einigen und von dem Ministerpräsidenten LA MARMORA die Vorstreckung von 3 Millionen Francs zur Organisation der Legion zu erwirken. „Sagen Sie die Erstattung der Hälfte durch uns zu“, heißt es wörtlich, „Eile dringend nötig. Ausbruch des Krieges in wenigen Tagen zu erwarten.“

Für Usedom brauchte es indes keiner besonderen Aufforderung, für ungarische Interessen tätig zu sein. Er teilte sofort nach Erhalt des Telegrammes — 12. Juni — La Marmora mit, daß seine Regierung bereit sei, „die Hälfte der für die ungarische und slawische Angelegenheit notwendigen Gelder zu liefern, wenn die italienische Regierung die andere Hälfte übernehmen wolle.“⁴⁾.

1) ebenda.

2) BISMARCK: a. a. O., VII. Bd., S. 125. Gespräch vom 11. VI. 1866.

3) BISMARCK: a. a. O., V. Bd., Nr. 368, Telegr. vom 11. VI. 1866

4) KOHL: *Die politischen Reden des Fürsten Bismarck*. 13 Bde. Stuttgart 1892. VI. Bd., S. 151f. KIENAST: *König Friedrich II. von Preußen und die Ungarn bis zum Hubertusbürger Frieden 1763*. Wien 1895. S. 76f.

La Marmora — der eigentliche Urheber des Planes, wie Govone und Usedom bestätigen¹⁾, — verhielt sich jedoch plötzlich ablehnend. Er erklärte dem preußischen Gesandten, die ganze Legionsangelegenheit sei eine Sache, die Italiens wenig würdig wäre²⁾. Die Ausrede war schlecht gewählt, da gerade er sich bisher mit Eifer dafür eingesetzt hatte; der Grund, der den plötzlichen Gesinnungswechsel La Marmoras veranlaßte, liegt mit Sicherheit in dem unerwarteten Zurückweichen Napoleons, der bisher als bewegender Faktor hinter den ungarischen Plänen gestanden hatte. Die Aussicht, Venetien möglicherweise auch ohne Krieg zu bekommen, war verlockend und hat auf den von Natur aus vorsichtigen italienischen Außenminister ihre Wirkung nicht verfehlt.

Während Bismarck sein Mißfallen über die so unmotiviert veränderte Haltung La Marmoras dem Berliner italienischen Gesandten BARRAL gegenüber ungeschminkt zum Ausdruck brachte³⁾, versuchte Usedom nach einer Besprechung mit Bernhardi und dem Grafen Csáky nochmals, den italienischen Ministerpräsidenten umzustimmen. Die sogenannte „Stoß-ins-Herz-Depesche“ vom 17. Juni sollte ihn überzeugen, daß man nur bei gemeinsamer Operation im Krieg gegen Österreich auf Erfolge hoffen könne. Der Ton der Note allerdings war nicht geeignet, Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen; die anmaßende Art vielmehr, in der Usedom Italien den Weg seines Feldzuges vorschrieb, mußte La Marmora tief verstimmen: „Italien wird sich nicht damit begnügen dürfen, bis zu den nördlichen Grenzen von Venetien vorzudringen; es muß sich einen Weg nach der Donau bahnen und Preußen im Mittelpunkt der Monarchie selbst die Hand reichen, mit einem Worte, es muß auf Wien losmarschieren. Um sich des dauernden Besitzes von Venetien zu versichern, muß es zunächst die österreichische Macht in das Herz getroffen haben . . . Übrigens besteht ein unfehlbares Mittel, um den beiden Heeren das kräftigste Zusammenwirken auf einem gemeinsamen Terrain zu sichern; dieses Terrain ist Ungarn. — . . . Die preußische Regierung hat in jüngster Zeit die ungarische Frage sorgfältig studieren lassen; sie hat die Überzeugung erlangt, daß dieses Land, gleichmäßig durch Italien und Preußen unterstützt, jedem dieser beiden als Verbindungsglied und als strategischer Stützpunkt dienen wird. Man dirigiere z. B. auf die Ostküste des Adriatischen Meeres eine starke Expeditionstruppe, welche die Hauptarmee in keiner Weise

1) BERNHARDI: a. a. O., VII. Bd., S. 283.

2) LA MARMORA: *Etwas mehr Licht*. Mainz 1873. S. 300ff. Govone begründet La Marmoras plötzliches Zurückweichen damit, daß der Ministerpräsident seine magyarischen Freunde durch eine von vornherein dem Mißerfolg geweihte Bewegung wie die Nachrichten aus Österreich bewiesen — nicht bloßstellen wollte (a. a. O., S. 39).

3) LA MARMORA, a. a. O., S. 315. KIENAST, a. a. O., S. 78.

schwächen würde, weil man sie zum größten Teile aus den Reihen der Freiwilligen entnähme, indem man sie unter das Kommando des Generals GARIBALDI stellt. Allen Erkundigungen zufolge, welche der preußischen Regierung zukommen, würde diese Expedition unter den Slawen und Ungarn die freundlichste Aufnahme finden; sie würde die Flanken der sich auf Wien bewegenden Armee decken und würde ihr die Mitwirkung und alle Hilfsquellen jener weiten Ländergebiete öffnen. Andererseits werden die ungarischen und die kroatischen Regimenter im österreichischen Heere bald den Kampf verweigern gegen Armeen, welche von ihren eigenen Ländern als Freunde empfangen worden sind . . .

Von Norden und von den Grenzen Preußisch-Schlesiens her könnte ein fliegendes Corps, soviel wie möglich aus nationalen Elementen gebildet, in Ungarn eindringen und würde sich dort mit den italienischen Truppen und der unterdessen gebildeten nationalen Heeresmacht vereinigen. Österreich würde in dem Maße verlieren, als wir gewinnen und die Stöße, die alsdann gegen dasselbe geführt würden, träfen nicht seine Glieder, sondern sein Herz . . .“

Aus all diesen Gründen — schließt die Note — „legt die preußische Regierung einen so hohen Wert auf die ungarische Angelegenheit und auf eine Aktion, welche Preußen und das ihm befreundete Italien gemeinschaftlich auf diesem Terrain wirken läßt. Sie schlägt dem florentinischen Kabinett vor, gemeinschaftlich für den nötigen Aufwand zu sorgen, um den Empfang der besagten Expeditionen vorzubereiten und ihnen die Mitwirkung jener Länder zu sichern¹⁾.“

Bismarck war, als ihm die Note vorgelegt wurde, von dieser amtlichen Festlegung seiner revolutionären Pläne — und noch dazu in einer Weise, die weit über seine Absichten hinausging — aufs peinlichste berührt. Als die Note durch eine Indiskretion La Marmoras in der italienischen Kammer im Sommer 1868 bekannt wurde, rückte Bismarck durch offizielle Erklärungen im Preußischen Staatsanzeiger vom 31. Juli und 11. August 1868 von ihr ab und charakterisierte sie als eigenmächtigen Schritt Use-doms, der in keiner Weise die Auffassung seiner Regierung zum Ausdruck gebracht habe. Diese Stellungnahme Bismarcks ist jedoch in erster Linie durch sein Bestreben bestimmt, wieder freundschaftliche Beziehungen mit Österreich anzuknüpfen und zu diesem Zweck alle Steine des Anstoßes aus dem Weg zu räumen. Wie die Dinge 1866 tatsächlich lagen — die Heere gerüstet, Frankreichs Haltung unsicher, der Verbündete schwankend — braucht es wohl keines besonderen Beweises, daß Bismarck von Italien endlich eine bindende Äußerung in der ungarischen Angelegen-

¹⁾ Vgl. KIENAST: a. a. O., S. 79—83. Die Note wurde erstmalig durch Verlesen La Marmoras in der ital. Kammer am 21. VII. 1868 bekannt (vgl. La Marmora, a. a. O., S. 328).

heit hören wollte¹⁾ und sein Gesandter nicht Politik auf eigene Faust gemacht hatte. Die Ungeschicklichkeit des Vorgehens allerdings, die statt persönlicher Rücksprache die Notenform gewählt hatte, die Gehässigkeit Österreich gegenüber und die Unkenntnis, mit der militärische Fragen besprochen wurden²⁾, waren eigenes Zutun Usedom's.

Ein Wandel in der Haltung Italiens trat unter dem Nachfolger La Marmoras, RICASOLI ein. Seine Bedingung, die sich mit der Bismarcks traf, war nur die Aussöhnung der beiden feindlichen Emigrationsparteien; vorher wollte er keine Versprechungen machen. Der preußische Vertreter hatte schon vorgearbeitet: am 17. Juni traf der Gegenspieler Kossuths, der „Präsident des Pester Komitees der geheimen ungarischen Nationalregierung“ — wie er Bernhardi vorgestellt wurde — Georg von KOMÁROMY in Florenz ein³⁾. Graf Csáky, der auch nur auf Wunsch Usedom's die Annäherung an Kossuth gesucht hatte, brachte die Versöhnung zwischen den beiden Gegnern zuwege. Man einigte sich, daß Kossuth die auswärtigen, das Komitee aber die inneren Angelegenheiten Ungarns leiten sollte. Bis zum Einzug Kossuths in Ungarn — mit der preußisch-ungarischen Legion⁴⁾ — sollte das Komitee die Erhebung des Landes vorbereiten. Außer der in Preußen und Italien geplanten Legion nahm man noch die Aufstellung eines Freikorps in Serbien und Rumänien in Aussicht, um durch einen gleichzeitigen Vorstoß nach Ungarn von allen Seiten die Panik zu erhöhen und auch die Widerstrebenden in die Arme der nationalen Erhebung zu treiben.

Wenn auch der Friedensschluß zwischen der demokratischen (Kossuth-) und der aristokratischen (Csáky-) Gruppe der ungarischen Emigration nur äußerlich und wohl von keiner Seite ernst gemeint war, bot er doch Preußen und Italien die Möglichkeit, noch in letzter Stunde ihre Front zu stärken.

Am 10. Juni war der Stein ins Rollen gekommen. Preußen hatte im Bundestag die Karte auf den Tisch geworfen, von der die Entscheidung kommen mußte. Sein Reformplan, der die bundesstaatliche Einigung Deutschlands unter Ausschluß von Österreich in Vorschlag brachte, war als Herausforderung gedacht und wurde auch so verstanden. Die Antwort darauf war der österreichische Antrag auf Mobilmachung der Bundesarmee gegen Preußen am 11. Juni 1866 und der französische Vertrag vom 12. Juni. Österreich trat Napoleon Venetien ab und versprach ihm Erfüllung seiner deutschen Forderungen. Durch den Pakt mit Frankreich spielte es dem Gegner eine Waffe in die Hand, die nicht zu unterschätzen

¹⁾ Vgl. o. a. Teleg. vom 11. VI. 1866.

²⁾ Vgl. BERNHARDI, a. a. O., VII. Bd., S. 80ff.

³⁾ BERNHARDI: a. a. O., VII. Bd., S. 79.

⁴⁾ KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 351ff.

war. Dadurch, daß es selbst die revolutionäre Bahn beschritt, gab es Preußen die Berechtigung, sich mit Italien und Ungarn zu verbünden¹⁾.

Daß das österreichisch-französische Bündnis nicht das hielt, was es versprach, war lediglich den Waffenerfolgen Preußens zuzuschreiben. Denn alles hatte Napoleon getan, Fäden nach allen Seiten gesponnen, in denen sich das gefährlichste deutsche Politik treibende Preußen verfangen sollte. Aber gerüstet hatte er nicht. Bismarck wußte das, und dieses Wissen machte ihn allen französischen Forderungen gegenüber hart.

An demselben Tage, da Österreich den Vertrag mit Napoleon unterzeichnete, erfolgte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten.

Der Bundestag beschloß am 14. Juni die Mobilmachung, worauf der preußische Gesandte den Austritt seines Staates aus dem Bunde und diesen für erloschen erklärte.

Am 18. Juni rief der König sein Volk zu den Waffen, und das, was viele gefürchtet, mancher gehofft hatte, war Wirklichkeit geworden: der Krieg, der die Entscheidung bringen sollte über Erfüllung oder Begrenzung des Traumes vom Deutschen Reich.

Der Ausbruch des Krieges verfehlte auch in Ungarn seine Wirkung nicht. Der 67-er Ausschuß, der vom ungarischen Reichstag mit der Ausarbeitung der Grundzüge des Ausgleichs betraut war, hatte zwar keine Einigung mit der Krone erzielen können. Das Kriegsmanifest Kaiser FRANZ JOSEPHS aber erklärte, daß er gewillt sei, die ungarische Verfassung anzuerkennen. Damit blühte die ungarische Hoffnung wieder auf. In dieser Stimmung schloß der Reichstag, durch die Aussicht auf eine glückliche Lösung der Schwierigkeiten ganz auf die kaiserliche Seite gezogen. Man nahm scharf gegen Preußen Stellung, und alle Verantwortung für die Verwicklung der politischen Lage wurde jetzt, da sie sich schon für Ungarn günstig auszuwirken begann, Preußen zur Last gelegt²⁾. „Kein Jakobinerkonvent, keine revolutionäre Gewalt könnte schlimmer wirtschaften, als das königliche Preußen“, schreibt der Pester Lloyd am 24. Juni.

In Preußen hatte man nach der Rückkehr des Freiherrn von Werther keine Möglichkeit mehr, durch vorurteilslose Berichterstattung die tatsächliche Entwicklung in Ungarn zu verfolgen. So stand man in der Beurteilung der Lage stark unter dem Einfluß der Emigration, die die friedliche Stimmung nicht ernst nahm. Kossuth verkündete immer noch, daß das ganze Land ihm, wenn er an der Grenze erschien, begeistert gegen Österreich folgen würde. Er dachte schon an seinen Einzug und wollte

¹⁾ MARCKS: a. a. O., II. Bd., S. 149. Vgl. hierzu Srbik, Der Geheimvertrag Österreichs und Frankreichs v. 12. VI. 1866. Hist. Jahrb., Bd. 57, S. 454ff.

²⁾ *Pester Lloyd* vom 17. VI. 1866.

durch eine Proklamation an die im österreichischen Heere kämpfenden Ungarn die Massen auf sein Kommen vorbereiten¹⁾).

„In mir ist ein Prinzip verkörpert“, — ruft er seiner Heimat zu — „und dieses Prinzip heißt: 1849.“

Diese Worte werden auch jene Braven verstehen, welche die österreichische Willkür ohne Zustimmung unserer Nation in den Krieg führte, auf daß sie zu Tausenden bluten als Opfer für ihre ehrgeizigen Pläne. In ungarischen Händen sind Säbel und Bajonett Vernunftwesen. Der ungarische Soldat hört auch in der österreichischen Uniform nicht auf, Patriot zu sein. Er weiß, daß sein Glaube, seine Treue, seine Schwüre dem Vaterlande gehören und nicht dem Unterdrücker desselben. Sein Platz ist dort, wo das Banner seiner Nation flattert . . .

Die Nation erwache daher, damit der anbrechende Tag sie nicht schlafend finde!²⁾“

Die Absicht Kossuths, ungarische Soldaten zur Fahnenflucht in die preußischen Reihen zu ermuntern, ist klar. Dort „flatterte das Banner der Nation“. Aber nicht nur durch Proklamationen wollte er für das Zustandekommen der preußisch-ungarischen Verbindung arbeiten. Wie er am 25. Juni an Kiß schreibt, bemühte er sich im Auftrage Usedom's, eine geeignete Offiziersgruppe zusammenzustellen, die bei der Organisation der Legion in Preußen eingesetzt werden sollte. Er wählte 15 Offiziere aus, die er unter der Führung des Oberstleutnants MOGYORÓDY nach Berlin schickte³⁾. Zur Besprechung der Einzelheiten sollte Graf Csáky als „Repräsentant des Nationalkomitees“ nach Preußen gehen. Sein Auftrag wäre, Bismarck zu melden, daß die italienischen Angelegenheiten geordnet seien und man sich geeinigt habe, nach Überschreiten der Grenze die Macht sofort Kossuth zu übergeben. Und eingedenk der schlechten Erfahrungen, die die ungarische Emigration 1859 mit Napoleon und Italien gemacht hatte, sollte Bismarck gegenüber nachdrücklichst betont werden, daß die Bewegung nicht entfacht werden dürfe, um nur den Interessen der kriegführenden Mächte zu dienen. Im Gegenteil, Ungarn müsse so zur Entfaltung seiner Kraft Österreich gegenüber kommen, daß es sein Ziel, die Errichtung eines selbständigen ungarischen Staates, erreiche. Kossuth selbst wolle sich der ungarischen Legion anschließen, die von Preußen aus den Vorstoß

1) KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 315ff. vom 23. VI. 1866. Vgl. ebenda, S. 232, Bericht über die Besprechung mit Usedom am 22. VI. 1866: Österreich könne nur durch Ungarn besiegt werden.

2) Vgl. KIENAST: a. a. O., S. 100. KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., Brief an Vukovich vom 1. VII. 1866.

3) Namen der Offiziere s. bei KIENAST, a. a. O., S. 93f. (zit. aus KOSSUTH, a. a. O., VI. Bd., S. 245ff.

nach Österreich unternehme. Csáky solle ihm die Einwilligung Bismarcks dazu erwirken¹⁾.

Eine Antwort auf diese Anfrage blieb jedoch aus. Es ist bei dem gespannten Verhältnis zwischen Kossuth und dem Komitee überhaupt fraglich, ob Csáky von dem ihm mitgegebenen Schreiben Gebrauch gemacht hat. Der Parteigänger Kossuths, Kiss, kann nur feststellen, daß Csáky und Komáromy sich so an Bismarck herangedrängt hätten, daß nach ihm kein Mensch mehr frage²⁾.

Diese Meldung erhöhte die Bereitwilligkeit Kossuths, sich mit dem gerade nach Berlin reisenden Klapka zu verständigen, worum sich Kiss schon seit langer Zeit bemüht hatte. Kossuth hoffte wohl, dadurch seinen Einfluß auf die ungarischen Angelegenheiten steigern zu können; er sah sich schon an der Spitze der geeinigten ungarischen Emigration, und seine Stimmung, die durch die Mißerfolge der Italiener sehr gelitten hatte, besserte sich zusehens. Dieser innere Auftrieb wirkte sich in einer lebhaften Propaganda für Sabotageakte aller Art gegen die österreichische Politik und Kriegführung aus, als deren charakteristisches Produkt ein Aufruf an die im kaiserlichen Heer stehenden ungarischen Soldaten vorliegt — in der üblichen Phraseologie gehalten, aber durch seine tönende Sprache und Verzerrung der historischen Tatsachen zweifellos geeignet, bei der urteilslosen Masse großen Eindruck hervorzurufen³⁾.

„Ungarn! Tapfere Söhne des unglücklichen Vaterlandes!

Nicht in den männlichen, ritterlichen Kampf führt man Euch, sondern zur Schlachtbank.

Zwei freie Nationen, die preußische und die italienische, haben sich, bedroht von der österreichischen Tyrannei, zum Kampf mit unseren Unterdrückern entschlossen in der Absicht, ihre Unabhängigkeit zu verteidigen.

Gott wird ihre Waffen segnen, denn sie kämpfen für eine heilige Sache. Sie kämpfen jetzt um dasselbe Ziel, um dessentwillen im letzten Kriege

¹⁾ KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 259, Beil. zum Brief Kossuths an Kiß vom 27. VI. 1866: *Das Empfehlungsschreiben für Csáky an Bismarck*.

²⁾ KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 265.

³⁾ KIENAST vertritt die Ansicht, daß diese Proklamation aus dem Kreise des Pester Nationalen Revolutionskomitees stammt, vielleicht sogar den Grafen Csáky zum Verfasser hat und ohne Wissen Kossuths entstanden ist. Kienast begründet diese Vermutung mit dem in der Proklamation enthaltenen Ausdruck des „kommenden Königs“. Er übersieht jedoch, daß nicht nur das National-Komitee, sondern auch der Kossuth-Kreis Kronprätendenten an der Hand hatte. Begründeter scheint die Annahme, daß Kossuth der Urheber der Proklamation ist, da er in einem Briefe an Kiss (vom 23. VI. 1866, vgl. Kossuth, a. a. O., VI. Bd., S. 260) über die gewünschte Form einer solchen Angaben erbat und die Absicht äußerte, eine Proklamation zur Verbreitung nach Berlin zu schicken. (Vgl. auch Brief Kossuths an Helfy vom 4. VII. 1866, ebenda, S. 371).

unsererseits soviel Blut geflossen ist, um ihre unabhängige Freiheit, um das heilige Recht des Königs und der Gesetze.

Ihre Sache ist auch die unsere, ist mit der unsrigen unzertrennlich verbunden.

Laßt Euch nicht durch Ruhmbegierde hinreißen, denn Ihr werdet sonst zu Brudermördern!

Schont Euer Blut für die heilige Person des kommenden Königs und zur Verteidigung der Gesetze des Vaterlandes.

Der Kaiser von Österreich hat beim Herannahen des Krieges wohl den Landtag einberufen, aber anstatt unsere Gesetze und Rechte zu gewährleisten, hat er die wiederholten Bitten der Nation nicht einmal einer Antwort gewürdigt, und seit sieben Monaten vertändelt der Landtag untätig seine Zeit¹⁾.

Der Kaiser erwartet das Ende des Krieges, um, wenn er siegt, das ungarische Volk aus der Reihe der Nationen für immer auszumerzen; wird er besiegt, nun, dann wird er der Nation einige Rechte einräumen.

Die heilige Sache Eures Vaterlandes verlangt, daß Ihr nicht gegen Preußen kämpft.

Husaren! Ihr, für die es kein Hindernis gab und gibt, kommt in das preußische Lager und Ihr könnt mit dem Ende des Krieges in Euere Heimat in den Kreis Eurer Familie zurückkehren.

Artilleristen! Schießt in die Luft, denn sonst vergießt Ihr das Blut Eurer Brüder.

Infanteristen! Benützt Euere Bajonette nicht! Jetzt ist es ruhmvoll und keine Schande, sich gefangennehmen zu lassen.

Durch den Sieg der preußischen Waffen wird das ungarische Vaterland befreit werden!²⁾“

Das Vorhandensein der Proklamation blieb den Österreichern nicht lange verborgen. Am Tage von Königgrätz wurde sie bei einem preußischen Offizier beschlagnahmt, der gerade im Begriff war, sie einem Patrouillenfürher zu übergeben³⁾. Gegen den Offizier wurde das Verfahren eingeleitet und jeder, bei dem die Proklamation gefunden werden sollte, mit standrechtlicher Erschießung bedroht.

Kossuth hat diesen Aufruf nicht ohne Absicht in den ersten Tagen preußischen Vorgehens auf den Weg gebracht. Er sollte bereits bei der in

¹⁾ Daß diese Feststellung nicht der Wahrheit entspricht, zeigen die vorhergehenden Ausführungen.

²⁾ Zit. aus KIENAST, a. a. O., S. 103f., nach aml. Übersetzung d. K. A. X. A. Südmee 1866 VII. ad 235.

³⁾ KIENAST: a. a. O., S. 104.

Aussicht stehenden großen Entscheidungsschlacht die Entwicklung in die von ihm gewünschte Bahn drängen.

Inwieweit die preußische Regierung bei der Angelegenheit beteiligt war, geht aus den Akten nicht hervor. Die Tatsache, daß man die Proklamation bei einem preußischen Offizier fand, gibt allerdings zu denken; es mag sein, daß man sie — falls der Sieg sich auf Österreichs Seite neigen sollte — als letzte Karte ausspielen wollte. Vielleicht aber beabsichtigte man auch, die Behauptungen der Emigranten, daß das Volk mit fliegenden Fahnen zu ihnen übergehen werde, auf diese Weise zu prüfen und sein Verhalten nach dem Ergebnis einzurichten.

Der preußische Sieg bei Königgrätz, aus der genialen Feldherrnkunst Moltkes geboren, machte in seiner entscheidenden Kraft die Anwendung dieser für die Stunde äußerster Gefahr bereitgehaltenen Hilfsmittel unnötig und rief bei den ungarischen Emigranten ernsthafte Besorgnis um die weitere Entwicklung ihrer Pläne hervor.

Doch Bismarck hatte nicht allein Österreich bei Königgrätz geschlagen, sondern auch dessen Verbündeten: Frankreich. Der preußische Sieg machte alle Berechnungen und fein ausgeklügelten politischen Schachzüge Napoleons zuschanden. Und aus der Ratlosigkeit, die ihn bei der Nachricht von der österreichischen Niederlage überfiel, riß ihn erst die murrende Stimme seines Volkes heraus und brachte ihm zum Bewußtsein, daß man von ihm die Wiederherstellung der französischen Ehre erwartete. Als Schiedsrichter Europas hoffte er diesen Wunsch zu erfüllen. Die Situation schien hier für wie geschaffen: Österreich war bereit, den Frieden aus seiner Hand entgegenzunehmen — am 4. Juli hatte Kaiser Franz Joseph offiziell Venetien abgetreten —, Preußen voraussichtlich nicht geneigt, durch Weiterführen des Krieges seinen Erfolg in Frage zu stellen. Napoleon glaubte den günstigen Augenblick nützen zu müssen und bot in der Nacht vom 4. zum 5. Juli telegraphisch die Vermittlung des Friedens an.

Damit trat der Krieg auf das Feld der Diplomatie über. Das Schwergewicht hatte sich von dem österreichischen auf den französischen Gegner verschoben.

Von diesem entscheidenden Eingriff Napoleons an, der Preußen zum Kampf auf Leben und Tod zwang — wollte es sich nicht seine deutsche Zukunft durch Preisgabe alten Reichsbodens erkaufen — sah Bismarck die ungarische Frage mit anderen Augen an. Und damit trat diese in ein neues Stadium, dem wir das nächste Kapitel widmen wollen.

II.

Die französische Gefahr und die Bildung
der ungarischen Legion.

Das Vermittlungsangebot Napoleons hatte das Dunkel, das seine Politik bisher umgab, gelichtet. Königgrätz hatte ihn zur Stellungnahme gezwungen und so zur Klärung der europäischen Fronten beigetragen. Doch Bismarck hatte die Waffen, mit denen er den französischen Angriff abwies, schon zur Hand.

Die Preußen hatten die österreichischen Truppen bei Königgrätz entweichen lassen — der Zwang zum Frieden war somit noch nicht gegeben. Preußen mußte die Stärke seiner Stellung betonen, um dem Deutschtum die Schmach zu ersparen, von Frankreich den Frieden diktiert zu bekommen. Und wie das Eisen im Feuer, so sollte sich jetzt die Bismarcksche Staatskunst im Kampf mit der abenteuerlichen Politik des Kaisers der Franzosen erproben. Eine ungeschminkte Zurückweisung des französischen Angebots war unmöglich, da die offiziellen Beziehungen zwischen Bismarck und Napoleon bisher keine Trübung erfahren hatten. Wäre Bismarck aber seinen Gefühlen gefolgt und hätte die französische Politik in die Grenzen zurückgewiesen, die ihr zukamen, so wäre Napoleon durch diesen ungeheuren Prestigeverlust gezwungen gewesen, mit offener Kriegserklärung der französischen Eitelkeit Genugtuung zu leisten. Neue Verwicklungen hätten alle Erfolge und Zukunftspläne Preußens in Frage gestellt.

So verhielt sich Bismarck abwartend, schiff aber die Waffen, mit denen er den französischen Gegner aus dem Felde schlagen wollte. Dazu gehörte auf innerpolitischem Gebiet die betonte Schwenkung von der preußischen zur deutschen Politik. Preußen, der Sieger von Königgrätz, entrollte die Fahne von 1848 und rief das noch in feindlicher Linie stehende Süddeutschland auf, dem Norden im deutschen „Reichstag“ die Bruderhand zu bieten.

Und während sich Bismarck so zur Stärkung seiner Stellung im Inneren der nationalrevolutionären Kräfte Deutschlands bediente, erhöhte er den außenpolitischen Druck auf Österreich durch Anspornen des italienischen Kampfgeistes und erreichte dadurch das Ausharren des Bundesgenossen in der gemeinsamen Front. Er unterstützte die italienische Abneigung gegen das Geschenk Napoleons: Venetien sollte erkämpft werden; es von Frankreichs Gnaden zu erhalten, ging gegen die italienische Nationalehre. Dadurch waren der französischen Vermittlungsaktion die Vorbedingungen entzogen.

An die Grundlagen der österreichischen Monarchie aber griff Bismarcks Plan, die Fremdvölker des Kaiserreiches gegen den eigenen Herrscher ins Feld zu rufen. Der drohenden Gefahr des französisch-österreichischen

Doppelkrieges wollte der preußische Staatsmann durch Entfesselung eines Nationalitätensturmes in ganz Mitteleuropa entgegentreten. Er hoffte dadurch die Monarchie auf die Knie zu zwingen und Napoleon mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Von allen Seiten würde der Brand aufblühen, alle Feinde Österreichs sollten der dämonischen Politik Bismarcks dienstbar gemacht werden. Aufstände in Böhmen und Ungarn, Vorstöße Serbiens und Rumäniens bis tief hinein in den österreichischen Staatskörper sollten die Monarchie zwingen, den Frieden zu suchen und so das französische Ränkespiel zunichte machen. Denn nicht darum wollte Bismarck die nationalen Leidenschaften der Völker Österreichs zum Aufblühen bringen, um dem auf den Schlachtfeldern Böhmens zusammengebrochenen Staat einen letzten Gnadenstoß zu geben, sondern weil er darin die einzige Möglichkeit sah, dem französischen Imperialismus wirksam zu begegnen und kundzutun, daß die Zeit vorbei sei da Deutschland von der Gnade seines westlichen Nachbarn abhing.

So war Bismarck vollkommen im Recht, als er den Angriff des Abgeordneten von SCHORLEMER-ALST im Januar 1874, er hätte von Anfang des Krieges an die Revolutionierung Österreichs erstrebt, aufs schärfste zurückwies: „Erst in dem Moment, als nach der Schlacht bei Sadowa der Kaiser Napoleon telegraphisch seine Einmischung in Aussicht stellte“, da hätte er sich gesagt: „Ich habe meinem Lande gegenüber nicht mehr das Recht, irgend ein Mittel der Verteidigung und Kriegführung, welches kriegsrechtlich vollständig erlaubt ist, zu verschmähen, da ich es nicht darauf ankommen lassen wollte, daß unsere Erfolge durch das Erscheinen Frankreichs auf der Bühne wieder in Zweifel gestellt würden“¹⁾.

Und wenn Bismarck nun, getragen von diesen Überlegungen, am 5. Juli 1866 dem preußischen Generalkonsul SAINTE-PIERRE in Bukarest empfahl, den ungarischen General EBER, „der zur Vorbereitung einer antiösterreichischen Bewegung in Ungarn, von Rumänien aus heruntergeht“, aufs kräftigste zu unterstützen und für ihn bei dem Fürsten Karl einzutreten²⁾, wenn er interessiert die Bemühungen Türks in Serbien verfolgte³⁾ und wenn das preußische Oberkommando am 8. Juli 1866 in Böhmen einen Aufruf verbreitete, in dem es der Bevölkerung zu verstehen gab, daß die Preußen als Freunde kämen und ihnen möglicherweise zur Er-

¹⁾ BISMARCK: a. a. O., XI. Bd., Rede vom 16. I. 1874. Es lag Bismarck viel an der Klarstellung der Vorgänge von 1866; um die breite Öffentlichkeit zu unterrichten erschien in der „Prov. Correspondenz“ vom 21. I. 1874 eine nochmalige Widerlegung der Anschuldigungen. Vgl. Bericht des Grf. Károlyi an Grf. Andrassy vom 24. I. 1874. H. H. u. St. A.

²⁾ BISMARCK: a. a. O. VI. Bd., Nr. 454, Erlaß an den pr. Gen. Kons. in Bukarest vom 5. VII. 1866.

³⁾ REISWITZ, G. A.: *Belgrad—Berlin, Berlin—Belgrad 1866—171*. München-Berlin 1936. II. Kap. „Aus dem Leben König Karls von Rumänien, I. Bd., S. 69.

füllung ihrer nationalen Wünsche — gleich den Ungarn — verhelfen würden¹⁾, so war das doch alles nur Beiwerk, das sich um den einen großen Plan — die Revolutionierung Ungarns — fügte.

So begann Bismarck erst jetzt, gezwungen durch die französische Intervention, der Aufstellung der ungarischen Legion ernsthaft Interesse entgegenzubringen. Dazu kam die Überlegung, daß man damit ein Mittel in der Hand hatte, Italien fest an das Bündnis zu ketten²⁾.

Die Stimmung in Ungarn schien dem Unternehmen günstig. Auf die Nachricht von der österreichischen Niederlage bei Königgrätz brachen Freudenstürme unter der Bevölkerung aus, die Vorstädte tobten, die Jugend trug rote Federn, die Atmosphäre war so geladen, daß nach DEAKS Ansicht ein Funke genügte, das ganze Ausgleichswerk in die Luft zu sprengen³⁾. Am Tage nach Königgrätz traf der als Kommandeur der ungarischen Legion in Aussicht genommene General Klapka im preußischen Hauptquartier zu Horitz ein. Am nächsten Morgen bat ihn Bismarck zur Rücksprache und teilte ihm mit, daß die Aufstellung der Legion jetzt ernsthaft in Angriff genommen werden solle. — Der Zusammenhang mit der französischen Aktion — das Telegramm Napoleons war in der Nacht vom 4. zum 5. Juli eingetroffen — ist klar. Bisher war alles Vorbereitung, jetzt war der Ernstfall eingetreten und zwang zur Abwehr⁴⁾.

Klapka ging freudig auf den Bismarckschen Vorschlag ein und riet, die ungarischen Gefangenen von den übrigen zu trennen und sie seiner Werbung zugänglich zu machen⁵⁾. Bismarck willigte ein und verständigte den Kriegsminister von der Abmachung. ROON, der schon immer die Aufstellung der Legion für eine politische Notwendigkeit gehalten hatte, wies daraufhin umgehend seinen Stellvertreter, Generalleutnant von SCHÜZ, an, Klapka in jeder Weise gefällig zu sein und die ungarischen Gefangenen vorzugsweise nach den schlesischen Festungen zu schicken. Die eroberten

¹⁾ Vgl. H. RAUFACH: *Bismarck und die Tschechen*. Berlin 1936, S. 7.

²⁾ Vgl. Usedom an Bismarck am 6. VII. 1866; ferner Brief Kossuths an Helfy vom 4. VII. 1866 (Kossuth, a. a. O., VI. Bd., S. 374).

³⁾ M. KÓNYI: *Beust és Andrassy 1870-és 1871-ben*. Bp. Sz., April 1890. S. 205ff. III. Bd., S. 764.

⁴⁾ Der durch Kienast von FRIEDJUNG übernommene Ausspruch Bismarcks, daß „Österreich zum raschen Friedensschluß gezwungen werden müsse“, entbehrt der quellenmäßigen Deckung. Daß er der Einstellung Bismarcks entspricht, geht aus den obigen Ausführungen hervor; daß er diese Absicht aber dem ungarischen General gegenüber geäußert hat, ist kaum anzunehmen. Damit wäre diesem sofort klar geworden, daß Bismarck nicht an die Aufstellung der Legion schritt, um Ungarn zu der erstrebten Freiheit zu verhelfen, sondern um auf Grund eines schnellen Sieges Preußen vor französischen Ansprüchen zu schützen und Österreich zu einem besseren Frieden zu führen.

⁵⁾ KIENAST: a. a. O., S. 108.

österreichischen Waffen sollten vorläufig nach Glogau transportiert werden, um die ungarische Legion — falls sie zustande käme — damit auszustatten¹⁾.

Usedom erhielt über die Entwicklung der Angelegenheit noch am selben Tage — 5. Juli — telegraphische Nachricht²⁾, zugleich aber die strikte Weisung, die Reise Kossuths ins Hauptquartier, die nur Verwirrung hervorrufen würde, auf jeden Fall zu verhindern. Auch später vermied man jede Verbindung mit der radikal-revolutionären Gruppe Kossuths. Seine Annäherungsversuche erfuhren wiederholt kühlste Abweisung³⁾. Der König sah in ihm „einen der röttesten Revolutionäre und sozialen Auf-rührer“ und Bismarck war sich darüber im Klaren, daß das Erscheinen Kossuths in Berlin den Weg Preußen-Deutschlands zu Österreich für immer verschließen würde⁴⁾.

Die Verbindung mit Graf Csáky und Oberst von Komáromy aber knüpfte Berlin immer fester. Sie trafen in diesen Tagen in der preußischen Hauptstadt ein, um die Verhandlungen über die Einzelheiten der ungarischen Legion in die Wege zu leiten. Zur „Durchführung ihrer Absichten“ zahlte ihnen das Auswärtige Amt 400000 Taler aus⁵⁾, womit die Hauptausgaben, die aus der Aufstellung und Organisation der Legion erwachsen, gedeckt werden sollten.

Bismarck drängte zur Eile. Er wußte, daß nur dadurch der Erfolg verbürgt wurde. Durch den Grafen Seherr-Thosz, der ihn am 8. Juli im Hauptquartier aufsuchte, legte er Klapka und Csáky die „Beschleunigung der Organisation“ nahe. Wie Bismarck versicherte, sollte Ungarn durch das Dasein der Legion die Möglichkeit gegeben werden, selbst als krieg-führende Partei an den Friedensverhandlungen teilzunehmen; Preußen würde seine Forderungen unterstützen und die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung sowie der staatlichen Integrität in seine Bedingungen aufnehmen⁶⁾.

Graf Csáky, der sich zur Zeit des Krieges in Berlin aufhielt, bedurfte indes nicht der Bismarckschen Mahnung. Nur nahm die Erledigung der Formalitäten selbstverständlich Zeit in Anspruch. Am 8. Juli hatte Csáky an den stellvertretenden Kriegsminister, Generalleutnant von Schüz, ein Gesuch gerichtet, in dem er um offizielle Erlaubnis der königlich-preußischen Regierung zur Errichtung eines ungarischen Corps bat: die Besetzung der Offiziersstellen in diesem Corps solle durch das königlich-preußische

1) Roon an Schüz, 5. VII. 1866. Geh. St. A.

2) BISMARCK: a. a. O., VI. Bd., Nr. 452, vom 5. VII. 1866.

3) KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., Brief Kossuths d. J. an seinen Vater vom 10. VII. 1866, S. 387f.

4) Ebenda, ders. an dens., 13. VII. 1866.

5) BISMARCK: a. a. O., VI. Bd., Nr. 454 (Einleitung).

6) Tagebuch des Grafen SEHERR-THOSZ, Pardubitz, den 8. VII. 1866. H. H. u. St. A. (Kriegsarchiv).

Ministerium auf Vorschlag der ungarischen Repräsentanten erfolgen; Besoldung und Verpflegung der Offiziere und der Mannschaften übernehme die preußische Regierung. Um die Legion sofort aufstellen zu können, bat Csáky um beschleunigte „Absendung der Gefangenen ungarischer Nationalität nach Glogau und Neiße.“ Jede Verzögerung könne von nachteiligen Folgen sein¹⁾.

Die Haltung Napoleons, dessen Forderungen immer drängender wurden, und die Zuversicht, mit der Österreich plötzlich auftrat²⁾, veranlaßten Bismarck, nochmals auf die unbedingte Notwendigkeit schnellster Aufstellung der Legion hinzuweisen: vor Abschluß des Waffenstillstandes sei die Organisation der ungarischen Abteilungen zu beenden. „Alle dahinführende Konzentrierung der Gefangenen, Anweisung der in Berlin vorhanden sein müßenden ungarischen Offiziere, Beschaffung der Ausrüstung ist aufs äußerste zu beschleunigen³⁾.“

Der Bismarcksche Druck blieb nicht ohne Wirkung. Noch am selben Tage meldete Major von WANGENHEIM den Transport von 2557 ungarischen Soldaten aus Danzig, Graudenz, Königsberg und Thorn in die schlesischen Festungen . . . In Breslau würden „die täglich durchgehenden Transporte sortiert und die Ungarn nach Neiße, Glogau, Cosel geschickt⁴⁾.“

Am 11. Juli bekamen die mit der Bildung der Legion beauftragten ungarischen Offiziere Legitimationen⁵⁾, die ihnen ungehinderte Werbetätigkeit bei den Gefangenen gestatteten und die Kommandanturen von Neiße, Glogau und Cosel anwiesen, sich auf die Unterbringung der ungarischen Gefangenen einzurichten.

Generalleutnant von Schüz hatte unterdessen die am 8. Juli von Csáky gemachten Vorschläge an den Kriegsminister weitergeleitet. Dieser besprach sie eingehend mit dem König und Bismarck; das Ergebnis war die königliche Ordre vom 14. Juli, die die Aufstellung eines ungarischen Korps aus Freiwilligen und Gefangenen, sowie dessen Bezeichnung „Ungarische Legion“ für die Zeit des Krieges genehmigte. „Das Kriegsministeri-

1) Graf Csáky an Gen. Lt. v. Schüz am 8. VII. 1866. Geh. St. A.

2) SEHERR-THOSZ: a. a. O., Pardubitz, den 8. VII. 1866.

3) Teleg. Bismarcks an das A. A. vom 10. VII. 1866. Geh. St. A.

4) Meldung des Maj. v. Wangenheim über den Transport der ungar. Gefangenen vom 10. VII. 1866. Geh. St. A.

5) Gen. Lt. v. Schüz am 11. VII. 1866 an die „Kgl. Kommandanturen von Cüstrin, Magdeburg, Danzig, Cosel, Glogau, Neiße, Stralsund, Swinemünde, Stettin und die Kommandantur des Gefangenenlagers zu Cöslin: Die Kgl. Kommandantur wird hiermit beauftragt, den Überbringer dieses, für den Betreffenden gleichzeitig als Legitimation gültigen Schreibens, mit den daselbst untergebrachten Kriegsgefangenen ungarischer Nationalität verkehren zu lassen. Auch ist dem Überbringer dieses zu gestatten, das ungarische National-Kostüm und Seitengewehr tragen zu dürfen in seiner Eigenschaft als ungarischer Offizier.“ Geh. St. A. Vgl. Kienast, a. a. O., S. 118.

um“, führt die Ordre aus, „hat die Besoldung und Verpflegung nach Analogie der für meine Armee gegebenen Bestimmungen zu normieren . . . Für eine entsprechende Bewaffnung und Ausrüstung ist Sorge zu treffen . . . Diese meine Ordre ist nicht zur Veröffentlichung bestimmt!).“

Generalleutnant von Schüz leitete die eingetroffene Regierungsbewilligung zur Errichtung eines ungarischen Freikorps auf dem schnellsten Wege an den Grafen Csáky weiter:

„Ew. Hochwohlgeboren teile ich in Verfolg unserer bisherigen mündlichen Verhandlungen ganz ergebenst mit, daß ich autorisiert worden bin, Ihnen namens der Königlich-Preußischen Regierung die Erlaubnis zur Errichtung eines ungarischen Korps aus den Kriegsgefangenen dieser Nationalität und unter der Bezeichnung „Ungarische Legion“ zu erteilen, was hierdurch geschieht²⁾.“

Der ungarische Repräsentant begab sich daraufhin sofort ins Kriegsministerium, um die Gründung der „Ungarischen Legion“ vertraglich festzulegen. Die zustande gekommene Abmachung ist eine Erweiterung der von Csáky und Schüz am 8. Juli aufgestellten Punkte, die durch die königliche Ordre vom 14. Juli bewilligt worden waren. Der Vertrag ist uns in einem Aktenvermerk des Generalleutnants von Schüz zugänglich, den er noch am Tage des Abschlusses zu Papier gebracht hatte. Er führt folgendes aus:

- „1. Die Anwerbung der Kriegsgefangenen für die Legion ist Sache der hiermit beauftragten ungarischen Offiziere.
2. Die für die Legion auf diesem Wege Angeworbenen scheidern sofort aus der Zahl der Kriegsgefangenen aus und treten nach den für die Soldaten der Kgl. Preußischen Armee geltenden Sätzen in die Verpflegung der Legion.
3. Die Angeworbenen werden nach einem Versammlungs-Depot befördert und dort, je nach der Waffe, in Compagnien und Eskadrons eingeteilt.
4. Die Besetzung der Offiziersstellen erfolgt durch den Ungarischen Repräsentanten und wird für die Dauer des Anschlusses der Ungarischen Legion an die Kgl. Preußischen Armee durch das Preußische Kriegsministerium bestätigt.“

Darauf folgt in Punkt 5—10 die Festsetzung der Besoldung — auch nach preußischem Muster —, der Verpflegung, Bekleidung und Bewaffnung.

Punkt 11 erklärt, daß „sämtliche aus dieser Formation entspringenden Kosten die Kgl. Preußische Regierung übernimmt, vorbehaltlich einer demnächstigen Rückgewähr durch die Ungarische Regierung.“(!)

1) König Wilhelm an den Kriegsminister, Hauptquartier Brünn, 14. VII. 1866. Geh. St. A.

2) Gen. Lt. v. Schüz an den Grafen Csáky, 14. VII. 1866. Geh. St. A.

Das Schriftstück schließt mit der Feststellung, daß „alle aus dieser Punktation entspringenden gegenseitigen Verpflichtungen verbindlich für beide Teile für die Dauer des Krieges zwischen Preußen und Österreich sind¹⁾.“

Mit Abschluß des Vertrages stand der Errichtung der Legion nichts mehr im Wege. Graf Csáky sprach am 16. Juli offiziell seinen Dank für die erteilte Erlaubnis aus und verständigte das preußische Kriegsministerium davon, daß er den „ungarischen Feldmarschalleutnant Anton VETTER von DOGGENFELD als Generalinspektor mit der Leitung der ungarischen Organisation und den Oberst Emil Freiherrn von ÜCHTRITZ mit dem Kommando des ungarischen Depots betraut habe. Dem Schreiben lag eine Uniformierungsnorm und die Diensterteilung für die führenden Offiziere der Legion bei²⁾.

Somit war die Legion zu einer Tatsache geworden, mit der man rechnen mußte. Bismarck hatte eine treffsichere Karte in der Hand, die er bei den Waffenstillstandsverhandlungen ausspielen konnte. Napoleon, der durch die Geschicklichkeit des preußischen Vertreters in Paris, des Grafen von der GOLTZ, zum Werkzeug der Bismarckschen Politik geworden war, hatte gerade in diesen Tagen die preußischen Vorschläge in Wien übermittelt. Er mußte Österreich zum Aufgeben seiner deutschen Stellung bewegen und trug so dazu bei — wider seinen Willen und sich immer von neuem aufbäumend gegen die eiserne Folgerichtigkeit der preußischen Forderungen, daß die deutsche und die europäische Machtfrage sich zu Gunsten Preußens entschied.

Und noch ein anderer Zweck war durch die amtliche Behandlung der Legionsangelegenheit erreicht worden. Die Legion war durch die königliche Ordre gleichsam zu einem Bestandteil des preußischen Heeres geworden und ihres Charakters als Freikorps entkleidet. Dadurch war die Möglichkeit gegeben, ihr jedes eigenmächtige Vorgehen zu verwehren — es war ihr ein ständiger preußischer Kommissär zur Überwachung zugeteilt³⁾ — und Österreich nicht ohne Grund zu verärgern⁴⁾. Denn darauf ging Bismarcks Streben; er wollte Österreich nicht verletzen, wenn die Not es nicht gebieterisch forderte.

1) Aktenvermerk des Gen. Lt. v. Schüz auf Grund einer mündlichen Besprechung mit dem Grafen Csáky am 15. VII. 1866. Geh. St. A.

2) Graf Csáky an Gen. Lt. v. Schüz am 16. VII. 1866. Geh. St. A.

3) Diesem wurde bald Hptm. v. Drygalski vom 3. Btl. des 3. Brandenburgischen Landw.Rgt. zugeteilt.

4) Daß der Einmarsch Klapkas dann doch ohne Wissen der preußischen Regierung geschah, liegt in der Ungunst der Umstände und der Unfähigkeit der verantwortlichen Persönlichkeiten, die Bismarcksche Konzeption, die in der Legion lediglich ein Mittel zum Zweck sah, zu verstehen.

Dieselbe Haltung verfolgte er in dem diese Tage erfüllenden leidenschaftlichen Kampf um den „Siegespreis“. Der König und der größte Teil des Militärs forderten von Österreich Gebietsabtretungen. Der leitende Staatsmann Preußens aber sprach sich im Interesse künftiger guter Beziehungen zu Österreich schärfstens dagegen aus. Dazu kam die Überlegung, daß Napoleon Österreichs Integrität — mit Ausnahme der Abtretung Venetiens — verbürgt hatte, sodaß das Ende einer Annexionspolitik zweifellos ein Zweifrontenkrieg mit unsicherem Ausgang gewesen wäre. Der König fühlte sich in seiner Kriegsehre verletzt und mußte sich doch der höheren Einsicht Bismarcks beugen. Die deutsche Zukunft war gerettet.

Daß auch das Bestehen der ungarischen Legion in Österreich unangenehm empfunden wurde, war Bismarck nicht unbekannt und doch war er, ehe nicht die letzte Entscheidung gefallen war, nicht geneigt, Chancen aus der Hand zu geben, die sich selbst geboten hatten.

Nach Abschluß der zum großen Teil sich noch in der Theorie bewegendenden Vorbereitungen — die ersten Werbungen wiesen wenig Erfolg auf — ging der mit der Oberleitung beauftragte Feldmarschalleutnant Vetter daran, eine regere Werbetätigkeit zu entwickeln. Von Berlin aus erließ er einen Aufruf an die gefangenen Ungarn, in dem er sie aufforderte, in seine Reihen zu treten und die österreichische Knechtschaft im Verein mit Preußen zu brechen¹⁾.

Seine etwas langatmige Proklamation wurde aber durch eine in ihrer Bestimmtheit und Siegesgewißheit viel stärker wirkende Aufforderung Klapkas völlig in den Hintergrund gedrängt. Wie österreichische Erhebungen ergaben, fand sich bei den Truppen — und auch noch im Frieden — oft der Klapkasche Aufruf, nie aber die Proklamation Veters.

„Helden! Durch das Vertrauen meiner Mitbürger übernehme ich das Oberkommando der gesamten ungarischen Streitkräfte. Als Führer spreche ich also zu Euch!

Unser armes Vaterland ist fürderhin nicht mehr vereinsamt. Die mächtigen Könige von Preußen und Italien sind unsere Verbündeten!

Aus Italien eilt Garibaldi, von der Donau her Türr, von Siebenbürgen Bethlen zur Erhöhung des Vaterlandes herbei; von hier aus führe ich die tapfere ungarische Schar ein; Ludwig Kossuth wird mit uns sein! So vereint, jagen wir die Österreicher, die unseres Vaterlandes Gut und Blut rauben. Nehmen wir wieder an uns, was unser ist, Arpads Boden!

1848 und 1849 haben wir ewigen Ruhm geerntet, nun erwartet uns der Lorbeer und der Friedenskranz, wenn wir das Vaterland befreien.

¹⁾ KIENAST: a. a. O., S. 128, zit. nach K. A. F. A. Operier. Armee 1866, VIII. 134 c: ungar. Original; den Österreichern wird der Aufruf bekannt durch Meldung des Gen. Rupprecht aus Trentschin vom 4. VIII. 1866.

Vorwärts also! Folgt der ungarischen Fahne! Wo sie weht, dort ist des Ungarn Platz! Einige Tagesmärsche weit liegt unseres Vaterlandes heilige Erde. Dorthin führe ich Euch! Brechen wir also auf nachhause, wo Mutter, Geschwister und Braut mit offenen Armen warten.

Wählt! Wollt Ihr elende Gefangene bleiben oder glorreiche Vaterlandsverteidiger sein?

Es lebe das Vaterland!¹⁾“

Nachdem die Gefangenen durch Aufrufe, Proklamationen und Ermahnungen bereits beeinflußt waren, nachdem die Kommandanturen von Neiße, Glogau und Cosel entsprechende Weisung erhalten hatten²⁾, konnten die Werber in Tätigkeit treten. Am 16. Juli trafen vier ungarische Offiziere in Neiße ein — Oberstleutnant SCHEITER, Rittmeister Kovács, Oberleutnant SZABÓ und Oberleutnant SEREGDY —, die im Sinne der Proklamationen den Soldaten in leuchtenden Farben einen ungarischen Sieg an Preußens Seite ausmalten: das Vaterland wird frei und Ihr habt es gerettet!

Die Mannschaft entstammte hauptsächlich den unteren Bevölkerungsschichten und war leicht beeinflufßbar; so erzielten die Offiziere mühelose Erfolge³⁾. Der größte Teil der in Neiße zusammengefaßten ungarischen Gefangenen trat begeistert zur ungarischen Freiheitsfahne über. Die Vorteile, die ihnen dadurch zuteil wurden, waren nicht zu unterschätzen: vollkommene Bewegungsfreiheit, bessere Kost und Bekleidung, Löhnung nach preußischem Reglement. Um auch die noch Schwankenden in die Reihen der Legion zu ziehen, wurden Zigeumerkapellen zusammengestellt, deren heimatliche Weisen das Nationalgefühl zum Aufflammen brachten.

Die ihrem Eide treu bleibenden Soldaten brauchten große Kraft, um den Verlockungen standzuhalten. Die schwerste Versuchung war die unterschiedliche Behandlung, die sie im Vergleich zu den Überläufern erfuhren. Während es sich jene bei Musik und vollen Tischen wohl sein ließen, mußten sie unter preußischer Bewachung schwere Schanzarbeiten verrichten und wurden bei schmaler Ration gehalten⁴⁾. Das Verhältnis zwischen den Legionären und denen, die eher die Gefangenschaft ertrugen, als ihren Eid brachen, verschlechterte sich dadurch zusehends. Wenn nicht preußische Offiziere zur Aufrechterhaltung der Ruhe und unter Betonung, daß man keinen zwingen, eingegriffen hätten, wäre es auch zu Tätlichkeiten gekommen.

1) KIENAST: a. a. O., S. 130, nach ungar. Original K. A. F. A. Operier. Armee 1866, VIII. 134 b.

2) Maj. v. Wangenheim am 16. VII. 1866 an die Kommandanten von Neiße, Glogau und Cosel. Geh. St. A.

3) Die folgenden Ausführungen nach KIENAST, a. a. O., S. 131ff., der auf dem Kremser Untersuchungsakten, der Geschichte des zust. k. u. k. Inf.Rgts., Presseäußerungen usw. fußt.

4) Ebenda.

Ähnlich wie in Neiße lagen die Verhältnisse auch in Glogau und Cosel. Aber im Ganzen gesehen war der Erfolg der Werbungen — wie das Schreiben des Oberst von DOERING an den Kriegsminister beweist — nicht überwältigend: „Von 3787 ungarischen Gefangenen in Neiße haben sich nur 1460, von den 1350 in Cosel 679 und von den 4580 in Glogau keiner gemeldet.“ So habe er zur Aufstellung der Legion erst 2139 Mann¹⁾.

Außerdem wirkte erschwerend, daß die Offiziere durchweg nicht die besten waren. General Graf STOLBERG, dessen Truppenteil die ungarische Legion unterstellt war, nannte sie Conspirateure, Wichtigmacher, Maulhelden. Dazu bemerkte Doering, daß Graf Csáky und Klapka die Beurteilung Stolbergs für richtig hielten. Der größte Teil der Offiziere würde, sobald man in Ungarn einrückte, über Bord geworfen, da sich in der Heimat sehr gute Offiziere in großer Anzahl finden würden²⁾.

Immerhin hatte man aber doch schon einen Grundstock für die Legion beisammen und mußte an die Zusammenstellung ihrer Ausrüstung denken³⁾. Nach einem Bericht Doerings war dies Gegenstand einer Konferenz „im Kriegsministerium, welcher außer den Abteilungschefs des Kriegsministeriums der Feldmarschalleutnant Vetter, Oberst von Üchtritz und Graf Csáky beiwohnten⁴⁾“. In dieser Besprechung kam man zu dem folgeschweren Beschluß, daß die Legion Ende des Monats die Grenze überschreiten solle.

Mit diesem Ziel arbeitete man nun weiter. Doering meldete am 26. Juli er könne „infolge der ihm von allen Seiten gewordenen Unterstützung, namentlich auch infolge der ausgezeichneten Präzision, mit welcher die vom königlichen Kriegsministerium bewilligten Pferde und Ausrüstungsgegenstände“ eingetroffen seien, die ungarische Legion soweit organisieren, daß schon am 27. Juli gegen 2000 Infanteristen und 120 Pferde, am 28. Juli 4 Geschütze bereit ständen. Diese Abteilung solle die Grenze bei Oderberg überschreiten und mit Unterstützung des Generals Graf Stolberg am 29. Juli den Vorstoß nach Ungarn durchführen⁵⁾.

Nachdem der Operationsplan festgelegt und die Mannschaft auf das ungarische Reglement eingeübt war, meldete Vetter an Klapka, die Armee sei bereit, den Eid in seine Hände abzulegen. Der General traf am 26. Juli abends, von Graf Csáky begleitet, im Standquartier der Legion ein und nahm den Legionären den Fahneneid ab⁶⁾.

¹⁾ Oberst v. Doering an das Kriegsministerium, 23. VII. 1866. Bericht des Gen.-Lt. v. Schüz über die ungarische Legion vom 23. VII. 1866. Geh. St. A.

²⁾ Ebenda.

³⁾ Vgl. KIENAST: a. a. O., S. 140.

⁴⁾ Oberst v. Doering an Kriegsminister v. Roon, 20. VII. 1866. Geh. St. A.

⁵⁾ Bericht Doerings an das Kriegsministerium vom 26. VII. 1866. Geh. St. A.

⁶⁾ Vgl. *Pester Lloyd* vom 16. IV. 1897 (Rückblick).

Über den Verlauf der Feierlichkeit im Feldlager zu Neiße berichtet ein Augenzeuge in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“: Der persönliche Adjutant Klapkas eröffnete den Festakt mit einer Ansprache, die sich in den Gedankengängen der bekannten Proklamation bewegte. Dann wurde die Fahne entrollt, von stürmischen Éljen-Rufen begrüßt. Vor ihr legten die Legionäre den Eid ab. Ein Offizier sprach ihn vor und die Mannschaft antwortete:

„Sie schwören unbegrenzte Treue dem Vaterlande!

Ich schwöre es!

Sie schwören, daß Sie bereit sind, Ihr Vaterland und dessen Verfassung mit Ihrem Blut und Leben zu verteidigen!

Ich schwöre es!

Sie schwören, Ihre Fahne niemals meineidig (!) zu verlassen, die Militär-gesetze gründlich zu befolgen, die Befehle und Anordnungen Ihrer Vor-gesetzten genau zu erfüllen und sich den Kriegsgesetzen und sonstigen Vor-schriften zu unterziehen!

Ich schwöre es!

Sie schwören, daß Sie sich allem dem fügen, was zur Aufrechterhaltung der Freiheit, Unabhängigkeit und Ehre Ihres Vaterlandes erforderlich ist!

Ich schwöre es!

Sie schwören zu Gott dem Allmächtigen! Auf seine unendliche Gnade gestützt, daß Sie diesen feierlich gelobten Eid ausführen und halten wollten.

Ich schwöre zu Gott . . .¹⁾.“

Nach Ablegen des feierlichen Eides wurde der Legion die Fahne übergeben, man ließ die ungarischen Führer hochleben und schloß die Feier mit einem dreifachen Éljen auf den König von Preußen²⁾. Um die Legionäre bei guter Stimmung zu halten, wurden anschließend noch einige, die sich beim Anwerben neuer Kameraden besonders hervorgetan hatten, zum Offizier befördert, während die Offiziere zum großen Teil Erhöhung ihrer Charge erfuhren³⁾. Die jeweiligen Ernennungsdekrete waren von dem preußischen Kriegsminister und dem ungarischen Repräsentanten Grafen Csáky unterschrieben.

¹⁾ *Augsburger Allgemeine Zeitung* vom 1. VIII. 1866: *Bildung einer ungarischen Legion. Aus dem ungarischen Lager bei Neiße*. Die Eidesformel entspricht mit einigen unwesentlichen Abänderungen der seinerzeit durch den Grafen Csáky vorgeschlagenen. Geh. St. A.

²⁾ Ob Friedrich Karl, Prinz von Preußen, in dem nach Ansicht Kienasts gewisse Kreise den künftigen ungarischen König sahen, an der Ehrung teil hatte, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Ebenso gibt die Fachliteratur keinen Aufschluß.

³⁾ Näheres über das Offizierkorps s. bei KIENAST, a. a. O., S. 147f.

So stand Klapka schlagbereit; erfüllt von der Hoffnung, beim Eindringen in Ungarn das ganze Volk unter seiner Fahne zu sammeln. Nach den ihm zugehenden Nachrichten schien diese Möglichkeit auch zu bestehen. Wie ihm ein Agent mitteilte, habe man bei allen ehemaligen Honvéds die größte Bereitwilligkeit gefunden, sich an der Klapkaschen Aktion zu beteiligen¹⁾.

Daß auch preußisches Geld bei der Klapkaschen Propaganda rollte, wird von Csáky selbst bestätigt. Er äußerte dem Oberst von Doering gegenüber, er habe die ihm von der preußischen Regierung zur Verfügung gestellte Summe von 250000 Talern²⁾ zu politischen Zwecken verwendet³⁾. Ohne Zweifel spielte er damit auf die Unterstützungen an, die er dem nationalen Revolutionskomitee in Pest zukommen ließ.

Daß aber im Endergebnis seinen Bemühungen kein Erfolg beschieden war, lag weniger daran, daß Veruntreuungen vorkamen und einige Mitglieder des Revolutionskomitees die nationalen Ziele ihrer eigenen Bereicherung dienstbar machten, sondern an dem immer mehr in Erscheinung tretenden Einfluß Deáks. Wenn KIENAST die Ansicht vertritt, Deák habe innerlich auf dem Boden der Opposition gestanden, so wird er dem ehrlich auf den Frieden mit Österreich hinarbeitenden „Weisen der Nation“ nicht gerecht⁴⁾. Zwar sah Deák in den Angriffen der Tisza-Opposition — solange er ihrer noch Herr wurde — eine nicht zu unterschätzende Hilfe für die eigene Politik. Je unruhiger das Land schien, desto eher hoffte er den Monarchen für seine gemäßigten Pläne zu gewinnen.

Königrätz hatte die ungarische Frage ein gewaltiges Stück vorwärts getrieben. Der Kaiser, erfreut, daß die ungarischen Forderungen trotz der Niederlage die gleichen geblieben waren, betrieb selbst schnellste Wiederaufnahme der Ausgleichsverhandlungen. Am 19. Juli rief er Andrassy nach Wien, um sich die ungarischen Wünsche noch einmal vortragen zu lassen. Durch diese und spätere Unterredungen setzte sich bei ihm die Erkenntnis durch, daß es an ihm sei, den ersten Schritt zu tun. So erklärte er sich bereit, Oktoberdiplom und Februarpatent zu annullieren und als Grundlage des österreichisch-ungarischen Verhältnisses die pragmatische Sanktion anzuerkennen. Damit bestätigte er die Sonderstellung Ungarns. Nur der Herrscher, die Außenpolitik und die Armee sollten in der Zukunft gemeinsam sein.

So hatte der Sieg des preußischen Partners bei der anderen Flügelmacht Mitteleuropas schon Früchte gezeitigt — der Schwerpunkt der

1) KIENAST: a. a. O., S. 155.

2) Ebenda.

3) Doering an Roon, 20. VII. 1866. Geh. St. A.

4) KIENAST: a. a. O., S. 160f.

Monarchie hatte sich — wie Bismarck es einst geraten — nach Osten verlagert¹⁾. Ungarn sollte hinfort die Stütze des Thrones sein.

Aber noch war der Ausgleich nicht geborgen. Meinungsverschiedenheiten über die Begrenzung und Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten sollten noch oft seinen tatsächlichen Abschluß in Frage stellen. Und darin lag die Hoffnung der Gegner. Man glaubte in den heimischen Oppositionskreisen und im Lager der Emigranten nicht an ein Zustandekommen der oft in Angriff genommenen und immer wieder gescheiterten Verständigung. Vielmehr sah man in der Aufstellung der ungarischen Legion in Preußen ein neues Morgenrot, das der Auferstehung Ungarns zu Freiheit und Recht entgegenleuchtete. Mit Preußens Hilfe sollte die ungarische Unabhängigkeit erkämpft werden.

Ein vom 16. Juli 1866 datiertes Telegramm, das dem österreichischen Polizeikommissar in Bregenz in die Hände fiel, vermittelt einen klaren Einblick in die Stimmung der Opposition im In- und Auslande. In diesem berichtet ein anscheinend in Italien ansässiger Emigrant über die Entwicklung der ungarischen Fragen in die Heimat wie folgt:

„Unsere Angelegenheiten gehen gut. Der langgehegte Plan zur endlichen Befreiung unseres Vaterlandes rückt mit schnellen Schritten seinem Ziel näher. Klapka ist bereits in Berlin, um aus gefangenen Ungarn eine Legion zu formieren, die gegen Österreich in der bereits eingeleiteten Revolution verwendet werden soll. Die Legion soll sich mit der in Italien vorhandenen vereinigen, von dort aus ihre Operationen beginnen.

Sie sehen, daß Bismarck angebissen hat.

Gleichzeitig gehen alle Führer nach Ungarn. General ... hat schon vor drei Tagen die Schweiz verlassen, geht über Paris nach Ungarn wirken; auch Graf BETHLEN ist zum selben Zwecke dahingereist. PLOMPLOM ist die Seele aller unserer Bewegungen, aber dem Kaiser ist noch nicht zu trauen. Er ist verschlossener als je. Ein Brief von S. (SIMONYI, auch Seherr möglich) in Zu. zeigt mir an, daß er nach Paris reise, um sich dort genau über französische Rüstungen zu informieren, dann nach Berlin komme, von dort ins preußische Lager geht, um mit der Armee in Wien einzuziehen.

Sie sehen also, es geht alles nach Wunsch; wir wollen sehen, ob das starre Österreich unsere Friedensbedingungen annehmen wird oder nicht; wenn nicht, umso besser, dann erwartet das Haus Habsburg dasselbe Schicksal, wie die Bourbonen in Neapel. Wir haben genaue Kunde, daß auch in Deutschösterreich die Stimmung bereits zu Gunsten Preußens umschlägt, daß man selbst in Wien mit Freuden die Preußen erwartet, daß die Zustände der dortigen Bevölkerung unerträglich geworden sind. Wie einst Cavour, so wirkt auch Bismarck überall durch Bestechungen, selbst

¹⁾ DOMANOVSKY: a. a. O., S. 349. SCHÜSSLER: Mitteleuropas Untergang, Bln-Stuttgart, 1919, S. 24. GOVONE: a. a. O., S. 153.

Napoleon wird von seiner Umgebung übertölpelt. — Ich bitte umgehend, mir auf dem letzten Wege über Ri. (RICASOLI?) zu schreiben und namentlich unsere Sache nicht im Stich zu lassen¹⁾.“

Absender und Empfänger des Telegramms konnte das österreichische Polizeipräsidium nicht ermitteln. Immerhin war man dadurch genau über den Ernst der Gefahr aufgeklärt, die der Monarchie noch in ihrem östlichen Teil erwachsen konnte.

So bewirkten die Nachrichten über die Aufstellung der Legion gerade das Gegenteil von dem, was die Verbreiter bezweckten. Statt der österreichischen Polizei Verwirrung zu schaffen, trugen sie zur außen- und innenpolitischen Klärung bei. Österreich sah die doppelte Gefahr und wollte die preußisch-ungarischen Konspirationen durch einen schnellen Friedensschluß zunichtemachen. Damit kam es den Wünschen Bismarcks entgegen, der in dieser Zeit — um den 20. Juli — wieder stark unter französischem Druck stand. Die Kompensationsforderungen Napoleons für die Friedensvermittlung wuchsen, je mehr die Energie DROUYN-LHUYS Einfluß auf die unsichere und schwankende Politik seines Kaisers gewann. Frankreich erklärte gnädig, daß es sich mit den Grenzen von 1814 — Saarbrücken, Landau, Saarlouis — zufrieden geben würde und verletzte dadurch den deutschen Stolz Bismarcks aufs tiefste. Kam ihm doch schon in diesen Tagen der Gedanke, sich auf dem schnellsten Wege mit Österreich auszugleichen und dann gemeinsam den französischen Gegner zu demütigen. Aber die Zeit war noch nicht dazu gereift, und so griff er zu der Waffe, die allein den französischen Forderungen Einhalt gebieten konnte: er schloß auf direktem Wege unter Umgehen der französischen Vermittlung mit Österreich einen Waffenstillstand (26. VII. 1866). Darauf traten die beiden Mächte sofort in Besprechung der Friedenspräliminarien ein²⁾.

Das hatte die ungarische Emigration nicht erwartet — man sah sich in seinen größten Hoffnungen enttäuscht und nahm den Abrüstungsbefehl erbittert zur Kenntnis. Die Mißstimmung wurde durch eine Weisung Roons, daß „die ungarischen Legionäre wieder als Kriegsgefangene zu behandeln seien“³⁾, noch erhöht und nahm allmählich bedrohliche Formen

1) Informationsbüro von 1866: Telegr. Nr. 260 p., weitergeleitet vom Pol. Kommissär Bregenz an das Präsidium des k. k. Polizeiministeriums, 19. VII. 1866 H. H. u. St. A.

2) Urteil LUDVIGHS über den Friedensschluß: „In den Friedenspräliminarien sehe ich nicht anderes als den Keim einer zukünftigen Aktion gegen Frankreich; denn, wenn ich nicht annehmen soll, daß die Diplomaten aus dem Irrenhaus entsprungen sind, so kann die preußische Nachgiebigkeit keinen anderen Grund haben, als Vorbeugung der Einmischung des Revanche suchenden Frankreich.“ KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 442: Brüssel, den 29. VII. 1866.)

3) KIENAST: a. a. O., S. 191, sieht dieses Telegr. als an Doering gerichtet an und gelangt so zu falschen Folgerungen. Doering erhielt erst am 27. VII. Nachricht vom

an. Freiherr von Werther, der durch seine mehrjährige Gesandtschaftstätigkeit in Wien Einblick in das Denken und Fühlen der Ungarn gewonnen hatte und jetzt den abwesenden Bismarck im Auswärtigen Amt vertrat, hielt den Roonschen Befehl für einen schweren politischen Fehler und setzte sich sofort mit seinem ganzen Einfluß für Aufhebung desselben ein. Er riet Bismarck, auf jeden Fall gegen die „Zurückversetzung der Angeworbenen in den Zustand der Gefangenen“ Einspruch zu erheben, da eine solche Behandlung „leicht Exzesse herbeiführen kann, welche bei dem Konnex der europäischen Emigration einen großen Widerhall finden und von großem politischen Nachteil für Preußen werden könnten¹⁾).

Indes hatte sich schon herausgestellt, daß beim Chiffrieren des Roonschen Telegramms ein Fehler unterlaufen war. Am 28. Juli konnte Werther Schüz mitteilen, daß „die ungarischen Legionäre nicht als Kriegsgefangene, sondern als preußische Soldaten zu behandeln und zu verpflegen seien“²⁾. Schüz veranlaßte umgehend die Richtigstellung. Ein königlicher Befehl vom 31. Juli machte auf Veranlassung Bismarcks, dem an der Regelung der Frage außerordentlich viel gelegen war, — wollte er die Legion doch bis zum endgültigen Friedensschluß als Druckmittel in der Hand behalten —, das Kriegsministerium für sofortige Klarstellung der Angelegenheit verantwortlich. Erst die Antwort des Generalleutnant von Schüz, daß das Mißverständnis bereits beigelegt sei, trug zum Abklingen der begrifflichen Aufregung im Auswärtigen Amt bei.

Wenn auch Bismarck viel daran lag, die preußenfreundliche Stimmung in Ungarn nicht durch schlechte Behandlung der ehemaligen Legionäre vor den Kopf zu stoßen, hegte er doch nicht den Plan, die Legion weiter auszubauen und ihr die Durchführung ihrer Absichten zu ermöglichen. In diesem Sinne erhielt Usedom am 28. Juli ein Telegramm, das ihn anwies, von weiteren Unternehmungen in Ungarn abzusehen. Wissend, daß dies große Erregung in Emigrantenkreisen hervorrufen würde, regelte Bismarck die Sprache Usedom zugleich dahingehend, er solle zum Ausdruck bringen, „die ganze Sache hätte von Italien eifriger betrieben und durch Landung unterstützt, früher losbrechen müssen, wenn sie uns von Nutzen hätte sein sollen³⁾.“

Abschluß des Waffenstillstandes (vgl. seine eigene Meldung im Bericht an Roon, Annaberg, den 31. VII. 1866). Geh. St. A. Der Angriff Kienasts auf die Haltung Gen. Grf. Stolbergs ist nicht berechtigt, denn der General machte Klapka sofort auf den eingetretenen Waffenstillstand aufmerksam. Was Klapka unternahm, geschah ohne sein Wissen. Vgl. Roon an das Kriegsministerium, 26. VII. 1866. Geh. St. A.

¹⁾ Werther an Gen.Lt. v. Schüz: Mitteilung seines an Bismarck gerichteten Telegramms vom 27. VII. 1866. Geh. St. A.

²⁾ Ders. an dens., 28. VII. 1866. Oberkommandantur Breslau an Kdtr. Glatz, 29. VII. 1866. Geh. St. A.

³⁾ BISMARCK: a. a. O., VI. Bd., Nr. 503, Telegr. an Usedom vom 28. VII. 1866.

Türr in Belgrad und dem preußischen Generalkonsul Sainte-Pierre in Bukarest wurde ebenfalls zur Kenntnis gebracht, daß man in Zukunft preußischerseits kein Interesse mehr an revolutionären Unternehmungen habe.

Klapka und sein Stab waren mit dieser Entwicklung in keiner Weise einverstanden. Die Legion hatte sich bereits in Marsch gesetzt und war am 27. Juli mit 1370 Infanteristen und 126 Kavalleristen in Oderberg eingetroffen¹⁾. Ein Teil der Legionäre hatte seiner mangelhaften Ausrüstung wegen zurückbleiben müssen. Dieser bezog am 29. Juli in Schillersdorf bei Annaberg Lager²⁾. Klapka selbst wollte von Oderberg aus nach Ungarn vorstoßen. Den Abschluß des Waffenstillstandes, von dem er durch den General Stolberg unterrichtet wurde, beschloß er zu ignorieren. Nur so glaubte er Preußen mitreißen zu können und den drohenden Friedensschluß zu verhindern. Er wollte sich nicht wieder, wie 1859 in Italien, nur als „Vogelscheuche“ gebrauchen lassen³⁾, sondern sich durch aktives Eingreifen eine politische Position schaffen. Der Kriegsrat, den er zur Besprechung seiner Pläne zusammenrief, teilte seine Meinung jedoch nicht. Man beschloß lediglich, den Grafen Csáky ins preußische Hauptquartier zu schicken, um bei Bismarck Erkundigungen über die preußischen Absichten einzuziehen. Am 31. Juli reiste Csáky ab.

Klapka hatte jedoch bereits seinen Plan gefaßt. Ihm schien das Schaffen eines *fait accompli* als einzige Möglichkeit, Bismarck an die ungarischen Interessen zu ketten. So gab er — ohne Csákys Rückkehr abzuwarten — der Legion am 1. August 1866 den Befehl zum Aufbruch⁴⁾.

Vorher hatte er sich um die preußische Zustimmung bemüht, sie aber offiziell nicht erhalten. Indes glaubten die führenden Offiziere der Legion, daß man in Berlin einem Einfall nicht ablehnend gegenüberstehe⁵⁾. Daß Doering verantwortungslos genug war, sich in diesem Sinne zu äußern und der Legion die Möglichkeit des heimlichen Abmarsches ließ, beweisen seine Ausführungen vom 31. Juli an den Kriegsminister Roon: „Es konnte für unsere Politik von unabsehbaren Folgen werden, falls er (der Abmarsch) mit Aussicht auf Erfolg geschah und die Regierung freie Hand behielt, ihn zu desavouieren oder nach Lage der Verhältnisse zu unterstützen⁶⁾.“

In Berlin hielt man diese Einstellung und den Vorstoß der Legion für einen schweren politischen Fehler — sah man doch dadurch die Friedens-

1) Doering an das Kriegsministerium, 27. VII. 1866. Geh. St. A.

2) KIENAST: a. a. O., S. 190.

3) SEHERR-THOSZ: a. a. O., S. 129.

4) Kienast nimmt als Aufbruchstag den 1. VIII. an und beruft sich dabei auf die Aussage eines Legionsangehörigen.

5) KIENAST: a. a. O., S. 195ff.

6) Doering an Roon, 31. VII. 1866. Geh. St. A.

verhandlungen in Frage gestellt und die Vermittlungsabsichten Napoleons neuen Boden gewinnen. Auf Befehl des Kriegsministers wurde die Legion zu sofortigem Rückzug aufgefordert. Der ihr von Oberst von Doering nachgeschickte Hauptmann KUBINYI meldete zugleich, daß Bismarck beabsichtige, die Legion als bewaffnete Truppe beizubehalten, ja, sie sogar vervollständigen wolle¹⁾.

Klapka jedoch glaubte nicht an den Ernst der Bismarckschen Versprechungen und weigerte sich, den Rückmarsch anzutreten. Er wollte mit der Legion zumindest in die magyarisch besiedelten Gebiete vordringen, da sein Erfolg in dem vorwiegend von Slowaken bewohnten nordungarischen Streifen sehr gering war. Indessen stießen die Österreicher von allen Seiten gegen die Legion vor²⁾, um gerade das zu verhindern. Klapka blieb keine andere Rettung — wollte er nicht vollständig die Verbindung mit der preußischen Armee verlieren — als der Rückzug.

So endete dieses mit großen Hoffnungen begonnene Unternehmen — das der Graf Seherr-Thosz allerdings von vornherein als einen Nonsens bezeichnet hatte — ziemlich unrühmlich oder, wie Kossuth sich ausdrückte, „mit einem ungeheuer lächerlichen Fiasko³⁾.“

Klapka zog sich mit seiner Truppe bis Rosenau zurück und glaubte sich damit innerhalb der preußischen Demarkationslinie zu befinden. Er sandte den Grafen Seherr-Thosz mit einem Schreiben an General Graf Stolberg nach Mährisch-Ostrau, um ihm das Eintreffen der Legion zu melden. Da sich aber die Demarkationslinie während des Vorstoßes der Legion nach Ungarn verschoben hatte, wurde Seherr-Thosz bald von österreichischen Ulanen gesichtet und nach heftiger Verfolgung gefangen genommen. Man transportierte ihn nach Teschen und von dort zum Festungskommando Krakau. Sein Notizbuch, das ihn als führenden Kopf der Emigration kennzeichnete, wurde ihm zum Unglück⁴⁾.

Von Wien aus wurden sofort entsprechende Vorsichtsmaßnahmen getroffen und die Grenze unter schärfste Bewachung gestellt. Es ist wahrscheinlich, daß die zahlreichen Verhaftungen verdächtiger Personen in Ungarn, die in diesen Tagen vorgenommen wurden, mit den Gegenmaßnahmen in Zusammenhang standen. Um nähere Einzelheiten über die preußisch-ungarischen Verbindungen und das Corps Klapkas zu erfahren, zugleich aber, um ein warnendes Beispiel aufzustellen, verfuhr man bei der

¹⁾ Werther i. A. Bismarcks an Roon, I. VIII. 1866. Geh. St. A. vgl. Rényi an Vetter, zit. b. Kienast, a. a. O., S. 202, Anm. 2.

²⁾ KIENAST: a. a. O., S. 205.

³⁾ Ein Telegramm an das 2. A. K. (Preßburg) und an das Truppenkommando Krakau ordnete an, „bei Bekämpfung der ungarischen Freischar größte Energie aufzuwenden, keine Gefangenen zu machen, sondern Aufreißung durch schonungslosen Waffengebrauch anzustreben.“ (30. VII. 1866, zit. b. Kienast, a. a. O., S. 229.)

⁴⁾ Vgl. Notizbuch des Grafen Seherr-Thosz. H. H. u. St. A. (Kriegsarchiv).

Untersuchung des Falles Seherr-Thosz äußerst scharf. Man ließ seinen Einwand, er sei preußischer Offizier, nicht gelten, sondern machte ihm den Prozeß auf Hochverrat und Auflehnung gegen die Kriegsmacht des Staates. Wenn er auch stolz erklärte, sein Tod würde Österreich eine Provinz kosten, so stand seine Sache doch sehr schlecht. Und wenn Bismarck sich nicht ernsthaft für ihn verwendet hätte — er drohte mit Erschießung von sieben Trautenuer Bürgern, die aus dem Hinterhalt auf preußische Soldaten geschossen hatten, und wies seinen Gesandten an, bei den Friedensverhandlungen auf die Freilassung des ungarischen Grafen zu dringen¹⁾ —, wäre es wohl doch zu seiner Erschießung gekommen. So aber wurde ihm durch den preußischen Einspruch das Leben gerettet und die Strafe auf 16 Jahre Kerker festgesetzt. Nach dem Friedensschluß erhielt er im Sinne des § 10 des Friedensvertrages Amnestie, wurde aber aus dem österreichischen Staate ausgewiesen. —

Der Legion selbst war es unter Führung Klapkas gelungen, die preußischen Stellungen zu erreichen. Am 8. August traf sie wieder in Oderberg ein. General Graf Stolberg ließ es an Vorwürfen nicht fehlen, besonders da Roon sein größtes Mißfallen ausgesprochen und erklärt hatte, daß die „großen Nachteile, die der heimliche Abmarsch der Legion sowohl für diese selbst, als auch für die königlich-preußische Regierung mit sich gebracht hatte, nicht zu ermessen seien²⁾.“ Falls die Legion nochmals ohne Befehl einen ähnlichen Schritt unternahme, müsse man „zur Entwaffnung schreiten³⁾“.

Und wieder war es Frankreich, dem die Legion ihr Weiterbestehen zu danken hatte. Durch die Hartnäckigkeit, mit der Napoleon an seinen Kompensationsforderungen festhielt — am 5. August war BENEDETTI wieder bei Bismarck erschienen und hatte ungeheure französische Entschädigungsansprüche unterbreitet — machte er die Erhaltung der ungarischen Legion von neuem notwendig.

Bismarck hatte die Forderungen Napoleons auf deutsches Gebiet — nach Nikolsburg begriffen dieselben außer den 1814-er Grenzen noch die bayerische Pfalz, Rheinhessen und Mainz ein — strikt abgelehnt. Er gab zu verstehen, daß er gegen Besetzung französischsprachiger Gebiete (Belgien evtl. Luxemburg) keinen Einspruch erheben würde, aber nie in die Abtrennung des deutschen Rheinlandes einwilligen könne. Frankreich zog sich daraufhin stark verärgert zurück. Das Schlimmste war zu befürchten. Moltke arbeitete Pläne für einen Zweifrontenkrieg aus.

1) BISMARCK: a. a. O., VI. Bd., Nr. 569: Erlaß an den Bevollmächtigten bei den Prager Friedensverhandlungen vom 16. VIII. 1866.

2) Erlaß Roons an den Gen. Grf. Stolberg vom 7. VIII. 1866. Geh. St. A.

3) Ebenda.

Aber Bismarck hatte schon zum Gegenschlag ausgeholt — er warf den Gegner durch seine Staatskunst, mit der er hinhaltend, verhandelnd, den offenen Bruch vermied, auf den beiden Gebieten, die der französischen Politik Anfang und Ende bedeuteten, in Deutschland und in Europa, zurück.

Dadurch daß er die Forderungen Napoleons in großen Zügen der Presse mitteilte, zog er die öffentliche Meinung Deutschlands, das sich in seiner Ehre angegriffen sah, auf seine Seite. So die Stimmung vorbereitend, gelang es ihm, mit den Südstaaten Schutz- und Trutzbündnisse gegen französische Vorstöße und Übergriffe zu schließen und der französischen Einflußnahme auf diese Weise für immer den Boden zu entziehen.

Eng mit der deutschen Politik Bismarcks hing seine europäische zusammen. Ein französisch-österreichischer Krieg konnte Preußen-Deutschland im europäischen Feld für immer zurückwerfen. Dies voraussehend mußte Bismarck jedes Mittel recht sein, seine Stellung zu sichern und zu stärken.

So griff er wieder zur ungarischen Legion. Aber auch jetzt wollte er sie nicht im ungarischen Interesse einsetzen, sondern nur bei französischem Eingreifen¹⁾. Und er wußte, daß Österreich, ein aufständiges Ungarn im Rücken, zu schwach sein würde, Napoleon die Hilfe zu bieten, die er forderte. Der Kaiser der Franzosen aber, bisher der Vorkämpfer für die Freiheit der kleinen Nationen, würde beim Aufflammen einer nationalen Revolution in ganz Mitteleuropa vor dem Angesicht der Welt nicht so mit seiner Vergangenheit brechen können, daß man auf aktive Gegenmaßnahmen seinerseits rechnen müßte.

Dies alles erwägend, gab Bismarck am 7. August Usedom den Auftrag, sich weiter mit der ungarischen Angelegenheit zu befassen und auch die italienische Regierung zu veranlassen, die Türsche Organisation in Serbien aufrecht zu erhalten²⁾.

Am gleichen Tage erhielt auch der der Legion zugeteilte Hauptmann DRYGALSKI einen Befehl gleicher Richtung:

„Die ungarische Legion ist nicht zu entwaffnen, evtl. wieder zu bewaffnen und bleibt einstweilen an einem mit Csáky zu bestimmenden Orte stehen³⁾.“

So ließ man die Legion fürs erste in Bauerwitz und Umgebung liegen, wohin Klapka sie auf dem Rückzuge geführt hatte. Hier sollte sie durch ein drittes Bataillon, zwei Batterien und eine Husarenabteilung verstärkt werden. Die ungarischen Hoffnungen erhielten neuen Antrieb und man sprach von nichts anderem, als dem bald bevorstehenden Einmarsch in die

1) GOVONE: a. a. O., S. 176.

2) BISMARCK: a. a. O., VI. Bd., Nr. 534, Telegr. vom 7. VIII. 1866, an Usedom.

3) Ebenda.

Heimat und der Errichtung eines freien, unabhängigen Reiches. Man kündigte in Briefen „voll des revolutionärsten Inhalts“ die Ankunft des Corps an und rief beim Volke eine „nicht geringe Aufregung“ hervor¹⁾.

Klapka jedoch teilte nicht den Optimismus seiner Truppe; er hatte allmählich „den Glauben an den guten Willen Bismarcks verloren“. Empört über das „zweifelhafte Spiel, das Bismarck mit ihm gespielt hatte“²⁾, legte er das Kommando der Legion nieder und verließ Preußen. Zu seinem Nachfolger ernannte er den Obersten Mogyorody³⁾.

Mit dem Ausscheiden Klapkas verlor die Legion ihre Schwungkraft und die unter ihm straffe Disziplin lockerte sich auffallend. Spiel- und Trinkgelage waren an der Tagesordnung, und an eine Aktion dachte man kaum mehr. Kossuth gab seiner Empörung über diese Entwicklung offen Ausdruck und warf Bismarck vor, er habe nie ernste Absichten mit der Legion gehabt, sondern sie nur seinen eigenen Zwecken dienstbar gemacht. Seine Agenten im Ausland und in Ungarn richteten heftige Angriffe gegen Preußen, das die ungarische Sache schmählich verraten habe. Kossuth übersah dabei, daß Bismarck nicht die Initiative in der Legionsangelegenheit ergriffen, sondern daß man ihm die Organisation ungarischerseits aufgedrängt hatte. Und den Vorteil, den das Magyarentum von dem Bestehen der Klapkalegion gehabt hatte — stellte diese doch, wenn auch nicht den Haupt-, so doch einen der mitbestimmenden Nebenfaktoren beim Abschluß des Ausgleichs dar —, konnte und wollte er, der Geist, der alles verneinte, was von Habsburg kam, nicht anerkennen.

Bismarck hatte allerdings sein Ziel erreicht und nicht zuletzt hatte ihm das geschickte Lavieren mit der ungarischen Legion dazu verholfen.

Am 11. August zog Napoleon, da er in Berlin auf Schweigen und kühlestes Zurückhalten stieß, seine Kompensationsforderungen zurück; und wenn Bismarck am 3. Juli in Deutschland gesiegt hatte, so war der 12. August, an dem Napoleon die „Mißverständnisse“ der französischen Entschädigungsansprüche als beigelegt erklärte, Bismarcks Triumph in der europäischen Politik.

In der zweiten und dritten Augustwoche wurde die innerdeutsche Sicherung für diese Siege geschaffen. Nord- und Süddeutschland — außer Österreich — fanden sich in gemeinsamer Abwehr der französischen Gefahr in den Schutz- und Trutzbündnissen zusammen. Damit waren die Grundlagen des Friedens gewonnen.

Dieser kam am 23. August 1866 zustande. Der Deutsche Bund hatte damit sein Ende erreicht. Österreich schied aus der staatlichen Gemein-

¹⁾ Informationsbüro 1866: An den Leiter des k. k. Polizeiministeriums, Nr. 6083, vom Tavernicus des Königreiches Ungarn. H. H. u. St. A.

²⁾ LENGYEL: a. a. O., S. 60.

³⁾ KOSSUTH: a. a. O., VI. Bd., S. 492f. Irányi an Kossuth.

schaft deutscher Stämme aus, und sein Deutschtum wurde dem Kampf um Sein und Nichtsein preisgegeben. Denn ebenso wie seine führende Stellung in Deutschland an Preußen übergang, sollte sich im Rahmen der Donaumonarchie die Waage bald zugunsten Ungarns senken.

Nach dem Friedensschluß zu Prag schien den nationalradikalen Elementen in Ungarn und in der Emigration alles verloren. Die Legion bestand zwar noch, wenn auch Österreich nach dem Artikel 3 des Friedensvertrages (Kriegsgefangene) ihre Auflösung erwartet hatte. Bismarck hegte nicht die Absicht, sie noch einmal einzusetzen; er hielt es jedoch für seine Pflicht und für eine politische Notwendigkeit, sich zu vergewissern, daß den Angehörigen der Legion bei Rückkehr in die Heimat keine Unannehmlichkeiten erwüchsen. Der Artikel 10 des Friedensvertrages, von dieser Überlegung mitbestimmt, baute durch Verkündung der allgemeinen Amnestie bereits vor. Er lautet:

„Kein Angehöriger der Herzogtümer Holstein und Schleswig und kein Untertan Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich wird wegen seines politischen Verhaltens während der letzten Ereignisse und des Krieges verfolgt, beunruhigt oder in seiner Person oder seinem Eigentum beanstandet werden.“

Dies genügte Bismarck jedoch nicht. Am 26. August telegraphierte er an Werther, der als preußischer Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen auch die Frage der Klapkaschen Legion behandelte, daß man jetzt bereit sei, „alle Ungarn nach der Heimat zu entlassen, wenn sie entlassen sein wollen. Dies wird nur der Fall sein, wenn jeder einzelne von einem österreichischen Kommissär einen Geleitschein erhält, welcher erstens die vertragsmäßige Amnestie und zweitens die Befreiung von fernerer Militärpflicht zusichert. Wäre man bereit, einen Kommissär mit diesem Auftrage nach Neiße zu schicken, so würden die etwa 2000 Legionäre entlassen werden können“¹⁾. Österreichischerseits geschah aber nichts dergleichen. Die Legionäre wurden darum angewiesen, solange in Preußen zu bleiben, „bis die diesbezüglichen diplomatischen Verhandlungen zu einem Resultat geführt haben werden“²⁾.

Es lag Bismarck sehr viel daran, die Legionäre nicht mit Groll gegen Preußen, das sie an aktiver Betätigung gehindert und nur für seine Zwecke benutzt hatte, nach Ungarn zurückkehren zu lassen. So wandte er sich persönlich bei Roon „aus politischen Rücksichten ernster Natur“ für die Erfüllung möglichst aller ihrer Wünsche³⁾.

¹⁾ BISMARCK: a. a. O., VI. Bd., Nr. 597, Telegr. an Werther vom 26. VIII. 1866.

²⁾ Kriegsministerium an Kommandantur Glatz vom 31. VIII. 1866. Geh. St. A. (Kriegsarchiv.)

³⁾ BISMARCK: a. a. O., VI. Bd., Nr. 603, Erlaß Bismarcks an Roon, 4. IX. 1866.

Roon hatte Interesse daran, die Legion schnellstens aufzulösen¹⁾. Er ließ sofort Entlassungspässe ausstellen, die außer dem Artikel 10 des Friedensvertrages, auf dessen Einhaltung besonders hingewiesen wurde, Personalangaben und ein Führungszeugnis über die Dienstzeit bei der Legion enthielten.

Da aber in der Frage der Entlohnung der Legionäre noch Unklarheiten herrschten und außerdem der Friede zwischen Österreich und Italien noch immer nicht geschlossen war²⁾, wurde die Auflösung der Legion durch eine Verfügung Bismarcks vom 13. September wieder hinausgeschoben. Bismarck setzte sich Roon gegenüber persönlich dafür ein, an Csáky die geforderte Entschädigungssumme von 170 000 Talern zu zahlen und fragte an, inwieweit das Kriegsministerium bei der Deckung behilflich sein könne.³⁾

Das Bestehen der Legion begann allmählich belastend auf die außenpolitischen Beziehungen Preußens zu wirken. Besonders Werther in Wien drängte auf Auflösung: Franz Joseph habe zwar seinen Willen zur Wiederaufnahme der freundschaftlichen Beziehungen ausgesprochen, jedoch bei der Rückmeldungsaudienz Werthers das Gespräch sofort auf Vorfälle gebracht, „welche bei ihm, in der Armee und in der Nation Eindrücke hinterlassen hätten, die nicht so leicht der Vergessenheit anheimfallen können. Als solche wies er zunächst auf die Bildung der ungarischen Legion hin, die er als eine Maßregel schilderte, welche so feindselig gewesen wäre, daß er sie von Euerer Königlichen Majestät nicht erwartet hätte.“⁴⁾

Da man im Auswärtigen Amt nicht neuen Konfliktsstoff häufen wollte und auch die Unzufriedenheit der Legion sich steigerte⁵⁾, brachte man die Verhandlungen mit Csáky auf Drängen Bismarcks zum Abschluß: es wurde festgelegt, daß der Legionär 20, der Gefreite 30, der Korporal 40, der Führer 60 und der Feldwebel 80 Taler Abfindungsgeld erhalten sollten. Für einen Leutnant waren 300, für einen Oberleutnant 400, für einen Hauptmann 500, für einen Major 900, für einen Oberstleutnant 1000 und für einen Obersten 1200 Taler vorgesehen. Die Generale sollten entsprechend höher entschädigt werden.

1) Roon an Bismarck, 7. IX. 1866. Geh. St. A.

2) Thile an Roon, 29. IX. 1866. Geh. St. A.

3) Bismarck an Roon, 13. IX. 1866. Geh. St. A.

4) Randbemerkung Wilhelms I. dazu: „Der Kaiser scheint zu vergessen, daß er 1863 und 64 polnischer Rebellen in Galizien sich gegen Rußland bedienen ließ, mit dem er im Frieden war! Dessen soll sich Werther bedienen!“ Werther an König Wilhelm I. vom 18. IX. 1866. Geh. St. A.

5) Informationsbüro 1866: Bericht über entflozene ungarische Legionäre und weitere Absichten der Legion . . . , wird am 18. IX. 1866 der Kgl. Ung. Hofkanzlei zugeleitet. H. H. u. St. A.

Als dadurch in finanzieller Hinsicht alles klar lag, erging vom Auswärtigen Amt offiziell der Befehl zur Auflösung der Legion¹⁾.

Am 30. September gaben die preußischen Offiziere der Legion ein Abschiedsfest. Csáky ließ die Legion — wie Doering in seinem abschließenden Bericht meldete — „in Anerkennung dessen, was die Regierung für die Legion getan“ habe, noch einmal in Parade aufmarschieren und hielt eine von der „Versicherung treuester Dankbarkeit“ getragene Rede²⁾. Man ließ den König von Preußen hochleben und schied in der Überzeugung, auch in Zukunft einander einen Halt zu bieten.

In den nächsten Tagen erfolgte die Entwaffnung und Auflösung. Wie Drygalski berichtet, vollzog sich alles in vorzüglicher Ordnung. Das Auflösungsdekret, das Graf Csáky am 2. Oktober verlas, lautete folgendermaßen:

„Die ungarische Legion in Preußen wird aufgelöst; jeder Angehörige bekommt eine Amnestie und ein persönliche Sicherheit verbürgendes Schreiben, durch die derjenige, der in seine Heimat zurückkehren will, unter Garantie der preußischen Regierung steht, damit ihm keine Unannehmlichkeiten erwachsen.“³⁾

Der preußische Vertreter dankte daraufhin im Namen seiner Regierung für das musterhafte Verhalten der Legion und sprach die Hoffnung aus, „daß die Freundschaft und das Bündnis zwischen den zwei Nationen auch in Zukunft bestehen möge⁴⁾.“

Am 6. und 7. Oktober wurde nach Ungarn aufgebrochen. In Wien jedoch ließ man das Amnestieversprechen außer Acht; man vertrat die Ansicht, daß es sich nicht auf die Legion beziehe, da es auf politische und nicht auf militärische Vergehen laute. So wurde der größte Teil der Legionäre von den österreichischen Grenzwachern aufgegriffen und von diesen weisungsgemäß nach dem Militärstationskommando Krems zur Untersuchungshaft befördert. Dort sollte die Behandlung des gesamten Fragenkomplexes vorgenommen werden. Drygalski erhielt von dem österreichischen Vorgehen Kenntnis und meldete es sofort nach Berlin. Er betonte dabei, daß die Offiziere mit preußischen Pässen, die Mannschaft mit dem amtlichen Entlassungsschein versehen waren⁵⁾. Das Kriegsministerium leitete die Meldung an das Auswärtige Amt weiter und Werther wurde umgehend angewiesen, schärfstens Einspruch gegen „diesen eklatanten Bruch des Prager Friedens“ zu erheben und zu betonen, daß Preußen die

¹⁾ Erlaß des A. A. an Roon. Geh. St. A.

²⁾ Bericht Drygalskis an Roon über die „Ungarische Legion“. Geh. St. A.

³⁾ Kossuth: a. a. O., VII. Bd., S. 93.

⁴⁾ Ebenda.

⁵⁾ Bericht Drygalskis vom 9. X. 1866; aus Bauerwitz. Geh. St. A.

Konsequenzen ziehen müsse, wenn sich die Haltung Österreichs nicht ändere¹⁾).

Werther entledigte sich sofort seines Auftrages. Graf MENSENDORFF schützte Unkenntnis vor, versprach aber, Erkundigungen über die Behandlung der Legionäre einzuziehen²⁾. Schon einen Tag später — am 12. Oktober — konnte Werther nach Berlin melden, daß „die ungarischen Legionäre, die zur früheren österreichischen Armee gehörten und als Kriegsgefangene Legionäre wurden“, wieder in ungarische Regimenter eingereiht werden sollten. Die Personen, die nicht dem Militärstande angehörten, wolle man sofort freilassen³⁾. Er habe das Versprechen erhalten, daß gegen keinen strafrechtlich vorgegangen würde, womit die versprochene Amnestie eingehalten sei⁴⁾.

Damit war die ungarische Angelegenheit erledigt. Für alle Fälle aber wurde Werther noch einmal angewiesen, das weitere Verhalten der Regierung den ungarischen Legionären gegenüber im Auge zu behalten⁵⁾.

Daß die österreichische Regierung sich wegen der ungarischen Frage nicht erneut mit Preußen entzweien wollte, zeigt ihre Erklärung, die am 15. Oktober in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht wurde:

„Beim Rückzuge der ungarischen Legionäre in die Heimat ist die österreichische Regierung genötigt gewesen, Polizeimaßregeln zur Kontrolle und evtl. zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu treffen. Über diese hinaus haben sich die getroffenen Anordnungen nicht erstreckt. Das Wiener Kabinett hat ausdrücklich erklärt, die Regierung werde die Amnestiebestimmungen des Prager Friedens strikte durchführen und keinerlei Verfolgung gegen die ehemaligen ungarischen Legionäre eintreten lassen⁶⁾.“

Wenn SZEKŰ feststellt, daß Bismarck nach Friedensschluß — ähnlich wie früher Napoleon und die Italiener — die Ungarn wie eine ausgepreßte Zitrone beiseite geworfen habe⁷⁾, so muß dem gegenübergestellt werden, daß der preußische Staatsmann — wenn er die Legion auch eigenen Zwecken dienstbar gemacht hatte — sie nach Erreichung seiner Ziele nicht der österreichischen Willkür preisgegeben hat, sondern ihren Angehörigen die Amnestie erwirkte und sie außerdem durch Gewährung einer angemessenen

1) Thile an Werther, 10. X. 1886: zit. b. WERTHEIMER *Bismarck im politischen Kampf*, S. 279.

2) Telegr. Werthers an Bismarck, 11. X. 1866; zitiert bei Wertheimer, ebenda.

3) Telegr. Werthers an Bismarck, 12. X. 1866, zitiert bei Wertheimer, ebenda, S. 280.

4) Ebenda.

5) Thile an König Wilhelm I. (Konzept) vom 1. XI. 1866, zit. b. Wertheimer, ebenda.

6) „Presse“ vom 15. X. 1866. Vgl. Kienast a. a. O. S. 333—340.

7) Hóman-SzekŰ, a. a. O. VII. Bd. S. 291.

Abfindungssumme für die Zeit des Überganges vor materiellen Schwierigkeiten bewahrte.

Kossuth jedoch hat das Mißlingen der Aktion nie verwunden. Er sah dies darin begründet, daß man ihn beiseite geschoben hatte. Seine Empörung äußerte sich in heftigen Vorwürfen Csáky und Komáromy gegenüber; er beschuldigte sie, die Gelder, die sie erhalten, nicht für ungarische, sondern für eigene Zwecke verwendet zu haben. Mehrmals appellierte er an Bismarck, eine amtliche Untersuchung einzuleiten. Es erfolgte jedoch nichts. Kossuth scheint mit seiner Behauptung zum Teil recht zu haben. Denn auch spätere Erhebungen der Wiener Regierung, die sich ebenfalls für den Verbleib der preußischen Gelder interessierte, konnten keine Spuren aufdecken. Die Polizeidirektion Ofen-Pest kam schließlich zu dem Ergebnis, daß die preußischen Unterstützungen entweder garnicht in Ungarn angelangt seien, oder wenn doch, daß die Empfänger sie nicht für die bestimmten Zwecke verwendet, vielleicht auch für sich behalten haben¹⁾.

Das Interesse der Öffentlichkeit für die ungarische Legion und die damit verbundenen Geldfragen ebte bald ab, der Gegensatz zwischen den beiden feindlichen Emigrationsparteien hatte aber durch die Aufrollung der Angelegenheit eine weitere Steigerung erfahren. Indes konnte es sich für die österreichisch-ungarischen Beziehungen nur fördernd auswirken, daß die Opposition nicht als einheitliche Front gegen die Verständigung arbeitete. So gewann die Partei Deáks bald die Überhand und der Ausgleich mit der Krone zeichnete sich in immer festeren Umrissen ab.

Wie Werther in seinem Bericht vom 11. November 1866 meldet, bemühte sich der neue Staatsminister BEUST, der dem föderalistischen Belcredi gefolgt war, sehr um den Abschluß des Ausgleiches. Er suchte, wie Werther wissen will, sogar die Verbindung mit der Emigration, um sie für seine Pläne zu gewinnen²⁾. Jedoch, meint Werther, könne die Frage nicht geregelt werden, „solange nicht die Forderung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums bewilligt sei“, außerdem würde sich Ungarn nie damit einverstanden erklären, die gemeinsamen Angelegenheiten in einem Zentralparlament zu Wien behandeln zu lassen³⁾.

Der Reichstag wurde wieder einberufen und die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang. Mit der Ernennung Andrássys zum ungarischen Ministerpräsidenten im Februar 1867 wurde der lang erstrebte und erkämpfte Ausgleich zur Tatsache. Ungarn war damit endgültig an die Stelle der Monarchie gerückt, die der preußische Freund ihm zugeдacht hatte.

¹⁾ K. k. Polizeidirektion Ofen-Pest (Informationsbüro 1867. Vgl. hierzu Informationsbüro 1866). An den Tavernicus in Ofen, 29. IX. 1866, betr. Schrb. Kiss' an die Redaktion der *Hon.*

²⁾ 17. IX. 1866, Geh. St. A.

³⁾ Bericht Werthers vom 11. XI. 1866. Geh. St. A.

Da dem Kaiser und besonders Beust viel daran lag, das Ergebnis so schnell wie möglich unter Dach zu bringen, entschloß sich letzterer nach einer Rücksprache mit Andrassy, den österreichischen Reichsrat vor die vollendete Tatsache des Ausgleichs zu stellen. Gerüchte über die Haltung Preußens, das angeblich „mit schwerem Gelde in Ungarn und Böhmen Agenten unterhielt“ und einem preußischen Prinzen die Stephanskronen aufs Haupt setzen wollte¹⁾, ließen einen schnellen Abschluß ratsam erscheinen. Wenn solche Meldungen auch kaum der Wahrheit entsprachen, — wahrscheinlich handelte es sich wieder um Kossuthsche Agenten —, so wurden sie doch in Österreich nur zu willig geglaubt, und auch das Volk sah bereits im Ausgleich mit Ungarn die einzige Rettung vor einer weiteren Ausdehnung der preußischen Macht.

Der Ausgleich wurde von der Volksvertretung Cisleithaniens angenommen und fand seinen feierlichen Abschluß im Juni 1867 in der Krönung des kaiserlichen Paares mit der ungarischen Krone.

In Preußen begrüßte man die Neuordnung erfreut. Man sah in ihr die Bürgschaft dafür, daß Österreich sich in Zukunft nicht mehr den preußisch-deutschen Plänen entgegenstellen würde. Ein neues Mitteleuropa war an Stelle des alten, durch jahrhundertelange Tradition geheiligten, getreten. Das moderne Nationalstaatsprinzip hatte über den universalen Reichsgedanken den Sieg davon getragen und fand seine Verkörperung in den neuen Führermächten des mitteleuropäischen Raumes Preußen und Ungarn.

¹⁾ Informationsbüro 1866 (16. Agentenreport: Würzburg, den 1. I. 1867. H. H. u. St. A.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Dem Gedenken an Alexander Csoma von Körös

4. IV. 1784—11. IV. 1842.

Hundert Jahre sind vergangen seit dem Tag, da Alexander v. Csoma in den Höhen des Himalaja das Ende seines Lebens, seines Reisens und Forschens fand. Mit Verwunderung, Hochachtung und Sympathie gedenkt die Nachwelt dieses ungewöhnlichen Mannes, der ein Wegbereiter in der Tibetanistik und in der Buddhologie war.

Was ihn zu seinen unvergänglichen Leistungen antrieb, war eine Fähigkeit zu schrankenloser Hingabe an die Forschung, der Ehrgeiz, mit seinem Leben etwas Lohnendes anzufangen, und sein — von Ideen der Romantik geleiteter — Wunsch, Geschichtsforschung im Interesse seines Vaterlandes zu betreiben.

Auf der Schule fiel er nicht durch eine ungewöhnliche Begabung auf. Er beendete seine Studentezeit im heimatlichen Kolleg erst mit 31 Jahren. Seine Studien im Ausland, in Göttingen, zeigten noch keine klare Richtung seines Strebens. Nach der Heimkehr entschließt er sich noch zu keinem Beruf, sondern er wendet sich einem neuen Studienfach zu, der Slavistik. Schließlich bricht er im November 1819 zu seiner Reise 'nach Innerasien' auf, in der Hoffnung, im Norden Chinas die alten Sitze der Hunnen zu finden, der mutmaßlichen Vorfahren der Székler, zu denen auch seine eigene Familie gehörte. Es glückt ihm nicht — wie er geplant hatte — unterwegs nach Konstantinopel zu kommen und dort seine arabischen Kenntnisse zu vertiefen zwecks Vorbereitung zum Studium historischer Quellen. Er erreicht auch keineswegs Zentralasien. Sondern seine lange Reise, deren Schwierigkeiten — ohne Geld, ohne die heutigen Verkehrsmittel, ohne staatliche Empfehlungen — er in seinen vielen ausführlichen Briefen nicht einmal erwähnt, führt ihn schließlich am 9. Juni 1822 in ein Vorland Tibets, nach Ladak. Hier regt ihn ein englischer Beamter, Moorcroft — wahrscheinlich im Interesse seines eigenen Dienstes — zur Erforschung des Tibetischen an.

Die Planlosigkeit des bisherigen Lebens und Wirkens muß aus seiner Zeit begriffen werden. Seit den 'Enzyklopädisten' strebte man nach erweitertem Wissen und erkannte schärfer die Lücken der Kenntnisse. Auf vielen Gebieten stand daher die Wissenschaft vor großen Entdeckungen; mit einem neuen Lebensgefühl suchte man allenthalben neue Wege. — Die Zurückschauenden können leicht über die Umwege lächeln. Wichtig für die Resultate sind der fortreibende Eifer, die Geduld und die Ehrlichkeit jener Forscher, denen meist keine oder nur recht geringe finanzielle Hilfsmittel zur Verfügung gestellt wurden. Nach heutiger Meinung suchte Csoma die Vorfahren der Ungarn viel zu weit im Osten; auch täuschte er sich über das Verhältnis der Hunnen zu den Vorfahren seiner Landsleute. So darf es gewiß als Glück für die Wissenschaft betrachtet werden, daß sein Interesse vom Aussichtslosen weg, und statt dessen hin auf das damals noch fast ganz unbekanntes Tibetische gerichtet wurde. Nach seiner langen und umständlichen Vorbereitung auf eine spätere Lebens-

aufgabe wurde Csoma bei seiner ersten Begegnung mit dieser Sprache endgültig in ihren Bann gezogen; danach lebte er, mit einer erschütternden Gleichgültigkeit gegen sein eigenes äußeres Wohlergehen, nur noch den tibetischen Forschungen. Viele Jahre lang hauste er in Ladaker Klöstern in einer winzigen, unmöblierten und ungeheizten Zelle und erlaubte sich auch dann kein bequemes Leben, wenn er nach Kalkutta und in die Reichweite europäischen Umgangs und westlicher Lebensmöglichkeiten kam. Zwölf Jahre nach Beginn dieser Studien, 1834, erlebte er die Freude, seine tibetische Grammatik und das Wörterbuch erscheinen zu sehen, Werke, auf denen alle späteren tibetologischen Arbeiten basieren, und die noch heute von Nutzen sind. — Es entspricht seinem Forschergeist, daß er sich nicht auf die Sprachwissenschaft beschränkte. Noch ehe die Indologen ihre einführenden Werke über den Buddhismus verfaßten, entdeckte Csoma in tibetischen Texten eine — wie wir heute wissen — Abart des Buddhismus, den Lamaismus, dessen Probleme er in vielen Sonderuntersuchungen dargelegt hat. Auf bibliographischem Gebiet hat er für den Lamaismus das geleistet, was für den chinesischen Buddhismus noch heute ein Desideratum ist. Er verfaßte eine Analyse des Inhalts von den 100 Bänden des Kanjur (bka'-gyur) und von den 225 Bänden des Tanjur (bstan'-gyur). Ferner schenkte er der Nachwelt historische, geographische, medizinische und andre Abhandlungen.

In den zwanzig Jahren dieser Forschungen hat Csoma eine ungeheure Arbeitsleistung vollbracht, die nur bei seinem gradezu besessenen Fleiß und Scharfsinn möglich gewesen ist. Mehrere Reisen nach Ladak brachten ihm immer wieder die erwünschten Studienmöglichkeiten in lamaistischen Klöstern. Übrigens hatte er in der Zwischenzeit in Kalkutta bei der Royal Asiatic Society einen Posten als Bibliothekar inne.

Schließlich besann sich Csoma wieder auf seine Jugendträume, die er noch 1820 in einem Brief von Teheran aus in folgenden Worten formuliert hatte: „Sowohl um meinen eigenen Wunsch zu erfüllen, wie auch um meine Liebe und Dankbarkeit meiner Nation gegenüber zu beweisen, bin ich aufgebrochen und muß nach dem Ursprung meines Volkes suchen, dank dem Wissen, das ich in Deutschland erworben habe, und will weder irgend welche Gefahren meiden, noch vor den Entfernungen zurückschrecken, die ich zu überwinden haben werde.“ In Lassa, oder jenseits von Tibet, weiter im Norden, hoffte der jetzt 56jährige endlich wieder die Suche nach der Urheimat der Ahnen aufnehmen zu können. Ehe er noch ins eigentliche Tibet vordrang, erlag jedoch seine bisher so ungewöhnlich robuste Konstitution den Strapazen seines Lebens und Reisens. Ein Denkmal, dort in den hohen Bergen über seinem Grab, kündigt ebenso eindrucksvoll wie seine Werke von einem Mann, der wahrlich seinem Lande zum Ruhm dient, nämlich indem er der Welt in der Person eines leidenschaftlich nationalen Ungarn das Beispiel ganz ungewöhnlicher wissenschaftlicher Hingabe und Produktivität gezeigt hat)¹.

(Berlin)

A. v. Gabain.

Gottfried Fittbogen

1878—1941.

In Berlin starb am 22. September 1941 nach kurzer Krankheit Gottfried FITTBOGEN, der alle seine Arbeitskraft seit drei Jahrzehnten der Erforschung des Grenz- und Auslandsdeutschtums gewidmet hatte. Als Sohn eines Pastors am 20. Januar 1878 in Ahrenshagen (Vorpommern) geboren, besuchte er das Joachimstalsche Gymnasium

¹) Vgl.: Th. DUKA, *Life and works of Alexander Csoma de Körös*, Trübner's Oriental Series, London 1885. W. R. S. RALSTON in: *Tibetan tales*, transl. by A. v. SCHIEFNER, Trübner's Oriental Series, London 1906, S. XII—XXIX.

in Berlin und studierte dort und in Bonn Theologie und Philologie. Sein Oberlehrerexamen bestand er 1906 und war dann, freilich nur kurze Zeit, in der Oberrealschule in Neukölln als Oberlehrer tätig. Seiner fast schüchtern zu nennenden Natur entsprach aber der Schuldienst nicht. So gab er ihn rasch wieder auf und führte seitdem das entsagungreiche Leben eines Schriftstellers und Privatgelehrten. Dieser zurückhaltende, bedürfnislose Forscher, dem die erste Arbeit in der Stille mehr lag als das Auftreten in der Öffentlichkeit, genoß jedoch mit Recht ein großes persönliches Ansehen. Seine älteren Schriften beschäftigen sich freilich mit anderen Fragen¹⁾, als sein späteres Lebenswerk, zu dem er wohl durch die Vorkriegsschutzvereine die erste Anregung empfangen hatte. Schon vor Ausbruch des Weltkrieges, der also für ihn keine geistige Wende bedeutete, — vom Februar 1916 bis zum Ende nahm er am Weltkrieg als Armierungssoldat teil und wurde, was durchaus bemerkenswert ist, mit dem E. K. ausgezeichnet — erschien die erste selbständige Publikation, die bezeichnenderweise die pädagogische Bedeutung der Beschäftigung mit Fragen des Außendeutschtums herausarbeitete, wie Fittbogen überhaupt sein Leben lang „Lehrer“ geblieben ist. In Ausbau eines Vortrages, den er auf der Jahresversammlung des Berlin-Brandenburgischen Philologenvereins am 30. Mai 1912 gehalten hatte, veröffentlichte er eine schmale Schrift von 40 Seiten *Das Deutschtum im Ausland in unseren Schulen*; im Anhang enthielt sie bereits ein Schrifttumsverzeichnis „als Grundstock einer Bibliothek über das Deutschtum im Ausland“. Damit war die große Linie gezogen, von der sein Werk bestimmt sein wollte. Seiner unermüdeten und doch immer gewissenhaft-sauberen Feder verdankt die volksdeutsche Bewegung viel; er galt ihr in vielen Fragen, besonders bezüglich der Zahl der Deutschen, als eine unbestechliche Autorität. Zahlreiche Reisen vermitteln ihm auch persönliche Kenntnis von den fern vom Reiche lebenden Volksgenossen, denen seine Liebe galt.

Einen breiteren Erfolg hat aber nur eine seiner zahlreichen Veröffentlichungen erleben dürfen, das zum erstenmal 1924 und zuletzt 1938 (in 9. Auflage) erschienene Büchlein: *Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschtum wissen muß*. Aus einem schmalen Heftchen, in dessen Einleitung von 1923 es hieß: „aus der Zusammenarbeit mit dem Verein für das Deutschtum im Auslande hervorgewachsen, speziell aus dem Streben, das unmittelbare Zusammengehörigkeitsgefühl zum Gemeingut aller Deutschen ohne Ansehen der Staatsgrenzen zu machen“, wurde zuletzt ein stattlicher Band von 280 Seiten. Dieser Erfolg wurde durch die hohe Zuverlässigkeit des Verfassers begründet, der mit nimmermüder Sorgfalt alle Daten über das deutsche Volk außerhalb des Reiches sammelte, fast überkritisch prüfte und verarbeitete. Ich habe dies kurzgefaßte Nachschlagebuch über Geschichte, Verbreitung, Gegenwart und Zahl der Volksdeutschen deshalb seit 1933 den volkstumskundlichen Übungen an der Berliner Universität und der ehemaligen Hochschule für Politik zugrundegelegt und dabei die besten Erfahrungen gemacht, obwohl die Einteilung des Stoffes („Die unveränderten Gruppen“ — „Der Anteil der Nachfolgestaaten Österreichs und Ungarns am deutschen Sprachgebiet“ — „Die Deutschen außerhalb des geschlossenen Sprachgebiets“) allmählich durch die innere und äußere Entwicklung überholt war.

Fast gleichzeitig mit diesem Werke erschien im Auftrage des Vereins für das Deutschtum im Ausland (des heutigen Volksbundes für das Deutschtum im Ausland) im Februar 1923 auch die erste Auflage einer nahe verwandten Schrift *Wie lerne ich die Grenz- und Auslandsdeutschen kennen? Einführung in die Literatur über die Grenz-*

¹⁾ *Die sprachliche und metrische Form der Hymnen Goethes*, Halle 1909. *Die Probleme des protestantischen Religionsunterrichtes an höheren Lehranstalten*, Leipzig 1912. *Neuprotestantischer Glaube*, Zur Überwindung der religiösen Krisis, Berlin-Schöneberg 1912.

und Auslandsdeutschen. Auch ihr Umfang umfaßt nur 15, allerdings eng bedruckte Seiten. Die zweite Auflage im Jahre 1927 war aber bereits auf 82 Seiten angewachsen, eine dritte ist jedoch nie erschienen, weil diese Aufgabe später von großen Gemeinschaftsveröffentlichungen übernommen wurde, an denen Fittbogen mitarbeitete, wie z. B. am *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums*. Aus der Kampfzeit im Westen stammen zwei Bücher: *Die französischen Schulen im Saargebiet* (Rheinische Schicksalsfragen, Berlin 1925) und *Das Schulrecht von Eupen-Malmedy* (Schriftenreihe: „Das Schulrecht der europäischen Minderheiten Nr. 2, Berlin 1930). Ein sehr anziehendes Buch aus der Frühgeschichte der volksdeutschen Arbeit ist biographisch: *Franz Xaver Mitterer und die Anfänge der Volkstumsarbeit* (München 1930). Hier schildert Fittbogen mit großer Liebe das entsagungsvolle und arbeitsreiche Leben des 1824 in Proveis im Nonsberg (Bezirk Trient) geborenen Kuraten Mitterer, der seit 1850 in seiner engeren Heimat alle Formen der völkischen Kleinarbeit von der Volksschule bis zu den Fachschulen für Klöppelei und Haushaltsunterricht in Innsbruck ins Leben rief, aus dem später der Deutsche Schulverein in Wien und der VDA in Berlin hervorging.

Aber nicht nur in diesen Büchern, sondern auch in zahlreichen Vorträgen¹⁾ und noch viel zahlreicheren Aufsätzen und Beiträgen zu Sammelwerken legte Fittbogen die Früchte seiner ausgedehnten Studien nieder. Diese kürzeren Schriften sind nach Umfang und Gewicht sehr verschieden. Teils enthalten sie Berichte²⁾ über Volkszählungsergebnisse und ähnliches. Teils sind sie einzelnen Volksgruppen³⁾ gewidmet. Andere bilden den Niederschlag der Ergebnisse seiner Literaturforschungen über auslanddeutsches Schrifttum⁴⁾. Einige sind zugleich biographischer Art⁵⁾, wieder andere stellen einen Beitrag zur Begriffsbildung dar⁶⁾.

¹⁾ Z. B. im Verein für Volkskunde (Berlin) am 12. 12. 1930 *Volkstumskunde, Volkskunde und Kunde vom Auslandsdeutschtum* erwähnt in *Die wissenschaftlichen Aufgaben der Kunde vom Auslandsdeutschtum* (vgl. Anm. 6).

²⁾ *Eupen-Malmedy im Spiegel der Wahlen*, Deutsche Arbeit 1927/28, S. 336. *Die Zahl der Deutschen in Albelgien*, Deutsche Grenzlande, Juni 1933. *Die Bevölkerung in Luxemburg, Volk und Reich* 1937, S. 863.

³⁾ *Deutsche Bildung in Alt-Finnland*, Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums, Deutsche Akademie, München 1928, S. 1056ff. *Das Zipser Deutschtum*, ebenda, Jahrgang 1932, S. 145ff. *Kirchen, Volkszahl, Schule bei den Deutschen der Zips*, ebenda, 1932, S. 149ff. *Die deutschen Parteien in der Zips*, Nation und Staat, 1934/35, Februarheft S. 306ff. *Die Lage der Deutschen in Slawonien und Syrmien*, ebenda 1937/38, S. 362.

⁴⁾ *Die Dichtung der Zipser Deutschen*, Karpathenland, 1932, S. 3. *Deutsche Dichtung in Brasilien*, Der Auslandsdeutsche 1933, S. 304. *Deutsche Literatur in Argentinien*, ebenda, 1933, S. 604. *Die Dichtung der Auslandsdeutschen*, Deutsches Volkstum, Nov. 1939, S. 826.

⁵⁾ *Adam Müller-Guttenbrunns Dienst am Deutschen Volke*, Deutsches Volkstum, März 1923, S. 103f. *Ignaz Lindl und die Gründung der christlichen (überkonfessionellen) Gemeinde Sarata in Bessarabien*, Theologische Blätter 1928, Nr. 8. *Stephan Ludwig Roth und Daniel Roth in ihrer Stellung zu den Rumänen*, Nation und Staat, Februar/März 1940, S. 192. *Die Stephan Ludwig Roth-Ausgabe und der Stand der Roth-Forschung*, Südostdeutsche Forschungen, Dezember 1939, S. 747.

⁶⁾ *Die wissenschaftlichen Aufgaben der Kunde vom Auslandsdeutschtum*, Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums, Deutsche Akademie, München 1933, S. 133ff. *Volk und Sprache*, Zeitschrift für Deutschtumskunde, Januar 1934. *Sprachinselforschung und Volkstumskunde*, Zeitschrift für Geopolitik 1935, H. I, S. 320.

Es ist aber heute unmöglich, in einem Nachruf auch nur alle ihre Titel zu nennen. Vollständigkeit könnte nur das Ergebnis methodischer Sucharbeit sein. Die angeführten Aufsätze bringen daher nur eine willkürliche Auswahl.

Sein letztes Werk war „Friedrich List und Ungarn“, das er kurz vor seinem Tode vollendete. Es erscheint in diesem Heft der Ungarischen Jahrbücher¹⁾ und außerdem als ein selbständiger Band im Rahmen der Ungarischen Bibliothek.

Es wird Sache einer späteren Zeit sein, eingehend Fittbogens Leistung zu würdigen, vielleicht als Vorwort zu einer Auswahlgabe seiner leider in vielen und z. T. schwer zugänglichen Zeitungen und Zeitschriften verstreuten kleineren Untersuchungen. Das Institut für Grenz- und Auslandstudien in Berlin-Steglitz erwarb aus seinem Nachlaß²⁾ nicht nur den Teil seiner Büchersammlung, der volksdeutsche Werke enthält, sondern auch den Briefwechsel, den er jahrzehntelang methodisch mit staatlichen und statistischen Ämtern, volksdeutschen Dienststellen und Privatpersonen geführt hat, und sein Privat-Archiv, das dort als Fittbogen-Archiv gepflegt werden und seinem Namen ein schlichtes Denkmal sein wird. Eine solche nachträgliche Ehrung hat Fittbogen wohl verdient.

(Berlin)

Karl C. v. Loesch.

Michael Babits

(1883—1941).

Als wir im Jahre 1933 auf den Blättern dieser Zeitschrift das vielseitige Kräftepiel, das wechselvolle Antlitz der ungarischen Literatur der Nachkriegszeit entwarfen, zeigte der Verf. in erster Linie die Vielfalt der Kräfte in dem ungarischen Geistesleben und die ewige Auseinandersetzung „der eigenen Wesensart mit den europäischen Geistesmächten“, das Moment, das das geistige Leben Ungarns in den letzten drei bis vier Jahrzehnten so stark beeinflusst, ja wesentlich mitbestimmt hat. — Damals sah der Verf. in dem größten lebenden Dichter der Zeit, MICHAEL BABITS, in dieser Persönlichkeit, die „nirgendwo einzuordnen ist“, die Synthese aller dieser Strömungen, den symbolischen Ausdruck und die letzte Lösung aller Gegensätze, den beispielgebenden Wegweiser der ungarischen Zukunft, der es verstand, „das zerstörende Element der Spannungen des Lebensprozesses zu überwinden, nicht durch eine verzagende Versöhnung der Gegensätze, sondern durch das Erlebnis der schöpferischen, lebenspendenden Notwendigkeit“³⁾.

Babits war seit damals, seit seinen 50er Jahren, von schwerer Krankheit geplagt und in seiner Lebenskraft gelähmt, hatte aber nichts von seiner geistigen Schärfe verloren, bis ihn dann, im Sommer 1941, im Alter von 58 Jahren, der Tod, ständiger Begleiter seiner letzten Jahre, hinwegraffte.

Sein Tod kam nicht unerwartet, bedeutet aber einen schmerzlichen Verlust. Jetzt erheben sich die ersten Stimmen, die im Namen der Nachwelt seinen geistigen Nachlaß einzuschätzen, die Größe des Verlustes auf die Waage zu legen versuchen.

Im Westen noch immer ziemlich unbekannt, aber aus dem gesamteuropäischen Boden, durch die belebende Kraft derselben kulturellen Strömungen sich nährend, wuchs diese Blüte der ungarischen Dichtung mit der europäischen Literatur parallel.

¹⁾ In den Ung. Jb. sind noch folgende Aufsätze Fittbogens erschienen: *Die Unterrichtssprache des ev. Lyzeums in Käsmark*, Bd. XIV, und *Gedicht einer Deutsch-Amerikanerin auf Kossuth*, Bd. XVI.

²⁾ Wir fanden bisher im Nachlaß Belegstücke von 176 verschiedenen Aufsätzen.

³⁾ D. v. KERESZTURY: *Die neueste ungarische Literatur*, Ungarische Jahrbücher Bd. XIII, 1933.

Die bewußte Anlehnung an die ewig bleibende, von den Urvätern ererbte Tradition einerseits, und die stetige Entwicklung und Auseinandersetzung mit Europa andererseits verlieh dem ungarischen Geistesleben sein eigenartiges Janus-Gesicht. In diesem Bild bedeutet Babits eine wirklich eigenartige, kostbare Farbe: er war ohne Zweifel die zu tiefst europäische Erscheinung in der ungarischen Literatur der letzten Jahre, der Europa mit Herz und Willen am nächsten stehende ungarische Dichter. Doppelten Verdienst und doppeltes Lob bedeutet dieses Europäertum Babits's: erstens hat Babits unvergleichliche Verdienste erworben als Vermittler der größten Schätze der Weltliteratur, zweitens ist er einer der im Ausland noch am meisten bekannten ungarischen Schriftsteller, also einer der wenigen, die berufen sind, das geistige Ungarn im Ausland zu vertreten, nicht mit der wilden Romantik der Werbehefte für den Fremdenverkehr, sondern mit ebenbürtigen kulturellen Werten.

Babits stammt aus einer alten adeligen Familie, die unmittelbaren Ahnen waren Beamte, würdige Vertreter dieser in Ungarn führenden Oberschicht. In diesen Kreisen herrschte noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts der Geist des lateinischen Juratentums, in ihren Häusern las man Horaz und Vergil, aber auch Schiller und Goethe in Erstaugaben. Diese Tradition lebte auch im Elternhaus des jungen Babits.

Er ist 1883 in Szekszárd geboren, in dieser römisch anmutenden harmonischen Hügellandschaft Transdanubiens, auf dem historischen Boden des alten Pannonien der Römer, in Westungarn, wo die europäische Kultur seit der Antike ungebrochen weiterlebt.

Nach der sorgfältigen Erziehung im Elternhaus kommt er nach Fünfkirchen in die Schule der Zisterzienser, besucht dann die Universität von Budapest. Als Student ist er ein begeisterter Leser alter Bücher und lernt fleißig fremde Sprachen. Sein späteres Leben verläuft mit der Regelmäßigkeit eines Beamten, eines Bürgers. Er ist keine Abenteurernatur gewesen, sondern ein stiller unermüdlicher Arbeiter am Geiste: große Ereignisse sucht man vergebens in seinem äußeren Lebensgang; im Inneren, in seinen Werken findet man aber die Meilensteine eines großen menschlichen Lebens und dort findet man auch die größten Erschütterungen, die tiefsten Erlebnisse des Geistes. Einige Jahre wirkt er als Gymnasiallehrer in einer fernliegenden Stadt in Siebenbürgen; durch seine ersten Gedichte und Übersetzungen wird sein Name in literarischen Kreisen schnell bekannt, er kommt nach Budapest und lebt dort als freier Schriftsteller und als Hauptschriftleiter der tonangebenden literarischen Zeitschrift „Nyugat“ (Westen).

Zehn Bände enthalten jetzt das letzte Vermächtnis Babits'. Er selbst besorgte diese Ausgabe noch am Krankenlager, um sein Werk in derselben Ordnung zurückzulassen, in der er sein ganzes Leben verbracht hatte. Einige selbstbiographische Arbeiten, Essays und später erschienene kleinere dichterische Arbeiten ergänzen das große Werk.

Bei einer unerschöpflichen Vielfalt und Vielseitigkeit strömt der Geist einer bewunderungswürdigen Einheit aus diesem Werk: es ist eben eine Persönlichkeit, die sich nach allen Seiten des geistigen Lebens entfaltet, die jeder Forderung gewachsen ist, ihre Grenzen und Kräfte kennt und bewußt im Dienste des Menschlichen steht. Babits war nicht nur ein Meister der gebundenen Rede, der unvergleichlich feine Kenner der ungarischen Sprache, sondern er war ebenso einzigartig als Romanschriftsteller. Auch seine philosophischen Essays verdienen mit Recht einen Ehrenplatz in der sonst so spärlichen ungarischen philosophischen Literatur. Er war immer ein leidenschaftlicher Denker, der unermüdlich den Sinn des Mikro- und Makrokosmos zu ergründen suchte. Seine literarischen Essays dringen wie Licht-

strahlen in die verborgensten Geheimnisse der Kunst, und als Übersetzer kommt ihm niemand in der neueren ungarischen Literatur, weder an Vollendung noch an Wirkung, nahe.

Ein solches Lebenswerk konnte wirklich nur in der Einsamkeit des Studierzimmers, in der Zurückgezogenheit des Forschers, des Gelehrten, entstehen. Sein Leben ist ein Asketentum des Geistes um des Geistes willen. Von der äußeren Welt hat sich Babits beinahe krankhaft zurückgezogen, vor der Öffentlichkeit erschien er nur im äußersten Falle: aber diese Einsamkeit war eine fruchtbringende Atmosphäre. Keine Regung des europäischen Geistes, keine Wandlung der Geschichte ließ er unbemerkt vorübergehen, im Gegenteil, als ein Mensch, der auf eine feste Weltanschauung baut, seine Wurzeln tief im Wesen der Kultur geschlagen hat, empfand er alles viel tragischer, aufpeitschender, als einer der nur auf der Oberfläche lebt.

Oft wurde in der letzten Zeit gegen ihn die Anklage erhoben, er ziehe sich unnütz in diese Einsamkeit zurück: den „Elfenbeinturm“ der hohen Poesie hat man auch ihm verübelt und sehr schnell folgte dann das voreilige Urteil der Masse: „feige ist, wer nicht mit den anderen brüllt“. Die Zeitgenossen haben es schwer verstehen können, daß er inmitten der Schrecknisse der Weltkriegszeit lateinische Eklogen und Liebesgedichte übersetzen konnte, oder sich mit dem kleinen Werk Kants über den ewigen Frieden befaßte.

Auf der geistigen Höhe Babits' ist dieser verhängnisvolle „Elfenbeinturm“ ein „Wachturm des Geistes“. Wer so hoch über der Menge steht, hoch über seiner Umgebung, der sieht weiter, durchschaut alles besser, sieht vielleicht auch seine eigene Welt von oben, er sieht aber die Einheit, die inneren Fäden, die anderen verborgen bleiben, die das ganze zusammenhalten. So sah auch Babits von seinem Wachturm aus diese größere Einheit, deren bewußter Kämpfer er immer war: Europa. Die kulturelle Einheit, dieser schicksalgegebene Rahmen unseres Lebens, war ihm das höchste Ziel und die größte Offenbarung. Sein ganzes Leben lang suchte er seinen eigenen Platz in dieser Einheit und, weder seinen Ursprung verleugnend, noch das Ideal der gemeinsamen Kultur vergessend, hat er auch diesen einzigen Weg gefunden:

„Ich bin Ungar! Meine Seele und meine Gefühle bekamen ein Erbe, das ich nicht wegwerfe: die Welt darf nicht verarmen, sie muß bereichert werden. Wie kann ich der Menschheit dienen, wenn ich in mir nicht jede Farbe, jeden Schatz bewahre, die die Menschheit bereichern könnten? Die Farbe des Ungartums, den Schatz des Ungartums!“ bekennt er in der schönsten Äußerung seines Optimismus: „Ewig blauer Himmel hinter den Wolken“. Er ist ganz Ungar, um ganz Europäer zu sein!

Den wahrhaft europäischen Blick und den weiten Horizont seiner geistigen Einstellung verraten uns in erster Reihe seine Übersetzungen. „Im Gebirge ist der nächste Weg von Gipfel zu Gipfel: aber dazu muß du lange Beine haben“ sagt Nietzsche, und Babits hatte diesen weiten Schritt, der ihn wirklich von Gipfel zu Gipfel der europäischen Literatur führte. Er übersetzte Sophokles, Anakreon, lateinische Eklogen, der Geist des Mittelalters war seinem Katholizismus nahe. *A mor Sanctus* heißt eine Sammlung von kirchlichen Hymnen, eine unvergeßliche Leistung Babits'. Alles übertrug aber die wunderbare Übertragung der *Divina Comedia*. Shakespeare, Michelangelo, Goethe, die Engländer der Victoria-Zeit und dann die ganz modernen „dekadenten“ Dichter, Baudelaire, Verlaine, Rilke, findet man in der vollendeten Reihe seiner Übersetzungen. Sein bedeutendstes Essay ist die Geschichte der europäischen Literatur, in der er wirklich eine lebendige Einheit sah. Er hat sich selbst und die ungarische Literatur, die geistige Welt des Ungartums, immer auf die Waage der christlich-europäischen Kultur gelegt, hat ganz gewiß einen hohen Maßstab angelegt, aber nur um den Fortschritt der ungarischen Literatur zu fördern.

Babits war der letzte Vertreter einer großen Dichtergeneration, deren Mitglieder alle früh verstorben sind, und auch er mußte den Freunden der Jugend so schnell in den Tod folgen. Über der ganzen Generation schwebte „der Stern des Schicksals“, aber die Zukunft muß sie als eine große Zeit der ungarischen Literatur in Erinnerung halten. Babits, der ewig fleißige Schüler des Geistes, ist zugleich ein großer Meister des ungarischen Volkes. „Wer wirklich er selbst werden kann, der ist jedermanns Bruder“. In diesem Sinne bedeutet Babits die höchste Vollendung der Persönlichkeit und die tiefste Volksgemeinschaft aller Zeiten.

Anstatt langer salbungsvoller Schlußworte denken wir mehr im Sinne des verstorbenen Dichters zu handeln, wenn wir den deutschen Leser persönlich zu ihm führen. Wir möchten zum Schluß auf die wenigen Übersetzungen hinweisen, die teils annehmbar, teils noch unzulänglich, auf dem deutschen Büchermarkt erschienen sind: selbst aus diesen wenigen Büchern kann der deutsche Leser am ehesten ein annäherndes Bild von dem großen Toten der ungarischen Literatur und des geistigen Lebens gewinnen.

Selbständige Übersetzungen:

Der Storchkalif. Roman. Leipzig, Kurt Wolff Verl. o. J. (1910), 400 S.

Der Sohn des Virgilius Timar. Novelle. München, Musearion 1923, 151 S.

Das Kartenhaus. Der Roman einer Stadt. Berlin, Spaeth Verl. 1926, 460 S.

Mythologie. Novellen. München-Regensburg, Habbel u. Naumann 1924. (Ung. Erzähler Bd. I.)

Kentaurenschlacht. Novellen. Berlin, Spaeth Verl. 1926, 258 S.

Gedichte sind in den folgenden Anthologien zu finden:

Brájjér: Moderne ung. Lyrik. Nagybecskerek. Pleitz 1914.

Horvát: Neue ung. Lyrik in Nachdichtungen. München G. Müller 1928.

Szemere: Ungarische Lyrik. Budapest 1933.

Ders.: Ungarische Dichtungen. Budapest, Gergely V. 1935.

Gedichte sind laufend in der Zeitschrift „Ungarn“ erschienen. Wir verweisen unsere Leser noch auf den Aufsatz von Desider v. Keresztury: Michael Babits, der Lyriker, Ung. Jahrb. IX. Bd., S. 110. In unseren Mitteilungen und unserer Bücherschau haben wir laufend alle Neuerscheinungen von Babits besprochen.

L. Hoffmann.

Alexander Reményik

(1890—1941).

Es gibt vielleicht keinen einzigen ungarischen Dichter, dessen Tod so sehr die Teilnahme aller Schichten der Nation erregte, wie der Alexander Reményiks. Er starb wenige Monate nach Michael Babits. In ihm verlor das literarische Leben Siebenbürgens seinen geistigen Führer, seinen Dichter und größten Mahner, den Propheten und leidenschaftlichen Hüter des nationalen Gefühls.

Kurz vor seinem Tode erschienen seine sämtlichen Gedichte¹⁾. Auf diesen Blättern offenbart sich ein einfacher, scheuer und verklärter Geist. Wir finden in ihm einen Dichter, der in den kleinen, anspruchslosen Gedichten, hinter leise geäußerten Gedanken die schwersten menschlichen und künstlerischen Kämpfe zu bestehen hat. Reményik der Dichter rang schwer um die Form. Auf der einen Seite lebte in ihm der starke Drang nach der Form, der schöpferischen Gestaltung. Die alltäglichsste Erscheinung kann ihn so tief bewegen, daß der Eindruck zur künstlerischen Formgebung drängt, jede Stimmung kann aus ihm die Musik der Verse locken. Auf der anderen

¹⁾ S. REMÉNYIK: ÖSSZES VERSEI. (Sämtliche Gedichte.) Bp. Révai, o. J., 477 S.. 8°.

Seite hat der Dichter eine solche Ehrfurcht vor der Unberührtheit aller großen und kleinen Dinge, daß er vor jeder Mitteilung zurückschreckt, und sein Denken und Empfinden nur nach größter Überwindung preisgibt.

Reményik rang schwer um Gott. In einer der wichtigsten Epochen seines Lebens übertrug er die religiösen Verse von RILKE, viele um Gott ringende Bekenntnisse des „Stundenbuches“. Diese Übertragungen sind nicht nur Versuche formaler Natur; es ist vielmehr das verwandte Gefühl, das Wesensgleiches findet.

Aus allen seinen Gedichten blickt uns ein stiller, einsamer, sinnender Mensch an, der in bescheidener, beinahe anspruchsloser Form, ohne Zierde, durch den reinen Gedanken wirken will. Aber aus der kleinsten Äußerung fühlt man, daß jedes seiner Worte aus dem Fegefeuer des Leidens hervorbricht. Ein selbstbewußtes Verantwortungsgefühl, unerschütterliche moralische Kraft durchglüht sein Werk; und dieses starke Gefühl der Verantwortung machte aus dem Dichter dieser kleinen, stillen, einsamen Lieder den größten ungarischen patriotischen Dichter der Neuzeit, den lautesten Erwecker und Wächter seiner Heimat Siebenbürgen.

In den vor seinem Tode veröffentlichten „*Sämtlichen Gedichten*“ sind die sogenannten „Végyári-Lieder“ ausgelassen worden, jene lauten, prophetischen Oden, die er in den schwersten Tagen Ungarns schrieb, diese Gedichte, die auf zerlesenen, zerfetzten Papierstücken in Siebenbürgen und auch im Mutterlande von Hand zu Hand gingen, die zehn bis fünfzehn Jahre hindurch jedes Podium beherrschten und überhaupt die stärksten Kräfte des ungarischen nationalen Widerstandes wachriefen. Denn nicht diese aus dem Schmelzofen der Leidenschaft und dem Feuer des Augenblicks entstandenen Gedichte bilden das Werk Reményiks, sondern im Gegenteil die schlichten, einfachen aber aufrichtigen Verse, die in elf Gedichtbänden gesammelt sind: die kleinen, leise trauernden oder mit unendlicher Liebe und mit tiefem Verständins erfüllten Lieder eines großen, männlichen Geistes. Der Dichter, der sich nach Gott, nach dem Idealen und nach der Vollendung des Geistes sehnt, wird in diesem Werk lebendig; der nur ein Gebot kennt: der reinen, geläuterten Kunst zu dienen. Reményik war der ehrlichste Diener des Geistes und des Wortes, der die Schönheit höher schätzte als alle Reichtümer der Erde. Das Leben zwang ihn oft, den Tempel der Ideale zu verlassen und sich einzusetzen auf dem Kampfplatz der Politik und des Alltags. Das Volk aber, dem geistige Führer seines Schlages gegeben sind, darf sich glücklich schätzen. Und Reményik, der Mann des prophetischen, unerschütterlichen Glaubens an den Geist, der nichts anderes anerkannte als die höchsten Maßstäbe: Gott, Streben nach menschlicher und künstlerischer Vollendung, war der geistige Führer des in Siebenbürgen lange Jahre hindurch ganz auf sich gestellten, einsamen ungarischen Volkes.

Das kurze Geleitwort, das er einem Gedichtband aus dem Jahre 1925 mitgab, sagt Wesentliches aus: „Ich wünschte, diese Gedichte spendeten Seele, Liebe, zu Schönheit verklärte Wehmut und etwas neue Kraft allen Ungarn, die ihrer bedürfen“. — Reményik hat seine menschliche und künstlerische Sendung richtig erkannt und erfüllt.

Im Jahre 1941 hat das ungarische Volk seinen umfassendsten Geist in Babits verloren, in Reményik aber seinen größten modernen nationalen Dichter. Das ist ein harter Schlag für das ungarische Geistesleben; der jungen Generation fällt nun die Aufgabe zu, diese Lücken zu füllen.

(Berlin)

L. Hoffmann.

König Stephan der Heilige.¹⁾**Die Gründung des ungarischen Staates.**

Im Jahre 1938 feierte das ungarische Volk zum neunhundertsten Male den Tod seines ersten Königs und auch die ungarische Geschichtswissenschaft ehrte sein Andenken in zahlreichen repräsentativen Werken. Aus dieser reichen und erlesenen literarischen Ernte hob sich die Monographie HÓMAN, des besten Kenners des ungarischen Frühmittelalters, besonders hervor. H. faßt in diesem Buche nicht nur die Ergebnisse seiner eigenen, mehrere Jahrzehnte umfassenden Forschungsarbeit zusammen, sondern auch die der jungen ungarischen Historiker-Generation, die seit dem Erscheinen der „Geschichte des ungarischen Mittelalters“ unermüdlich unter dem Einfluß dieses großen Werkes arbeitete. Es war daher eine glückliche Idee, gerade dieses Buch in deutscher Sprache herauszugeben, und zwar nicht nur, weil es dank seines Stoffes sowohl mit dem Interesse des breiten deutschen Lesepublikums und der wissenschaftlichen Kreise rechnen kann, sondern eben weil sich in diesem Buch die neue ungarische Geschichtswissenschaft dem Auslande vorstellen kann.

Die einleitenden Kapitel beschreiben den Weg, den das Ungartum zu beschreiten hatte, bis seine Stellung in der neuen Heimat sich gefestigt hatte. Besonders wichtig sind — neben den Fragen des Ursprungs, der ungarisch-heidnischen Kultur und der Rekonstruktion der Landnahme von strategischem Gesichtspunkt aus — die Teile, die die Eroberungszüge der landnehmenden Ungarn neu bewerten. Die ausländische Geschichtswissenschaft betrachtete diese Streifzüge noch immer als einfache Beutezüge blutgieriger Horden — da sie die neuesten Ergebnisse der ungarischen Forschung nicht kannte. Heute weiß man, daß diese Eroberungszüge großzügige außenpolitische Aktionen gewesen sind. Der Staat sollte mit einem Gürtel befreundeter oder unterjochter Völker umgeben werden. Diese Politik, die schon vor der Landnahme deutsche und italienische Beziehungen suchte, half den Ungarn über die kritischen Augenblicke, in die sie durch die Konsolidierung des deutschen Reiches und die feindliche Haltung, mit der ihnen die Christenheit begegnete, geraten waren. In dem großen Dilemma „Ost oder West“ entschied sich der Vater des großen Königs, Fürst Géza, den Spuren seiner Ahnen folgend, für den Westen; die Konsequenz dieser Entscheidung hatte aber schon Stephan der Heilige zu ziehen. H. betont bei dieser Betrachtung die Sonderstellung des ungarischen Königreiches gegenüber den böhmischen und polnischen Königreichen und beweist, daß die Unterstützung des deutschen Kaisers und des Papstes keinerlei Abhängigkeit für den ungarischen Staat nach sich zog.

König Stephan ist bereits Europäer und Christ, aber trotzdem und in erster Linie Ungar; genau so verhält es sich mit seinem Staat. In der geradezu künstlerischen Darstellung H.s entfaltet sich der Querschnitt des ungarischen Staates als einer Verquickung christlich-europäischer und urwüchsig ungarischer Elemente. Das Christentum, das Stephan der Heilige nach Ungarn verpflanzte, war der neue Geist von Cluny; bei der Entwicklung der Administration, der Gesetzgebung, der neuen Wirtschaftsordnung, bei dem Aufbau des Staates und der Organisation der Komitate sind es bayrisch-fränkische Elemente, die eine entscheidende Rolle spielen; die königliche Macht ist aufzufassen als ein Amalgam aus der unumschränkten fürstlichen Macht und dem Königtum des christlichen Herrschers. Auch der Aufbau der Gesellschaft wird beeinflußt durch das Einströmen neuer, aus dem Westen kommender Elemente

¹⁾ V. HÓMAN: König Stephan der Heilige. Die Gründung des ungarischen Staates. Breslau, Korn Verl. 1941, 282 S., 22 Beilagen, 8°.

— der hospites — und das Eindringen christlichen Gedankengutes. Dieser Prozeß spielt sich mit dramatischer Lebhaftigkeit vor den Augen des Lesers ab. Die Darstellung ist außerdem nicht zu sehr überladen mit Daten, behält aber den wissenschaftlichen Charakter absolut bei.

Parallel mit der schweren inneren Organisationsarbeit festigte Stephan der Heilige auch die Stellung seines Landes nach außen. Er kämpfte siegreich gegen Bulgaren und Polen, und es gelang ihm sogar den Angriff Konrads II., des Vertreters des deutschen Weltherrschaftsgedankens und Erneuerers der Politik Karls des Großen und Ottos I., zurückzuschlagen. Am Ende seiner Regierungszeit wurde sein ganzes Lebenswerk in Frage gestellt durch den Tod seines mit großer Sorgfalt erzogenen Sohnes Emmerich. Kaum hatte er die Augen geschlossen, erhoben die heidnische Reaktion im Inneren des Landes und der Feind von Außen wieder das Haupt; doch hielt das christliche ungarische Königreich die Probe aus, ein Zeichen, daß König Stephan den rechten Weg gewählt hatte. Auf diesen Grundlagen wuchs das ungarische Reich weiter in die westliche Kultur hinein, ohne jemals seine geistige oder politische Unabhängigkeit zu verlieren, denn es suchte im Westen niemals Schutz- oder Lehensherren, sondern nur Freunde und Lehrer. Es ist das Werk König Stephans, daß das ungarische Volk, bereichert durch fremde Elemente, ohne seine charakteristische Eigenart zu verlieren, zu einem europäischen Volk wurde, daß der souveräne ungarische unabhängige Staat und das ganze Leben der Ungarn sich der westlichen Kultur anschlossen, und daß die ungarische Kirche ihre Unabhängigkeit vom Reich gewann; so sagt also H. mit Recht von diesem großen König am Ende des Buches: „Seine Gestalt, die auch nach 900 Jahren nicht verblaßt, ist das Symbol des ewigen Ungartums, das an der Grenze zwischen Ost und West auf eine harte Probe gestellt wird. Die Idee des Stephansreiches ist bis heute die vollständigste und korrekteste Formulierung der nationalpolitischen Ziele und der geschichtlichen Berufung des Ungartums, Stephan selbst ist der größte Ungar aller Zeiten.“

Neben der Darstellung des Lebenswerkes versucht H. auch eine Darstellung der Persönlichkeit Stephans des Heiligen. Nach dem Urteil der Fachwissenschaftler ist dies die erste, die des großen Staatengründers würdig ist. Er gibt auch eine Entwicklung des Bildes König Stephans durch die Jahrhunderte, und die Geschichte der Lehre von der ungarischen Krone bzw. ihrer Entwicklung zu einem Symbol. Auf diese Weise gibt das Werk eine nach dem Stand des heutigen Wissens lückenlose Darstellung des großen Königs.

Die Übersetzung — die Hildegard von Roosz angefertigt hat — gibt den klaren und logischen Aufbau und Stil treu wieder, und vermittelt dadurch dem deutschen Leser den zweiten Wert der großartigen Monographie — die angenehme Form.

(Berlin)

Stephan Barta.

Osmanisch-türkische Elemente in der ungarischen Kunststickerei.¹⁾

Es gibt innerhalb der ungarischen Kulturgeschichte Gebiete, die bisher weder vom Standpunkt der methodischen Entwicklungsgeschichte noch von dem der Geschichte des Kunstgewerbes gründlich untersucht worden sind und daher noch nicht richtig einzuordnen waren. So steht es auch mit der alten ungarischen Stickkunst. Die Schönheit, der besondere Charakter und die Technik dieser Stickerei wurde schon

¹⁾ G. PALOTAY: *Oszmán török elemek a magyar hímzésben* (184 képpel). Les éléments turcs-ottomans des broderies hongroises (184 figures). Bibliotheca Humanitatis Historica VI. Magy. Történeti Múzeum. Bp. 1940.

häufig gewürdigt, doch niemand untersuchte den Ursprung ihres einheitlichen Stiles. Die Arbeit der Verf.-in ist in dieser Hinsicht wegbereitend. Sie leitet den Ursprung dieser Kunst von dem alten beliebten Problem der Kulturgeschichte Ungarns, den östlichen Komponenten der ungarischen, an der Grenze zwischen Ost und West entstandenen Kulturgüter, ab. — Über das Problem des türkischen Einflusses in den friedlichen Zeiten der Besetzung gibt es zwei Auffassungen. Die erstere wurde von A. TAKÁCS und H. HORVÁTH in zahlreichen Arbeiten vertreten. Ihrer Auffassung zufolge übten zu dieser Zeit die beiden Kulturen einen beachtlichen Einfluß aufeinander aus, was eine bedeutende Bereicherung der ungarischen Motive zur Folge hatte. Die andere Auffassung wird von J. SZÉKFÜ vertreten; Székfü leugnet den befruchtenden Einfluß der türkischen Kultur, die auf die Ungarn, die sich einer ganz anderen Weltanschauung angeschlossen hatten, keinen besonderen Einfluß gehabt haben soll. Demgegenüber ist Verf.in der Auffassung, daß der türkische Einfluß in den Kreisen des niederen Adels sowohl als auch in denen des städtischen Bürgertums das Textilgewerbe betreffende tiefgehende, grundsätzliche Veränderungen hervorgerufen hat, und zwar auf allen eroberten Gebieten, in Siebenbürgen und Oberungarn gleicherweise.

Im ersten Kapitel ihres Werkes — dem geschichtlichen Teil — untersucht Verf.in die ungarischen Verhältnisse, in die die osmanisch-türkischen Einflüsse einbrachen, vor ihrer Besetzung durch die Türken, und zählt jene Denkmäler auf, die im Laufe der beiden Jahrhunderte den türkischen Einfluß vermittelten. Verf.-in beweist an Hand zahlreicher geschriebener Quellen, daß während der Zeit, da sich das Ungartum nach der Landnahme der westlichen Kultur zuwandte, unaufhörlich Strömungen teils über Byzanz, teils — mit einem Umweg über den Westen — aus Italien bzw. Venedig kamen, und durch die im Ungartum noch lebendigen östlichen Reminiszenzen kräftig unterstützt wurden. Schon lange vor der Schlacht von Mohács (1526) erwähnen ungarische Quellen sehr häufig türkische Stickereien, Zaumzeuge usw., und aus orientalisches-italienischem Samt verfertigte Meßgewänder füllen schon in frühgotischer Zeit die Schatzkammern des ungarischen Adels. Unter den Sachgegenständen, die den türkischen Einfluß vermittelten, sind in erster Linie selbstverständlich Waffen zu erwähnen, da ja die ungarische Art der Bewaffnung und der Kampfweise im Laufe des 16. Jh.s wieder östliche Formen annahm, um gegen die Türken erfolgreich kämpfen zu können. Die Tatsache, daß die Waffen, Zaumzeuge und Prachtgewänder des gehaßten Feindes so glatt und allgemein übernommen wurden, ist wohl nur durch eine noch im ungarischen Volk latent vorhandene Erinnerung an eine frühere seelische Gleichgestimmtheit zu erklären. Ungarische Statistiken erwähnen noch im 18. Jh. häufig „Gewebe“ oder „Stickereien“ von der Pforte. Türkische Kaftane aus wertvollen Stoffen kamen als Kriegsbeute oder als diplomatisches Geschenk in die Hände ungarischer Herren. Das Schenken von Kleidern bzw. Kaftanen ist eine alte orientalische Sitte, die besonders von den byzantinischen Kaisern barbarischen Fürsten gegenüber aus politischen Gründen geübt wurde. Schon KONSTANTINOS PORPHYROGENNETOS erwähnt sie in seinem Werke: *De Administrando Imperio*. Es ist dies zweifellos die symbolische Handlung für die Übertragung des Patronates auf den Beschenkten, und in diesem Sinne sandte der türkische Sultan den siebenbürgischen Fürsten bei der Athname-Übernahme einen Kaftan als Geschenk. Verf.-in behandelt an diesem Punkte auch den Schnitt des Kaftans. Es ist interessant dabei, daß die Ärmel angeschnitten, d. h. zusammenhängend mit dem oberen Teil des Kaftans gearbeitet sind. Dabei ergibt sich, daß der alte ungarische Dolman ebenso geschnitten ist. Verf.-in hätte diesen Umstand ruhig mehr betonen können. Alle alten erhaltenen ungarischen Dolmane, besonders die in der Eszterházyischen Schatzkammer aufbewahrten, zeigen diesen kaftanartigen Schnitt; allerdings ist hier zu beachten, daß die direkte Tra-

dition der alten orientalischen Ärmel-Nähart in Ungarn nie völlig ausgestorben war. Das beweist die Kaftantracht der Würdenträger auf dem Bild Ludwigs des Großen in der Wiener Bilderchronik. In dieser Tracht sind sogar kumanische oder petchenegische Herren abgebildet. Der eigenartige Schnitt des ungarischen Dolmans ist also eine althergebrachte Tradition, die von dem osmanisch-türkischen Einfluß im 16. und 17. Jahrhundert einen neuen Auftrieb erhielt. Der bunte Samt, der Brockat oder teure Stoff der Kaftane bereitet in Ungarn den Sinn und das Verständnis für die türkische Stickerei vor, denn überall findet man, daß die Stickerei erst nach den gewebten Waren eingeführt, und von letzterer wesentlich beeinflußt wurde. Vor der Besetzung Ungarns durch die Türken wurde der blühende Handel mit türkischen Importwaren von Armeniern abgewickelt. Türkische Kleiderstoffe sind in den späteren ungarischen geschriebenen Quellen fast andauernd erwähnt. Verf.-in weist die allgemeine Verwendung dieser türkischen Stoffe und Leinen in der ungarischen Bekleidung und dem ungarischen Haushalt mit Hilfe von Inventaren und Kaufabrechnungen nach. Die türkischen Händler strömten am dichtesten in Siebenbürgen ein, doch wird ihre Bezeichnung „török áros“ auch in der Ebene, ja sogar in der Gegend von Kaschau angetroffen; oft ist sie in Verbindung mit ungarischen Namen, was darauf hinweist, daß die Bezeichnung nicht die Nationalität des Händlers, sondern den Ursprung der Ware anzeigen soll. Es gibt auch viele Zeugnisse dafür, daß türkischer Stickgarn eingeführt wurde; hier kommt in erster Linie „Iskófium“ oder „Skófium“ in Betracht. Es ist dies ein flachgezogener oder rundgehämmerter Gold- oder Silber-Metallfaden, der in erster Linie zur Verzierung türkischer Sattel und Ledertaschen benützt wurde. Die Nachfrage war in Ungarn so groß, daß man sich auch im Land mit seiner Herstellung befaßte. Dies bestätigen die von der Familie Rákóczi aus Konstantinopel in die Burg von Munkács verpflanzten „Skofiumzieher“.

Außer der Verbreitung der türkischen Waffen, der Kleider und Stoffe ist die der türkischen Stickerei besonders bemerkenswert. Verf.-in bespricht eingehend die Umstände, unter denen die türkische Stickerei nach Ungarn kam; sie kennt die zeitgenössischen Nachlaßinventare, die Mitgiftlisten, Abrechnungangaben genau, und teilt die auf die türkische Stickerei, Nähart und die türkischen Stoffe bezüglichen Stellen mit. In den Mitgiftlisten der vornehmen Fräulein finden sich viele Hinweise auf türkische Stickerei, mit der man die weibliche Unterwäsche zierte, auf eine „Kazul“ genannte Nähart, die persischen Motiven folgte, auf „Islog“ genannten Putz aus Metallfitter usw. Sachliche und dokumentarische Daten bestätigen es, daß der türkische Einfluß in Siebenbürgen größer war als in den eroberten Gebieten, da die geographische Lage und die türkenfreundliche Politik der Fürsten der türkischen Textilindustrie den Weg nach dem Westen ebnete. Die Einflüsse stammen nicht nur von der fertig eingeführten türkischen Ware, sondern man hat zahlreiche Beweise, daß in Siebenbürgen türkische Sticker arbeitete, und daß ihre Stickmuster später von den ungarischen Frauen bevorzugt wurden. Die Magnatenfrauen halten „türkische Näher“ an ihrem Hofe, die sie gegenseitig ausleihen. Türkische Näherinnen („varró bulyák“, bulya bedeutet ursprünglich eine türkische Leinenart, später nannte man die Frauen so, die auf diese Leinen stickten) waren in den adeligen Kurien ebenso zu Hause wie in der Wohnung städtischer Bürgersfrauen. Diese Frauen, die in ungarischer Umgebung unter der Leitung fachkundiger Damen arbeiteten, erfaßten die ungarischen Elemente ebenfalls und trugen zu der glücklichen Mischung bei, als deren Ergebnis manchmal der türkische oder aber der ungarische Charakter einer Stickerei kaum zu erkennen ist. Vom kulturhistorischen Standpunkt aus ist es interessant, daß türkische Textile in der Kirchenkunst genau so beliebt waren wie an weltlichen Höfen. Häufig trifft man Meßgewänder an, die aus Kaftanen, persischem

oder türkischem Brokat angefertigt und noch häufiger in protestantischen Kirchen Abendmahlstücher, die mit türkischer Stickerei geziert sind. Dies kann damit zusammenhängen, daß gegenüber der hierarchischen Gebundenheit der katholischen Bräuche die protestantischen Abendmahlstücher keinerlei Tradition aufzuweisen haben und den weltlichen Tischtüchern näherstehen. Die Daten, die darauf hinweisen, daß die siebenbürgischen Kirchen auch nach dem Türkenjoch noch aus dem Osten Textilien bezogen, bestätigten die Tiefe und Haltbarkeit der türkisch-ungarischen Kulturbeziehungen. Türkische Einflüsse kamen auch aus dem Westen, obwohl die Textilkunst keines Landes eine solche Befruchtung erhielt wie die ungarische Stickerei. Die türkischen Beziehungen Venedigs sind allgemein bekannt, in den maurisch-mohammedanischen Bestandteilen spanischer Brokate findet man ebenfalls östliche Elemente. In ungarischen Inventaren häufig anzutreffende spanische Stickereien, „spanyol varrás“, deuten vielleicht auf einen östlichen, vom Westen vermittelten Einfluß hin.

Im zweiten, beschreibenden Teil des Buches gelangt Verf.-in zu ihrem eigentlichen Zweck: nämlich zur detaillierten Beschreibung der türkischen Elemente in der ungarischen Herren- und Volksstickerei. Hier ist zuerst eine Klärung des Begriffes der türkischen Stickerei angebracht (die nach Typen geordnete Trennung ist bisher noch nicht einmal in der türkischen Fachliteratur vorgenommen worden und zu dieser Aufgabe ist Verf.-in dank ihrer Forschungen in der Türkei und der genauen Kenntnis der Fachliteratur besonders geeignet). Die Türken hatten bereits eine bedeutende Textilfertigkeit im Weben und Teppichknüpfen, als die Stickerei später, Anfang des 16. Jh., auftauchte. Das Auftauchen der türkischen Stickerei hängt mit der großzügigen politischen Ausbreitung der Türken zusammen, die sie mit fremden Kulturen zusammenbrachte. Jedenfalls setzt sie die Einnahme von Byzanz voraus, denn darauf deuten die vielen byzantinischen und persischen Motive. Auf ihren ersten Stickmustern erkennt man den Einfluß der Brokatstoffe, der Wandkacheln, ja der Holzplastik; auf diesem Wege geraten sassanidische, persische, maurische, ägyptische, ja chinesische Motive in die türkische Stickerei. Die türkische Stickerei, die die ungarische angeregt hat, ist also auch aus heterogenen Elementen zusammengesetzt. Von ungarischem Standpunkt aus haben die Leinenstickereien eine besondere Bedeutung: es sind dies die viereckigen „Tsevre“-Tücher, auf denen die Stickereien nach einer bestimmten Regel angeordnet sind, der schmale „Pesgir“, als Handtuch gebraucht, der nur an den beiden Enden bestickt ist, der ähnliche, aber längere und schmalere, um den Leib geschlungene „Uckur“. Es ist ein großes Verdienst der Verf.-in, daß sie aus dem reichen erhaltenen Material die türkischen Stücke heraussuchte, die bisher von der Fachliteratur als ungarische geführt wurden. Sie untersucht auf Grund dieses in Ungarn vorhandenen Materials den türkischen Motivenbestand, um dann die ungarischen Motive um so klarer identifizieren zu können. Sie geht aus von den türkischen linienhaft bestickten Tüchern („irásos“), die meist in reformierten Kirchen erhalten geblieben sind, und gelangt, indem sie immer mehr ausscheiden kann, zur genauen Unterscheidung des türkischen und des ungarischen Materials. Eine ausgesprochen türkische Sitte ist es, die vier Ecken eines Tuches mit je einem diagonal stehendem Blumenstrauß zu verzieren, während seitlich in der Mitte je eine kleinere aber ähnliche Blume angebracht ist. Zugleich befindet sich in der Mitte des Tvestre eine rosettenartige Verzierung, häufig in umrahmtem Felde. Eine andere türkische Art die Fläche auszufüllen ist unter dem Einfluß der Brokatstoffe entstanden: die ganze Oberfläche des Tuches wird mit leicht geschwungenen, reihenweise angeordneten Blumenstengeln gefüllt. Die dritte Art, die sich aus der Form des Pesgir ergab, besteht in dem Brauch, die zwei Schmalseiten mit einer Reihe symmetrischer Blumen-

stauden zu schmücken. Außer diesen charakteristischen Formen der Anordnung hat die türkische Stickerei noch folgende wesentlichen Teilmotive: die Rosette, den Blumenstrauch, der aus jedem Stengel eine andere Blüte treibt, aber aus einer einzigen Wurzel, häufig aus einem Herzen entspringt; die zwei aus demselben Stengel herauswachsenden gewundenen Stiele, die sich kreuzen; die hinter der Blüte hervorschauende Blattspitze; die gebogenen Blätter mit ausgezacktem Rand, die häufig im Profil dargestellt sind und dann nur an der einen Seite gezackt sind. Ein charakteristisch türkisches Motiv ist das größere Ornament in Form eines Blattes oder einer Blume, in dessen Mitte ein kleineres Ornament eingesetzt ist, und die zwei aus einem Stamm herauswachsenden Ranken, die sich schließlich vereinigen; in dem Bogen, den die größere Ranke beschreibt, liegt die am Ende der kleineren Ranke angebrachte Blüte. An den frühen türkischen Stickereien erkennt man häufig das chinesische „Tsin-Motiv“, das aus drei Kugeln besteht, und das Wolkenbandmotiv. Beliebte Blumen sind: Nelke, Hyazinthe und Tulpe, doch sind sie wie die ganze Blumenornamentik sehr stilisiert und flächenhaft gedacht. In der türkischen Stickerei gibt es keine Schattierung, charakteristisch ist aber die dunklere Umrandung der Muster. Ausgesprochen türkische Farben sind: „Bolus-rot“ und Blau, im allgemeinen die lebhaften, ungebrochenen Farben. — Mit Hilfe des reichen Bildmaterials vermittelt Verf.-in anschaulich diesen Zweig der türkischen Textilkunst.

Es ist interessant zu erfahren, was mit diesen osmanisch-türkischen Motiven in Ungarn geschah. Im ersten Augenblick fällt auf, daß die Ungarn bei der Übernahme eine gewisse Auswahl getroffen haben. Bei der Anordnung des Musters in der Fläche übernahm man in Ungarn das sog. „zerstreute Muster“ nicht. Aber allgemeine Verbreitung fand besonders bei den Abendmahlstüchern die andere Art der türkischen Flächenausfüllung, bei der außer den diagonal in den Ecken angebrachten Blumen an den Seiten ein ähnliches, weniger betontes Blumenmotiv steht. Diese für Ungarn charakteristische Flächenausfüllung bildet den hauptsächlichsten stilistischen Unterschied zu den westlichen Stickereien, die mit einem schmalen Randstreifen versehen sind. Der türkischen Stickerei gegenüber findet man in der ungarischen türkisch beeinflussten Stickerei die Blume an der Seite, ja auch die in der Mitte nicht immer. Eine Annäherung an die umrahmenden Streifen der westeuropäischen Stickerei bedeutet jene ungarische Sitte, das Blumenornament der seitlichen Mitten so zu vergrößern, daß es mit dem Ornament in den Ecken zusammenstößt. Die dritte Art der türkischen Flächenausfüllung besteht in einem Muster, das sich an den beiden Rändern des „Pegir-Tuches“ wiederholt; da sich aber diese Tuchart in den ungarischen Herrenstickereien nicht findet, konnte hier keine Beeinflussung stattfinden. Um so größer war der Einfluß auf die Brautführertücher und Stangentücher der Volksstickerei, die alle ähnliche Formen haben und gewissermaßen als die Überreste des Pegir und Uckur betrachtet werden können. Verf.-in untersucht die türkischen Ornamente in der ungarischen Stickerei und analysiert mit mikroskopischer Genauigkeit die türkischen und westlich-ungarischen barocken Züge. Ohne die Teilergebnisse im Einzelnen wiederholen zu wollen, sollen hier nur als Maß der Ungarischwerdung die schwungvollen, freien Bögen der Stiele in den Blumengruppen, der Umstand, daß im Vergleich zu den dünnen Stielen die Blätter und Blumen sehr dicht und schwer sind und die beliebte ungarische Sitte, das Innere der türkischen Blüten mit dem Wappen der stickenden ungarischen Fräulein auszufüllen, erwähnt werden. (Abendmahlstuch der Katharina Wesselényi.) Ein Lieblingsmotiv der Ungarn ist das sichelförmige, gezahnte Blatt mit einer großen Blüte oder einem Granatapfel in seinem Bogen. Von den Variationen der Übernahme ist nur soviel bisher festzustellen, daß das mittlere Motiv der Rosette für die ungarischen siebenbürgischen Motive charakteristisch

ist und daß die türkische Bogenreihe mit einigen Blumen verziert, die von den Samstoffen aus Skutari übernommen wurden, ebenfalls vor allem in Siebenbürgen verbreitet war (Rockränder der Katharina von Brandenburg, Kissenüberzug der Katharina Bethlen). Zur Frage der Herkunft der Motive führt Verf.-in ein ungarisches Filettischtuch an, wo sich in den Kelchblättern der vierteiligen Rosette kleine, regelmäßig ausgelassene weiße Punkte befinden. Diese Erscheinung führt sie auf das Samtmuster gewisser türkischer Satteldecken zurück, wobei die Metallflitter mit winzigen Nägeln an dem Grund befestigt waren. Zweifellos rühren die ungestickten weißen Punkte davon her, so daß hier eine ältere technische Notwendigkeit später als Schmuck verwendet wurde. — Die Volksstickerei hat scheinbar unmittelbar aus der türkischen geschöpft. Das in der türkischen Stickerei so sehr beliebte Zypressenmotiv, das die ungarische Herrenstickerei gar nicht kennt, kommt in der Volksstickerei der Székler überaus häufig vor. Auch die geometrischen Fadenstickereien finden sich ausschließlich in der ungarischen Volkstextilkunst.

Was Farbwahl und -anwendung anbelangt, übernahm die ungarische Kunst zweifellos von der türkischen den absoluten Mangel der Farbübergänge, die wohl mit der Neigung zum Stilisieren zusammenhängt. Dieser Mangel an Farbübergängen, der also kein Primitivismus, sondern eine östliche Beeinflussung ist, trennt den Charakter der ungarischen Stickerei von dem der westlichen. Übernommen ist außerdem noch der Brauch, die Blütenblätter in verschiedenen Farben, den Blütengrund in einer abstechenden Farbe zu geben und das Ganze mit einer dunkelbraunen Umrandung zu umgeben. Die einfarbige Stickerei ist aber schon charakteristisch ungarisch, ebenso die Paarung einfacher Farben, Weinrot oder Grün, mit Gold oder Silberfäden. Interessant ist, daß die ungarische Volksstickerei — zum Unterschied von der Herrenstickerei — die unterschiedliche Farbengebung des Türkischen nicht annahm, den türkischen Farbenkontrast aber durch das Freilassen des sonst einfarbigen Blüteninneren erreichte. Von der türkischen Stichtechnik wurde eine flache, östliche Art übernommen, bei der sich die Linienkonturen schräg aneinanderschließen, die zu bestickende Fläche völlig ausfüllen, und auf der Rückseite dasselbe erreichen.

Die Arbeit der Verf.-in widerlegt die Theorie, daß die Ornamentik der ungarischen Textilkunst die Weiterentwicklung des geistigen Erbes von vor der Landnahme sei. Es wird genau gezeigt, daß die ungarische Stickerei nicht das Neuaufleben einer schlummernden Tradition, sondern aus einer Nachfühlung der an sich auch nur bis zum Anfang des 16. Jh.s zurückreichenden osmanisch-türkischen Stickereikunst entstanden ist. Es kann aber wohl kein Zufall sein, daß diese Kunst auf kein anderes Volk so sehr wirkte, wie gerade auf das ungarische; es deutet vielmehr auf eine seelische Gleichheit, eine Geschmacks- und Formsympathie hin. Dieser östliche Charakter gepaart mit westlich-gotischen und renaissancistischen Elementen, ergibt die Besonderheit der ungarischen Stickereien. Was nun das Werk des ungarischen Geistes und der ungarischen Hände ist, versteht man erst, wenn man bedenkt, daß man in den ursprünglich türkischen Stickmustern umsonst nach einer stilistischen Einheit suchen würde; das besondere Merkmal der ungarischen Kunst ist es aber, eine durch Selektion erreichte, strenge Stileinheit erlangt zu haben. Die Ungarn arbeiteten „mit einer selbstsicheren Bestimmtheit des Stilgefühls“; als ihr Ergebnis verliert die abstrahierte Form der türkischen Blumendarstellung ihren dekorativen Charakter, und in freierer, ungebundenerer Form kann sich in ihr ein individuellerer Geist ausdrücken. Die Gleichförmigkeit der türkischen Stickerei wird in der ungarischen Kunst abgelöst von betonteren und unbetonteren Zügen, deren gebändigteres Temperament und individuellerer Schwung dem Türkischen bereits ebenso fremd ist wie der schwerfälligen aber überquellenden Ornamentik der westlichen Gotik. Die reife ungarische

Stickkunst brachte einen so vornehmen und in sich gefestigten Stil hervor, wie ihn diese Zeit nur noch in der ungarischen Goldschmiedekunst sah. Das Charakteristikum des Ungarischen in dieser Kunst liegt in dem Unterschied, den man bei der Betrachtung westlich von Ungarn unter türkischem Einfluß, oder aber in der Türkei, unter gotischem oder barockem Einfluß entstandener Werke empfindet. Die stilistische Einheit innerhalb der ungarischen Stickkunst ist überraschend, bedenkt man die damalige Zerrissenheit und den verhältnismäßigen Tiefpunkt kultureller und wirtschaftlicher Natur, in dem sich das Land befand. Die Tatsache, daß sich sowohl im Westen, im ungarischen Königreich, das nie von den Türken besetzt war, als auch im besetzten Gebiet und in Siebenbürgen die Stickkunst nach denselben Stilprinzipien, und dazu noch sehr einheitlich, entwickelte, zeugt für die gleichmäßige Wirkungskraft des türkischen Einflusses und die Einheitlichkeit der ungarischen Kultur.

Die in jeder Hinsicht ausgezeichnete Arbeit der Verf.-in hat endlich auf ein schon lange brennendes Problem der ungarischen Kunst — der Stickerei des 16. bis 18. Jh.s — Licht geworfen. Das Schlagwort von der „Mischung des Ostens und Westens“ in der ungarischen Kultur hat endlich einen handgreiflichen Beweis erhalten in der wissenschaftlich entsprechend unterbauten Feststellung der inneren und äußeren Gründe der Unterschiedlichkeit der ungarischen Stickerei von der des Westens.

(Budapest)

M. Oberschall.

Tätigkeitsbericht der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft vom April 1941 bis April 1942.

Nachdem schon im vergangenen Geschäftsjahre die Gesellschaft auf allen sie berührenden Arbeitsgebieten Verbindungen angeknüpft und ausgebaut hatte, konnte die Arbeit im zweiten Jahre ihres Bestehens in erweitertem Umfange fortgeführt werden.

Die Zahl der Mitglieder wurde insbesondere durch die Eingliederung der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin in die Deutsch-Ungarische Gesellschaft vergrößert. — Die offizielle Auflösung der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin wurde am 27. 5. 41 unter dem Vorsitz von Staatsskretär Dr. Zschintzsch vorgenommen und die Deutsch-Ungarische Gesellschaft zur Rechtsnachfolgerin bestimmt.

Die Deutsch-Ungarische Gesellschaft konnte fernerhin ihren Arbeitskreis durch eine 3. Zweigstelle in Stuttgart erweitern. Die Gründung dieser Zweigstelle wurde am 16. November 1941 in Anwesenheit des kgl. ung. Gesandten feierlich vollzogen, und wir haben die berechtigte Erwartung, daß auf Grund des regen Interesses, das der Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart der Zweigstelle entgegenbringt, die neue Zweigstelle die Ziele der Gesellschaft tatkräftig unterstützen wird.

Auf dem Gebiet der Stipendiatenbetreuung hatte die Deutsch-Ungarische Gesellschaft, insbesondere beim Ferien-Kursus des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts „Um das neue Europa“ Gelegenheit, zahlreiche ungarische Persönlichkeiten, vor allem aus Kreisen der Ministerien und amtlichen Dienststellen, zu betreuen.

Die Gesellschaft entsandte ferner drei Stipendiaten zum Südost-Europa-Ferienkursus in Leipzig sowie fünf Teilnehmer zum Ferien-Kursus am Deutschen Musik-Institut für Ausländer in Salzburg.

Außer den Freistellen zur Teilnahme an den genannten Ferienkursen wurde der Sekretärin unserer Schwestergesellschaft in Budapest, Fräulein Gisela Révész, ein Stipendium gewährt, das ihr Gelegenheit bot, während eines vierwöchigen Aufenthalts in Wien ihre Deutschland-Kenntnisse zu vertiefen.

Im Rahmen der laufenden Betreuungsarbeit wurden wie bisher die in Berlin studierenden Ungarn zu den Veranstaltungen der Gesellschaft eingeladen und von Fall zu Fall in Studien- und allgemeinen Fragen beratend unterstützt.

Der Versand von Zeitung und Zeitschriften an interessierte Persönlichkeiten in Ungarn wurde ebenfalls in gesteigertem Umfange durchgeführt. Die Gesellschaft wurde dabei vom Oberkommando der Wehrmacht mit zahlreichem Broschürenmaterial in ungarischer Sprache beliefert.

Das Veranstaltungsprogramm der Gesellschaft gliederte sich wie folgt:

1. Vorträge.
2. Musikveranstaltungen.
3. Empfänge.

Zu 1. Im Mai d. J. sprach der ungarische Musikhistoriker Prof. Dénes von Bartha zum Thema „Ungarische Volksmusik — Brauchtum und Weisen“. — Im November 1941 gab Dozent Dr. med. Knoche einen Bericht über die Reise deutscher Dozenten durch Ungarn mit Farblichtbildern. Im Anschluß an den Vortrag wurde ein ungarischer Kulturfilm über die Pußta gezeigt. Im Januar 1942 hatte die Gesellschaft die Freude, den Präsidenten ihrer Schwestergesellschaft in Budapest, Exz. von Tasnádi-Nagy, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, anläßlich seines Berliner Besuches als Vortragenden zu begrüßen. Er sprach über das Thema „Der Geist der ungarischen Verfassung“.

Zu 2. Die Reihe der Konzertveranstaltungen eröffnete ein Orchesterkonzert, in welchem von deutschen und ungarischen Künstlern Werke des ungarischen Komponisten Dr. Géza Zalátnay-Stitz zur Aufführung kamen. — Weiterhin wurde das Austauschkonzert des ungarischen Geigers Alexander Végh und das Klavierkonzert des Pianisten Julian von Károlyi von der Gesellschaft gefördert.

Zu 3. In den vergangenen Monaten wurden zahlreiche ungarische Persönlichkeiten zu offiziellen Besuchen nach Berlin eingeladen. Im Mai 1941 stand die Tagung des Deutsch-Ungarischen Kulturausschusses im Mittelpunkt des Interesses. An dieser Tagung haben die beiden Vizepräsidenten, Admiral Frh. von Freyberg und Prof. Dr. von Farkas, als Vertreter der Gesellschaft teilgenommen. Zu Ehren der ungarischen Kommission, die von Staatssekretär von Szily im kgl. ung. Kultusministerium geführt wurde, veranstaltete die Deutsch-Ungarische Gesellschaft einen Abend-Empfang. Im Rahmen dieses Empfanges gab Admiral von Freyberg einen Bericht über die Tätigkeit der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft und ihrer Zweigstellen seit der Gründung. Staatssekretär von Szily antwortete mit einem Bericht über die Arbeit der Budapester Schwestergesellschaft. — Ebenfalls im Mai gab das Nationaltheater Budapest unter der Leitung von Anton Németh ein Gastspiel im Schillertheater. Die ungarischen Künstler und das Ensemble des Schillertheaters waren am Vorabend der Aufführung Gäste der Gesellschaft bei einem Tee-Empfang. Auf Wunsch der Reichsärztekammer gab die Gesellschaft am 21. Mai 1941 ein Frühstück für die ungarischen Chirurgen Dr. Pitrolly-Szabó und Dr. Borsos.

Im Juni 1941 empfing die Deutsch-Ungarische Gesellschaft auf Anregung des Reichsernährungsministeriums den Staatssekretär im kgl. ung. Ackerbauministerium von Barczay. — Vor geladenen Gästen hielt Staatssekretär von Barczay einen Vortrag über die landwirtschaftlichen Probleme Ungarns, der von interessanten Gegenausführungen des Herrn Staatssekretärs Backe erwidert wurde. Anschließend fanden sich die Gäste zu einem Abend-Empfang im Hotel Kaiserhof zusammen.

Im August 1941 waren die Führer einer Leventegruppe, die eine längere Deutschlandreise unternahm, Gäste der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft bei einem Tee-Empfang.

Anfang September bat das Reichsjustizministerium die Gesellschaft, dem kgl. ung. Justizminister von Radocsay einen Empfang zu geben. Da um dieselbe Zeit die Gattin des ehemaligen Ministerpräsidenten, Frau von Imrédy, als Gast der Reichsfrauenführung in Berlin weilte, wurde der Empfang für den Minister und gleichzeitig zu Ehren von Frau von Imrédy durchgeführt.

Am 19. September 1941 gab die Deutsch-Ungarische Gesellschaft dem Landesleiter für militärische Jugendertüchtigung und nationale Leibeserziehung General vitéz von Béldy, der auf Einladung der Reichsjugendführung in Berlin weilte, ein Abendessen in kleinem Kreise.

Anlässlich des Internationalen Frauentreffens in Berlin wurden die ungarischen Vertreterinnen von der Gesellschaft am 9. Oktober 1941 zu einem Abendessen eingeladen.

Der kgl. ung. Finanzminister, der Anfang Dezember zu einem Staatsbesuch nach Berlin kam, war am 3. Dezember 1941 bei einem Tee-Empfang Gast der Gesellschaft.

Den Glanzpunkt der Veranstaltungen bildete der Besuch Sr. Exz. von Tasnádi-Nagy, Präsident des ung. Abgeordnetenhauses und Präsident der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest, der gemeinsam mit Professor Varga v. Kibéd, dem Generalsekretär unserer Schwestergesellschaft, vom 15. Januar bis 18. Januar 1942 als Gast der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin weilte. Zu seinen Ehren gab die Gesellschaft ein Empfangsfrühstück sowie einen Abend-Empfang in ihren neuen Räumen und gab außerdem den Gästen Gelegenheit, einer Aufführung von Goethes „Faust“ im Staatstheater beizuwohnen. Der ausgezeichnete Vortrag Sr. Exz., der bereits in der Reihe der Vortragsveranstaltungen angeführt wurde, fand in der Aula der Universität vor einem großen Hörerkreis statt. Im übrigen bot dieser Gegenbesuch Gelegenheit, das Arbeitsprogramm in verschiedenen Aussprachen aufeinander abzustimmen und auszubauen.

Im Rahmen der Zusammenarbeit zwischen der Hitler-Jugend und der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft fand am 13. Dezember 1941 das erste Kameradschaftstreffen der Leventegruppe Berlin und der Hitler-Jugend Gebiet Berlin in den Räumen der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft statt.

Ebenfalls als Kameradschaftsabend wurde am 16. Dezember 1941 in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft ein Bierabend deutscher und ungarischer Journalisten durchgeführt.

Im Januar 1942 hatten sich deutsche und ungarische Hochschüler zu einem Kameradschaftstreffen in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft zusammengefunden.

Die verschiedenen Kameradschaftstreffen in den Räumen der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft haben bei den ungarischen und deutschen Teilnehmern großen Beifall gefunden. Es ist daher beabsichtigt, diese Veranstaltungen nunmehr regelmäßig durchzuführen.

Außer den angeführten offiziellen Veranstaltungen wurden von Zeit zu Zeit ungarische Gäste betreut, die vor allem aus dem Kreise der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft zu Studienreisen nach Deutschland kamen. — Hervorzuheben ist hierbei der Besuch der Universitätsprofessoren von Darányi und Surányi-Unger sowie die Deutschland-Reise des Oberstudienrats Dr. Fleischmann, der u. a. in Vertretung des Generalsekretärs der Budapester Gesellschaft Fragen der gemeinsamen Arbeit klärte.

Die Arbeit der Zweigstellen der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Wien, München und Stuttgart wird in ständiger Fühlungnahme mit der Berliner Hauptgesellschaft durchgeführt. Dabei findet bei Vortrags- und Musikveranstaltungen nach

Möglichkeit eine Anlehnung an das Berliner Veranstaltungsprogramm statt, wobei jedoch selbstverständlich die örtlichen Wünsche und Gegebenheiten weitgehend berücksichtigt werden.

Berlin, den 21. Januar 1942.

H. Weitz.

Verbesserungen und Ergänzungen zum Aufsatz von L. Gáldi: Ungarisch-rumänische Kulturbeziehungen

(Ung. Jahrb. XXI, S. 56—97).

S. 57. Am Ende des Satzes „Die Ahnen der Rumänen gelangten nach einer beinah ein Jahrtausend umspannenden Vergangenheit, die sie auf dem Balkan verbracht hatten, am Anfang des 15. Jhs wieder nach Mitteleuropa“ ist natürlich „am Anfang des 13. Jhs“ zu lesen.

S. 57 Anm. 2. Die als „Documenta Valachica“ angeführte Urkundensammlung ist schon erschienen (*Documenta Historiam Valachorum in Hungaria illustrantia usque ad annum 1400 p. Chr.* Curante E. LUKINICH et adiuvante L. GÁLDI ediderunt A. FEKETE NAGY et L. MAKKAI, Budapest 1941, Ostmitteleuropäische Bibliothek 29).

S. 63 Anm. 3. Statt DESPOT-VODA lies DESPOT-VODĂ.

S. 64. Statt NEASCU lies NEACȘU.

S. 65. Anm. 3. Statt HODOS lies HODOȘ.

S. 67 Anm. 2. Statt PALIA D'ORASTIE lies PALIA DELA ORĂȘTIE.

S. 69 Anm. 1. Statt HALICS lies HALICI.

S. 70 Anm. 2. Statt Romano-Ungara lies Română-Ungară. — Ebenda, im Text: statt *Hecatombe sententiarul Ovidianarum* lies *H. sententiarum Ovidianarum*.

S. 73. Statt Alexander MAVROCORDAT lies Nikolaus MAVROCORDAT.

S. 76. Statt I. MIKU-KLEIN lies I. MICU-KLEIN.

S. 79 Anm. 1. Statt VIETIA, *Operele si Ideale lui Georgiu Șincai* lies VIETIA, *Operele si Ideile . . .*

S. 89. Statt „Occizio“ lies „Occisio“.

S. 94. Statt M. COGĂLNICEANU lies M. KOGĂLNICEANU.

Bücherschau.

1. Allgemeines. Bibliographie. Bibliotheken.

1. *Deutsche Forschung im Südosten.* Zeitschrift des Forschungsinstitutes der deutschen Volksgruppe in Rumänien. Jg. 1, H. 1, 1942. Direktor: Prof. Dr. Otto Folberth. Schriftleiter: Dr. Gustav Gündisch. Verlag Krafft und Drotleff.

Das Deutschtum im Karpathenbecken betrachtete von jeher als seine ureigenste Aufgabe, seine Geschichte und Kultur zu erforschen, darüber hinaus aber auch zur Erkenntnis der anderssprachigen Mitvölker beizutragen und zu diesem und dem Reich kulturelle Brücken zu schlagen. Es ist außerordentlich erfreulich, daß diese Tradition von den neu organisierten Volksgruppen sowohl in Ungarn als auch in Rumänien tatkräftig aufgenommen und fortgesetzt wird. Das vorliegende erste Heft der DFISO — für die Zeitschrift zeichnet Prof. Dr. Otto Folberth, der als hervorragender Herausgeber der Schriften Roths auch im Reich wohlbekannt ist — bringt eine Reihe interessanter Beiträge und eine gründliche Zeitschriften- und Wochenschau. Die reichsdeutsche Südostforschung begrüßt die neue Zeitschrift als eine willkommene Kampfgenossin. (—ss)

2. *Donauropa.* Zeitschrift für die Probleme des europäischen Südostens. Hauptschriftleiter Theo Surányi-Unger. Verantw. Schriftleiter Franz Vajda. Verlag Societas Carpatho-Danubiana. Bp. 2. Jg., 1. H. Januar 1942.

Vorliegende Zeitschrift ist das dritte deutschsprachige Organ, das innerhalb der letzten zwei Jahre in Ungarn begründet wurde. Dies beweist, daß man heute in Ungarn der Orientierung der deutschen Öffentlichkeit über ungar. Probleme eine große Bedeutung zumißt. Während die von Prof. Pukánszky herausgegebene Zeitschrift »Ungarn« literarisch ausgerichtet ist und das Organ der Imrédy-Gruppe, »Das schaffende Ungarn« (hrsg. vom Abgeordneten Georg Oláh) sich weltanschaulichen und tagespolitischen Fragen zuwendet, befaßt sich »Donauropa« (der Titel stellt bewußt ein Programm dar) in erster Reihe mit wirtschaftlichen Problemen. Unter den Mitarbeitern finden wir mehrere hervorragende reichsdeutsche Kenner des Südostens. Wenn man bedenkt, daß einerseits auch die deutsche Volksgruppe wie auch die AO in Ungarn über mehrere Organe verfügt, andererseits im Reich nicht nur eine ganze Reihe Südostzeitschriften erscheint, sondern auch mehrere ungarisch-sprachige, für Ungarn bestimmte Veröffentlichungen herausgegeben werden und in Ungarn große Verbreitung finden (Signal, Berlini Visszhang, =Berliner Echo), so muß man feststellen, daß der geistige Austausch während der jahrhundertalten deutsch-ungarischen Schicksalsgemeinschaft nie so rege war wie jetzt, in der Zeit des großen Kampfes um ein neues Europa. Die Ung. Jahrb., die nahe zwei Jahrzehnte hindurch für diese geistige Verbindung kämpften, begrüßen diese Entwicklung mit Freude. (F.)

3. *Ungarn*. Monatsschrift für Deutsch-Ungarischen Kulturaustausch. Geleitet von Béla Pukánszky. Bp.: Danubia.

Mit den neuen Nummern dieses Jahres beginnt die Zeitschrift „Ungarn“ schon ihren zweiten Jahrgang. — Die im Jahre 1939 gegründete Deutsch-Ungarische Gesellschaft trat im August 1940 mit dieser repräsentativen Zeitschrift vor die große Öffentlichkeit: die zuerst grünen, dann grauen Hefte wurden schnell bekannt und vertraten in Form und Inhalt würdig das Streben der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft nach einer geistigen Verbindung mit Deutschland. Nach den einleitenden Worten des Präsidenten ist der Zweck dieser Veröffentlichung, „einen stetigen Dienst an der deutsch-ungarischen kulturellen Volksfreundschaft zu leisten“. Die Leitung Prof. Pukánszkys war von vornherein eine Gewähr, daß die Zeitschrift dieser hohen Aufgabe entsprechen würde.

Die Ung. Jahrb. begrüßen dieses Schwesterblatt mit aufrichtiger Freude und sehen in ihm eine wünschenswerte Ergänzung ihrer Tätigkeit. Zu den wissenschaftlichen Aufsätzen der Ung. Jahrb. bringt „Ungarn“ in einer viel lockereren Form Aufsätze für das große Publikum oder wertvolle literarische Beiträge: vielseitige Übersetzungen, Gedichte und Prosa. Von den Verfassern der Aufsätze brauchen wir keine einzelnen Namen zu nennen, es sind die besten Vertreter des ungarischen öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens. Aus der außerordentlich vielseitigen Reihe der Aufsätze möchten wir nur ganz kurz auf die in ihr abgedruckten Vorträge hinweisen, die auf Einladung der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Deutschland bzw. Ungarn gehalten worden sind. Die Zeitschrift hält mit kluger Umsicht nicht nur auf dem Gebiet der deutsch-ungarischen Beziehungen Umschau, sondern auch im ganzen Südostraum und registriert für das deutsche Publikum die wichtigsten Ereignisse. So finden wir Aufsätze über die ungarisch-slovakische Grenze, über Ungarn in Bulgarien, über ungarische Kunst in Serbien usw. Diese Arbeit kann sehr viel zur Klärung und Reinigung der Freundschaft zwischen den Völkern dieses Gebietes beitragen. Besonders zu erwähnen sind noch die Übersetzungen, da „Ungarn“ auf diesem Gebiet wirklich eine fühlbare Lücke ausfüllt. Auch wenn die einzelnen Übersetzungen nicht immer gelungen sind, bringen sie in bunter Reihe alte und neue Dichter, Werke, denen bisher das Forum Westeuropas versagt blieb. Eine reiche Kultur- und Presseschau berichtet am Ende jedes Heftes über die Ereignisse innerhalb der deutsch-ungarischen Beziehungen und bringt Buchbesprechungen als Ergänzung der vielseitigen Tätigkeit der Zeitschrift. Die Arbeit des zweiten Jahrganges fängt im Geiste der segensvollen Tätigkeit des ersten Jahrganges an.

(L. H.)

4. *Deutschland-Ungarn*. Hrsg.: Gauverlag NS-Schlesien. Breslau, o. J. 202 S. 4^o.

Dies im Zeichen der deutsch-ungarischen Freundschaft entstandene Werk ist in seiner repräsentativen Ausstattung wohl geeignet, das Interesse des deutschen Leserpublikums zu wecken. Seine kurzen Beiträge — im Durchschnitt betragen sie 2—4 Spalten — stammen aus der Feder der Berufensten und beleuchten in kompakter Form alle Zweige des modernen Lebens. — Die graphische Gestaltung des überaus gelungenen Heftes oblag O. v. Houk, F. M. Kieselbach und R. Ribyczka. Die Farbaufnahmen lieferten A. v. Boross und Frau v. Marsovszky. Die elegante und vornehme Ausstattung gereicht dem deutschen Buchgewerbe zur Ehre.

(R.)

5. *Ungarn, das Antlitz einer Nation*. Hrsgb.: Baranyai, Z. Bp.: Kgl. Ung. Univ.-Druckerei 1940. 864 S., 8^o. 1 Landkarte, schematische Darstellungen und Photos.

Das vorliegende Werk füllt eine schon seit langer Zeit spürbare Lücke in der Literatur über Ungarn aus. Dem Deutschen — dessen Interesse mehr denn je für Geschichte und Kultur fremder Völker wach ist — hat Herausgeber durch dies Werk die Möglichkeit gegeben, ohne Mühe Ungarn, wie es wirklich ist, kennen zu lernen. Siebzig namhafte Gelehrte haben die Beiträge zu diesem Werke geliefert. „Das Land“, „das Volk“, „die Nation“, „Deutschland und Ungarn“ heißen die vier Abschnitte, in deren Rahmen alle Regungen des ungarischen Lebens zur Darstellung gelangten. Ein Anhang, der nützliche Hinweise für den deutschen Leser enthält, ein Namen- und Sachregister ergänzen das Werk. (R.)

6. *Bucsay, M.: Altungarische Bücher der Ungarischen Nationalbibliothek in Halle a. d. Saale*. Bp. 1941. 104 S., 8^o.

Verf. hat die Absicht, die bis jetzt nicht katalogisierten, in Berlin und Halle befindlichen altungarischen Bücher bzw. kleineren Schriften bekannt zu machen. Er teilt die Bücher in drei Gruppen: Drucke in ungarischer Sprache, in Ungarn gedruckte nicht ungarische Werke und im Auslande gedruckte nicht ungarische Werke von ungarländischen Verfassern. Er beschreibt außerdem 122 noch unveröffentlichte Drucke, so daß das Buch außer den Beschreibungen als ein Katalog von 574 Werken zu betrachten ist, mit dessen Hilfe die Bücher in Halle und Berlin zu finden sind. (K. P.)

2. Sprachwissenschaft. Literaturgeschichte. Literatur.

7. *Babits, M.: Ivók két háború között* (Schriftsteller zwischen zwei Kriegen). Bp.: Nyugat o. J. 258 S., 8^o.

Vor uns liegt das letzte zu Lebzeiten des Dichters veröffentlichte Werk. „Der große Dichter bleibt immer inmitten seines Volkes, doch der Kämpfer, der in diesen kleinen polemischen Schriften für die Unberührtheit des Geistes immer kampfbereit dastand, ist unersetzlich“ — sagt ein junger ungarischer Dichter von dieser Sammlung. Die gärende Zeit „zwischen zwei Kriegen“ erscheint in diesen literarischen Porträts immer aus dem Gesichtswinkel der Weltanschauung des Dichters gesehen. Heute ist es aber ein Erlebnis, in einer Sammlung jene Schriften zu lesen, in denen B., der Meister der ungarischen Literatur, die Vertreter der neuen Generation entdeckt und mit Verständnis und Liebe begrüßt hat (Illyés, Tamási, Erdélyi). Es ist selbstverständlich, daß hier in erster Linie die verwandten Geister, die Dichter und Leiter der Zeitschrift Nyugat, bevorzugt werden. „Die Dichtung eines fremden Lebens vollkommen zu erleben, sich mit ihr zu identifizieren, und zu gleicher Zeit eine wesentliche Kritik auszuüben: das ist eine Aufgabe, die im ungarischen literarischen Leben außer B. niemand lösen kann“, umschreibt ein ungarischer Ästhet den Sinn der literarhistorischen Tätigkeit B.s. In den letzten, mehr oder weniger polemischen Schriften der Sammlung, wirft B. Generationsprobleme auf, protestiert energisch gegen die politische Auswertung der Kunst und Literatur und setzt sich mit lebenswichtigen Problemen des Ungartums auseinander. Diese Prosaessays gewähren einen Einblick in die letzte Entwicklung des Dichters, sind also doppelt wertvoll. (L. H.)

8. Császár, E.: „*A magyar regény története*“ (Die Geschichte des ungarischen Romans). Bp.: Kgl. Univ. Druckerei 1939. 2. veränderte Aufl. 400 S., 8°.

Der vor einigen Jahren verstorbene Professor für ungarische Literatur an der Universität Budapest gibt in diesem Buche eine ausführliche und klargestellte Geschichte des ungarischen Romans, der „Kunstgattung, die für den heutigen Menschen am zugänglichsten und vielsagendsten ist“. Die Entwicklung wird von den zaghaften Anfängen, die vielfach Nachbildungen fremder Vorlagen sind, über die Geburt des ungarischen Romans bei Fáy und Josika, die sog. Blütezeit mit Eötvös und Kemény, den Höhepunkt Jókai, den Roman des Zeitalters des Despotismus und Ausgleichs bis zu den Auswirkungen der gemeineuropäischen Schilderungen verfolgt und in minutiösen Inhaltsangaben, Analysen und Teilschilderungen dargestellt. Jedem Abschnitt folgt eine Bibliographie. Das Inhaltsverzeichnis bringt das Wesentliche in Stichworten. Namens- und Sachverzeichnis sind dem Werk ebenfalls beigegeben.

(E. L.)

9. Hankiss, J.: *Liszt Ferenc, az író* (Franz Liszt, der Schriftsteller). Bp.: Rózsa-völgyi o. J. (1941). 284 S., 8°.
10. Ders.: *Ünnepnapok munkája* (Arbeit der Feiertage). Bp.: Singer und Wolfner o. J. 188 S., 8°.

Verf. ergänzt die ungarische Liszt-Literatur mit einem wertvollen Beitrag; nach den Werken, die sich mit Liszts Herkunft, mit seiner musikalischen Leistung oder seinem Leben befassen, schreibt er jetzt über Liszt, den Dichter und Schriftsteller. Nach einer kurzen Einleitung und der Analyse des romantischen Zeitgeistes, nach einer mit viel Einfühlungsgabe umrissenen Darstellung von Liszts schriftstellerischem Stil, läßt H. den großen Künstler selbst in ungarischer Sprache zu seinem Leser sprechen. In chronologischer Folge gibt er dann Stilproben aus den literarischen Werken: aus den Aufsätzen und Briefen, aus der *Gazette musicale*; aus den größeren Werken über Chopin und die Zigeunermusik (s. Ung. Jahrb. Bd. 21). Das ungarische Publikum wird dieses Buch, in dem Liszt zum erstenmal ungarisch zu ihnen spricht, mit aufrichtiger Freude begrüßen.

H. sammelt in dem vorliegenden Band seine Radiovorträge, in denen er aus dem reichen Schatz seiner literarischen und philosophischen Kenntnisse schöpfend, zu jeder Jahreszeit kürzere und längere Meditationen vom Sinn des Lebens und der Geschichte gibt. In diesen abwechslungsreichen Gedankengängen ist nur eines immer dasselbe: der gute menschliche Wille, der mit einfachen Worten über die letzten und höchsten Dinge zu seinen Mitmenschen redet. Im Nachwort setzt sich Verf. verantwortungsbewußt mit dem Problem des Gelehrten und der Popularisierung der geistigen Werte in positivem Sinne auseinander.

(-i -n.)

11. Kardos, T.: *Középkori kultúra, középkori költészet* (Mittelalterliche Kultur, mittelalterliche Dichtung). Bp.: A. M. Történelmi Társulat könyvei VII. o. J. 12 Bilderbeilagen. 290 S., 8°.

Verf. gab seiner Arbeit mit Recht den Untertitel: „Die Entstehung der ungarischen Literatur“. Er begnügt sich nicht allein, ein anschauliches Bild von der mittelalterlichen ungarischen Kultur zu zeichnen, sondern versucht auch den Übergang eines nomadenhaften heidnischen Volkes in die europäisch-christliche Kultur, von der instinksbedingten, volkhafte literarischen Schöpfung zur bewußten, europa-verbundenen literarischen Leistung zu beleuchten. Verf. baut weiter auf dem Wege, der von der bahnbrechenden Arbeit J. Horváths (*Die Anfänge der ungarischen Kultur*,

s. Ung. Jahrb. Bd. 11) der Literaturgeschichte vorgezeichnet wurde, bringt aber für seine Arbeit eine erstaunlich umfassende Kenntnis der europäischen literarischen Beziehungen im Mittelalter, ein feines Empfinden für die Volksdichtung, genaue Kenntnis der ungarischen historischen Entwicklung mit. Aus vielen Mosaiksteinen entwirft er so ein überzeugendes Bild von der Entstehung der ungarischen Literatur, an der volkhafte Überlieferung, volkseigene schöpferische Kräfte und gemeineuropäische Einflüsse gleichmäßig beteiligt waren. (v. F.)

12. Kenyeres, I.: *Rejtelmes irodalom* (Geheimnisvolle Literatur). Bp.: Kgl. Univ. Druckerei. o. J. 266 S., 8°.

Verf. macht den interessanten Versuch, die Jugendlichen und Laien in die Probleme der Literatur in volkstümlicher und romanhafter Weise einzuführen. Psychologie der schöpferischen Arbeit, Formprobleme des dichterischen Werkes, Kräfte des literarischen Lebens kommen in geistreichem Plauderton leicht verständlich und doch manchmal recht tiefgehend zur Behandlung. (f.)

13. Kerecsényi, D.: *Kölcsey Ferenc*. Bp.: Franklin o. J. 142 S., 8°.

Kölcsey lebt in dem ungarischen Bewußtsein als der Dichter der ungarischen Nationalhymne. Seine dichterische Persönlichkeit wie auch seine menschliche Gestalt birgt aber eine ganze Reihe von Problemen, deren Lösung geeignet ist, auch die Wesensart des Ungartums zu beleuchten. Kämpferischer Politiker, bewußte Führerpersönlichkeit, scharfer Kritiker, Bewunderer der Griechen und der deutschen Klassik, Bahnbrecher der ungarischen Romantik und letzten Endes ein hoffnungslos einsamer Mensch, das sind wohl — schematisch gesehen —, die Grundzüge dieses Dichters, dessen inneren Werdegang Verf. mit feiner Feder, in einem bezwingenden Stil, zeichnet. (-s.)

14. Kovács, L.: *Az irodalom útján* (Auf den Wegen der Literatur). Bp.: Révai 1941. 179 S., 8°.

Verf. faßt in dem vorliegenden Band seine in Zeitschriften erschienenen Aufsätze über die heutige ungarische Dichtung zusammen. Die langjährige politische Trennung und das Minderheitenschicksal verschärfte den Blick des siebenbürgischen Literaturhistorikers und verhalf ihm zu manchen feinen Beobachtungen, ja Entdeckungen, die überraschend, vielfach auch überzeugend wirken. Besonders wertvoll sind seine Skizzen über die siebenbürgische ungarische Literatur, die für ihn offensichtlich nicht nur wissenschaftlichen Stoff, sondern auch ein tiefgefühltes Erlebnis bedeuten. -r.

15. Madácsy, L.: *Clément Mikes et les sources françaises de ses Lettres de Turquie*. Szeged: 1937 (Études Françaises publiées par l'Institut Français de l'Université de Szeged. 16). 51 S., 8°.
16. Bácskai, S.: *Un adepte hongrois des lettres françaises: Le père pieux Bernard Benyák, 1745—1829*. Szeged 1939 (Études Françaises publiées par l'Institut Français de l'Université de Szeged 19). 147 S., 8°.
17. Lobinger, M.: *Un précurseur de la littérature comparée: Nicolas Martin*. Szeged 1937. (Études Françaises publiées par l'Institut Français de l'Université de Szeged 17.) 83 S., 8°.

18. Takács, Z.: *Un écrivain hongrois francophile: Paul János (Hiador)*. Pécs 1939. (Travail préparé à l'Institut Français de l'Université de Pécs 22.) 58 S., 8°.
19. Sashegyi, O.: *Német felvilágosodás és magyar cenzúra 1800—1830*. (Deutsche Aufklärung und ungarische Zensur.) Bp.: Minerva könyvtár 1938. 105 S., 8°.

Fünf wertvolle Teilarbeiten aus dem unendlichen Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte. Es sind die Dissertationen verschiedener Universitäten, sorgfältige Vorarbeiten, die alle eine klare Übersicht und liebevolle Vertiefung in die kleinsten Einzelheiten des bearbeiteten Stoffes, alle Vorteile einer guten Dissertation aufweisen. Der Wert dieser kleinen Arbeiten besteht darin, daß sie ein klares Licht auf viele Einzelfragen der wechselseitigen Beziehungen des ungarischen und europäischen Geisteslebens werfen.

L. M. erforscht die französischen Quellen der „Türkischen Briefe“ von Mikes, dem getreuen Chronisten Franz Rákóczi II. Verf. weist, nach verschiedenen Wissensgebieten geordnet, die Quellen der einzelnen Anlehnungen nach. — S. B. spricht in ihrer ausführlichen Dissertation von Bernard Benyák, einem ungarischen Piaristen, einem der Vertreter der Philosophie des 18. Jh.s in Ungarn, dem großen Kenner der französischen Literatur, der in seinen etwa zweihundert Werken die Ideen des Jansenismus vertrat, aber auch Montesquieu und Voltaire übersetzt hat. Verf. analysiert gewissenhaft die übersetzten Texte, denn diese Textproben geben ein überzeugendes Bild vom persönlichen Denken Benyáks.

Ganz unmittelbar in die Geschichte der vergleichenden Literatur greift M. L. ein mit ihrer Arbeit über Nicolas Martin, dem Vorläufer der vergleichenden Literaturgeschichte. In ihm, dem Almanachdichter, Kritiker, dem großen Kenner der deutschen mittelalterlichen Dichtung, dem französischen Übersetzer der Werke Uhlands, Platens, Körners, sieht sie den französischen Vertreter des Biedermeierstils. In der einfach geschriebenen Arbeit zeichnet Verf. den dichterischen Weg Martins und weist auf seine deutschen und französischen Quellen hin.

Z. T. zeichnet ein ausführliches Bild von einem vergessenen ungarischen Schriftsteller des 19. Jh.s, der lange in Frankreich lebte, und sein Lebenswerk in Ungarn im Geiste der französischen Aufklärung fortsetzte.

O. S.s vorliegende Arbeit ist eine kulturpolitische Studie aus den bewegten Zeiten des beginnenden 19. Jh.s. Nach dem allgemeinen Bild der ungarischen Zensuren, der maßgebenden politischen Persönlichkeiten, untersucht Verf. die verbotenen Bücher und bespricht die Gründe des Verbots. Diese Dissertation bringt wertvolles Material zur Geistesgeschichte der behandelten Zeit. (L. H.)

20. Pintér, J.: *Magyar Irodalomtörténet*. VIII. A magyar irodalom a 20. sz. első harmadában. (Ungar. Literaturgeschichte, Bd. 8: Die ungar. Literatur im ersten Drittel des 20. Jh.s.) Bp.: 1941, 2 Bde. 1419 S., 8°.

Verf.s Lebenswerk, die siebenbändige Geschichte der ungarischen Literatur, haben wir nach dem Erscheinen des letzten Bandes eingehend gewürdigt (vgl. Ung. Jahrb. Bd. 14, S. 391). Die ungar. Kritik hat damals lebhaft bedauert, daß P. bei seiner Darstellung über das Jahr 1900 nicht hinausgegangen ist und forderte ihn auf, auch noch die neueste Zeit zu behandeln. Verf. ist diesem Wunsche nachgekommen und hat kurz vor seinem Tode (1940) die vorliegenden beiden mächtigen Ergänzungsbände im Manuskript beendet. Die Herausgabe wurde von seiner Witwe in vorbildlicher Weise besorgt. — Es ist wohl eine der schwersten und undankbarsten Aufgaben für den Literarhistoriker, seine eigene Zeit wissenschaftlich erfassen zu wollen. Welt-

anschauliche Bindungen, persönliche Beziehungen, eine ausgeprägte Geschmacksrichtung, ja politische Einstellung in einem politisch nicht einheitlichen Lebensraum können sowohl seine Auswahl wie auch seine kritische Beurteilung störend beeinflussen. Auch Verf. gelang es nicht — trotz bestem Streben nach Objektivität — all diesen Gefahren zu entgehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß manche Dichter, die er ausführlich und positiv behandelt, bald der Vergessenheit anheimfallen werden, andere, die er nur streift, oder erwähnt läßt, ihren Namen noch nachhaltig der Literaturgeschichte einprägen werden. Er betrachtet übrigens die ganze Zeit mit starker Skepsis, die Abgeklärtheit der früheren Bände gibt vielfach einer inneren Verbitterung Platz. Den größten Wert seiner Darstellung bedeutet die systematische Sichtung eines großen Materials, die Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit seiner Angaben. Die Literarhistoriker vieler kommenden Jahrzehnte werden immer wieder auf sein Werk zurückgreifen müssen, das seinen Namen als den des größten Ordners der ungar. Literaturgeschichte verewigt. (J. v. F.)

21. Pukánszky, Kádár J.: *A Nemzeti Színház százéves története* (Hundertjährige Geschichte des Nationaltheaters). Bp.: Magyar Történelmi Társulat 1940. 581 S., 8°.
22. Hont, F.: *Az eltűnt magyar színjáték*. (Das verschollene ungarische Schauspiel). Bp.: Officina o. J. (1940). 181 S., 8°.

Verf.in gibt in diesem Band die hundertjährige Geschichte des ungar. Nationaltheaters. Sie bietet in diesem, auf wertvollen Vorarbeiten ruhenden Werke alles, was sich um die 30000 Aufführungen dieser Bühne abgespielt, die ganze geschichtliche Atmosphäre der Zeitereignisse, die vorübergehenden Sorgen und Schwierigkeiten und zugleich die Würdigung alles Unvergänglichen und Bleibenden, was das Nationaltheater, seine Leiter und Künstler, für die ungarische Kultur und Literatur bedeutet haben. Außer der gewissenhaften Beweisführung ist es noch ein Verdienst der Verf.in, daß man diese wissenschaftliche Arbeit wie einen Roman in einem Zug lesen kann.

H. macht den interessanten Versuch, die ungarische Schauspielkunst von der Landnahme an bis zur Schlacht von Mohács (1526) darzustellen. Zuerst sucht er die Methoden dieser schwierigen Untersuchung zu umreißen, weist sehr geschickt auf alle Schwierigkeiten dieser Arbeit hin, findet aber dann auch die positiven Wege. Wertvoll ist die kurze psychologische Untersuchung des Schauspielerischen an sich, vom Standpunkt der Literatur sowohl, als auch von dem des Publikums. Verf. findet die ersten Spuren des Schauspielertums im kultischen Dienst der Priester des Nomadentums. Nach der Christianisierung zeigt er, von der gesellschaftlichen Schichtung ausgehend, die verschiedenen Formen des mittelalterlichen Theaters: das Spiel der professionellen Schauspieler, die höfischen Spiele und die Schuldramen. Vorliegender Band ist sowohl von kulturgeschichtlichem als auch von literarhistorischem Standpunkt aus ein wertvolles Werk. (L. H.)

23. Sik, S.: *Zrinyi Miklós*. Bp.: Franklin o. J. 177 S., 8°.

Graf Nikolaus Zrinyi bereicherte die ungarische Geschichte mit heldenhaften Waffentaten, die ungarische Literatur mit einem Nationalepos. Seine Prosaschriften zeigen ihn als hervorragenden Staatsmann. Im ganzen war er eine Persönlichkeit, deren Wirkung noch heute im Ungarum sehr lebendig ist. Verf., Professor an der Szegeher Universität, selbst ein bedeutender Dichter, stellte vor Jahren seine heroische Gestalt in den Mittelpunkt eines schwungvollen Dramas. Jetzt zeichnet er ihn von der Warte des Gelehrten, mit den exakten Mitteln der Wissenschaft, mit der Ein-

führungsgabe des Dichters, mit einer Sprache, die ohne pathetisch zu wirken, dem großen Thema gerecht wird. F.

24. Szász, K.: „*A magyar dráma története*“ (Die Geschichte des ungarischen Dramas). Bp.: Franklin. 352 S., 8^o.

Vorliegendes Werk will eine ausführliche Schilderung der Entwicklung des ungarischen Dramas geben. Mit der Darstellung der Anfänge im 16. Jh. — wobei die Volksspiele nicht in Betracht gezogen werden — der Anführung auch der nur dem Namen nach bekannten Dramenschriftsteller und den genauen Inhaltsangaben der dramatischen Werke wird eher eine objektive Aufzählung der Fülle des Materials bezweckt, als eine geistesgeschichtliche Einordnung oder Wertung. Kisfaludy, Katona, Szigligeti, Madách mit der „Tragödie des Menschen“, Csiky und von den neueren Herczeg werden als wesentliche Etappen gekennzeichnet. Namen- und Sachverzeichnis sind dem Buch beigelegt. (E. L.)

25. Vajthó, László: *Halhatatlan magyar irodalom* (Unsterbliche ungarische Literatur). Bp.: Kgl. Univ. Druckerei. o. J. 318 S., 8^o.

Die vorliegende ungarische Literaturgeschichte wendet sich an das breite Publikum um diesem — beim Weglassen eines jeden wissenschaftlichen und gelehrten Beiwerks — die bedeutendsten Werke der ungarischen Literatur nahezubringen. Die vielen Zitate sollen diese Aufgabe erleichtern. Es ist zu bedauern, daß Verf. den Kreis der „Unsterblichen“, im Gegensatz zu seinem Prinzip, sehr weit gefaßt und sein Werk mit der Aufzählung und Charakterisierung einer Reihe längst verblaßter Namen belastet hat. Schöne Dichterporträts zeugen von der Begabung des Verf.s, sich in große dichterische Werke hineinleben zu können. Das Buch ist schwungvoll geschrieben, seine Urteile klammern sich nicht an das Überlieferte, sondern sind frisch und lebensnahe. (-ss.)

26. Várkonyi, N.: *Magyar katonaköltők* (Ungarische Soldatendichter). Fünfkirchen: Janus Pannonius Gesellschaft o. J. 232 S., 8^o.

Eine mustergültige, wissenschaftlich gründliche Arbeit, dem großen Publikum gewidmet, liegt in diesem Werke vor. Verf. will jene Gestalten der ungar. Literatur heraufbeschwören, die die Macht des Wortes mit der des Schwertes vereinigt haben. In sehr treffenden Einzelbildern schildert Verf. in chronologischer Reihenfolge die einzelnen Dichter, die namenlosen Balladendichter und Jongleure, die ersten Vertreter der ritterlichen Dichtung, über die größten (Tinódi, Balassa, Zrinyi, die Kuruzzenzeit) bis zu den Leibgardisten am Hofe Maria Theresias, den Erneuerern der ungar. Literatur, und zu den Soldatendichtern des Weltkrieges. Diese stolze Reihe, die die größten Namen der ungar. Literatur enthält, beweist von neuem, daß in Ungarn (aus sozialen und historischen Gründen) der Begriff des *l'art pour l'art* Dichters unbekannt ist; das große Schicksal reißt das Einzelschicksal mit sich. Die ungarische Dichtung des Schwertes kennt keine Gelegenheitsgedichte zweiten Ranges, sie hat vielmehr die schönsten Perlen der Literatur hervorgebracht. In der leichten, gefälligen Sprache, hinter den mit glücklicher Hand zusammengesuchten Zitaten finden wir die Sicherheit eines imponierenden literarischen Wissens. (ho. la.)

27. Szabó, L.: *Válogatott versei* (Ausgewählte Gedichte). Bp.: Singer u. Wolfner o. J. 180 S., 8°.

Für die Beurteilung eines lebenden Dichters ist nichts aufschlußreicher, als eine lyrische Selbstanthologie, wie der vorliegende Band von Sz. Der durch seine Übersetzungen und Vorträge auch in Deutschland bekannte Dichter gibt in klarer Übersicht sein lyrisches Schaffen chronologisch geordnet vom Jahre 1922 bis heute. Zwischen diesen beiden Grenzsteinen, den Anfängen des jungen Dichters und der Welterfahrung und Weite des heute 40jährigen Meisters, wölbt sich ein mächtiger Bogen von Gedanken, Gefühlen, von dichterischer Pracht, deren größte Zierde immer eine selbstverständliche Natürlichkeit und Schlichtheit war. Von den ersten leidenschaftlichen Naturanbetungen bis zu den letzten Gedichten, die von dem Sohn des Dichters erzählen, berührt uns überall die Natürlichkeit der dichterischen Mitteilung. Er spricht in einem einfachen Ton, wie Kinder, Bäume, Vögel und Wind sprechen, darum bleibt er unvergeßlich nach dem ersten Lesen. In den letzten Versen der Anthologie kommt der Geist seiner Dichtkunst am besten zum Ausdruck: „Feuer, Wasser, Himmel und Erde, ihr Götter alle, liebt jene, die ich liebe“.

(L. H.)

28. Asztalos, I.: *Ujesztendő* (Neujahr). Klausenburg: Erdélyi Szépművészeti Társaság 1940. 197 S., 8°.

Ein reizendes, herzwergewinnendes Buch des jungen Siebenbürger Dichters: durch die kleinsten Ereignisse des Alltags blicken wir in das Leben eines armen Dorfes. Im Mittelpunkt steht die arme Witwe mit zwei lebensstüchtigen Jungen und wir sehen den ewigen heroischen Kampf des Dorfes gegen die erdrückende Armut. „Lieber Gott, segne unsre Armut“ betet die arme kleine Frau am Anfang des neuen Jahres, und nach 12 Monaten Arbeit und Entbehrungen fängt das neue Jahr wieder mit demselben Gebet an. Der ungebrochene Lebensmut zeigt sich in dem gesunden Humor der Schilderung, der lebendigen Sprache A.s.

(L. H.)

29. Jékely, Z.: *Zugliget*. Bp.: Franklin o. J. 141 S. 8°.

Der neue Roman von J. hinterläßt als Ganzes keinen einheitlichen Eindruck, aber die aus seinen früheren Romanen wohlbekannten dichterischen und stilistischen Fähigkeiten des jungen Romanschriftstellers: seine tiefe Einfühlungsgabe in tote und lebendige Dinge, das sprachlich sachliche Erfassen der verborgenen Geheimnisse und Wunder des Lebens, seine Kraft Menschen und Umgebung mit Worten klar und restlos zu umschreiben, sind in diesem Werk auch so reichlich enthalten, daß der Leser die ungelöste, uneinheitliche Handlungsführung vergißt und sich an den wertvollen novellistischen Einzelheiten des Romans ergötzt. J. greift Gestalten des Budapesters Lebens auf: Beamte, Künstler, bürgerliche Figuren verschiedener Generationen; wir begleiten eine Zeitlang ihr Leben, dann verschwinden sie unerwartet. Für J. scheint das wichtigste in diesem Werk das Erlebnis der Stadt: eines Stadtteils von Budapest und Klausenburg, der Hauptstadt Siebenbürgens, gewesen zu sein. Die Menschen und die Atmosphäre erleben wir in dem Roman mit einer solchen durchdringenden Kraft, daß wir den jungen Schriftsteller zu den besten Hoffnungen der jungen Literatur rechnen dürfen.

(Ho.)

30. Makkai, S.: *Holttenger* (Toter See). Bp.: Révai o. J. 405 S. 8°.

31. Wass, A.: *Csaba*. Bp.: Révai 1940. 339 S. 8°.

32. Bözödi, Gy.: *Romlás* (Verderben). Bp.: Stádium o. J. 2 Bde. 253 + 300 S. 8°.

Das Problem „Siebenbürgen“ war im Laufe der letzten zwanzig Jahre das führende Problem der ungar. Literatur. Die besten Meisterwerke des literarischen Schaffens der Zeit kristallisierten sich gerade um diese Idee. An der Spitze dieser Bewegung standen Persönlichkeiten wie Nyirő oder Tamási, die als wirkliche Vertreter des Szekler Volkes durch außerordentliche sprachliche Begabung den ungar. Leser mit ihrer echten Kunst in die Welt des siebenbürgischen Volkes einführten. Durch die letzten geschichtlichen Ereignisse wurde Siebenbürgen noch aktueller; es erschienen wieder viele neue Bücher aus Siebenbürgen, in denen aber nicht mehr das Bauernvolk sondern meist der in Rumänien gebliebene ungar. Mittelstand im Mittelpunkt steht. Diese Schicht hat allerdings nicht mehr solche Chronisten gefunden wie das Bauernvolk. Das Kernproblem bleibt aber unverändert die Sorge und der Kampf um das ungarische Volkstum.

„Toter See“ ist schon ein älterer Roman des bekannten Schriftstellers M. S. Heute Universitätsprofessor in Ungarn, berichtet der Dichter von seiner Jugend, erzählt in klarer einfacher Sprache die Sorgen um die eigene Existenz, den Kampf um seine Berufung und gibt eine tief empfundene Liebesgeschichte. Er kommt als begabter Theologe gleich nach Vollendung seiner Studien als Pfarrer in ein kleines Dorf. Er muß einen beinahe tragischen Kampf gegen tausendjährige Vorurteile und gegen das Unwissen der Bauern führen, es gelingt ihm durch unerbittliche Härte eine große Seuche zu verhindern. Im Mittelpunkt der Darstellung M.s steht aber immer das Einzelschicksal; die traurige Zukunft Siebenbürgens begleitet nur als dumpfe, ahnungsvolle Drohung im Hintergrund die Ereignisse.

Dort wo der Roman von M. aufhört in der Geschichte, da fängt der neue Roman von A. W. an: die Rumänen ziehen in Klausenburg ein; Verf. berichtet von den ersten Eindrücken des Minderheitenlebens. Sein verbissener Kampf um das Schulgebäude seines Dorfes verkörpert den Kampf für das Ungartum seiner Umgebung, für das ihm anvertraute Dorf. Der Ton eines ungebrochenen jugendlichen Optimismus durchströmt wohlwütig sowohl in der Sprache wie auch im Geist den Roman, der seinen Titel mit Recht nach dem legendenhaften Sohn Attilas, Csaba, des Weckers des Székler Volkes, bekam.

Der Roman B.s stellt ausschließlich ein Einzelschicksal in die Mitte der Ereignisse. Das Leben des jungen Helden, in dem der Geist der Menschen á la Madame Bovary lebt, endet mit einem vollständigen Fiasko, er findet eben keinen anderen Ausweg als den Selbstmord. Der Sohn eines Dorflehrers in Siebenbürgen studiert Medizin; der Roman erzählt eigentlich nur zwei Monate seiner Ferienzeit. Den Ursprung seiner seelischen Kämpfe sieht er in dem Minderheitenschicksal; es ist dies der einzige Punkt, wo der Roman über seinen kleinen Horizont hinausgreift: die jugendliche Tatkraft und der Schaffensdrang des Helden kann keine Ableitung finden; er erschöpft sich in nutzlosen, haltlosen Grübeleien. Die langen weltanschaulichen Auseinandersetzungen belasten zu sehr den Roman: sie sprechen zwar die tiefsten Zweifel des Verf.s aus, aber im Leser werden sie keinen Widerhall wecken können. Um so überraschender ist die plastische Schilderung des Alltagslebens der sogenannten Dorfintelligenz; es treten uns im Roman wirkliche Menschen aus Fleisch und Blut entgegen. (H. L.)

33. Márai, S.: *Az igazi* (Die Richtige und der Richtige). Bp.: Révai. J. 373 S. 80.

Die vollkommene Charakterologie einer Ehe, das große Ereignis der neueren ungarischen Romanliteratur, dessen zum Nachdenken zwingende Zeilen sogar in den Spalten der Tageszeitungen ein großes Echo weckten, obwohl neben der inneren künstlerischen Problematik des Werkes unwesentliche Äußerlichkeiten das Interesse der

Journalisten hervorriefen. Die Stimmung einer überlebten bürgerlichen Welt, die Liebe des Bürgers zum Dienstmädchen geben dem Verf. nur die Möglichkeit, seine Meinung, seine einfachen aber tiefen Wahrheiten über das Verhältnis zwischen Mann und Frau auszusprechen und in die tiefsten Schichten der Seele hineingreifend das Leben derjenigen zu zeigen, die den richtigen Ehepartner nicht finden konnten. Mit der Überlegenheit des Meisters, auf dem sicheren moralischen Grund des nüchternen Weisen stehend, beleuchtet er die Finsternis der mannigfaltigen Seelenwelt des Mannes und der Frau. Die ungestörte Reinheit seiner Gedanken kleidet er in künstlerisch ein facher Form in den schönsten Stil der heutigen ungarischen Sprache. (B. Sz.)

34. Matolcsy A.: *Gyávaság* (Feigheit). Roman. Bp.: Singer und Wolfner o. J. 2 Bde, 202 + 191 S., 8°.

Verf. schrieb einen guten Unterhaltungsroman von der Liebe eines reifen Mannes zu einem jungen Mädchen; das Buch ist eine gute Mischung von echten Naturschilderungen und leicht geführten Dialogen; gutes technisches Können überbrückt die sonst erlebnisarmen Stellen, so daß der Leser immer mit Interesse der Entwicklung dieser Liebesgeschichte folgt. (H. L.)

35. Németh, L.: *Szerdai fogadónap* (Empfangstag Mittwoch). Bp.: Franklin o. J. 174 S., 8°.

Péter Jó, der jugendliche Held der Selbstdarstellung L. N.s, erreicht in diesem dritten Band der Romanserie die dritte Stufe seiner seelischen Entwicklung: das Wachsen und Entwickeln des Haupthelden geht durch gedankenschwere Auseinandersetzungen mit den Kräften des Lebens vor sich: der erste Band brachte diese Auseinandersetzung auf der Stufe der Kindheit, Abrechnung mit den Kräften der Familie, mit dem Dorf; der zweite Band war die Abrechnung mit der Kleinstadt und mit der Liebe; der vorliegende Band vertritt die nächste Stufe der Entwicklung: Auseinandersetzung mit der Großstadt und der Wissenschaft. Die langen historisch-geisteswissenschaftlichen Erörterungen sprengen den Rahmen des Romans; was so entsteht ist weder Roman noch Essay, aber auch keine neue Kunstgattung, die durch ihre organische Einheit und ihren lückenlosen Zusammenhang fesseln könnte. (L. H.)

36. Nyirő, J.: *Julia szép leány* (Schön Julia). Bp.: Révai 1939. 70 S., 8°.

Das kleine, buntbemalete, in weißen Filz gebundene Buch von Nyirő ist die Dramatisierung einer lieblichen, alten Székler Volksballade. Julia, die schöne Tochter des Waldhüters und Jóska, des Richters Sohn, lieben sich. Sie dürfen aber nicht einander zugehören, weil Julia nur ein armes Mädchen ist. Jóska geht unter die Soldaten, und Julia sitzt Tag um Tag in ihrem Brautkleid am Wege, auf dem Jóska fortgegangen ist. Ihr Sinn hat sich verwirrt, sie sieht nur einen Weg zum Himmel und darauf ein Lamm, das die Sonne zwischen den Hörnern trägt und das sie zu sich ruft. Julia stirbt zwischen den Blumen des Feldes, als zwei Soldaten den Leichnam ihres Geliebten gerade ins Dorf zurückbringen. Wundervoll ist das Klagelied der Mutter, sehr schön und blumig die Naturschilderungen. (Zs. V.)

37. Salach-Zachár, I.: „*Két szív összedobban*“. Néhány esztendő egy nagy muzsikuspár, Wieck Klára és Schumann Róbert, életéből. (Zwei Herzen finden sich. Einige Jahre aus dem Leben eines großen Musikerpaars: Clara Wieck und Robert Schumann.) Bp.: Rózsavölgyi 1941. 226 S. 8°.

Verf. bringt in geschmackvoller und lebhafter Zusammenstellung von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen die Liebesgeschichte der beiden Künstler von ihren

Anfängen bis zu der schwererkämpften Vereinigung. Der psychologische Unterbau ist Verf. — wie es einem oft erscheinen will — fast unbewußt zuweilen vortrefflich gelungen. Wieck, der bedeutende Musikpädagoge und Lehrer Robert Schumanns, der seinen Ehrgeiz darin sieht, aus seiner innig geliebten Tochter eine große Künstlerin und auf diese Weise einen glücklichen und reichen Menschen zu machen, wehrt sich mit aller Gewalt gegen den Bund mit dem an und für sich auch von ihm geschätzten Schüler, und steigert sich im Laufe dieses Kampfes in einen geradezu verblüffenden Haß gegen die beiden ihm am nächsten stehenden Menschen, so daß er schließlich nicht zurückschreckt, Schmähchriften gegen die eigene Tochter drucken zu lassen, um ihre Konzerte unmöglich zu machen. Clara Wieck, die ein unbeschwerter, gehorsamer, von Natur aus reichbegabter Mensch ist, wird durch diese Liebe zum bewußten Künstler und Gestalter ihres Lebens. Für Robert Schumann schließlich bedeutet die jahrelang währende Spannung und Sehnsucht nach einem erfüllteren, menschlich hochstehenden Leben und der Erlösung von dem furchtbaren Vorgefühl der bevorstehenden geistigen Umnachtung eine qualvolle, aber letzten Endes unvergleichlich reiche Schaffenszeit und ein Optimum für den romantischen Künstler. Unversehens werden einem nach und nach die wesentlichsten Züge des romantischen Menschen und der romantischen Zeit erschlossen und selbst bis zum Kern des künstlerischen Schaffens vermag der Leser durch das Leben dieser Menschen vorzudringen. Kurze Anmerkungen sind erläuternd hinzugefügt und sechs Bilder schmücken das Buch. Das Vorwort schrieb E. von Dohnányi. (E. L.)

38. Szitnyai, Z.: *Asszonyka* (Frauchen). Bp.: Athenaeum o. J. 352 S., 8^o.

Der ereignisreiche und spannende Roman erzählt das im Grunde genommen nicht interessante Leben von Durchschnittsmenschen. Hinter der sich allmählich zur ersten Liebe entwickelnden Zuneigung eines jungen Ehepaares wird das Bild zweier Gesellschaftsschichten, der Mittelklasse der Hauptstadt und der dörflichen Welt gezeichnet. Nüchtern beleuchtet er viele soziale Probleme der Gegenwart und sucht die richtigen Lösungen. (B. Sz.)

39. Tóth, L.: *Magányos jegenye. Egy századvégi gyermek története* (Einsame Pappel, Geschichte eines Kindes der Jahrhundertwende). Bp.: Révai o. J. 290 S., 8^o.

Wie der Untertitel besagt: „Geschichte eines Kindes der Jahrhundertwende“, enthält vorliegendes Buch Kindheitserinnerungen des Verf.s. Schöne menschliche Episoden aus einer Zeit, wo noch das erste Liebesgedicht und die Tanzschule die größten Erlebnisse der jungen Jahre waren. Dem Inhalt entspricht die leichte, flüssige, einfache Sprache. (-1-h)

40. Thury, Z.: *Rigó-utca 20—22* (Amselstraße 20—22). Bp.: Révai 1941. 274 S., 8^o.

Es ist ein beliebter Gedanke — auf der Bühne ebenso wie im Roman — das Durchschnittsleben der durch den launischen Zufall in einem Hause zusammengebrachten Menschen zu schildern. Geschickt entfaltet der Verf. dieses Motiv, indem er zum Schauplatz der Handlung ein Haus mit Junggesellenwohnungen wählt, das in gewisser Weise viele gleichartige Schicksale in sich birgt, da hier die scheinbar sorglose Gesellschaft der Familienlosen lebt. Die schmerzliche Sehnsucht dieser Menschen nach dem Familienkreis und der Liebe wird in vielen Fassungen dargestellt. (B. Sz.)

41. Doblhoff, L.: „*Horthy Miklós*“ (Nikolaus von Horthy). Bp.: Athenaeum. 2. Aufl. 321 S., 8°.

Die ausführliche Schilderung zeigt das Leben des zur Führung der Nation schicksalhaft Bestimmten. Alter, reiner Mitteladel, klare, ruhige, nüchterne Familienumgebung auf dem musterhaft geführten, wenn auch nicht übergroßen Gut, sind der Boden aus welchem dieser Mann zu kühngeschwungener Karriere hervorgeht. Vielseitige Begabung und natürlicher und vornehmer Umgang mit Menschen sind ihm angeboren und das Schicksal gewährt ihm volle Entfaltung aller Fähigkeiten. Der Lebenslauf des Marinekadetten — Kapitäns — kaiserlichen Adjutanten — Admirals und Weltkriegshelden — des Neuformers nach dem Zusammenbruch und Führers in schwerster Zeit, der die Klarheit zur Entscheidung im Interesse des Volkes, dem er zeitweilen notgedrungen ferne lebte, dem er sich aber in der Not innig verbunden fühlte, auch im harten Kampfe mit sich selbst und der angeborenen Loyalität fand, und als würdiger Repräsentant eines kleinen aber stolzen Volkes vor aller Welt da steht, ist so packend, daß auch zuweilen Unebenheiten der Schilderung und durch die historische Nähe bedingte Unklarheiten mit in Kauf genommen werden können. Verf. schließt das Buch mit dem Besuch des Reichsverwesers und seiner Gemahlin bei dem italienischen Königspaare im Jahre 1936 ab. Acht Bildseiten und ein Quellenachweis sind dem Buche hinzugefügt. (E. L.)

42. Magyar, S.: *Álmodni mertünk* (Wir wagten zu träumen). Bp.: Révai 1940. 236 S., 8°.

Der Lebensroman des ungarischen Ozeanfliegers Magyar ist hier in höchst interessanter, ergreifender Form dargestellt. Die Namen der beiden — sein Genosse, György Endresz fand bald nach dem siegreichen Ozeanflug den Fliegertod — riefen vor zehn Jahren in ganz Ungarn eine fieberhafte Erregung hervor und wurden in Fliegerkreisen überall bekannt.

Der Verf., der das Fliegen im Weltkrieg kennenlernte, erzählt, wie er infolge der Friedensdiktate, die die ungarische Aviatik ebenso wie die deutsche in Ketten geschlagen hatte, um seinem Traume leben zu können, nach Kanada auswanderte, und wie nach harten, schweren Jahren der vor zehn Jahren noch vermessene Traum des Ozeanfluges in seiner Seele entstand. Eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, unerwarteten Hindernissen war zu überwinden, bis das Flugzeug „Gerechtigkeit für Ungarn“, die verkörperte Botschaft des ausgewanderten amerikanischen Ungartums, in der alten Heimat ankam und so aus dem Traum endlich Wirklichkeit wurde.

(Gy. N.)

43. Szabó, Z.: *Összeomlás. Francia utinapló, 1940. május-szeptember* (Zusammenbruch. Französisches Reisetagebuch, Mai—September 1940). Bp.: Nyugat 1940. 212 S., 8°.

Dieses Buch will mit dem scharfen Blicke eines Fremden untersuchen, wie und wo sich die großen Entscheidungen im Alltagsleben widerspiegeln, was in der Seele eines Durchschnittsfranzosen geschieht, wenn alles, woran er bisher felsenfest geglaubt hat, zusammenbricht. Es will also ein Tagebuch der seelischen Krise dieser Tage sein.

Die Ereignisse des vergangenen Sommers haben den Verf. in Paris getroffen. Er hat die Tage der securité, der ersten Erschütterung, der erschrockenen Unentschlossenheit, dann endlich der völligen Auflösung miterlebt und auch den Weg von Paris bis Bordeaux mit den Flüchtenden auf einem Fahrrad mitgemacht. Trotz dieser interessanten Erlebnisse ist sein Tagebuch doch kein mit Sensationen gefülltes Riportwerk, sondern die Beschreibung der seelischen Geschehnissen dieser Tage von

tiefgreifender Psychologie. Zu den Ereignissen, die wir meist nur aus den Kriegsberichten kennen, ist es darum gewiß eine wertvolle, lebensnahe Ergänzung.

(Gy. N.)

44. *Erdélyi elbeszélők* (Erzähler aus Siebenbürgen). Bp.: Révai 1941. 268 S., 8^o.

Ein bunter Blumenstrauß aus den Siebenbürgischen Schneegebirgen.

In den schweren Jahren der fremden Regierung drang die im öffentlichen Leben unterdrückte Lebensenergie des siebenbürgischen Magyarentums auf dem Gebiete des kulturellen Lebens, vor allen Dingen in der Literatur, durch. Es ist eine ganz eigentümlich ungarische, aus der Tiefe der völkischen Seele sproßende Literatur entstanden, ein ewiger Schatz des ungarischen Geistes. Wer die Seele dieses Volkes kennen lernen will, greife unter anderen auch nach dieser siebenbürgischen Literatur.

Aus dem wunderbar reichen und wertvollen Produkt von zwanzig Jahren bietet uns dieses Buch die neunzehn schönsten Novellen von siebzehn Erzählern. (Gy. N.)

45. *Séta bölcsőhelyem körül. Erdélyi képekönyv* (Spaziergang um meinen Geburtsort. Siebenbürgisches Bilderbuch). Bp.: Révai 1940. 214 S., 8^o.

Ein merkwürdiges Werk liegt in diesem Buche vor, wahrscheinlich eine ganz neue Kunstgattung in der Literatur: teils Bilderbuch, teils eine Reihe von literarischen Selbstzeugnissen, ergreifende Beweise zwölf führender Geister Siebenbürgens in Schrift und Photographie. Der Schriftsteller lebt sein ganzes Leben lang von seinen ersten Eindrücken, in der Luft seiner Kindheit, seines Geburtsortes; unsichtbare Fäden binden ihn an die Stätte, wo seine Wiege stand. Wenn man auf den Blättern des Buches diese Landschafts- und Lebensbilder — durchflochten mit dem wunderschönen Gewebe der tiefsten Heimatliebe — liest und sieht, fühlt man sich von diesen Zeugnissen ganz persönlich berührt. Die in ihren Büchern unpersönlich bleibenden Schriftsteller geben sich hier ganz, enthüllen die geheimsten Gefühle ihres Innern und werden auf diese Weise sozusagen unsere persönlichen Bekannten. Auch die Ausstattung des Buches ist lobenswert.

(Gy. N.)

3. Geschichte.

46. Balogh, A.: *A Nemzetek Szövetsége húszévi működésének mérlege* (Die Bilanz der zwanzigjährigen Tätigkeit des Völkerbundes). Klausenburg; Minerva 1940. 16 S., 4^o. (Erdélyi Tud. Füzetek 119. sz., Siebenbürgische Wissenschaftliche Hefte, Nr. 119.)

Verf. gab eine kurzgefaßte, leicht übersehbare, gründliche Zusammenfassung der Geschichte eines mißlungenen großen Versuches. Nach der kurzen Übersicht der Entstehung und Organisation bespricht Verf. die vier Hauptgründe, die die Erfolglosigkeit der Tätigkeit des Völkerbundes verursacht haben, nämlich, daß weder die Universalität, noch die Gleichheit der Mitglieder, welche die beiden Hauptprinzipien des Bundes sein sollten, verwirklicht wurden; daß die obligatorische militärische Abrüstung von Seiten der Sieger nur Versprechen blieb; und endlich, daß die Obhut der völkischen Minderheiten sich als völlig ungenügend erwies.

(Gy. N.)

47. Baráth, T.: *Magyar történet* (Ungarische Geschichte). Klausenburg 1941. 2. Aufl. 241 S., 8^o.

Die Hörer der rückangeschlossenen Universität Klausenburg hatten während ihrer Mittelschulzeit keine Gelegenheit, die ungarische Geschichte kennenzulernen.

Diesem Mangel versuchte Verf. abzuwehren, als er seine einleitenden Universitätsvorlesungen in diesem kleinen Buch zusammenfaßte. Die „Ungarische Geschichte“ wurde nach ihrem Erscheinen lebhaft kritisiert. Es ist auch von einem gewissen Standpunkt aus zu beanstanden, daß das Buch die Tätigkeit des ersten ungarischen Königs nicht entsprechend hervorhebt — die für die ungarische Geschichte und das ungarische Rechtswesen so charakteristische Lehre von der hl. Krone — und die Werke Stefan Széchenyis. Verf. übertreibt auch, wenn er allein die Wiener Regierung verantwortlich macht für die Auflösung der völkischen Gemeinschaft innerhalb des Donauraumes. Doch kann es als Entschuldigung dienen, daß man die Geschichte von tausend Jahren in einem kleinen Buch nicht mit der entsprechenden Genauigkeit behandeln kann. Besonders wenn Verf. bestrebt ist, auf die Entwicklung der ungarischen Weltanschauung und die Geschichte der Nationalitätenfrage einzugehen. Und gerade in dieser Hinsicht gelang es ihm, ein interessantes und zusammenfassendes Bild zu geben. Verf. begleitet auch die wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen mit Aufmerksamkeit. Im Hintergrund dieser Ereignisse spielt sich die politische Geschichte des Landes ab. Verf. geht in allen Einzelheiten auf die Rolle Ungarns bei der Entwicklung des neuen europäischen Gleichgewichts ein. Schließlich beschreibt er, wie der Sieg der Achsenmächte die Fesseln des ungerechten Vertrages der Pariser Vororte zerbrochen hat. Er skizziert auch die Judenfrage, und indem er über die Schwierigkeiten der schnellen Lösung spricht, versäumt er nicht zu erwähnen, daß nach dem Weltkrieg die Ungarn auf dem Gebiet der gesetzlichen Ordnung den ersten Schritt in der Judenfrage taten, deren Weiterentwicklung die demokratisch-freimaurerische öffentliche Meinung des damaligen Europa aber verhinderte. Am Ende des Buches werden die wichtigeren chronologischen Angaben aufgezählt, die wichtigeren ungarischen historischen Quellenwerke erwähnt und einige lehrreiche statistische Abbildungen und Tafeln veröffentlicht.

(H. A.)

48. Donászy, F.: *Nemzeti jelvényeink története* (Die Geschichte der ungarischen Nationalinsignien). Bp.: Kgl. Univ. Druckerei 1941. 79 S., 8^o.

Das kleine, für die ungarische Jugend verfaßte Büchlein vermittelt die Kenntnis der Geschichte und der Idee der heiligen ungarischen Krone und der übrigen ungarischen Insignien. Die Geschichte des ungarischen Wappens und der Fahne sind ebenfalls behandelt.

(St. B.)

49. Gáldi, L., Makkai, L. (Hrsg.): *A románok története, különös tekintettel az erdélyi románokra* (Die Geschichte der Rumänen mit besonderer Berücksichtigung der Siebenbürger Rumänen). (Ungar. Gesellschaft für Geschichte, VI.) Bp.: 1941. 428 S., 8 Beilagen, 8^o.

Die Ungar. Gesellschaft für Geschichte gab diesen Band nicht nur wegen seiner Aktualität heraus, sondern auch von der Erkenntnis geleitet, daß es nicht genügt, wenn die Wissenschaft ihre Aufgabe erfüllt, ohne daß die öffentliche Meinung entsprechend über ihre Resultate aufgeklärt wird. In der Zeit vom Ausgleich bis zum Zusammenbruch befaßte sich die ungarische Geschichtswissenschaft nur sehr wenig mit den Nachbarvölkern und den Nationalitäten, und so ist es verständlich, daß das gebildete Publikum über diese wichtigen Fragen vollkommen unaufgeklärt ist. Nach dem Weltkriege begann in Ungarn mit großem Fleiß die Ausgabe des Quellenmaterials der Geschichte der Nationalitäten, auch erschienen viele Werke über Einzelprobleme; dieses Buch ist aber der erste Versuch einer Darstellung der rumänischen Geschichte

in ungarischer Sprache. Die Herausgeber und Autoren der einzelnen Artikel sind alles Fachleute, die sich viele Jahre hindurch mit dem Quellenmaterial ihrer Themen befaßt haben, und das Buch hat daher — trotzdem es eine Zusammenfassung ist — einen absolut wissenschaftlichen Charakter. Der reiche Literaturnachweis der einzelnen Arbeiten beweist die gründliche Arbeit. Die neue ungarische Schule der Nationalitätengeschichte arbeitet nicht nur mit ungarischem Quellenmaterial und kennt nicht nur die in westlichen Sprachen erschienenen Werke über die Nachbarvölker der Ungarn. Die Verf. beherrschen alle die rumänische Sprache, das rumänische Quellenmaterial ist ihnen bekannt, genau so wie die rumänische Literatur, und so ist auch ihr Vortrag sachlich, frei von aller Leidenschaft, die politische Aktualität ist ihrer Arbeit nicht anzumerken. Der größte Teil der Artikel stammt aus der Feder der beiden Herausgeber. L. Gáldi schrieb über die Entstehung der Rumänen, über die Geschichte der Fürstentümer zur Zeit der Fanarioten und über die Wiedergeburt des rumänischen Geistes im 18. Jh. L. Makkaí befaßt sich mit der Einwanderung der Rumänen und ihrer Seßhaftwerdung, mit der Geschichte der rumänischen Fürstentümer im 19. Jh., der Vereinigung der Fürstentümer, dem unabhängigen Königreich sowie mit den ersten zwei Jahrzehnten des „großrumänischen“ Experimentes. Das Werk wird um zwei Kapitel ergänzt von L. Elekes, einem ausgezeichneten Kenner der Geschichte der Rumänen. („*A román vajdaságok a dunai magyar hegemónia korában*“ Die rumänischen Fürstentümer in der Zeit der ungarischen Hegemonie im Donauraum. „*A román vajdaságok a török nyomás alatt*“ Die rumänischen Fürstentümer zur Zeit der türkischen Unterdrückung.) Je ein Kapitel schrieben St. Juhász („*Az erdélyi románok a XVI. és XVII. században*“ Die siebenbürger Rumänen im 16. und 17. Jh.), A. Tóth („*Az erdélyi románok a XVIII. században*“ Die siebenbürger Rumänen im 18. Jh.), Z. Tóth („*Az erdélyi románok a XIX. században*“ Die Siebenbürger Rumänen im 19. Jh.) und N. Polonyi („*Nagyrománia megalakulása*“ Die Entstehung Großrumäniens). Die ausgeglichene Einteilung des Buches, die bis in die Tiefen der Probleme vordringende Gründlichkeit sind ein Lob der Zweckmäßigkeit der kollektiven wissenschaftlichen Arbeit. Das Werk ist berufen, in den Kreisen jenes Publikums, das sich für aktuelle historische Probleme interessiert, wichtige Aufklärungsarbeit zu leisten. (St. B.)

50. Hartung, F.: *Die Krone als Symbol der monarchischen Herrschaft im ausgehenden Mittelalter*. (Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1940, Phil.-Hist. Kl. 13.) Bln 1941. 46 S., 4⁰.
51. Eckhart, F.: *A szentkorona-eszme története* (Die Geschichte der Idee der Heiligen Krone). Bp.: Ak. d. Wiss. 1941. 356 S., 8⁰

Wie aus dem Titel hervorgeht, ist der Gegenstand von H.s Studie nicht das äußere Abzeichen der kaiserlichen oder königlichen Gewalt, sondern das Symbol des von der Person des Trägers abstrahierten Königtums. In dieser übertragenen Bedeutung wird der Begriff „Krone“ heute gerne gebraucht, ohne daß der Zusammenhang dieses Wortgebrauchs eigentlich untersucht worden wäre. H. stellt — die Staaten Westeuropas betreffend — fest, daß die Krone in England und Frankreich in den letzten mittelalterlichen Jahrhunderten als Symbol der dem König nicht als Person, sondern als Träger eines Amtes zustehenden Gewalt gilt; später, im 17. Jh., verliert sie diese Bedeutung, die das juristische Denken unter renaissancistischem Einfluß geformt hatte. In Deutschland ist eine ähnliche Auffassung nicht festzustellen, in Ungarn dagegen entwickelt sich diese symbolische Anschauung der Krone schon im 13. Jh., und bleibt auch in den Jahrhunderten der Neuzeit lebendig. Anfangs, im 13. Jh., dient sie zur Stärkung des königlichen Ansehens dem aufstrebenden Adel gegenüber,

später, am Anfang des 15. Jh.s, wandelt sie sich zu einem Vorwand für die Opposition des Adels gegen den König. Für Matthias Corvinus bedeutet die Krone den Inbegriff aller seiner königlichen Rechte. Schließlich wird die von Werbőczy zusammengefaßte Lehre von der Heiligen Krone viele Jahrhunderte hindurch zu einer Schutzbasis der nationalen Intressen fremden Königen gegenüber.

Aus der Studie geht hervor, daß sich die Lehre von der Heiligen Krone am plastischsten in Ungarn entwickelt hat. Sie ist auch in der Tat eine der wichtigsten Lehrsätze des heutigen ungarischen öffentlichen Rechts. Das Werk F. Eckharts ist deshalb besonders interessant und aktuell, denn es bringt die vollständige Entwicklung dieser Frage. Verf. arbeitet mit allen zugänglichen Quellen, der bisher erschienenen Literatur und unter Berücksichtigung der ausländischen Analogien. Das Werk beginnt mit einer Betrachtung über den Ursprung und die westeuropäische Entwicklung der Idee der Krone. Die ungarische Sonderentwicklung nimmt ihren Anfang unter dem Einfluß der Kirche und der kanzellarischen Rechtsgepflogenheit und ist im Zeitalter der Arpaden in den vermögensrechtlichen Verhältnissen der königlichen Macht besonders feststellbar. Ab Ende des 14. Jh.s ist die Krone nach außen hin das Symbol des Staates; in den zwischenstaatlichen Verträgen fungiert die Krone als Personifikation der Staatsgewalt. Im folgenden Jahrhundert wird die Krone Subjekt und Träger aller öffentlichrechtlichen Gewalt und bedeutet nicht nur die Einheit des ungarischen Königreichs im engeren Sinne, sondern die des gesamten ungarischen Reiches, d. h. eine enge Verbindung des Königreichs mit seinen Nebenländern. Werbőczy verknüpfte die Lehre von der Heiligen Krone mit der organischen Staatsanschauung und stützte sich auch auf die im Laufe der Jahrhunderte entstandene Tradition. In den Jahrhunderten nach Werbőczy leben alle jene Elemente der Lehre fort, die sich im Mittelalter entwickelt haben, obwohl die zentralistische Wiener Regierung häufig versuchte, diese Lehre auf eine neue Weise zu deuten. Im 19. Jh. drangen fremde Elemente in das ungarische politische Denken ein, unter deren Einfluß der Begriff „Krone“ oft mit dem Begriff „König“ verwechselt wurde; doch blieb auch die alte, mittelalterliche Deutung erhalten, besonders in der Beziehung zu der Einheit und Integrität des Reichsgebietes. Zum Schluß bespricht Verf. — ohne ausführlichere Kritik — die neue verfassungsgeschichtliche, öffentlichrechtliche und politische Literatur. Verf. baut sein ganzes Werk auf die Quellen auf, läßt fast nur diese sprechen und zeichnet dadurch in ungebrochener Linie die Idee der Heiligen Krone.

(St. B.)

52. Jánossy, D.: *A Kossuth-emigráció Angliában és Amerikában 1851—52* (Die Kossuth-Emigration in England und Amerika 1851—52). (Quellen zur neueren Geschichte Ungarns. Schriften zur Geschichte der Emigration 1848—49.) Bp.: Ung. Hist. Gesellschaft 1940. XIV, 895 S. S., 80.

Die Veröffentlichung des Quellenmaterials, das sich auf die Geschichte der Emigration nach dem Freiheitskampfe 1848/49 bezieht, bildet einen wichtigen Teil des Programms der Ungarischen Historischen Gesellschaft. Die Akten über den Aufenthalt der Kossuth-Emigration in der Türkei sind schon früher von Prof. Dr. I. Hajnal herausgegeben worden. Im vorliegenden Bande werden die Akten über die Reise und den Aufenthalt Kossuths in England und Amerika veröffentlicht. Verf., Direktor des Budapester Staatsarchivs, hat das Material in mühevoller Arbeit gesammelt; er begnügte sich nicht nur mit der Durchforschung der europäischen Archive, sondern nahm auch Einblick in die der amerikanischen Städte, in denen Kossuth weilte. Mehr als die Hälfte des dickleibigen Bandes nimmt die Einführung des Verf.s ein, die auf dem im zweiten Teil des Buches veröffentlichten Quellenmaterial fußt

und eine eingehende Geschichte der Reise Kossuths — vom Augenblick an, als die Emigranten nach langem diplomatischen Streit in der kleinen Stadt Kutahia in Kleinasien das Deck des amerikanischen Schiffes „Mississippi“ betreten — darstellt. Die Einführung und die Quellen spiegeln die Kämpfe, die Kossuth mit einem grenzenlosen Optimismus, einer riesigen Redebegabung und unerhörter Willenskraft geführt hat, um das Gewissen der Welt aufzurütteln und die Aufmerksamkeit auf die ungarische Frage zu lenken. Im Mittelpunkt der Ereignisse steht natürlich immer Kossuth, doch erörtert Verf. eingehend auch den geschichtlichen Hintergrund und gibt einen Querschnitt der Geschichte der Emigration, deren genauere Bearbeitung der Zukunft vorbehalten bleibt.

(St. B.)

53. Kalbrunner, J.: *Deutsche Erschließung des Südostens seit 1683*. (Ostmarkschriften.) Jena, Diederichs 1938. 40 S., 8^o.
54. Schimscha, E.: *Technik und Methoden der Theresianischen Besiedlung des Banats*. (Veröffentlichungen des Wiener Hofkammerarchivs. Hrsg.: J. Kalbrunner.) Baden b. Wien: Rohrer. 204 S., 6 Tafeln, 8^o.

K.s. Büchlein faßt die große völkische Leistung zusammen, die das Gesamtdeutschtum, auf die Ostmark gestützt, im Südosten verwirklicht hat, besonders nach der Befreiung Ungarns von der Türkenherrschaft. Die Wiederbevölkerung des Königreiches war der wichtigste Punkt im Arbeitsplan der Wiener Zentralregierung und der bis heute erkennbare Niederschlag dieser vom Staat eingeleiteten Kolonisation sind die unzähligen deutschen bäuerlichen Sprachinseln Ungarns, das große, zusammenhängende deutsche Sprachgebiet der Schwäbischen Türkei, die Verstärkung des Zipser und Siebenbürger Deutschtums, in erster Reihe aber die Entstehung des deutschen Siedlungsgebietes, des Banats. Abgesehen von dem kleinen Kapitel über die deutsche Siedlung im Buchenland beschäftigt sich Verf. nur mit den ungarländischen deutschen Siedlungen und betont den kulturellen und zivilisatorischen Einfluß, den diese ländlich-bäuerliche und städtisch-bürgerliche Kolonisation auf das Land ausübten.

Sch. bearbeitet einen Teil des von K. skizzierten Siedlungsprozesses auf Grund der Akten des Wiener Hofkammerarchivs ausführlicher. Das Banat war Kammergut, und die Theresianische Siedlung selbst in allen ihren Phasen eine Verwaltungsmaßnahme der Hofkammer. Verf. ist also in der Lage, auf Grund des von ihm bearbeiteten Quellenmaterials, ein authentisches Bild der Vorbereitung und Ausführung des riesigen Unternehmens zu bieten. In Sch.s Arbeit wird der ganze Besiedlungsverlauf dargestellt: die Vorgeschichte der Kolonisation, die Organisation des Staatsapparates, die Landesplanung, die Aufstellung der nötigen Häuser und Bauernhöfe, die Ausstattung der Wirtschaften, die Durchführung und Finanzierung der Siedlung usw.

(St. B.)

55. Maksai, F.: *A középkori Szatmár megye* (Das Komitat Szatmar im Mittelalter). Bp.: Stephaneum 1940. 242 S., 1 Karte, 8^o.

Die Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte einzelner ungarischer Landstriche wird von dem Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichtlichen Institut der Universität Budapest unter der Leitung von Prof. Mályusz mit Hilfe der neuesten Methoden betrieben. Es ist kein Zufall, daß die ersten Ausgaben dieses Instituts — es sind bisher fünf Bände erschienen — sich mit Siebenbürgen bzw. seinen benachbarten Gebieten beschäftigen. Das Beweismaterial, das bisher im Streit um die Zugehörigkeit Siebenbürgens auf keiner Seite vollständig zu nennen war, muß also noch

ergänzt werden und die Aufdeckung und Veröffentlichung der Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte einzelner landschaftlicher Einheiten kann wohl sehr schwerwiegende Folgen haben. Die Methode, die Mályusz in langwieriger Arbeit und mit Kenntnis der Resultate der deutschen Forschung ausarbeitete, verlangt von den Wissenschaftlern, die sie anwenden, viele Kenntnisse, hat aber dann zur Folge, daß ihre Ergebnisse so zuverlässig sind, daß sie die heutige kritische Geschichtsforschung durchaus befriedigen.

So kommt es, daß die Arbeit des Verf.s die Forderung, die man an eine Dissertation stellt, weit übersteigt. Verf. bringt, den anderen bisher erschienenen Werken über das Komitat Szatmar gegenüber, sämtliche Quellen, arbeitet nicht nur über die bereits veröffentlichten, sondern untersucht auch tausende von noch unveröffentlichten Dokumenten, und ordnet dieses riesige Material mit gewissenhafter Gründlichkeit und gesunder Urteilskraft. Seine Arbeit ist in erster Reihe eine Siedlungsgeschichte, verquickt mit Bevölkerungsgeschichtlichen Daten, was verständlich ist, da eine Erweiterung der Arbeit nach dem Gebiete der Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte sowie der Allgemeinen Geschichte hin einen viel größeren Rahmen gebraucht hätte. Verf. skizziert in der Einleitung das mittelalterliche Bild des Komitates, die Bedeutung der beiden geographischen Faktoren Wasser und Wald, die die Siedlung der landnehmenden Ungarn beeinflussten. Ins Einzelne gehend befaßt sich Verf. mit den Geschlechtern, die das Gebiet des Komitates besetzten, den vom König verliehenen Großgrundbesitzen, deren Rolle auf dem Gebiet der Rodung und Ansiedlung, mit der kirchlichen und weltlichen Administration des Komitates; das Wesentlichste was er zu sagen hat betrifft aber die Nationalitätenverhältnisse des mittelalterlichen Komitates. Überall erschien zuerst eine ungarische Bevölkerung — abgesehen von den schütter verstreuten slavischen Ureinwohnern, die aber zusammen mit den später eingewanderten Fremden zu Ungarn wurden. Diesem Schicksal entging nur das privilegierte Deutschtum der Bergbaustädte. Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erscheinen auf den Großgrundbesitzen die ersten rumänischen Siedler, die aus der Richtung von Maramuresch kommen und im Gebirge sich niederlassen. Aber noch am Ende des Mittelalters sind sie in geringer Zahl: M. stellt auf Grund von Dokumenten fest, daß von 418 Orten, die auf dem Gebiet des Komitates zu finden sind, nur 31 rein rumänische oder überwiegend rumänische Bevölkerung haben, und daß sieben von ihnen eine nennenswerte rumänische Minderheit besitzen. Außerdem sind diese rumänischen Gemeinden sehr dünn besiedelte Gebirgsansiedlungen gegenüber den volkreichen ungarischen Ortschaften. Am Ende des Mittelalters machten also die Rumänen nur einen verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung des Komitates aus. Den zweiten Teil der Arbeit bildet ein Quellennachweis, der, ohne Kommentare, in seiner nüchternen Behandlung beweist, daß hier von einer Parteilichkeit nicht die Rede sein kann.

(St. B.)

56. *Mátyás király. Emlékkönyv születésének ötszázéves fordulójára* (König Matthias. Ein Gedenkbuch anlässlich der fünfhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages). Bp.: Franklin 1940. I, 575 S., 8^o.
 Joó, T.: *Mátyás és birodalma* (König Matthias und sein Reich). Bp.: Athenaeum 1940. 166 S., 8 Bilder, 8^o.

Das vergangene Jahr bot den ungarischen Historikern eine günstige Gelegenheit, im Zusammenhang mit der wohl bedeutendsten ungarischen Königsgestalt, eine der glänzendsten Perioden der ungarischen Geschichte aufzurollen. Im Matthias-Gedenkbuch veröffentlichten die namhaftesten ungarischen Historiker Studien über Teilprobleme des genannten Zeitalters, und das Ergebnis ist ein neues, in vieler Hin-

sicht den älteren Resultaten widersprechendes Bild König Matthias', das dem heutigen hohen Niveau, auf dem die ungarische Matthias-Forschung steht, durchaus würdig ist. L. Elekes, der begabte Forscher auf dem Gebiet der ungarisch-rumänischen Geschichtsbeziehungen, ist zweimal in der Festschrift vertreten. In seiner ersten Studie versucht er die Frage der Abstammung und gefühlsmäßigen Zugehörigkeit der Familie Hunyadi zu lösen, die andere ist eine neuartige, eingehende Darstellung der ungarisch-rumänischen Beziehungen zur Zeit der Hunyadis. E. Horváth (*Die westliche Diplomatie König Matthias'*), F. Galla (*König Matthias und der Heilige Stuhl*) und E. Gyalóky (*König Matthias, der Kriegoorganisator und Feldherr*) beschäftigen sich im ersten Band mit den verschiedenen Problemen dieses Zeitalters; die höchste Leistung der Festschrift ist aber die umfangreiche Abhandlung von E. Mályusz über die Gesellschaft zur Zeit der Hunyadis. Diese Abhandlung wurde im Jahre 1941 mit dem Großen Preis der Ungar. Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet. Verf., eine Kapazität auf dem Gebiete der ungarischen Geschichte des Mittelalters, bringt eine ganz neue Wertung der gesellschaftlichen Entwicklung des ungarischen Mittelalters. Das wichtigste Ergebnis seiner Untersuchungen ist die Feststellung, daß diese Entwicklung auf den Feudalismus hin tendiert, daß ihr aber die energischen Verfügungen König Matthias' Einhalt geboten. J. Balogh (*Die Bildnisse König Matthias'*), und L. Huszár (*Die Münzen Matthias'*) haben ebenfalls Beiträge zu diesem gelungenen Band geliefert. Der zweite Band des Gedenkbuches bringt eine Darstellung der geistigen Lage zur Zeit König Matthias'. Unter den Abhandlungen ist die von T. Kardos besonders zu nennen, eine Studie über die Stellung König Matthias' zum Humanismus, die zugleich die humanistische Kultur der ungarischen Gesellschaft richtig einordnet. Über die literarischen Erscheinungen des Zeitalters schreibt D. Kerecsényi, H. Horváth über die Kunst zur Zeit Matthias', aus der Feder J. Fitz's stammt ein Aufsatz über Matthias den Bücherfreund, zwei Abhandlungen beschäftigen sich mit der berühmten Bibliothek des Königs, der Corvina (E. Hoffmann, J. Végh), zwei andere von E. Haraszthy mit der Musik des Zeitalters. L. Szathmáry und A. Solt schrieben über die höfische Akademie bzw. die Gestalt Matthias' in der ungarischen schönen Literatur.

Unter den zahllosen Gedenkschriften, die anlässlich des Matthias-Jahres erschienen sind, ist besonders das kleine Buch von T. Joó beachtenswert. Es ist keine Geschichte, vielmehr eine prägnante, auf geschichtsphilosophischer Höhe stehende Charakterisierung der Persönlichkeit und des Lebenswerkes des Königs. In dieser Darstellung wird das Zeitalter der Hunyadis als der Höhepunkt jenes Entwicklungslaufes gezeigt, den der ungarische Sendungsglaube — Bollwerk gegen den Osten zu sein — in den Jahrhunderten der Geschichte durchgemacht hat. Die Familie Hunyadi ist der hervorragendste Vertreter dieser Idee der Sendung, und Verf. betrachtet Matthias den Menschen, König und sein Reich von diesem Standpunkt aus. (St. B.)

57. Milleker, F.: *Geschichte der Gemeinde Supljaja (Stefansfeld) im Banat*. 1796—1936 (Banater Bücherei LIV.) Wrschatz 1936. 27 S., 8^o.

Das Agramer Domkapitel war bestrebt, das ihm gehörende Prädium Supla im Banat nutzbar zu machen und warb im Jahre 1796 in Uj-Pécs, Grabac und andern Banater Orten, Siedler an, zu denen noch eine Anzahl Reichsdeutsche kamen. Den Grundstock der Siedlung bildeten 106 Sessionen (zu 24 Joch) und 75 Kleinhäuslerstellen, die anfänglich von 180 Kolonisten besetzt waren, zu denen noch 20 Familien später hinzukamen. Nach den Familiennamen zu urteilen, war ein kleiner Teil der Siedler magyarischer Abstammung. Der Verf. gibt eine Fülle ortsgeschichtlicher An-

gaben in chronologischer Folge, wobei die bevölkerungs- und wirtschaftsstatistischen Daten von allgemeinerem Interesse sind. Nachdem in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s der Boden in den Besitz der Siedler übergegangen war, trat ein Aufblühen dieser donauschwäbischen Gemeinde ein. (G.)

58. Pink, P.: *Die Heidegemeinde Ostern*. Timișoara 1935. Mit zahlreichen Abbildungen und Plänen.

Die Heidegemeinde Ostern wurde im Jahre 1772 mit 50 Sessionen gegründet, zu der in josefinischer Zeit (1785) weitere 50 hinzukamen. Eine zweite Erweiterung erfuhr die Gemeinde 1792 infolge des Geburtenüberschusses und des Zuzuges landloser deutscher Bauernsöhne aus der Umgebung. — Den nunmehr errichteten 40 neuen Hausplätzen konnten jedoch nur halbe Sessionen zugeteilt werden (mit einer Ausnahme), so daß das Dorf am Ende des 18. Jh.s aus 101 ganzen und 39 halben Bauernstellen bestand. Der Verf., Arzt in Ostern, gibt eine volkstümliche Geschichte des Dorfes, wobei das dörfliche Leben im Stil eines echten Heimatbuches besonders ausführlich geschildert wird. Er stützt sich dabei weniger auf Urkunden als auf Erzählungen der ältesten Einwohner. Diese Darstellung ist nicht wissenschaftlich, aber dennoch reich an geschichtlichen und volkskundlichen Angaben. Ein Urkundenanhang sowie eine Anzahl Bilder und Dorfplätze runden das Bild ab. Aus dem statistischen Anhang ist ersichtlich, daß die Einwohnerzahl mit dem Jahre 1900 mit 2044 ihren Höhepunkt erreicht (1930: 1676 Einwohner) und daß der Geburtenrückgang bereits um die Mitte der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts einsetzt. Das durchschnittliche Lebensalter beträgt für die Zeit von 1772 bis 1799 knapp 10 Jahre — groß ist also der Einsatz und das Blutsopfer der Ansiedlergeneration — während es bis zum Jahre 1933 auf 57 Jahre gestiegen ist. Eine Liste der Ansiedler enthält für die Sippenkunde wertvolle Herkunftsdaten. (G.)

59. Scherer, F.: *Gyula város története* (Geschichte der Stadt Gyula). Bp.: Stephanaeum 1938. I.—II. Bd., 478 + 470 S., 7 + 2 Beilagen, 4^o.

60. Veress, E. (Hsg.): *Gyula város oklevéltára* (Archiv der Stadt Gyula (1313—1800)). Bp.: Stephanaeum 1938. XII, 500 S., 20 Fks., 4^o.

Es ist eine Tatsache, daß die Geschichtsschreibung der ungarischen Städte in den Jahrzehnten nach dem Weltkrieg mit der allgemeinen Entwicklung, die sich auf anderen Gebieten der ungarischen Geschichtswissenschaft in so hohem Maße zeigte, nicht Schritt gehalten hat. Es kommt vielleicht daher, daß die Forscher einen Unterschied machen mußten zwischen den westeuropäisch entwickelten Städten deutscher Gründung und jenen, die sich aus ungarischen Siedlungen langsamer und unter anderen Bedingungen zu charakteristisch ungarischen Städten entwickelt haben. Die Forschung ist auch durch den Umstand erschwert worden, daß diese Städte ungarischer Gründung, die meist auf dem Wege der türkischen Eroberung lagen, zugrunde gingen, und daß damit zum guten Teil auch das Quellenmaterial zerstört wurde, das über die erste Epoche ihrer Existenz Erläuterungen geboten hätte. Die Methoden der Geschichtsschreibung der ungarischen Städte entwickelten sich erst im letzten Jahrzehnt, vor allem durch die Forschungen von Prof. Mályusz. Es ist daher kein Wunder, daß die ungarischen Forscher, die Ortsgeschichte treiben und meist fern von dem Zentrum arbeiten, noch in den Fußstapfen der alten ortsgeschichtlichen Schule wandeln. Auch Sch.s umfassendes Werk ist noch nach den alten Methoden geschrieben, gehört aber zu den gelungenen dieser Gattung. Es läßt die allgemeinen Gesichtspunkte der ungarischen Städteentwicklung außer Acht

und behandelt die Geschichte der Stadt des ungarischen Tieflandes mit historischer Gründlichkeit. Der mittelalterliche Teil ist wegen der Spärlichkeit der Quellen ziemlich kurz, später wird die Darstellung reicher; die letzten Jahrzehnte werden so ausführlich behandelt, daß sie aber nur mehr auf lokales Interesse rechnen können. Das Werk ist die sorgfältige Arbeit eines gewissenhaften Fachmannes. (B. I.)

61. Schwenk, H.: *Graf Stephan Széchényis politische Ideen* (Deutschtum im Ausland). Jahrg. 1941, Heft 11—12.

Der kleine, offenbar anlässlich des Széchényi-Gedenkjahres erschienene Artikel beschäftigt sich mit großer Sachkenntnis mit der Ideenwelt Széchényis und mit seinen praktischen Schöpfungen. Das ungarische Volk verdankt ihm „seine endgültige Volkwerdung, die Rettung seiner Sprache, das Aufsteigen zu einem würdigen Glied der europäischen Volksgemeinschaft, die wirtschaftliche und soziale Entwicklung, das Reifen des politischen Denkens, und die moralische Unterbauung des modernen ungarischen Staatsgedankens“. Die Stellung Széchényis zur Nationalitäten- und Volksstammsfrage wird besonders eingehend erörtert und ein Vergleich gezogen zu der bedeutend radikaleren Meinung Kossuths. Verf.-in widmet große Aufmerksamkeit auch der Tatsache, daß Széchényi eine fruchtbringende Zusammenarbeit mit Österreich, das das Deutschtum vertrat, forderte. Der Meinung der Verf.in zufolge werden Széchényis Gedanken bei der Neuordnung Europas ihre Verwirklichung finden.

(St. B.)

62. Sappok, G.: *Die Anfänge des Bistums Posen und die Reihe seiner Bischöfe von 968—1498*. (Deutschland und der Osten. Quellen und Forschungen zur Geschichte ihrer Beziehungen, VIII.) Leipzig: Hirzel 1937. 154 S., 8°.

Verf. beleuchtet die privaten Verhältnisse der mittelalterlichen höheren Geistlichkeit und beweist an dem Beispiel Posen, daß so geartete Untersuchungen auch geeignet sind, nützliche kulturelle und politische Daten zu liefern. In Verbindung mit der Gründung des Posener Bistums befaßt sich Verf. gründlich mit den Feststellungen, die die Bedeutung dieser Gründung in deutschen und polnischen Gelehrtenkreisen gezeitigt hat. Er stellt fest, daß das Gebiet des Bistums zur Zeit seiner Gründung unter die Oberhoheit des deutschen Königs gehörte, und daß das Erzbistum Magdeburg lange Zeit seinen Anspruch auf dieses Bistum aufrecht erhielt. Im zweiten Teile der Arbeit untersucht Verf. die persönlichen Verhältnisse und politischen Beziehungen der Bischöfe. Sie waren alle ohne Ausnahme adliger Herkunft, die Feststellung ihrer Nationalität ist sehr schwer, aber bis zum 12. Jh. sind sie überwiegend Deutsche gewesen. In politischer Hinsicht waren sie der fürstlichen Macht unterstellt, viele unter ihnen waren vor ihrer Ernennung Kanzler des Herrschers gewesen. Ein detaillierter Lebenslauf der Bischöfe und eine reiche Bibliographie ergänzen das Werk.

(St. B.)

63. Szabó, G.: *Geschichte des ungarischen Coetus an der Universität Wittenberg 1555—1613*. Halle a. d. Saale: Akad. Verl. 1941. (Bibl. des Protestantismus im mittleren Donauraum, Bd. II.) 158 S., 8°.

Verf. schildert eingehend die Geschichte der ungarischen Studentenvereinigung (Coetus). Der C. wurde von Volksungarn im Jahre 1555 gegründet und obwohl der Eintritt frei war, ist er ständig nur von Ungarn besucht worden. Die Umgangssprache des Coetus war immer die Lateinische, und da sie fast alle nur kürzere Zeit (1—2 Sem.) in Wittenberg verbrachten, erlernten sie die Deutsche nie. Ph. Melancthon hielt daher

für sie und für die aus dem Donaauraum Kommenden lateinische Predigten. Sein Kryptocalvinismus aber führte die Ungarn zu Buzer und Calvin. Der Coetus wurde im Jahre 1592 wegen seiner calvinistischen Neigungen von Kurfürst August aus Wittenberg ausgewiesen. Er hielt sich noch mit einer Aufenthaltsbewilligung bis 1613, dann wurde aber auch das Stammbuch und die Matrikel von dem letzten Studenten nach Ungarn gebracht.

(K. P.)

64. Veress, E.: *Olasz egyetemen járt magyarországi tanulók anyakönyve és iratai 1221—1864.* (Monumenta Hungariae Italica.) (Grundbuch und Schriften ungarischer Studenten, die italienische Universitäten besuchten.) Bp.: Kgl. Ak. der Wissenschaften 1941. CLX, 704 S., 14 Beilagen, 8^o.

Die ungarische Geschichtswissenschaft hat es immer als eine wichtige Aufgabe angesehen, die Fäden zu untersuchen, die die ungarische Kultur im Laufe der Geschichte durch die westlichen Universitäten mit der christlichen Kultur Europas verbunden. Die westlichen Universitäten wurden seit ihrem Bestehen von vielen ungarländischen Studenten aufgesucht, die in den Vorlesungen von Gelehrten europäischen Rufes geschult, in Ungarn eine geistige führende Schicht bildeten, deren Kultur immer am modernsten war. Zu Beginn zog Paris die ungarischen Studenten an. Seine Rolle übernahmen später die näher liegenden italienischen Universitäten, dann wurden Krakau, Prag und besonders Wien der Sammelpunkt der ungarischen Jugend, die ins Ausland zu gehen suchte. Das Interesse erstreckt sich seit dem 15. Jh. auch auf die deutschen, holländischen und schweizer Universitäten. Der Aufschwung des einheimischen Schulwesens schafft damit parallel wissenschaftliche Zentren, so daß das europäische Niveau der ungar. Kultur immer gesichert ist. Gemäß der großen Wichtigkeit der Frage haben die ungarischen Forscher schon früh begonnen, die Angaben zu erforschen und zu veröffentlichen, die den Umfang dieser Wanderung beleuchten. Auf diese Weise kamen in mehr oder weniger guter Verarbeitung die Matrikelbücher der ungarländischen Studenten an holländischen und deutschen Universitäten, in Krakau und zum Teil in Wien, und in der Veröffentlichung des vorliegenden Bandes der ungarischen Hörer an der Universität Padua und im Collegium-Germanico-Hungaricum in Rom zur Herausgabe. Eine erfreuliche Vermehrung der einschlägigen Veröffentlichungen ist der neue umfangreiche Band des Verf.s, der als Ergebnis jahrzehntelanger Forschungen das Verzeichnis der ungarländischen Studenten aller italienischen Hochschulen und Universitäten veröffentlicht und besonders durch seinen Reichtum an Angaben über das Mittelalter die bisherigen Kenntnisse übertrifft. Ein besonders großer Fortschritt ist, daß V. sich nicht begnügt, die bloßen Namen und zugehörigen Einzelheiten zu veröffentlichen, sondern auch versucht, das spätere Schicksal und das wissenschaftliche und sonstige Wirken der Persönlichkeiten aufzuklären. Der Mitteilung der eigentlichen Belege geht eine umfangreiche Einleitung voraus, die die Geschichte und Organisation der einzelnen Universitäten, das Leben der ungarischen Gruppen und die Studien der ungarischen Studentengruppe und jene wesentlicheren Ereignisse eingehend behandelt, die in bezug auf die Ungarn vorkamen. Ein sorgfältiger Index und eine genaue Bibliographie beschließt den Band, der sicher allen unentbehrlich sein wird, die sich mit den europäischen Beziehungen der ungarischen Geistigkeit befassen. Man muß hoffen, daß, wie die vorliegende Ausgabe, auch jene Angaben veröffentlicht werden, die bezüglich der ungarländischen Studierenden an deutschen Universitäten bisher fehlen. Dieses Material, das neben dem schon veröffentlichten beträchtlich ist, würde zur Vertiefung der Kenntnis der ungarisch-deutschen Beziehungen wirksam beitragen.

(St. B.)

65. Vértés, I.: *Kossuth Lajos hírlapírói pályája* (Die publizistische Laufbahn Ludwig Kossuths). Bp.: Fráter & Co. 1941. 24 S., 8°.

K. war nicht nur ein großer Politiker, sondern auch ein echter Publizist, stellt Verf. fest, und schildert seine Laufbahn, die in publizistischer Hinsicht mit den „*Országgyűlési tudósítások*“ (Parlamentsberichten) anfängt. K. war dann Redakteur der „*Pesti Hírlap*“ und anderer kleiner Zeitungen. In der Emigration entfaltet sich diese seine Veranlagung erst vollständig. In England haben seine Schriften einen riesigen Erfolg, sie verursachen einen Regierungswechsel, die Aufmerksamkeit der großen Welt wird dadurch auf Ungarn gelenkt. In seinem Werk „*Irataim az Emigrációból*“ (Meine Schriften aus der Emigration) erreicht K. dann die Vollendung auf dem Gebiet der Publistik.

(St. B.)

4. Volks- und Landeskunde.

66. Árpád, L.: *A magyar nép játéka* (Kinderspiele des ungarischen Volkes). Bp.: Franklin 1940. 136 S., 8°.

Wir haben eine Sammlung von Gesellschaftsspielen ungarischer Bauernkinder vor uns. Es sind Spiele, die oft durch märchenhafte Motive auffallen, oder sogar kleine Aufführungen von bekannten Volksmärchen sind. Oft dreht sich das Spiel um Ereignisse der ungarischen Geschichte und der Spielführer ist ein gewesener ungarischer Nationalheld oder eine bekannte Erscheinung der ungarischen Legenden- oder Fabelwelt. Dies Buch ist bestimmt, dem Städter die Frische und Poesie des Landes näherzubringen. Die Aufzeichnung der originellen und anmutigen Spiele soll sie vor dem Vergessenwerden bewahren.

(Zs. V.)

67. Balogh, K.: „*Római könyv*“ (Römisches Buch). Bp.: Kgl. Ung. Univ. Druckerei 1941. 2 Bde, 304 + 327 S., 8°.

Das mit Bildseiten reich geschmückte Buch, dem auch zwei Karten des Kaiserlichen Rom hinzugefügt sind, bringt in neuartiger, lebhafter Schilderung das Erlebnis Rom. Dem ehrfürchtigen Pilger, der mit einem reichen Wissen beladen das Land der Sehnsucht vieler betrat, erstehen bei Schritt und Tritt Bilder und Visionen der Vergangenheit, die das Heute verschwinden lassen und gerade dadurch sehr gegenwärtig und fast modern erscheinen, denn dieses bunte und bewegte Leben feinst und ausgeprägteste Kultur ist, wenn auch oft in anderen Formen, im Wesentlichen uns allen, die wir eine Kultur im Stadium ihres vielseitigsten Ausdrucks erleben, wohlbekannt.

(E. L.)

68. Gáspár, Gy.: *A visszatért Erdély utikönyve* (Reisebuch aus dem zurückgekehrten Siebenbürgen). Bp.: Franklin 1941. 72 S., 8°.

Die alten geschichtlichen Städte und wunderbar wechselvollen Gegenden des durch den zweiten Schiedsspruch zu Ungarn zurückgekehrten Siebenbürgen bieten dem Reisenden das schönste Programm, das man sich überhaupt wünschen kann.

Dieses Reisebuch von Gáspár bietet eine, wenngleich im Vergleich mit dem Reichtum des Materials vielleicht allzu kurzgefaßte, durch Städte- und Landbeschreibung und Zusammenstellung von Reiseplänen und Strecken doch gut brauchbare Hilfe zum ersten Bekanntwerden mit dem geschichtlichen, schönen „Klein-Ungarn“, Siebenbürgen.

(Gy. N.)

69. Graefe, J.: *Zur Trachtenkunde der Donauschwaben in Ungarn und den Nachbarstaaten*. (Studien zur Völkerkunde hrsg. von O. Reche und H. Plischke). Leipzig 1935. Bd. 9, 88 S., 8^o.

Verf. versucht nach einer geschichtlich-geographischen Einleitung die Tracht der Völker an der mittleren Donau, der Deutschen, Magyaren, Serben, Rumänen, Bulgaren, Schokacen und Bunjevacen vergleichend darzustellen. Aus der vorhandenen Literatur ist viel Material zusammengetragen, doch fehlt der Arbeit eine wesentliche Voraussetzung: die aus langer, unmittelbarer Anschauung gewonnene Kenntnis des Volkslebens im Südosten, so daß mancherlei Fehler unterlaufen und zur Frage selbst wenig Neues beigesteuert wird. Die wenigen Abbildungen sind zufällig ausgewählt. Da auch grundsätzliche Erörterungen über die Tracht und ihre Bedeutung für das Volkstum fehlen, läßt diese Dissertation unbefriedigt. (G.)

70. Györgypál-Eckert, J.: *Die deutsche Volkserzählung in Hajós, einer schwäbischen Sprachinsel in Ungarn*. Hamburg: Hansischer Gildenverlag. 158 S., 8^o.

Verf. trägt Begebenheiten, Bräuche, Sitten zusammen, beschreibt die Erzähler, die nach Brauch und Sitte lebenden Menschen, ihre Gewohnheiten, ihre Gesetze, denen sie widerspruchslos unterworfen sind, und daraus ergibt sich das lebendige Bild des Dorfes, das die Voraussetzung und der Nährboden ihrer Märchen und Erzählungen ist. Die aufgezeichneten Erzählungen und Märchen sind in der Hajóser Mundart dem Leser geboten. Sie sind voller zauberhafter, oft finsterer, abergläubischer Motive. Oft grenzen sie an den Bereich der Ballade. Die Arbeit bringt dem Leser das Dorf Hajós als ein organisches Lebewesen nahe. (Zs. V.)

71. Hienz, H.: *Quellen zur Volks- und Heimatkunde der Siebenbürger Sachsen* (Beiträge zur Kenntnis des Deutschtums in Rumänien, Bd. 1, hrsg. von R. Spek). Leipzig 1940. XVIII, 301 S.

Herausgeber dieser neuen Reihe, Dr. R. Spek, Direktor des Baron Brukenthal'schen Museums in Hermannstadt, weist in der Einführung darauf hin, daß es bisher für das Deutschtum in Rumänien kein Organ für größere wissenschaftliche Arbeiten gab. Diese Lücke sollen diese „Beiträge“ füllen. Er umreißt zugleich die wissenschaftlichen Aufgaben, die für die deutsche Volksgruppe in Rumänien (nach dem Gebietsstand von 1940) noch der Lösung harren.

Der erste Band dieser „Beiträge“, die „Quellen zur Volks- und Heimatkunde der Siebenbürger Sachsen“, will die gesamte wissenschaftliche Literatur, soweit sie die Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen des siebenbürgisch-sächsischen Volkstums und seine Beziehungen zur fremdvölkischen Umwelt betreffen, übersichtlich zusammenfassen. Er ist in drei Abschnitte gegliedert: Gesamtsiebenbürgen, Einzelgebiete und Einzelorte. Beim ersten ist auf die Nennung der eingehenderen Einzeldarstellungen verzichtet, da diese meist in den genannten größeren Arbeiten aufgezählt werden, bei dem zweiten und dritten hingegen ist Vollständigkeit erstrebt. Dabei ist der Begriff „wissenschaftliche“ Literatur sehr weit gefaßt, denn es sind auch zahlreiche volkstümliche Aufsätze in Zeitungen und Kalendern aufgenommen, ja auf die Erfassung solcher abgelegenen Veröffentlichungen ist — nicht mit Unrecht — oft besonders Wert gelegt worden. Die Zusammenstellung schließt mit dem Jahre 1937 ab. Ein alphabetisches Verfasserverzeichnis erleichtert die Benutzung dieser wertvollen Bibliographie. (G.)

72. Kodolányi, J.: *Baranyai utazás* (Fahrt durch die Baranya). Bp.: Bólyai Akadémia 1941. 110 S., 16^o.

K. gehört zu der Reihe der jungen ungarischen Schriftsteller, die mit heldenhaftem Mut es wagen, auf die Mängel des Dorflebens hinzuweisen. In der „Fahrt durch die Baranya“ zeigt er das Leben der armen, vernachlässigten ungarischen Bauern der Baranya, die kinder- und besitzungslos ohne Zukunft ihre Tage zu Ende mahlen. K. ruft zur Hilfe und Selbsteinkehr auf. (Zs. V.)

73. Kühn, H.: *Die Besiedlung von Kula und Porec auf der Kamevalherrschaft Kutjevo mit Auswanderern aus dem Deutschen Reich in den Jahren 1785—1787.* (Beiträge zur Geschichte der deutschen Siedlungen in der ehemaligen Gespannschaft Požega.) Zagreb 1936. 79 S., 8^o.

Diese Arbeit des Slawoniendeutschen H. K. behandelt die deutschen Siedlungen Kula (= Josephsfeld) und Poretsch im Poscheganer Kessel in Mittelslawonien. Die ersten neuzeitlichen deutschen Ansiedlungen erfolgten dort um 1750, die unter Josef II. einen großen Aufschwung nahmen. Wie die Namenslisten von 125 Familien beweisen, stammte die Mehrzahl der Ansiedler aus dem deutschen Südwesten, aus Luxemburg, Lothringen, dem Elsaß, der Pfalz und Hessen. Die Hälfte der Siedler mußte in den ersten Jahren nach der Ansiedlung die deutsche Aufbauleistung mit dem Leben bezahlen. Trotz der großen Sterblichkeit der Ansiedlungsjahre war jedoch der Kinderreichtum so groß, daß deutsche Tochttersiedlungen in der Umgebung angelegt werden konnten. Mundartproben und volkskundliche Angaben bereichern diese siedlungsgeschichtliche Arbeit, die quellenmäßig gut unterbaut ist. (G.)

74. Szabó, Cs. L.: *Erdélyben* (In Siebenbürgen). Bp.: Nyugat 1941. 120 S., 8^o.

Die mehrfache territoriale Ergänzung während der drei letzten Jahre hat natürlicherweise eine starke Gefühls- und Gemütsbewegung in der ungarischen Seele verursacht, und als Niederschlag dieser seelischen Begleiterscheinung scheint eine besondere literarische Art sich auszubilden. Eine Generation findet nach zwanzig Jahren wieder nach Hause, das könnte man als Überschrift über diese Literatur setzen. Der geschichtliche Hintergrund dieses Buches ist der Einmarsch der ungarischen Armee in Siebenbürgen. Das Jahrhunderte in sich fassende Geschichtsbewußtsein, die an die siebenbürgische Heimat fesselnden Fäden des Blutes und des Bodens, das Wiedererkennen des alten, bekannten Gesichts von Siebenbürgen unter den fremden Zügen, die sich während zwei Jahrzehnten eingepägt haben, neue Landnahme und Zurückkommen ins Alte, das sind die subjektiven seelischen Momente, die das Buch entstehen ließen. Hinter den Erlebnissen und Gefühlen aber erscheinen die großen Lebensfragen Siebenbürgens und des ganzen Ungartums: das völkische Zusammenleben in Siebenbürgen, der dortige Kampf des Westens und des Ostens, das Problem der geschichtlichen Sendung der ungarischen Nation im Donauraum. (Gy. N.)

5. Wirtschaft. Statistik. Bevölkerungslehre

75. Komoróczy, Gy.: *A kereskedelem és ipar Szent-István korában* (Handel und Gewerbe im Zeitalter Stephans des Heiligen). Bp.: Athenaeum 1938. 102 S., 1 Karte.

76. Huszti, D.: *Olasz-magyar kereskedelmi kapcsolatok a középkorban* (Italienisch-ungarische Handelsbeziehungen im Mittelalter). (Schriftenreihe des Italienisch-ungarischen Instituts in Rom.) Bp.: Kgl. Ung. Akademie d. Wiss. 1941. 128 S., 80.

Von den Verf. der beiden wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten hat zweifellos K. die schwerere Aufgabe übernommen. Die Quellen, die sich auf das Wirtschaftsleben Ungarns zur Zeit Stephans des Heiligen beziehen, sind außerordentlich spärlich, und so versucht Verf. auf Grund von Analogien, die die Nachbarvölker bieten, oder auf Grund der mangelhaften Quellen, aus weitgehenden Folgerungen, eine zusammenhängende Darstellung seines Forschungsgebietes zu geben. Nach einer kurzen Skizzierung der Waren und der Handelswege Europas fügt Verf. in dieses Gesamtbild die ungarischen Verhältnisse ein, beschäftigt sich mit dem ungarischen Innenhandel, mit der als annehmbar vorausgesetzten Entwicklungsstufe des ungarischen Gewerbes und stellt fest, daß das Stephansreich auch in wirtschaftlicher Hinsicht sich der europäischen Gemeinschaft anschloß.

H. arbeitet auf Grund eines viel größeren Quellenmaterials, und dementsprechend wird das von ihm bearbeitete Forschungsgebiet mit größerer Sicherheit und unter einem weiteren Gesichtskreis in Augenschein genommen. Der wirtschaftliche Einfluß Italiens war für die Entwicklung Ungarns im Laufe des Mittelalters ein sehr wesentlicher Faktor, und die Etappen dieser Entwicklung, die durch die Beziehungen zu Dalmatien einerseits und Venetien andererseits voneinander abgesetzt sind, untersucht Verf. besonders genau. Das Kapitel über das Wirken der in Ungarn angesiedelten italienischen Kaufleute, die Bedeutung des ungarischen Goldes in Italien, die Vertiefung der Beziehungen zur Zeit der Anjous, die Rolle der päpstlichen Zehntensammler im mittelalterlichen Ungarn sind die interessantesten Teile des Buches, das als eine wesentliche Bereicherung der ungarischen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur bezeichnet werden kann.

(St. B.)

6. Politik. Recht und Verwaltung. Sozialwesen

77. Bajza, J.: *A horvát kérdés* (Die kroatische Frage). Ausgewählte Studien. Hrsg. von Tóth, L. Bp.: Kgl. Ung. Univ. Druckerei. 529 S., 1 Bild, 80.

Die Entwicklung des ungarisch-kroatischen Verhältnisses wurde in den letzten Jahrzehnten der Staatsgemeinschaft immer schwieriger. Das friedliche Zusammenleben wurde Anfang des XIX. Jh.s von dem mit Kraft sich entwickelnden kroatischen Nationalismus und Illyrismus zerstört, und die beiden befreundeten Völker standen im Freiheitskampf der Jahre 1848—49 schon als Feinde einander gegenüber. Im Jahre 1868 kam die ungarisch-kroatische Aussöhnung — die das Zusammenleben der beiden Völker auf der alten Grundlage sichern wollte — wohl zustande, aber der Illyrismus und der ungarnefeindliche kroatische Nationalismus ließ keinen Frieden entstehen, sondern führte zu dauernden politischen Krisen. Vom Anfang des 20. Jh.s an wurde die Lage immer aussichtsloser. Die inzwischen herangewachsene junge kroatisch-nationalistische Generation verkündete die Notwendigkeit einer kulturellen und politischen Absonderung, von ungarischer Seite aber geschah nichts zur Klärung der Frage: die Politiker wagten nämlich ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung keine grundsätzliche Lösung der Krise, die öffentliche Meinung wiederum wiegte sich in Illusionen und war sträflich gleichgültig und unorientiert. J. Bajza war der Hervorragendste unter den Männern, die die trübe Zukunft der ungarisch-kroatischen Frage voraussahen. Schon ganz jung, um 1910, begann er sich mit dieser Frage

zu beschäftigen, erkannte, daß die südslavische Bewegung das Ungartum in seinem Bestand bedroht und weihte sein Leben der Aufgabe, zwischen den Kroaten und Ungarn, und dadurch in der ganzen Donaumonarchie, das alte Einverständnis herzustellen. Am Anfang seiner Karriere drang er immer tiefer in die Geschichte des kroatischen Volkes, seine Literatur, in seine politische und gefühlsmäßige Welt ein — durch seine Beziehungen zu den Besten der wissenschaftlichen und politischen kroatischen Kreise —, und kam zu der Überzeugung, daß die einzige Möglichkeit zu einer Wiederherstellung des ungarisch-kroatischen Verhältnisses eine den modernen Ansprüchen gemäße Reform des Ausgleichs vom Jahre 1868 ist. Die ungarische öffentliche Meinung wollte dies nicht einsehen; Bajza veröffentlichte infolgedessen eine Reihe publizistischer Arbeiten um die öffentliche Meinung und die Politiker aufzuklären. Tisza und seine Partei unterstützten die serbisch-kroatische Koalitionspartei, B. hingegen drängte zur Unterstützung der kroatischen Rechtspartei, weil er mit ihr einen Ausgleich für möglich hielt. Seine Bemühungen blieben erfolglos, der Umsturz trat ein, doch B. blieb seinen alten Idealen treu. Er glaubte fanatisch, daß Trianon-Ungarn kein endgültiger Zustand sei und daß auch Kroatien nicht lange im Verbanne des serbischen Staates bleiben werde. Er setzte also seine Tätigkeit fort und stellte sein überaus großes Wissen in den Dienst der kroatisch-ungarischen Verständigung und der Aufklärung der ungarischen öffentlichen Meinung. 1923 wurde er zum Professor der kroatischen Sprache und Literatur an der Budapester Universität berufen und in den folgenden Jahren befaßte er sich mit wissenschaftlichen und publizistischen Werken und mit der Erziehung einer neuen, in dieser Frage geschulten Generation. Er starb 1938. Die Ungar. Univ. Druckerei hat der ungarisch-kroatischen Freundschaft einen großen Dienst geleistet, als sie die wichtigeren Studien von B. sammelte und herausgab. Professor Tóth schrieb eine ausgezeichnete Einleitung und erleichterte dadurch dem Leser das Verständnis des Buches; er wählte auch mit großem Sachverständnis die Studien aus. Die Bibliographie der Werke des Verf.s stellte E. Supha zusammen.

(St. B.)

78. Ember, Gy.: *A magy. kir. helytartótanács ügyintézésének története 1724—1848.* (*Die Geschichte der Administration des Kgl. Ung. Statthaltereirates 1724—1848.*) Kgl. Ung. Archiv. Bp.: Sárkány 1940. 298 S., 80.

Verf. ist der beste Kenner der ungarischen Amtsgeschichte. In der vorliegenden Arbeit befaßt er sich mit dem Geschäftsgang des 1724 aufgestellten Statthaltereirates und geht mit der größten Sorgfalt auch auf die kleinsten Details ein. Seine Arbeit ist von grundlegender Bedeutung, nicht nur, weil sie alle Begriffe klärt, ohne deren Kenntnis die Geschichte der ungarischen Ämter nicht auf europäischem Niveau stehen könnte, sondern auch, weil hier ein archivarisches Material aufgearbeitet ist, das bisher infolge seines Umfangs und seines Charakters die Forscher zurückschreckte. Der ungarische Statthaltereirat bedeutet in der ungarischen Amtsgeschichte jene Übergangsepoche, in der sich die Entwicklung der alten, auf ständischen Grundlagen und persönlichen Verhandlungen ruhenden Verwaltung zu einer modernen, unpersönlichen, bürokratischen Tätigkeit, vollzog. Dieser Prozeß bildet den Hintergrund von E.s Arbeit, doch verwendet er in seiner Darstellung eine Menge von positiven Daten, und zwar von den Erlässen der Gründungszeit an über die Tätigkeit des Rates, der Ausschüsse, der Vortragenden- und der Hilfsämter bis zur Veröffentlichung der Personallisten der einzelnen Ämter hin. Die Kapitel, die die z. Zt. Josephs II. vollzogenen Änderungen behandeln, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Zu dieser Zeit wird nämlich in Ungarn der Staat zu jener Macht, die alle Zweige des menschlichen Lebens regelt, und die Verwaltung mußte sich grundsätzlich ändern, um dem

aufgeklärten Absolutismus und seinem fanatischen Vertreter, Joseph II., entsprechen zu können. Die Reformen brachten auch Neuerungen in den Geschäftsgang des Staatshalterates, beschleunigten das Verfahren, erweiterten den Befugnisbereich und legten die Grundlagen eines neuen Zeitalters. Verf. behandelt die Zeit von Joseph II. bis zum Freiheitskampf mit ähnlicher Gründlichkeit. Nach Lesung dieses Werkes bedauert man nur, daß ihm keine deutschsprachige Zusammenfassung beigelegt ist: denn die Feststellungen des Verf.s sollten alle kennen, die sich mit den Problemen einer zusammenfassenden, europäischen Amtsgeschichte befassen. (St. B.)

79. Lades, H.: *Die Nationalitätenfrage im Karpathenraum. Der österreichische Ordnungsversuch 1848/49.* (Volkstum im Südosten. Hrsg. von O. Brunner.) Wien: Wiener Verlagsgesellschaft 1941. 222 S., 80.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit der Entwicklung, die von dem ungarischen Verfassungsstaat des 18. Jh.s zum madjarischen Nationalstaat des 19. Jh.s führt. Die Ereignisse des Jahres 1848 veränderten die Beziehungen zwischen dem Madjarentum und den Nationalitäten sehr. Der Meinung des Verf.s zufolge traten die Nationalitäten spontan, nicht auf Betreiben Wiens, gegen den werdenden madjarischen Nationalstaat auf. Ihre Forderungen beruhten auf der Idee der Gleichberechtigung und standen in Zusammenhang mit den allgemeinen geistigen Strömungen, die in dieser Zeit in der Monarchie herrschten. Die Meinung der führenden Persönlichkeiten Wiens — Schwarzenbergs, Windischgräetzs oder Stadions — sowie der ungarischen Magnaten über das Nationalitätenproblem, die Wiener Entwürfe über eine Einschmelzung Ungarns in die Gesamtmonarchie, über eine Neuorganisation der Monarchie, über die Gleichberechtigung der Nationalitäten, das Ringen Stadions um eine Aufgliederung Ungarns nach Nationalitäten, das sind die interessantesten Kapitel des Werkes, das auf Grund bisher noch meist unbenutzter Quellen der Wiener Archive verfaßt wurde. Denkschriften, die die Haltung und Meinung der Ungarn, Deutschen und Slovaken schildern, ergänzen das Buch. (St. B.)

7. Kunst und Kunstgeschichte.

80. Bartha, D.: *Beethoven.* Bp.: Franklin 1939. 183 S., 80.

Verf. ist Professor für Musikgeschichte an der Hochschule für Musik in Budapest und Universitätsdozent. Als Kenner und Fühler vor allem der klassischen Zeit, aber auch künstlerischer Größe im Allgemeinen, will er hier mit Absicht eine für den Laien wie für den Fachmann neuartige Darstellung Beethovens entwerfen. Er ist bestrebt, die Zutate und Deutungen der Romantiker und vor allem Wagners von dem überlieferten Bild zu lösen, und kennzeichnet den Meister als den letzten Erfüller und Deuter der klassischen Formen der absoluten Musik. Freilich fällt ihm dabei manches aus dem Rahmen und namentlich der spätere Beethoven will sich nicht in diesen Grenzen halten; Verf. muß zugeben, daß, wenn auch nicht revolutionär und mit umstürzlerischer Absicht, aber dafür um so zwingender und unwiderruflicher die Formen im Laufe der Entwicklungen Beethovens erfüllt, gesprengt und aufgelöst werden und daß der Weg fast bruchlos zu den Romantikern führt.

Ein allgemeiner Teil gibt das Leben und menschliche Charakterbild des Künstlers. Zielbewußtsein, Arbeitswille, Ausdauer, ziemlich geordnete Lebensverhältnisse (die spätere Vernachlässigung wird im Wesentlichen auf die zunehmende Schwerhörigkeit und die sonstigen äußeren Umstände zurückgeführt), höfliche und gesellige Art werden als kennzeichnend hervorgehoben. Es folgt dann eine formale Gliederung

und Analyse der musikalischen Werke in zeitlicher Gruppierung, wobei eine Dreiteilung vorgenommen wird: die Zeit der Lehre (Mozart, Haydn, Ph. Em. Bach), die Klärung der Sprache nach dem bewußten Bestreben sich „immer simpler“ auszudrücken, und schließlich die Zeit der expressiven, freien Formen. Im zweiten Teile werden Stilprobleme erörtert und der Arbeitsmethode auf Grund sorgsam und geistvoll ausgewerteter Skizzenbücher und deren Vergleich mit den Werken nachgespürt. Die Skizzenbücher werden als eine Art musikalischer Wortschatzsammlung gekennzeichnet, wo der Künstler vielfach die während der gestaltenden Arbeit aufkommenden, dort als „störend“ bezeichneten Einfälle niedergelegt hat, um sie los zu werden, eines der wesentlichsten Beweise für den Formwillen im Gegensatz zum improvisierenden Schaffen.

Eine Bibliographie der wesentlichsten Werke über Beethoven und eine Zeittafel ergänzen das Werk. (E. L.)

81. Drescher, P.: *Régi magyar gyermekkönyvek, 1538—1875* (Alte ungarische Kinderbücher). Bp.: Magyar Bibliophil Társaság 1934. 133 S., 8°.

Als eine sowohl kulturgeschichtlich als auch künstlerisch gelungene Veröffentlichung der ungarischen Bibliophilen Gesellschaft ist das vorliegende Werk zu bezeichnen. Den kurzen und inhaltsvollen Text ergänzen wunderbare Bildbeilagen und eine wichtige bibliographische Zusammenstellung sämtlicher zwischen 1535—1875 erschienenen Kinderbücher. Das Werk registriert gewissenhaft alle Schulbücher, pädagogischen Werke und auch für die Kinder geschriebenen Bücher. (-i-n)

82. Kampis, A.: *Magyar faszobrok* (Ungarische Holzplastiken). Bp.: Officina 1939. 32 S., 16°.

Das kleine Buch, das zur Hälfte aus Bildern besteht, zeigt uns die Bildwerke ungarischer Holzschnitzkunst während der verschiedenen Jahrhunderte. Das Kruzifix von Mathéoc steht ganz am Anfang dieser Kunst. Es zeigt uns den wundenbedeckten Heiland, der an ein gabelförmiges Kreuz geschlagen ist. Dann folgt die Reihe der „schönen“ Madonnen, die durch eine ganz besondere Lieblichkeit gezeichnet sind. Krippen mit lächelnd betenden Madonnen, rührenden kleinen Tieren, singenden, posauneblasenden Engeln sind die nächste Stufe. Die Bildwerke des Leutschauer und Kaschauer Domes sprechen von einer künstlerisch hervorragenden Zeit, und sind Werke tief empfindender Künstler. Dann folgt der Barock mit wildbewegten Heiligenfiguren, wie z. B. dem Hl. Sebastian aus Eger, Gottvater und -Sohn aus der Kapelle des heiligen Florian und andere. Zwischen der barocken Holzplastik und der modernen Holzskulptur gibt es kaum eine Brücke. Die Künstler wenden sich nun eher dem Metall und den Tonformen zu. Nach einer Reihe von Künstlern, die das Holz als solches zu meistern suchten und sich doch nicht davon frei machen konnten, in Metall oder Ton zu denken, nahm der moderne siebenbürgische Künstler Eugen Szervatius mit an Barlach erinnernder Kantigkeit und Härte das Holz wieder in Besitz.

Das Buch zeigt diesen Zweig der ungarischen bildenden Kunst übersichtlich und in großen Zügen. Die Aufnahmen sind sehr schön. (Zs. V.)

83. Domanovszky, Gy.: *A szkitáktól a magyarokig* (Von den Skythen zu den Magyaren). Bp.: Officina o. J. (1938). 24 + 32 S., 8°.
84. Kovrig, L.: *Pannonia*. Bp.: Officina o. J. (1939). 31 + 32 S., 8°.
85. Szilágyi, J.: *Aquincum*. Bp.: Officina o. J. (1939). 35 + 28 S., 8°.

86. Somogyi, A.: *Székesfehérvár, művészet és város* (Stuhlweißenburg, Kunst und Stadt). Bp.: Officina o. J. (1939). 35 + 32 S., 8^o.
87. Trencsényi-Waldapfel, I.: *A régi Pest-Buda. Egykori képek és leírások.* (Das alte Ofenpest). Bp.: Officina 1937. 63 S., 8^o.
88. Drescher, P.: *A szép magyar könyv 1473—1938* (Das schöne ungarische Buch). Bp.: Officina o. J. (1938). 39 + 31 S., 8^o.
89. Bárányné, Oberschall, M.: *Magyar butorok* (Ungarische Möbel). Bp.: Officina o. J. (1940). 32 + 32 S., 8^o.
90. Ruzicska, I.: *A magyar porcellán* (Das ungarische Porzellan). Bp.: Officina o. J. (1940). 35 + 32 S., 8^o.

Der Verlag „Officina“ veröffentlicht in einer Reihe von kleinen, reichbebilderten Werken wertvolle Seltenheiten der ungarischen Kultur- und Kunstgeschichte, über alle Wissensgebiete und in der Interpretierung der besten Fachkenner, mit glücklicher Hand ausgesucht. In Inhalt und Form verdient diese Reihe mit den entsprechenden deutschen Ausgaben verglichen zu werden, wie z. B. den Inselbilderbänden, den Silbernen-Büchern oder der Reihe „Das Meisterwerk“.

Von den Neuerscheinungen möchten wir zuerst die kultur- und kunstgeschichtlichen Werke, wahre Erfolge der Buchdruckerkunst, hervorheben. Die Herausgeber der einzelnen Bände begnügen sich mit der Erklärung des reichen Bildmaterials und geben nur die nötigsten kulturgeschichtlichen Hinweise, und dann sprechen die schönen Bilder zu dem Betrachter.

Der erste Band entstand aus dem Material des ungarischen historischen Museums und veröffentlicht die ersten künstlerischen Dokumente der Skythen, dieses Nomadenvolkes, das im 7. Jh. auf dem heutigen Gebiet Ungarns lebte. — In dem zweiten Buch sieht man römische Vasen, kleine Standbilder, Tongefäße, Juwelen, Lampen und Wagenzierden, die wertvollsten Funde der römischen Kultur auf dem Gebiet des alten Pannonien. — Das dritte Werk schildert den heutigen Stand der Ausgrabungen in Altöfen, wo zur Zeit der Römer die an Bädern reiche Stadt Aquincum stand. — Das Heft „Székesfehérvár“ (Stuhlweißenburg) bietet in reicher Auswahl alles, was Stuhlweißenburg, diese alte Krönungsstadt der Árpáden, an Kunst und Kultur aufzuweisen hat. — Aus späteren Jahrhunderten der ungarischen Hauptstadt bekommen wir in selten vollendeter Schönheit und in seltenem Reichtum Bilder und Stiche. Von 1433 bis zum Ende des 19. Jh.s reichen die Bilder und die treffend ausgesuchten begleitenden Texte, die vom Leben der alten Stadt erzählen. Der Band ist die erste Nummer dieser Reihe, und tatsächlich einer ihrer besten Repräsentanten. — Es liegen noch drei Bände vor, die einen guten Einblick in das ungarische Kunstgewerbe geben. Das „schöne Buch“, Meisterwerke der ungarischen Buchdruckerkunst, enthält der eine Band, der andere zeigt die schönsten alten Möbel, den Stolz der adligen Schlösser und der würdigen Bürgerhäuser, in plastischen Aufnahmen und geschmackvoller Auswahl. — Der letzte Band zeigt die schönsten Meisterwerke der weltberühmten Herender Porzellanfabrik.
(L. H.)

8. Kirchen. Religion. Bildung. Unterrichtswesen.

91. Boda, I.: *A „magyarság“ mint lélektani kérdés* (Das „Ungartum“ als psychologische Frage). Bp.: Studium 1941. 30 S. 8^o.

Das Thema dieser Abhandlung ist die psychologische Untersuchung der viel erörterten Frage nach Wesen und Merkmal des Ungartums.

Verf. vertritt den Standpunkt, daß die allererste Forderung jeder Stellungnahme in dieser Frage das Schaffen einer höheren Synthese der verschiedenen biologischen, psychologischen, geschichtlichen, kulturellen und anderen Ungartumsbegriffe sei, unter dem gemeinsamen Begriffe der ungarischen Nation- und Staatseinheit. In diesem, von der einseitigen Betrachtungsmethode der Fachwissenschaft befreiten Bild des Ungartums müssen die bezeichnenden psychologischen Merkmale des Rassenungartums mit bestimmendem, entscheidendem Gewicht durchdringen. Das völlige zur Geltungkommen dieser Merkmale, welche die Garantie der ungarischen Nation- und Staatseinheit sind, muß als erste Aufgabe für die ungarische Erziehung und das ungarische öffentliche Leben gelten. (Gy. N.)

92. Jócsik, L.: *Iskola a magyarságra* (Zwanzigjährige Schule des Magyarentums). Bp.: Nyugat 1940. 180 S., 8°.

In der neuesten ungarischen Literatur nehmen die schriftstellerischen Rechenchaften über das Leben des Magyarentums während der zwei Jahrzehnte Fremdherrschaft einen nicht geringen Platz ein. Eine solche geistige Rechenchaft des 1938 heimgekehrten oberungarischen Magyarentums ist vorliegendes Werk. Sein Thema ist das Schicksal und der Kampf der jüngsten, in der Fremde aufgewachsenen ungarischen Generation.

Die ältere Generation brach unter der großen Wendung, die sie völlig unerwartet traf, beinahe zusammen; nur ihre Hoffnung blieb lebendig. Die Jugend, die in die Lebensform der Minderheit schon hineingeboren wurde, mußte selbst den neuen Weg des Zusammenlebens finden. Den hat sie in der strengen Selbstbildung, im Einreißen der gesellschaftlichen Schranken, in der Zuwendung zum Dorf und dessen völkischer Kultur gefunden.

Die Lebensform der Minderheiten wurde so für diese neue, junge Generation der Schöpfer einer neuen, wahreren Wirklichkeitsanschauung und — was vielleicht der wahre, innere Sinn dieses zwanzigjährigen schweren Schicksals war — eine Bildnerin des wahrhaftigeren, tieferen Magyarentums. (Gy. N.)

93. Kibédi Varga, S.: *Magyar és német filozófia* (Ungarische und deutsche Philosophie). Bp. 1940. II. Aufl., 24 S.

94. Ders.: Ungarische und deutsche Philosophie. (Übersetzung.) Bp. 1940. II. Aufl., 29 S.

Der harte Daseinskampf des Ungartums während seiner ganzen Geschichte, welcher in ihm mehr die soldatischen staatsaufbauenden und juristischen Elemente als die kontemplative, philosophische Begabung entwickelte, ist der eigentliche Grund seiner verhältnismäßig geringen Teilnahme an der europäischen philosophischen Forscherarbeit. In etwas ruhigeren Zeiten, so zum Beispiel gegen die Jahrhundertwende, finden wir aber — und dann auch ganz bedeutende — philosophische Versuche.

Ein solcher Versuch ist die Arbeit der mit der Badener Schule in enger Beziehung stehenden sogenannten Siebenbürgischen Schule. Das bedeutendste Werk dieser Schule, deren geistiges Zentrum die Klausenburger Universität war, ist die „Axiologie“ Karl Böhms (1906), die in den Mittelpunkt der Wertphilosophie als tragenden Begriff den Selbstwert stellt, und die Rechtfertigung dieses Selbstwertes mit einem, von ihm hypermetaphysisch genannten Vorgehen, auf ontologischer Grundlage versucht. Leider blieb, wie so viele andere große Schöpfungen des ungarischen Geistes, auch diese bedeutsame Arbeit wegen der sprachlichen Begrenztheit in den weiteren Kreisen wirkungslos und unbekannt. (Gy. N.)

95. Hets, J., Aurelian, O. S. B.: *A jezsuiták iskoldi Magyarországon a 18. szd. küszöbén* (Die Schulen der Jesuiten in Ungarn an der Schwelle des 18. Jh.s). Abhandlungen aus dem Gebiet der ungarischen Kulturgeschichte 38. Klausenburg-Szeged.

Die auf reichem Quellenmaterial fußende Dissertation stellt das ungarische Schulwesen des Jesuitenordens auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung dar. Die mittleren und höheren Schulen befanden sich im 18. Jh. fast völlig in den Händen der Jesuiten. Verf. hat eine nützliche Arbeit geleistet, als er, neben der bisher reich erschienenen Jesuiten-Literatur, das Erziehungssystem und die Ergebnisse der jesuitischen Universitäten, Akademien, Gymnasien, Seminare und Konvikte, und die sozialen und nationalen Verhältnisse der Studierenden bearbeitete. (St. B.)

96. Milleker, F.: *Geschichte des Banater Schulwesens unter Maria Theresia 1740—74* (Banater Bücherei LXX). Wrschatz: J. K. Kirchner 1940. 32 S., 8°.

Das kleine Heft rollt die Entwicklung auf, die das Banater Schulwesen infolge der Reform Maria Theresias genommen hat. Kennzeichnend für diese Entwicklung ist die Zunahme der Schulen und die Hebung des Unterrichtsniveaus. (St. B.)

Namen- und Sachverzeichnis.

Ungarische Jahrbücher Band XXII.

Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

- A**
- Aba 149f.
 Ábrán 144
 Actus Brunwilerensis 154
 Adam von Bremen 154
 Adame, Mme 176f., 185
 Adorján 144
 Adly, A. 164
 Aeneas Sylvius 164
 Ala-jontlu 148
 Albert, Herzog der Ostmark 161, 184
 Alpadus 159
 Alpár, I. 17f.
 Amandou 159
 Ammianus Marcellinus 156.
 Andrásy, Graf G. 57, 63, 260, 263, 285
 Andreanum 140
 Angyal, D. 19
 Anonymus 130f., 150, 154, 164
 Apponyi, Graf A. 183
 Arany, J. 5
 Aranyos-szék 139
 Ariost 163
 Arnim, B. v. 9
 Árpád, L. 353
 Asztalos, I. 338
 Asztalos, M. 140
 Auctuarium Arstense 154
 Aventinus 154
- B**
- Babits, M. 314—317, 332
 Backe 327
 Bácskai, S. 334
 Bajazid, Sultan 158
 Bajza, J. 27
 Bajza, J. 356
 Balázi 144
 Balogh, A. 343
 Balogh, J. 349
 Balogh, K. 353
 Balogh, P. 96
 Balti, A. 104
 Bamberg 257
 Bánffy, Graf D. 13
 Barabás N. 8
 Baranyai, Z. 332
- Bárányné, Oberschall, M. 320—326, 360
 Baráth, T. 184, 343f.
 Barclay 164
 Barczay 327
 Barta, St. 319f., 344—349, 350f., 356f., 362
 Bartha, D. v. 327
 Bartha, D. 358f.
 Batthyány, Graf K. 37, 56, 61, 63f., 67f.
 Batthyányi, Graf L. 56
 Becsene 148
 Beer, A. 80
 Belcredi 260, 263
 Béldy, Graf G. 14
 vitéz Béldy 328
 Benedetti 301
 Benkert, K. M. 95
 Beöthy, E. v. 56
 Berde, A. 9
 Berde, M. 6
 Berlin (Universität) 3f.
 Berlinismus 8
 Bernhadi, Fh. v. 264, 268f., 272f., 276, 278
 Berthe au grand Pied 159, 189
 Bertrandon de la Bockière 161, 184
 Besenyő 144
 Bethlen, Fürst Gabriel 2
 Bethlen, Graf Gregor 15
 Bethlen, Graf 296
 Betsány, Graf 164
 Beust 286, 309
 Bezerédy, St. v. 56
 Bismarck 257—309
 Blanchefflor, Königin 159
 Boda, I. 360f.
 Bodin, Jean 164
 Bohuss, R. 185
 Boldényi 174, 178
 Bolváry, G. v. 180
 Bornier 175, 185
 Boros, G. 17
 Boross, A. v. 331
 Boroszló 144
 Boros 327
 Bözödi, Gy. 338
- Brachfeld, O. 184
 Brájjer, L. 317
 Brassai, S. 8
 Bruck, K. v. 52, 80ff.
 Brunner, O. 358
 Bucsay, M. 332
 Bud 144
 Bular 143
 Bund Ungarischer Hochschüler, Berlin 1—28
- C**
- Cassai, G. M. 1
 Charmetz, R. 80
 Champagne, A. 180, 185
 Claretie 172
 Clémence, R. 173, 185
 Collegium Hungaricum 20
 Connert, J. 137, 141
 Coppée, F. 175
 Cosmas 133
 Cotta, G. v. 47
 Creed, V. 185
 Csaba 149f.
 Csáky, Graf 264, 266, 272f., 288f., 290, 294
 Csánki, O. 135
 Csárdás 177, 181, 183
 Császáz, E. 333
 Csigla-Feld 149
 csigla = gyepű 149
 Csik-szék 139ff.
 Csiky, K. 14
 Csoma von Körös, A. 310
 Csaplovics, v. J. 104
 Csorna 145
 Czörnig, K. 104
- D**
- Dandolo 153
 Darányi, O. 328
 Dauzat 155
 Deák, F. 95, 265, 286
 De Gerando 170f., 174, 185
 Desewffii, Graf Aurel 96
 Dessewffy, E. 55
 Deutsch-Ungarische Gesellschaft Berlin, e. V. 20, 326
 Diamant-Berger 177, 185

Diesterweg 6, 9f.
 Doering, v. 274, 293, 295,
 299
 Drescher, P. 359f.
 Drouyn-Lhuys 297
 Drygalski, v. 290, 306
 Dobilhoff, L. 342
 Domenovszky, A. 134, 296
 Domanovszky, Gy. 359f.
 Donászy, F. 344
 Doskar, E. 4
 Duđar 144
 Duka, Th. 311
 Dukony, M. 185

E

Eber 285
 Ecken 144
 Eckhardt, A. 152—185
 Eckhart, F. 345
 Edemen 149f.
 Elisabeth, die Heilige 158,
 184
 Elekes, L. 345, 349
 Eginhard 157
 Ember, E. 129.
 Ember, Gy. 357f.
 Erdélyi, J. 8, 28
 Erdélyi, L. 140
 Ertl, K. H. 97
 Eötvös, Br. J. 96, 166
 Esterházy, Graf J. 55, 61,
 260
 Exordia Scythica 154

F

Farkas, J. v. 3, 7, 20f., 38,
 327, 330, 333ff.
 Februar-Verfassung 260
 Fényes, A. v. 103ff.
 Ferstel von Forstenau, L.
 V. 54
 Fittbogen, G. 29—110, 311
 Fitz, J. 349
 Fleischmann 328
 König Florus 159
 Folberth, O. 330
 Földes, B. 29, 32
 Fontane, Th. 172
 Forster, K. 91
 Freisler 111
 Frhr. v. Freyberg 327
 Friedjung 286
 Friedrich Karl, Prinz von
 Preußen 294
 Franz Joseph, Kaiser 279

G

Gabain, A. v. 310f.
 Gabriel, A. 184
 Gáldi, L. 329, 344
 Galen, Graf 261
 Galeotto 163

Galla, F. 349
 Garašanin 267
 Garibaldi 277
 Gáspár, G. 353
 Gáspár, J. 2ff., 5f., 23
 Gasteiner Konvention 258
 Georgievitz 164
 Géresi, K. 17
 Gesellschaft der Freunde
 des Ungarischen Insti-
 tuts an der Universität
 e. V. 20, 326
 Gesta Ungarorum 130f.
 Glatz, E. 94, 97
 Gneist, R. 14
 Gobineau, Graf 181
 v. d. Goltz, Graf 258
 Gombos, A. 184
 Görgey 273
 Gottfried von Bouillon 158
 Govone, U. 266, 276, 296,
 302
 Graefe, J. 354
 Graf, A. 184
 Gragger, R. 20f., 185
 Greguss, A. 8f.
 Grimm, J. 5f.
 Große Belgische Chronik
 154
 Grossmann, L. 29f., 32, 60,
 79
 Grund, H. 349f., 354f.
 Gündisch, G. 330
 Gyalókey, E. 349
 Gyáros 144
 Gyerő 144f.
 Gyóni, M. 184
 Györffy, G. 129—151
 György 144f.
 Györgypál-Eckert, J. 354
 Győry, A. 8
 Győry, J. 184
 Gyulai, P. 11ff., 19

H

Haan, L. 8
 Halom 144f.
 Halond 144f.
 Halphen 154, 184
 Hajnik, K. 35
 Hankiss, J. 184f., 333
 Haraszthy, E. 349
 Harsany, Zs. de 178
 Hartung, F. 395
 Hartung, F. 345
 Hauptgemeinschaft auslän-
 discher Studierender 21
 Häusser, L. 29, 47
 Hauszmann, A. 14
 Hebbel, F. 163, 184
 Heckenast, G. 38, 95f.
 Hegel 4
 Hegeldebatte 4

Heinrich, G. 185
 Helfy 286
 Heller, A. 344
 Helmezy 95
 Henszlmann, E. 33f., 38,
 96, 99
 Herder 4
 Hets, J. Aurelian, O.S.B.
 362
 Hiienz, H. 354
 Hock, K. 78, 80
 Hodinka, A. 134
 Hoffmann, A. L. 164
 Hoffmann, E. 349
 Hoffmann, L. 314—318,
 331ff., 335f., 337ff., 341,
 359f.
 Höfken, G. 52
 Hóman, V. 129, 137, 140,
 307, 319
 Hont, F. 336
 vitéz Horthy v. Nagybánya,
 St. 127
 Horváth, E. 349
 Horvát, H. 317
 Horváth, H. 321, 349
 Horváth, J. 5
 Horváth, M. 36, 65ff., 79
 Houk, O. v. 331
 Humboldt, A. v. 16
 Hunfalvy, J. 9
 Hunnen-Chronik 130f.,
 148ff.
 Huszár, L. 349
 Huszti, D. 356

I

Ibsen, H. 173
 Irinyi, J. 9
 Isidor 153
 Iskóffium 322
 Islog 322
 ius regium 138

J

Jahrbuch von Fleury 157
 Jahrbuch von Metz 153
 Jahrbücher von Sankt
 Trudperti 154
 Jakab, E. 135
 Jakubovich, E. 133, 135
 Jancsó, L. 13
 Jánossy, D. 346
 Janus Pannonius 163
 Jány (Tretter), G. 59
 Jean Lemaire de Belge 162,
 184
 Jékely, Z. 338
 Jenej 143
 Jenő 144f., 146
 Jeszenák, Br. (Familie) 10f.
 Jócsik, L. 361
 Jókai, M. 16

Joó, T. 349
Joseph, Erzherzog (Palatin)
55, 61
Juhász, St. 345
Jurmati 143
Justinus 153

K

Kaji 148
Kalbrunner, J. 347
Kampis, A. 359
Kántor, L. 185
Karácson 144
Karácsonyi, J. 135, 140, 145
Kardos, T. 333f., 349
Karl von Hohenzollern-
Sigmaringen, Prinz 267
Karl, L. 184
Karl, Fürst v. Rumänien
285
Károlyi, Graf A. 16, 285
Károlyi, J. v. 327
Karvasy, A. 31
Kassai, S. 13
Káta-Geschlecht 145
Kataj 143, 145
Kazul 322
Keller 11
Kemény, P. 332, 351f.
Kenyeres, I. 334
Kér 146
Kerecsényi, D. 334, 349
Kerényi, F. 9.
Keresztury, D. v. 21, 314,
317
Kertbeny, K. M. 9, 16, 95
Keszi 146
Keyserling, Graf 181ff.
Kézai-Chronik 132
Kézai, S. 155
Kézdi-szék 139ff.
Kienast 266f., 271, 273ff.,
277, 280, 282, 286, 291,
292ff., 297f., 299f., 307
Kieselbach, F. M. 331
Kipcsak 143
Király, M. 184
Kiss v. Memeskér, N. 259f.,
269, 280f.
Klapka, G. 15, 270f., 273,
298
Klauzal, G. v. 56, 61, 73
Kleyle, J. v. 91
Kleyle, K. v. 91
Kleyle, S. v. (Löwenthal)
91
Klingsor 158
Klivényi, L. 122—128
Knieza, St. 139
Knoche 327
Kodolányi, J. 355
Kohl 275
Kolb 92, 100

Koller, F. 59
Komáromy, G. v. 266, 278
Komoróczy, Gy. 355f.
Konkoly-Thege, N. 14
Konstantinos Porphyro-
gennetos 130, 321
Kósa, J. 91
Kónyi, M. 286
Kossányi, B. 130
Kossuth, L. 6, 27, 35, 41,
62, 64, 78f., 162, 259,
263, 269ff., 274, 278,
280f., 287, 297, 303, 306
Koszó, J. 185
Kovács 292
Kovács, D. 18
Kovács, L. 334
Kovrig, L. 359f.
Kremer, v. 271
Krizsa, J. 4f.
Kudler 74
Kübeck v. Kübau, Frhr. C.
F. 61, 76, 81f., 84, 89
Kühn, H. 355
Kürt 144
Kürt-Gyarmat 146

L

Ladenberg 260
Lades, H. 358
Lakits, F. 18
La Marmora 275ff.
Láng, L. Br. 19
Lansinus 164
Lázár, E. 333, 337, 340ff.,
353, 358f.
Lechner, Ö. 14
Leitgeb, P. 185
Lelkes, St. 185
Lenau, N. 168ff., 173, 185
Lengyel, T. 274, 303
Leo der Weise 133, 157
List, Friedr. 29—110
Liszt, F. 8, 19, 171ff., 185
Lobinger, M. 334
Loesch, K. C. v. 314
Löher 164
Lónyai v. Beregh 55, 61
Lovass, J. 185
Ludvigh, J. 263, 297
Ludwig, Erzherzog 80
Lukács 63, 91f.

M

Macchiavelli 162
Madácsy, L. 334
Magyar, S. 342
Magyaren-Chronik 131
Majláth, Graf A. 57, 61, 91
Majláth, G. v. 57
Majláth, J. 96
Makkai, L. 344
Makkai, S. 338

Maksai, F. 347
Mályusz, E. 146f., 149, 347,
349
Márai, S. 339
Marcks, E. 263, 269, 279
Marjalaki Kiss, L. 136
Maros-szék 130ff.
Marquart, J. 130
Marsovszky, v. 331
Martin, der Heilige 158f.,
184
Martini 53
Matolcsy, A. 340
Maurikios 133
Meggyes 144f.
Meggyes-szék 139
Megyer 146
Mensdorff, Graf 257
Mentovich, F. 6, 8
Merkit 143
Metternich, Fürst 81
Michael, Fürst 267f.
Mijatev, P. 143
Mikolasch, J. 74ff., 101—
110, 164
Milleker, F. 349 362,
Mistler 175f., 185
Mittelstaedt, I. 257—309
Mogyoródy 280, 303
Moltke, H. v. 266
Mongul 143
Montluisant 159
Moravcsik, J. 133
Moróc, St. 10
Mühlbach, L. 12
Müller-Guttenbrunn, A. 163
Mundt, Th. 12
Münlich, A. 14
Mürküt 143
Musset, A. de 159

N

Nádasd-Geschlecht 145
Nádasdy, Graf L. 11
Nagy, Gy. 342f., 353, 355,
361
Nagy-ág 144
Nagy, J. 55
Nagyenyed, Universität v.
5f.
Naimann 143
Náznán 144
Németh, J. 129f., 134,
140f., 143f., 146f., 149
Németh, L. 340
Németi-Geschlecht 145
Novelli, J. 36
Nyék 146
Nyirő, J. 340

O

Oberschall, M. s. Bárányné
Oeser, Chr. 94

ogre 155
Orbai-szék 139ff.
Oreškovič, A. 267
Ország-Hviezdoslav 166,
185
Oslí-Geschlecht 145
Otto von Freising 160, 184

P

Pais, D. 131
Palotay, G. 320ff.
Pap, L. 13
Papp, F. 11f.
Papp, L. 14
Papp, Z. 1—25
Pauler, J. 133
Pázmándy, D. v. 14, 56,
176
Perczel 270
Peregrinus Hungarus 164
Pertz 25, 133
Pegir 323f.
Pesthy, F. 135
Péter 144f.
Petőfi, A. 4, 164
Graf Petőfy 172
Pink, P. 350
Pintér, J. 335f.
Pitrollfy-Szabó 327
Plomplom 296
Polonyi, N. 345
Pozson 144
Preßburger Mühlen-Aktien-
gesellschaft 58ff., 93
Prochaska, K. 85
Pukánszky, B. 4, 330f.
Pukánszky, Kádár, J.
336
Pulszky, F. 32, 37, 46, 53f.,
56ff., 67, 78, 80, 91f., 96,
266
Pusztay, A. 79f.

R

Ráday, Graf Gedeon 59
Radloff, W. 143
Radocsay 328
Rákoczi, Fürst F. II. 2
Ralston, W. R. S. 311
Raupach, H. 286
Rechberg 257
Reden, W. v. 81, 85
Redlich, J. 265
Regestrum Variensiense
Sasvár 136
Regino 153
Reguly, A. 9
Reiswitz, G. A. 264 274
285
Reményik, A. 317f.
Révész, K. 17
Ribyczka, R. 331

Ricasoli 278, 297
Riedl, F. 20
Rolandslied 156f.
Röll, v. 85
Roon 286f., 293, 295, 298ff.,
304ff.
Roosz, F. v. 331f.
Roosz, H. v. 320
Roth, M. 55
Rudorff 11
Ruzicska, I. 360

S

Sagitarii de Vagh 136
Sainte-Pierre 285
Salach-Zachár, I. 340.
Sándor, E. 135, 140, 149
Sappok, G. 351
Sárváry, A. 32
Sashegyi, O. 335
Saurès 181, 185
Sauvageot 176, 185
Saxo 154
Schedius, L. 96
Scheiter 292
Scherer, F. 350f.
Schiefner, A. v. 311
Schiller, H. 47
Schimscha, E. 347
Schmerling 260
Scholz, G. 14
Schorlemer-Alst 285
Schröer, T. G. 94
Schünemann, K. 129
Schüßler 297
Schutzbastei Metaphore
161ff., 184
Schüz v. 286, 288ff., 293,
298
Schwenk, H. 351
Sedlnitzki, Graf 54
Seherr-Thosz, Graf 258f.,
266, 287f., 296, 299f.
Seignobos 155, 184
Sely-szék 139
Seprőd 144
Sepsi-szék 139ff.
Seregdy 292
Siculi de Vagh 136
Sieghart, R. 29, 80, 83
Sik, S. 336
sikil 149
Simonyi, S. 296
Sipos, L. 185
Skófiium 322
Skofiumzieher 322
Slavici 166, 185
Solt, A. 349
Somogyi, A. 360
Somssich, Graf 177
spanyol varrás 323
Spek, R. 354
Springer, J. 103f.

Srbik, v. 279
Steinacker, G. 41
Stephanus et Dominicus
filii Benchench de genere
Siculorum 137
Stolberg, Graf 298, 301
Stoß-ins-Herz-Depesche
276
Sükösd, S. 8
Supha, E. 357
Surányi-Unger, Th. v. 328,
330
Sybel, H. 264, 266f.
Szabó 292
Szabó, Cs. L. 355
Szabó, G. 351
Szabó, L. 338
Szabó, P. 174
Szabó, St. 135
Szabó, Z. 342
Szádeczky Kardos, L. 134,
138f., 141
Szakács, M. 13, 15
Szalay, L. 96
Szamota, 184
Szárt 143
Szász, G. 13
Szász, K. 8, 337
Szathmáry, L. 349
Széchen 55
Széchen, Graf A. 55, 57, 61
Széchen, Graf N. 55
Szécheni 55
Széchenyi, Graf A. 54
Széchenyi, Graf St. 39,
61f., 89, 95
Székács, J. 4f.
Székely 149
Székelyszász 136
Szekfü, J. 184, 307, 321
Székler-Stühle 139ff.
Szemere, L. 317
Szemere, P. 96
Szent-Iványi, B. v. 1—25,
339f., 341f.
Szentiváni, M. 4f.
Szent-Királyi, M. v. 56, 59,
61, 63, 73
Szentpéteri Kún, B. 17
Szentpétery 130
Szeremlei, G. 4
Szidon, G. K. 185
Sziklay, L. 185
Szilágyi, A. 133
Szilágyi, J. 359f.
Szily, K. sen. 14
Szily, K. jun. 14, 327
Szitnyai, Z. 341
Szomoru 144
Szovát 144

T

Tacitus 152

- Takács, A. 321
 Takács, J. 8
 Takács, L. 13f.
 Takács, Z. 335
 Tarczi, L. 4
 Taubner, K. 4
 Tarján 146
 Tasnádi-Nagy, A. v. III—
 121, 327
 Telegd 144f.
 Telegdi-szék 139ff.
 Teleki, Graf Josef 17
 Teleki, Graf Julius 17
 Teleki, Graf L. 17, 96
 Teleki, Graf S. 14
 Teleuten 143
 Terbe, L. 184
 Terray, K. 8
 Thiele, J. C. v. 93
 Thile 305, 307
 Thury, J. 135, 146, 149.
 Thury, Zs. 341
 Tieck 6
 Tissot, v. 176, 185
 Tisza, K. 18f.
 Tisza, Graf St. 17f.
 Toldy, F. 3f., 6
 Tölösstamm 143
 török áros 322
 Tóth, A. 345
 Tóth, L. 341, 356f.
 Toth, Z. 133
 Trefort, A. 31, 96
 Trencsényi-Waldapfel, I.
 360
 Tsevre 323
 Tsin-Motiv 324
 Turóczi-Trostler, J. 185
- Türr, St. 266f., 269, 271f.
- U**
- Üchtritz, Frhr. v. E. 290
 Uckur 323
 Udvarhely-szék 139ff.
 Uj-ág 144
 D'Ulbach 181, 185
 Ungarischer Dolman 321ff.
 Ungarische Emigration 257,
 309
 Ungarische Kunststickerei
 320—326
 Ungarische Legion 270ff.,
 284—309
 Ungarischer Schutzverein
 64ff., 80
 Urbikios 133
 Usedom 264, 268f., 271,
 280, 286, 298, 302
- V**
- Vácman 144f.
 Vágó, Zs. 340, 353f., 355,
 359
 Vaja 144
 Vajda, F. 330
 Vajthó, L. 337
 Valjavec, F. 185
 Varga von Kibéd, A. 328,
 361
 Várkonyi, N. 337
 varró bulyák 322
 Vay, Graf (Familie) 10f., 14
 Végh, A. 327
 Végh, J. 349
 Veress, E. 350ff.
 Vértess, I. 353
- Vetter von Doggenfeld, A.
 15, 270, 290
 Viktor Emanuel 266
 Vinea Sicula 137
 Viszota, Gy. 61
 Voltaire, J. J. 157, 164,
 184
 Vörösmarty, M. 26
- W**
- Wachhusen, H. 164
 Walckenaer 155
 Wangenheim, v. 288, 292
 Warga, J. 4
 Wass, A. 338
 Weiße Hunnen 182
 Weitz, A. 326—329
 Wendel, H. 267
 Wertheimer 260, 269ff.,
 268, 271, 307
 Werther 260ff., 298, 300,
 304f. 307f.
 Wesselényi, Br. (Familie)
 10f.
 Wesselényi, Br. B. 6, 14
 Wesselényi, Br. N. 14, 59
- Z**
- Záborsky, A. 35
 Zalátnay-Stitz, G. 327
 Zechmeister, G. 93f.
 Zedlitz, Frhr. v. 78
 Zeyk, J. 11
 Zichy, Graf Felix, 57, 63
 Zichy, Graf Franz 59, 63, 93
 Zöld, F. 13
 Zollverein 41ff.



Magyar Tudományos Akadémia
Könyvtára *51368/1951* sz.

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

Inhalt:

- Béla von Szent-Iványi, Zoltán Papp: Hundert Jahre Bund Ungarischer Hochschüler Berlin. S. 1—82.
Gottfried Fittbogen: Friedrich List in Ungarn. S. 29—110.
Andreas von Tasnády-Nagy: Der Geist der ungarischen Verfassung. S. 111—121.
Ludwig von Klivényi: Neue Bestrebungen in den jüngsten ungarischen Gesetzen. S. 122—128.
Georg Györfy: Der Ursprung der Székler. S. 129—151.
Alexander Eckhardt: Das Ungarnbild in Europa. S. 152—185.
Julius von Farkas: Das Ungarnbild in der ungarischen Dichtung. S. 186—211.
Wolfgang Schlachter: Wirkungen von Sprachrhythmus und Satzmelodie im Lappischen. S. 212—256.
Isolde Mittelstaedt: Bismarck und die ungarische Emigration. S. 257—309

Kleine Mitteilungen und Anzeigen. S. 310—329.

- A. von Gabain: Dem Gedenken an Alexander Csoma von Kőrös.
K. C. von Loesch: Gottfried Fittbogen.
L. Hoffmann: Michael Babits.
L. Hoffmann: Alexander Reményik.
St. Barta: König Stephan der Heilige.
M. Oberschall: Osmanisch-türkische Elemente in der ungarischen Kunststickerei.
Weitz: Tätigkeitsbericht der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft.
Verbesserungen und Ergänzungen zum Aufsatz von L. Gáldi: Ungarisch-rumänische Kulturbeziehungen.

Bücherschau. S. 330—362.

Register S. 363.

BERLIN 1942

WALTER DE GRUYTER & CO.

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker. Sie erscheint im Auftrage der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft, Berlin.

Band XXII der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt drei Hefte. Der Preis beträgt RM 18.—, in Ganzleinen gebunden RM 20.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.
Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderabzüge.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw., werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Mitarbeiter des vorliegenden Heftes:

Stephan Barta, Prof. an dem Historischen Institut in Budapest

Alexander Eckhardt, o. Prof. an der Universität Budapest

Julius von Farkas, Berlin

Gottfried Fittbogen †, Schriftsteller und Privatgelehrter, Berlin

Annemarie von Gabain, Dozent, Berlin

Georg Györffy, Bibliothekar der Univ.-Bibliothek, Budapest

Ladislau Hoffmann, Schriftsteller, Berlin

Ludwig von Klivényi, Dr. jur., Kgl. ung. Richter, Budapest

Karl C. von Loesch, o. Prof. an der Universität Berlin

Isolde Mittelstaedt, Dr. phil., Berlin

Magda Oberschall, Schriftstellerin, Budapest

Zoltán Papp, Gymnasialdirektor, Mezökövesd

Wolfgang Schlachter, Dr. phil., Berlin

Béla von Szent-Iványi, Dr. phil. Lektor, Berlin

Andreas von Tasnádi-Nagy, Präsident des ungarischen Reichstags, Budapest

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von JULIUS VON FARKAS

ERSTE REIHE

1. Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur. Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei RM. 1.50
2. Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken. Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn. Von Karl Tagányi..... RM. 2.—
4. Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache. Von Theodor Thienemann RM. —.40
5. Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme. Von Herbert Schönebaum RM. —.80
6. Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone. Von Robert Gragger RM. 5.—
7. Eine altungarische Marienklage. Von Robert Gragger RM. —.50
8. Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert. Von Konrad Schönemann RM. 5.—
9. Geschichtliches im Nibelungenlied. Von Bálint Hóman ... RM. 1.50
10. u. 12. Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien. Band I-II. Von Andreas Alföldi RM. 2.— u. 9.—
11. Das ungarische Volkslied. Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag RM. 7.—
14. Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit. Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag RM. 20.—
15. Die ungarische Romantik. Von Jul. v. Farkas. RM. 5.—, geb. 6.—
16. Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts. Von Zoltán Gárdonyi RM. 6.—
17. Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern RM. —.50
18. Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933) RM. 7.—
19. Die Entwicklung der ungarischen Kultur. Von Gyula Kornis. RM. —.60
20. Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern RM. 2.—
21. Denkschrift für Zoltán von Gombocz 1877-1935 RM. 7.—
22. Das ungarische Zeitungswesen. Seine Entwicklung und heutige Struktur. Von Walter Raichle RM. 6.50
23. Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn. Von Ludwig Spöhr RM. 3.—
24. Zur ostseefinnischen Morphologie. Stammesalternation im Ostseefinnischen. Von Arno Bussenius RM. 7.—
25. Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes. Von Julius von Farkas RM. 10.—
26. Das Spiel vom Heiligen Stephan. Von Joseph Kuckhoff.
27. Ungarische Anthropologie. Von Béla Balogh Ludwig Bartucz RM 10.—
28. Friedrich List in Ungarn. Von Gottfried Fittbogen Im Druck
29. Der deutsche Bürger in Ungarn. Von Béla von Pukánszky.
Im Erscheinen

ZWEITE REIHE

1. u. 3. Ungarisches Privatrecht. Band I-II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen. Von Johann Nyulászi RM. —.60
4. Das ungarische Budgetrecht. Von Zoltán von Magyary .. RM. 1.—
5. Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege. Von Graf Kuno Klebelsberg RM. —.80
6. Die Sanierung Ungarns. Von Josef Sinz RM. 5.—
7. Das Volksvermögen Ungarns. Von Friedrich von Fellner RM. 5.—
8. Ungarns landwirtschaftsgeographische Gestaltung. Von Arno Winkler. RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. Bibliographia Hungariae

- Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache
- | | | | |
|--------------------------------------|---------|---|---------|
| Bd. I. Historica | RM 4.— | Bd. III. Philologica, Periodica | RM 12.— |
| Bd. II. Geographica, Pol.-oeconomica | RM 22.— | Bd. IV. Register | RM 8.— |

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

